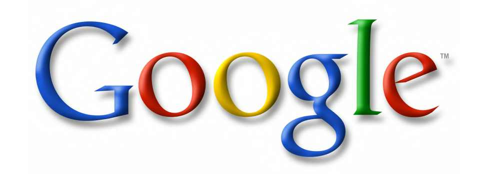
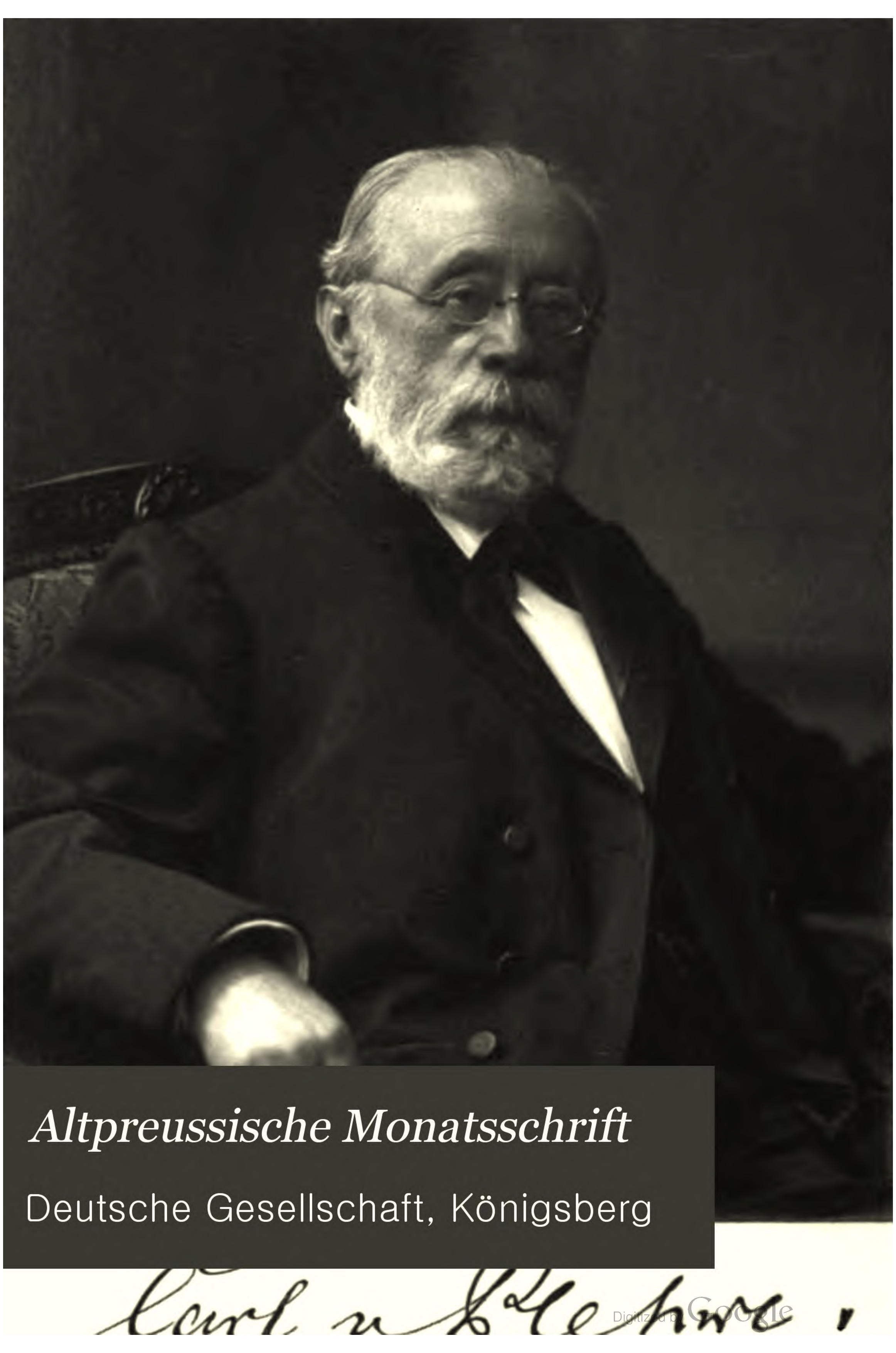





VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget



Altpreussische

Monatsschrift

neue Folge.

Der

Neuen Preussischen Provinzial-Blätter

fünfte Folge.

Herausgegeben

von

Rudolf Reicke.

Der Monatsschrift XLII. Band. Der Provinzialblätter CVIII. Band.

Erstes und zweites Heft.

Januar — März 1905.

Mit 1 Karte.

Königsberg in Pr.

Verlag von Thomas & Oppermann.

(Ferd. Beyer's Buchhandlung.)

1905.

Abonnementspreis für den Jahrgang Mk. 12,00.

Altpreussische Monatsschrift

neue Folge.

Der

Neuen Preussischen Provinzial-Blätter

fünfte Folge.

Herausgegeben

von

Rudolf Reicke.

Zweiundvierzigster Band.

Der Preussischen Provinzial-Blätter CVIII. Band.

Mit Beiträgen

von

H. Bonk, M. Bruhns, G. Conrad, A. Döhring, W. Feydt, E. Joachim, G. Krause, St. Kujot, E. Machholz, S. Mendthal, M. Perlbach, O. Schöndörffer, J. Sembritzki, G. Sommerfeldt, A. Warda, Wotschke,

Mit 1 Heliogravüre und 1 Karte.

Königsberg in Pr.
Verlag von Thomas & Oppermann.
(Ferd. Beyer's Buchhandlung.)
1905.

Herausgeber und Mitarbeiter.

Inhalt.

I. Abhandlungen.

II. Kritiken und Referate.

Inhalt.

III. Mitteilungen und Anhang.

Der Einfluss der ostpreussischen Eisenbahnen auf die städtischen und einige andere Siedelungen.

Von

W. Feydt.

[Fortsetzung.]

Als Proben:

Insterburg.

Die Verkehrslage dieser Stadt ist eine überaus günstige. Ihr verdankt sie ihre Bedeutung von jeher und auch noch heute. In Insterburg beginnt nicht nur die Pregelschiffahrt, hier ist auch, nachdem sich alle fächerartig zusammenlaufenden Quellflüsse des Pregels vereinigt haben, der letzte natürliche Übergang über den Fluß. Hier mußten daher die Straßen von Nord und Süd, ebenso wie die die Flußufer begleitenden, zusammenlaufen. Das haben die Landstraßen getan und ihnen sind die Eisenbahnen erst recht gefolgt. Insterburg hatte also von jeher regen Verkehr und reges gewerbliches Leben zu erwarten. Aber die Richtung desselben hat sich unter den mit der Zeit veränderten Verkehrswegen verändert, die Bedeutung mit ihrer Vermehrung und ungleich höheren Leistungsfähigkeit gewaltig gehoben. Insterburg war vor der ersten Eisenbahn Handelsstadt mit industriellem Anfluge, heute ist es Industriestadt mit einigen blühenden Handelszweigen. Der ehemalige Handel war in erster Linie Getreidehandel (1860 gab es 34 Getreidegeschäfte in der Stadt); außerdem Zwischenhandel mit Material- und Kolonialwaren aller Art von Königsberg nach den südlich und östlich gelegenen Städten der Provinz. Beide Handelszweige büßten ihre Bedeutung seit Eröffnung der Eisenbahnen ein, indem die Städte und Kreise ihre Waren mit Eisen-

bahn von Königsberg bezogen und ihr Getreide direkt dorthin schickten. (cf. Weiß, Pr. Litt. u. Mas. II, 257.) Jede neue Eisenbahn verringerte zunächst die frühere Handelsbedeutung, setzte aber regelmäßig an deren Stelle einen um so größeren Aufschwung der Industrie. Aber allmählich regte sich auch wieder der Handel. Seitdem die Thorn-Insterburger-Bahn die Ausfuhr nach dem weit entfernten Westen erschlossen hatte, bekam Insterburg einen Teil der Bedeutung als Stapelplatz auch für Landesprodukte zurück, da für so weit gehende Geschäfte eine Zwischenstation zwischen Produzenten und Verzehrer notwendig wurde. Ferner wurde die Aufschließung der immer von der Stadt abhängigen nächsten Umgebung, die man unter dem gewaltigen Zustrom aus weiter entfernten Gegenden arg vernachlässigt hatte, jetzt wo man diese Gebiete verlor, energisch vorgenommen: Erst durch Chausseen, dann durch Kleinbahnen. Wenn auch der Getreidehandel heute mit zehn Getreidegeschäften entschieden gegen die Vergangenheit zurücksteht, so ist doch der Produktenhandel ein recht lebhafter geworden. Ganz neu hinzugekommen ist ein äußerst gewinnreicher Handelszweig, der seine Existenz lediglich der Bahn verdankt, und das Gesamtbild des Insterburger Handels wegen seiner hohen Blüte auch gegen frühere Zeiten sehr günstig erscheinen läßt: Der Viehhandel. 15 Viehhändler exportieren heute aus Insterburg nach dem Westen per Bahn. In den letzten 20 Jahren sind jährlich ca. 60000 Stück Vieh abgesetzt; im Jahre 1902 gingen sogar 93253 Stück mit der Bahn ab!

Trotz alledem ist die Industrie für die Stadt wichtiger als der Handel; sie umfaßt heute 23 Arten von Unternehmungen und die Zahl derselben einzeln gerechnet beträgt 67.

Insterburg wird Station im Jahre 1860 mit der Eröffnung der Eydtkuhner Bahn. Allein zunächst erleidet die Handelsrichtung der Stadt keine Veränderung. Der Grund hierfür ist darin zu suchen, daß die Bahn denselben Weg einschlägt wie die Wasserstraße, auf der er sich bisher als der einzig möglichen bewegte. Andere Ausfuhrwege aus der Provinz zur Küste fehlen

auch nach 1860; der neu geschaffene bewirkt daher keine Ablenkung, sondern zunächst im Gegenteil eine Vermehrung der Zufuhren, so daß selbst die Schiffahrt von der Bahn anfangs Nutzen hat, die die gewaltigen Massen von Produkten bei dem vorläufigen Mangel an Betriebsmaterial so kurz nach ihrer Eröffnung allein gar nicht bewältigen kann.

	Es kommen an:	Es gehen ab:
1861:	10 397 to	10 165 to
1862:	13 310 „	10 114 „
1863:	15 831 „	12 848 „
1864:	18 334 „	12 080 „
1865:	19 895 „	11 573 „

1865 folgt die Zweigbahn von Tilsit nach Insterburg. Was an Getreide durch sie als Durchgangsgut für direkte Nutzung der Stadt verloren geht, steht in keinem Verhältnis zu dem Gewinn, den die Verbindung mit dem im Winter auf diesen Weg angewiesenen reichen Tilsit bringt. Die Zahl der ankommenden Güter geht etwas zurück, mit Ausnahme des Notstandsjahres 1868, wo sie die außergewöhnliche Ziffer 995 758 Ztr. erreicht und die Eisenbahn als Retter auftritt, die Lebensmittel aus anderen Gegenden herbeischafft.

Dagegen wächst die Ausfuhr.

	Es gehen ab:
1865:	11 573 to
1866:	13 022 „
1867:	19 718 „

Gleichzeitig beginnt der Bau der ostpreußischen Südbahn, die in dem folgenden Jahre bis Lyck verlängert wird. Sie ist die erste, die ohne irgend welchen Nutzen den Handel durch Verlust der Lycker Zufuhren schädigt. Die Zahlen der abgehenden Güter gehen 1868 und 1869 bedeutend zurück. Allein zu einem länger dauernden Rückgang oder auch einem Stillstand kann es nicht kommen, da schon einige Jahre später die Thorn-

Insterburger Hauptstrecke vollendet ist. Sie wird für die Stadt mindestens eine ebenso bedeutende Strecke wie die Eydtkuhner. Denn sie erschließt dem Handel einen neuen und äußerst wichtigen Ausfuhrweg für die ostpreußischen Landesprodukte nach Mitteldeutschland, zugleich aber bringt sie die Industrie zur vollen Entfaltung, die aus dieser Verbindung mit dem eigentlichen Zentrum der deutschen Industrie andauernd den größten Vorteil zieht.

Es kommen an:			Es gehen ab:		
1870:	15 580	to	1870:	23 714	to
1871:	20 968	"	1871:	24 297	"
1872:	35 445	"	1872:	22 393	"
1873:	37 284	"	1873:	28 655	"
1874:	57 166	"	1874:	31 353	"

Auch die Verlängerung der Tilsiter Strecke bis nach Memel lenkt immer größere Gütermassen über Insterburg und setzt es mit einem neuen Ausfuhrhafen in direkte Verbindung. Wichtiger noch ist die Bahn von Insterburg über Goldap nach Lyck, die die schädliche Wirkung der Südbahn, was aus deren Klagen in diesen Jahren ersichtlich, aufhebt, da sie den ganzen Grenzstreifen bis Lyck in zeitgemäße Verbindung mit der Insterburger Industrie setzt.

Es kommen an:			Es gehen ab:		
1887:	43 623	to	1877:	20 996	to
1878:	51 144	"	1878:	22 617	"
1879:	53 335	"	1879:	26 710	"
1880:	59 859	"	1880:	32 179	"

Unter dem Zusammenwirken aller dieser Bahnen entwickelt sich Insterburg seit dem Jahre 1880 zu einer bald die 20 000 überschreitenden Mittel-, für Ostpreußen großen Stadt, in der die Industrie und der Handel obenan stehen, die aber in dieser Zeit auch als Garnisonstadt infolge der sich kreuzenden Eisenbahnen eine erhöhte Bedeutung gegen die früheren Zeiten bekommt.

Es kommen an:		Es gehen ab:	
1883:	61 911 to	1884:	27 059 to
1884:	64 777 „	1887:	34 259 „
1886:	74 882 „	1897:	40 271 „
1895:	80 615 „	1898:	47 515 „
1900:	95 601 „	1901:	44 207 „

Schließlich kommen in neuester Zeit noch die Kleinbahnen hinzu. Ihre Eröffnung hatte lange auf sich warten lassen. Denn gleich nach Erlaß des Gesetzes vom Jahre 1892 hatte die Handelskammer den Plan, von Insterburg Kleinbahnen zu bauen, gefaßt, um die Produkte der Landwirte auch aus der über die Kreisgrenzen hinausgehenden Umgegend der Stadt hierher zu lenken und dieselben zu veranlassen, fortan ihre Futter- und Düngemittel auf diesem Wege zu beziehen. Vier Linien: nach Mehlauken, Skaisgirren, Kraupischken und Angerburg schienen am notwendigsten und in der Rentabilität durchaus sicher, handelte es sich doch überall um die denkbar fruchtbarsten Landstriche! Im nächsten Jahre wurde auch ein Komitee gewählt, das die Kleinbahnfrage weiter fördern sollte, allein bis zum Jahre 1896 war von den Arbeiten desselben nichts zu spüren. Erst in diesem Jahre erwachte die Kleinbahnangelegenheit durch eine Versammlung der Interessenten in Insterburg aus mehrjährigem Schlummer, im Jahre 1897 petitionierten die Insterburger Kaufleute, die also doch ein reges Interesse daran haben mußten, um den Ausbau der projektierten Strecken, der denn auch am 20. Mai 1898 von dem Kreistage beschlossen wurde. Am 25. Juni 1900 konstituierte sich zu Königsberg die Insterburger Kleinbahnaktien-Gesellschaft, die den Bau und Betrieb von Insterburg nach Trempen-Lindenhof, nach Skaisgirren-Mehlauken-Piplin und Kraupischken-Ragnit bezweckte. Der Bau wurde auch alsbald begonnen. In Insterburg wurde zwischen Stadtpark und Staatsbahngeleise ein geeigneter Ort für den Kleinbahnhof gefunden, dessen Bau 1901 mit dem größten Teile der genannten Strecken beendet war. Im Jahre 1902 erfolgte die Eröffnung des Betriebes auf allen dreien. Was man aber

auch noch im 20. Jahrhundert in bezug auf die Beurteilung von Eisenbahnen erleben kann, beweist der Kleinbahnbericht nach der ersten Betriebszeit: „Nach Überwindung der ersten Kinderkrankheiten des Betriebes und eines anfänglich vorhandenen passiven Widerstandes eines Teiles der ländlichen Bevölkerung gegen das neue Verkehrsmittel hat die Benutzung der Kleinbahnen sich in erfreulicher Weise gehoben und wird der Wert der durch sie geschaffenen Verkehrserleichterung allmählich in immer weiteren Kreisen erkannt und gewürdigt.“ Die Kleinbahn benutzt in der Stadt den Zug der Gumbinner Straße, wo sie die Bahnhofstraße schneidet, am Hotel de Russie ist eine Haltestelle; dann geht sie auf der Gumbinner Chaussee weiter. Mehrere Brückenbauten über Angerapp und Inster erwiesen sich als notwendig und haben wohl die Eröffnung etwas verzögert. Diese selbst wurde am 1. August 1902 festlich begangen. Allmählich stellte sich jedoch besonders für den Güterverkehr die Notwendigkeit der Anlage einer Haltestelle am Pregeltor heraus, da hier eine große Anzahl industriell wichtiger Anlagen sich befinden; sie wird ohne Frage erfolgen, wiederum ein Beweis dafür, in wie engem Zusammenhang Bahn und Industrie stehen. Berechnet doch die Spinnereifabrik ihre Ersparnis an Frachten durch diese Anlage auf 2250 Mk. im Jahre.

Im Zeitalter der Eisenbahnen hat sich die Bedeutung der Schiffahrtsstraße gewaltig verändert. Ehemals die einzige Ausfuhrstraße und darum die Lebensader des Insterburger Handels hat sie durch die Konkurrenz der Eisenbahnen ebenso wie durch ihre Versandung an Bedeutung sehr verloren. In den Jahren 1867—1871 hält sie noch ungefähr der Bahn das Gleichgewicht, dann aber verliert sie fast alle Bedeutung für den Export. Zwischen Staatsverwaltung und Stadtverwaltung entbrennt deswegen ein heftiger Streit. Der Staat geht zu weit, wenn er zeitweise meint, Aufwendungen für die Pregelstraße lohnten nicht, da sie lediglich durch die Eisenbahnen ihre Bedeutung verloren habe, dieselben Schiffahrtsschwierigkeiten immer schon bestanden hätten und sie deshalb konkurrenzunfähig sei. Die

Handelskammer geht zu weit, wenn sie allen Rückgang, den einzelne Handelszweige, namentlich der vor 1860 den Grund zu Insterburgs Handelsblüte legende Getreidehandel, seitdem erlitten habe, lediglich dem schlechten Zustand der Wasserstraße zuschiebt. Jener berücksichtigt anfangs zu wenig, daß einer leistungsfähigen Wasserstraße noch immer Produkte genug übrig bleiben, die sie ihrer Natur nach trotz aller Eisenbahnen aufsuchen müssen; diese bedenkt nicht, daß mit der allmählichen Aufschließung der Provinz durch Eisenbahnen, selbst durch die in Insterburg kreuzenden, ein direkter Stationsversand besonders des Getreides nach den Ausfuhrhäfen oder nach dem Westen möglich geworden ist, ohne Insterburg als Zwischenhandelsort mehr in Anspruch zu nehmen.

Man kann daher die Bedeutung der Wasserstraße für Insterburg heutzutage etwa folgendermaßen bezeichnen: Früher der einzige Ausfuhrweg, ist sie jetzt nur eine von vier möglichen für ein kleineres, dafür aber viel intensiver ausgenutztes Hinterland; bei der Natur eines Teiles der aus demselben zum Versand kommenden Güter: Ziegel, Heu, Steine, Getreide, muß ihr im guten Zustande eine selbständige Bedeutung zugesprochen werden, obwohl dieselbe der der Eisenbahnen infolge der von der Natur gesetzten Schranken und bei dem dreifachen Übergewicht derselben nie auch nur annähernd gleichkommen kann.

Die Regierung hat daher den richtigen Weg eingeschlagen, wenn sie es sich zum Ziele gesetzt hat, durch dauernde Stromarbeiten den früheren Wasserstand zu erhalten, wenn sie dagegen auf die Forderung der Insterburger einen Kanal von Wehlau bis Insterburg anzulegen nicht eingegangen ist. In dem Werke Memel-Pregelstraße II p. 516 ff. finden wir folgendes, aus einer genauen Kenntnis und Erwägung aller Umstände gewonnenes, fachmännisches Urteil: „Die Aufwendung sehr bedeutender Geldsummen für die Förderung des Wasserverkehrs etwa durch Kanalisierung des Oberpregels von Wehlau bis Insterburg oder durch Anlage eines Schiffahrtkanales auf derselben Strecke wäre nach den Vorermittelungen wirtschaftlich nicht zu rechtfertigen."

Betrachten wir nun den Gang, den Handel und Industrie genommen haben, im einzelnen, um an vielen Beispielen den ganz besonders deutlich wahrnehmbaren Einfluß der Eisenbahnen kennen zu lernen!

Wie aller Orten regte sich neues Leben in Insterburg auch schon vor dem Eröffnungstage der Bahn. Schon der Bau brachte manchen Vorteil. Die Ziegeleien erzielten durch Lieferung für denselben schon 1859 ein sehr günstiges Resultat, wichtiger war es für den Ort, daß sofort Chausseeprojekte erörtert wurden, um die Lage an der großen Verkehrsader genügend auszunützen. Die Chaussee nach Tilsit wurde fertig gestellt; namentlich nach Süden hin, nach dem reichen Angerburger Kreise strebte man in den nächsten Jahren Chaussee zu bekommen[1]). Die Zufuhren von Landesprodukten hoben sich mit der Bahneröffnung. Namentlich Sämereien kamen in Massen aus der Provinz und wurden sofort auf der Eisenbahn fortgeführt. Das Angebot genügte nicht einmal der Nachfrage. Die vorhandene Eisengießerei vermehrte mit der Bahneröffnung ihre Arbeitskräfte ganz erheblich, unausgesetzt trafen bei ihr Bestellungen für landwirtschaftliche Maschinen ein; eine neue Stärkefabrik wurde schon 1860 gegründet. Auch im folgenden Jahre strömten die landwirtschaftlichen Produkte in immer steigender Menge nach den Bahnhöfen der Ostbahn, vornehmlich nach dem Insterburger; selbst die masurischen Kreise verkauften lieber nach Insterburg als direkt nach Königsberg. Die Eisengießerei gewinnt ein immer größeres Absatzgebiet in der Provinz; das Lumpengeschäft für den Regierungsbezirk Gumbinnen konzentriert sich immer mehr auf Insterburg, wohin die Kleinhändler des Hinterlandes

---

1) Die Behauptung Schmidts. Angerburger Kreis p. 212: „Insterburg kann nur durch die projektierte Tilsit-Insterburg-Angerburger-Zweigeisenbahn ein wichtiger Handelsort für die hiesige (i. e. Angerburger) Gegend werden, niemals aber, so lang der Verkehr der letzten nur durch Chaussee vermittelt wird“, sollte sich bald nach Ausbau derselben als trügerisch erweisen. Nach Herstellung der Südbahn teilte Insterburg freilich die Stellung als Ausfuhrort für die Produkte dieser Gegend mit Lötzen, weniger mit Gerdauen.

gegen gute Zahlung liefern. Der Versand findet direkt nach den Papierfabriken des Zollvereins statt. Die Bahn ermöglicht die fabrikartige Herstelluug von Schuhwaren, die nun in der ganzen Provinz abgesetzt werden. Die Tischlerei sucht sich durch Aneignung besserer, ihr erst jetzt bequem zugänglicher Muster zu vergrößern. Schon im Jahre 1862 beschließt man eine städtische Gasanstalt zu bauen. Die Maschinenflachsgarnspinnerei geht jetzt erst einer bedeutenden Zukunft entgegen, wo sie das Rohmaterial per Bahn aus dem Oberlande und dem benachbarten russischen Reiche beziehen kann. Aber auch die Verbindung mit Litauen und Masuren wird besser. Man erkennt schon die Notwendigkeit der Bahnen dorthin; vorläufig aber ist man zufrieden, daß seit der Bahneröffnung in allen Kreisen der Chausseebau eifrig gefördert wird. Die Kohlen für den erweiterten Industriebetrieb bezieht Insterburg schon damals durch die Bahn, allein man klagt über die hohen Frachten. Kohlen werden von Insterburg aus bis nach den masurischen Städten versandt. Die Knochenmühle verarbeitete 1863 8000 Ztr. Knochen; die Flachsspinnerei wird erweitert und als sie abbrennt, in noch größerem Maßstabe aufgebaut. Da in der Provinz der Flachsbau nachläßt, wird sie ganz von der Eydtkuhner Bahn abhängig, die ihr aus Rußland das beste Material liefert. Bei der bedeutenden Bautätigkeit sieht sich das Baugewerbe gezwungen, den Kalk von weiterher zu beziehen. Die Bahn ermöglicht es, in Schlesien und Rüdersdorf Bestellungen zu machen, während die Schätze Masurens wegen des schwierigen Transports ungenutzt bleiben.

Fünf Kreis-Chausseen sind 1863 in Angriff genommen, die Nordenburger ist fertig, die eine besonders produktenreiche Gegend aufschließt. Das Jahr 1864 bringt wieder neue Industrie: Eine Dachpappenfabrik, eine Fabrik für Seilerei und Hanfgewebe und eine Holzschneidemühle, die sich als äußerst notwendig erweist. Der infolgedessen steigende Kohlenbedarf kann nur durch die Bahn gedeckt werden, da der Wasserstand des Pregels zu niedrig ist. Die Tilsiter Bahn erweist sich in dieser

Beziehung gleich nach ihrer Eröffnung sehr nützlich, nachdem schon ihr Bau Nutzen und Verdienst mancherlei Art gebracht hat. Im Jahre 1866 werden die folgenden Bahnen schon als Verpflichtungen des Staates hingestellt. Im Vordergrund des Interesses steht natürlich die große Bahn nach dem Westen. Man weiß den genialen Gedanken der großen deutschen Querbahn bis nach Kassel vollauf zu würdigen, denn man will eine gute Verbindung mit Mitteldeutschland haben, die man bei schlechten Ernten dort und guten hier zu brillanten Absatzgeschäften, im umgekehrten Falle wie z. B. bei einer schlechten Kartoffelernte in Ostpreußen zur Deckung des Notbedarfs benutzen kann. Überhaupt ist man der Ansicht, daß die neuen Schienenwege, namentlich auch die Tilsiter Bahn wesentlich dazu beigetragen haben, den Handel mit Produkten des Ackerbaues zu bessern, indem sie den Vertrieb des Getreides in die ferneren Gegenden Deutschlands zu weit besseren Preisen ermöglichten, als früher durch die Ausfuhr zur See zu erreichen gewesen. Außerdem hat sich ein ganz neuer Handelszweig in dem Absatz von Schlachtvieh nach dem Westen, besonders nach Berlin eröffnet, der in der reichen Umgegend der Stadt in kurzer Zeit hohe Bedeutung gewinnt. Wenn nun eine Bahn in gerader Linie von Insterburg nach Thorn mit Anschluß durch ganz Deutschland eröffnet und der große Umweg der Ostbahn vermieden wird, wie andere Handelsbeziehungen lassen sich da ermöglichen, wie viel vorteilhafter muß der Absatz, wie viel günstiger die Lage der Industrie schon allein durch leichteren Kohlenbezug aus Schlesien werden? Soll diese Bahn ein neues Absatzgebiet erschließen, so scheint doch die Aussicht auf eine Bahn nach Lyck ebenso verlockend, da sie das durch die Südbahn zum Teil verloren gegangene Hinterland wieder gibt; sie durchschneidet, worauf man schon 1865 aufmerksam macht, vier stark produzierende Kreise und verbindet vier Grenzstädte direkt mit Insterburg.

In den folgenden Jahren entwickelte sich u. a. ein bedeutender Papierhandel. Vermöge der günstigen Lage Inster-

burgs als Eisenbahnknotenpunkt gelang es, in Papier und Papierwaren einen guten Absatz nach auswärts zu erzielen und viele Orte der Provinz von hier aus zu versorgen. (Handelskammer 1885.) Zustände längst verklungener Zeiten schienen wiederkehren zu wollen. Das Brauereigewerbe, im 16. und 17. Jahrhundert der Hauptnahrungszweig der Einwohner, gewann nach Ausbau des Eisenbahnnetzes eine immer höhere Bedeutung nicht nur für die Stadt, sondern auch für die Umgegend. In fünf Brauereien werden um die Mitte der 80er Jahre 40 000 Hektoliter Bier gebraut und meist nach auswärts abgesetzt! (Jahrbuch der Gewerbekammer 1886/87). Die Maschinenspinnerei beschäftigte schon im Jahre 1888 300 Arbeiter, sie bezog ihren Bedarf, über 900 000 Kilogramm jährlich, bereits vollständig aus Rußland über Eydtkuhnen. Für die Umwandlung des Geschäftslebens war das folgende Jahr ein deutliches Beispiel. Früher hing aller Gewinn, aller Wohlstand vom Getreidehandel ab. In diesem Jahre liegt derselbe infolge schlechter Ernten und geringer Zufuhren ganz darnieder. Aber die Industrie bleibt trotzdem nicht ohne lohnende Beschäftigung und der gute Absatz von Vieh und anderen Produkten deckt die dringendsten Bedürfnisse der Landwirte, die Insterburgs Hauptkäufer sind. Also nur mittelst der Eisenbahn hält man sich auch bei Notlagen über Wasser. (Handelskammer 1889.) Das Jahr 1890 brachte eine neue Erweiterung der Aktienspinnerei; es wurden neue Maschinen angeschafft, für 725 000 Mk. Flachs- und Werggarn versponnen, 97 000 Mk. Arbeitslöhne gezahlt. So große Massen finden infolge der nach allen Seiten günstigen Verbindung dennoch glatten Absatz im Inlande. Die Ausfuhrhäfen über See nach dem Auslande werden also direkt gemieden. Wir übergehen weitere Einzelheiten und geben, um nicht zu ausführlich zu werden, nur noch einen Überblick über den Stand von Handel, Industrie und Gewerbe im Jahre 1902, wo wiederum der Zusammenhang mit der Eisenbahn besonders berücksichtigt werden soll.

Das Getreidegeschäft wird seine alte Blüte aus den schon

angeführten Gründen nicht mehr erlangen, es wird sich jedoch durch den Kleinbahnbau vergrößern lassen. Ein lohnender Export nach dem Westen auf der Thorner Bahn wird immer von den Frachtsätzen abhängen; in Jahren mittelmäßiger Ernten dort, guter hier wird er eine hohe Bedeutung erlangen können.

Die ganze Industrie ist von den Bahnen schon um des Kohlengeschäftes willen abhängig. Dieses hat durch die Ausbreitung jener mit der Zeit eine selbständige Bedeutung erlangt, wenn auch die Versorgung der masurischen Städte mit den Bahnen dorthin aufgehört hat. Die Handelskammerberichte betonen ganz besonders, daß fast aller Kohlenbedarf aus Schlesien und auch von Memel, Tilsit und Königsberg größtenteils per Bahn kommt.

Ebenso sind die Bauunternehmer von den Bahnen abhängig, die das Holz aus den großen Schneidemühlen, aus Tilsit, Wehlau und Ragnit, verarbeitet nach Insterburg transportieren. Wenns nach Passarge (Aus balt. Landen 305, 306) gegangen wäre, hätte Insterburg allerdings für den Holzhandel noch eine ganz andere Rolle spielen müssen. Er schlägt eine Regulierung der Inster, Kanalverbindung derselben mit der Memel und Regulierung der Angerapp vor. Wenn so das Rohmaterial bequem aus Rußland und Masuren nach Insterburg kommen könnte, würden allerdings die Bedingungen zu einer mächtigen Holzindustrie und Handel gegeben sein, da kein Ort so gut geeignet sein würde, die verarbeiteten Hölzer nach allen Richtungen zu entsenden wie dieser östliche Eisenbahnknotenpunkt. Insterburg hat den Vorteil günstiger Wasserverbindung nun einmal nicht, allein das Projekt beweist, wie segensreich ein richtiges Ineinandergreifen von Land- und Wasserstraße auch für die gewerblichen Verhältnisse dieses Ortes werden könnte, dem die vorhandene Wasserstraße heute fast gar keinen Nutzen bringt. Die Maschinenfabriken erfreuen sich in Insterburg ebenfalls infolge des Eisenbahnknotenpunktes eines blühenden Geschäftes. Vom Viehhandel ist schon oben berichtet worden, wie er erst durch die Eisenbahn hier wie aller Orten zur Blüte gelangte,

aber auch der Pferdehandel ist in dieser Zentrale des rosse-ernährenden Litauens natürlich bedeutend; befindet sich doch auch in unmittelbarer Nähe der Stadt ein Landgestüt. Im Jahre 1896 war die Aktiengesellschaft „Insterburger Tattersaal“ als ein Verein für Abrichtung und Verkauf ostpreußischer Pferde gegründet. Sie hat Verbindungen sehr weit, sie schließt z. B. 1901 und 1902 Lieferungen für die Armeeverwaltung der pferdearmen Schweiz ab und versieht auch das Königreich Sachsen mit Remonten.

Von einem der ältesten industriellen Etablissements, der Aktienspinnerei, ist schon des öfteren die Rede gewesen, auch von ihrer Abhängigkeit von der Bahn infolge des Bezuges alles Rohmaterials aus Rußland. Diese kommt oft in Klagen über ungünstige Frachttarife zum Ausdruck. Eines ihrer wichtigsten Absatzgebiete scheint Schlesien zu sein. Nur die günstige Vermittelung der Thorn-Insterburger Bahn ermöglicht überhaupt das Bestehen des Unternehmens, das der im Herzen der Webeindustrie liegenden Spinnerei gegenüber immer einen schweren Stand hat.

Selbst die Brauereien beziehen mittelst der Bahn aus Westpreußen ihren Bedarf, wenn die ostpreußische Ernte weniger gut ausfällt. Daß sie viel nach auswärts absetzen, ist schon erwähnt.

In der Kognakfabrik werden französische Weine verarbeitet; sie kommen wohl zur See nach Königsberg, dann mit der Eydtkuhner Bahn nach Insterburg. Die Kunststeinfabriken dringen durch die vielfach verzweigten Provinzbahnen immer weiter vor; eben dasselbe läßt sich von der Dampföfen-, Dachpappen- und Papierwarenfabrik sagen. Eine Graupen- und Grützenfabrik benutzt als Rohmaterial Zufuhren aus Rußland und aus allen Provinzgegenden. Die Korbwarenfabrik bezieht alles Material aus andern Provinzen. Die Dampfmeiereien stehen im engsten Zusammenhang mit der erst seit der Eisenbahnzeit blühenden Viehzucht. Sie beteiligen sich, so weit sie nicht am Orte selbst absetzen, am en gros-Butterversand nach Berlin.

Interessant ist es zu sehen, wie die Schuhwarenfabrik die Stellung Insterburgs als Knotenpunkt ausnutzt, indem sie hier das Hauptlager etabliert und in Tilsit, Memel, Osterode, Lyck, Rastenburg und Allenstein Verkaufsstellen einrichtet.

Nach dem Vorstehenden erübrigt sich wohl ein Einzelaufzählen aller Industriezweige, auch die wichtigsten größeren Handelsgeschäfte sind schon erwähnt. Der Zahl nach rangieren:

Viehhändler:	15
Getreidehändler:	10
Holzhändler:	8
Mehlhändler:	5

Aber auch abgesehen davon, zeigt Insterburg durch die große Anzahl von Agenturen, von Kommissions-, Bank- und Wechselgeschäften das starke Hervortreten des gewerblichen Lebens. Den Verkehr vom Geschäft zur Bahn vermitteln drei Speditionsgeschäfte und elf Fuhrhaltereien. Und bei dem starken Fremden- und Reiseverkehr gibt es zwei Handlungen, die lediglich vom Absatz von Koffern und Reiseeffekten bestehen. Man kann im ganzen, abgesehen von den Geschäften, die die tägliche Notdurft bedingt, über 80 größere Geschäfte in Insterburg aufzählen.

Weil aber in Insterburg die Industrie eine so große Rolle spielt, wie verhältnismäß in keiner anderen Stadt Ostpreußens, ist es von Interesse, auch auf die Verhältnisse des Kleingewerbes einen besonderen Blick zu werfen. Im allgemeinen ist seine Lage nicht günstig. Mehrere Gewerbeklassen gehen durch die Industrie dem Untergang entgegen; einzelne halten sich jedoch und zwar die, in deren Natur es liegt, den Einzelbedarf zu befriedigen; hier sind die Fabriken nicht nur nicht konkurrenzunfähig, weil sie nur in Massen und für Massen arbeiten, sondern bei erhöhtem Wohlstand und durch das Anwachsen der Bevölkerung wirken sie sogar nutzbringend auch auf das Kleingewerbe zurück.

Die Gewerbekammer rechnet nach dem Jahresberichte von 1903 hierzu: Die Barbiere, Buchdrucker, Konditoren, Dachdecker,

Fleischer, Glaser, Installeure, Klempner, Maurer und Zimmerleute, Maler und Lackierer, Sattler, Schmiede, Tischler, Töpfer als Kunsthandwerk, Uhr- und Goldmacher; während Böttcher, Buchbinder, Drechsler, Färber, Gerber, Korbmacher, Kürschner und Hutmacher, Müller, Seiler, Segelmacher, Schmiede, Schuhmacher, Stellmacher keine Aussicht auf erfolgreiche Konkurrenz haben.

Wir haben die Bahnen bisher nur im unmittelbaren Zusammenhang mit dem gewerblichen Leben betrachtet; bei der hohen Bedeutung, die sie für Insterburg haben, ist es wohl nicht unangebracht, wenigstens einige Notizen über ihre Entstehungsgeschichte und ihren Zentralpunkt, den Insterburger Bahnhof, zu geben, zumal sich auch hier noch manche Beziehungen sowohl zur Verkehrslage als auch zu den Bedürfnissen und Wünschen der Gewerbetreibenden ergeben werden.

Am 6. Juni 1860 war in Gegenwart des damaligen Prinzregenten, späteren Kaisers Wilhelm die Eydtkuhner Strecke festlich eröffnet und frohe Hoffnungen für die Zukunft knüpften sich an diesen Tag.

Einen Augenblick freilich konnte man denken, die Ostbahn sollte Insterburg nicht weitere Bahnverbindungen bringen, wird doch an verschiedenen Stellen geäußert, daß man die Station Norkitten zum eventuellen Ausgangspunkt der dereinstigen Fortführung der Bahn nach Tilsit auserlesen habe. (Sattler, die Kgb.-Eydt. Eisenb. p. 54; A. Ferne l. c. p. 34, 35.) Allein hier spukte wohl die Idee einer Staatsbahn über Tilsit-Tauroggen nach, an der man festhielt, auch nachdem die Ostbahn über Insterburg und Eydtkuhnen gebaut worden war. Daß der Staat die Bahn nach Tilsit zunächst nicht bauen würde, war dort am frühesten Gewißheit, und vom ersten Augenblicke an hatten die Tilsiter für eine Privatbahn Propaganda gemacht. Sie ging natürlich nicht nach der bedeutungslosen Station Norkitten, sondern nach der Stadt Insterburg. Im Februar 1862 glaubte man dort freilich noch, der Handelsminister hätte beschlossen, den Bau der Bahn aus Privatmitteln nicht zu gestatten, sondern

diese aus Staatsmitteln auszuführen. Allein nicht lange darauf war der Bau der Bahn von Tilsit nach Insterburg durch eine Privatgesellschaft gesichert. (Zeit. d. Ver. deutscher Eisenbahnverwaltungen 1862 p. 132). Ihre Bauzeit fiel noch zusammen mit der letzten Vervollständigung des Insterburger Staatsbahnhofs, dessen Empfangsgebäude erst 1864 definitiv vollendet wurde, auf dem schon damals ein Zwischenperron eingerichtet werden mußte und der Hauptperron zum Anschluß an die Bahn von Tilsit her nach Osten verlängert wurde. Damit war die Führung der Strecke um die Ostseite der Stadt herum gegeben. Die Terrainverhältnisse können hierfür nicht ausschlaggebend gewesen sein. Die so angelegte Privatbahn mußte erst die Angerapp, dann die Inster und deren niedriges Tal überschreiten, ehe sie den nördlichen Höhenrand erreichte. Zwischen Althof und Georgenburgkehlen hätte man nur einen Flußlauf zu überschreiten brauchen. Vielleicht wurde aber die Eisenbahnbrücke als Schiffahrtshindernis gefürchtet, vielleicht wollte auch die Privatbahn die dann notwendige Mitbenutzung der Staatsbahngeleise vermeiden. Reibungen schienen zu bestehen. Der Kronprinz, den man zur Eröffnungsfeier eingeladen hatte, erschien nicht; wohl aber nahm der Oberpräsident an ihr teil, während Herr v. Simpson-Georgenburg als Präsident des Verwaltungsrates die festliche Ansprache hielt.

Die siebziger Jahre brachten sodann die beiden Staatsbahnen nach Süden und Südwesten. Infolge dieser Richtungen machte ihre Heranführung an die Stadt keine erheblichen Schwierigkeiten. Die Tilsiter Bahn hatte sich in der Zwischenzeit nicht gerade glänzend rentiert, und man hörte jetzt, wo inzwischen der Staat auch die Strecke nach Memel gebaut hatte, lebhaft die Frage erörtern, ob nicht der Staat sie ankaufen würde. (Insterb. Zeit. 1875). Diese Verstaatlichung erfolgte im Jahre 1884 und wurde auch von den Insterburgern als ein Vorteil begrüßt, da sich manche Verteuerungen und Schwierigkeiten aus dem uneinheitlichen Betriebe auf der Memeler Strecke ergeben hatten. Besonders hoffte man eine Abstellung lokaler Übelstände schneller

zu erreichen, nachdem nun alle im Bahnhof Insterburg einlaufenden Linien Staatseigentum waren. Der Hauptübelstand war die Lage des Güterbahnhofes auf der Südseite des Bahngeleises, die einen weiten Umweg notwendig machte. Man petitionierte schon 1883 um eine Fußgängerüberführung zur Beseitigung dieser Unbequemlichkeit und forderte die Verlegung der Güterexpedition auf die Nordseite. Allein die Erfüllung dieser Wünsche ließ sehr auf sich warten. In der nächsten Zeit setzte ein neues Bahnprojekt die Handelswelt in Aufregung. Eine Bahn sollte von Angerburg nach Korschen gehen. Die Handelskammer protestierte dagegen; man war zwar für eine Bahn, aber nicht nach Korschen, sondern von Nordenburg nach Kl. Gnie, besser noch nach Bokellen, natürlich um eine Ablenkung des Verkehrs von Insterburg zu verhüten. Diese in der natürlichen Lage Insterburgs nicht begründete, eigennützige Eisenbahnpolitik hat denn auch keinen Erfolg gehabt, und die Linie ist später doch von Gerdauen nach Angerburg um Insterburg herum gebaut worden. In einer anderen Angelegenheit setzten die Insterburger aber ihren Willen durch. Der Tagesschnellzug von Berlin ging in den Wintermonaten nur bis Königsberg. Man forderte seine Weiterführung bis Insterburg. Die Eisenbahndirektion meinte, der Zug würde dabei nicht auf seine Kosten kommen. Aber die Handelskammer setzte es durch, daß er in den Winterfahrplan 1888/89 wenigstens probeweise eingestellt wurde. Er bewährte sich und bewies, wie sehr die Verkehrsverhältnisse in der Stadt sich gehoben hatten. Namentlich waren auch die Geschäftsbeziehungen zu Schlesien so lebhaft geworden, daß ein direkter Anschluß nach Breslau in den achtziger Jahren Notwendigkeit wurde. Als er hergestellt war, äußerte sich die Handelskammer sehr befriedigt darüber. Vor allem aber wurden auch durch die 1890 erfolgende Herabsetzung der Frachten für weite Gütertransporte die Bedingungen für Ausfuhr auf der Thorn-Insterburger Bahn viel günstiger. Die Bahnhofsverhältnisse, in denen trotz aller Vorstellungen und Klagen keine Änderungen eintraten, wurden denn doch mit der Zeit so unerträglich, daß

schließlich 1899 die Fußgängerüberführung vom Empfangsgebäude nach dem Güterschuppen fertiggestellt und dem Verkehr übergeben wurde. Damals aber waren die Übelstände über diesen einen schon bedeutend herausgewachsen und wurden von der Fachbehörde selbst anerkannt. Ein Umbau des ganzen Bahnhofes erwies sich nämlich von Jahr zu Jahr als eine dringendere Notwendigkeit. Die ganzen Anlagen hatten sich als in jeder Beziehung unzureichend herausgestellt. Der Verkehr war ihnen über den Kopf gewachsen. Welche Dimensionen hatte er aber auch angenommen! Täglich drängten sich hier 58 Personenzüge auf bestimmte Tagesstunden zusammen; wollte man nach einem Personenzuge auf dem dritten Geleise, so mußte man über das erste, auf dem der D-Zug heranbrausen sollte. Es gab keine Überführung, auch keine Unterführung; die Gefahr war groß und Verspätungen bei der Umständlichkeit der Postpaket- und Gepäckverladung fast unvermeidlich. Jede, noch so geringe Betriebsstörung mußte sich hier aber doppelt und dreifach bemerkbar machen. Unzulänglich war auch das Empfangsgebäude, in dem die Schalterhalle und namentlich die Eingänge nach dem Bahnsteig und der Stadt zu enge waren.

Es gingen ab:

1860:	26496	Personen
1870:	65462	„
1880:	138745	„
1890:	215722	„
1902:	217786	„

Am empfindlichsten wurden jedoch die Verkehrsinteressen durch die Unzulänglichkeit des Güterbahnhofs getroffen. Ein Verkehr von täglich 20 einlaufenden und ebenso viel abgehenden Güterzügen sollte auf einem Raume bewältigt werden, wo die Rangierfläche zu klein, die Zahl der Rangiergeleise zu gering war. Natürlich waren sie überfüllt, die Züge festgefahren, so daß das Ausrangieren sich erheblich verzögerte. Empfänger von Ladungen, denen Waggons morgens avisiert waren, erhielten sie

erst am späten Nachmittag laderecht gestellt, wenn es zum Entladen zu spät war. Auch im rechtzeitigen Abgange der beladenen Wagen entstanden Verzögerungen wegen Raummangel, in beiden Fällen der Handelswelt Schaden und Nachteil. Ein Wunder war es freilich nicht, hatte man doch den Verkehr von Jahr zu Jahr anschwellen sehen, ohne Veränderungen zu treffen. Eine letzte Vergrößerung des Rangierbahnhofes fand freilich 1879 unter Einwirkung der masurischen Zu- und Durchfuhren statt, allein während es sich 1879 um einen Versand von 12³/₄ Millionen Kilogramm und einen Empfang von ca. 33 Millionen Kilogramm handelte, waren 1899 35³/₅ und 108¹/₇ Millionen Kilogramm daraus geworden. Und dabei war der sehr starke Viehverkehr nicht mitgerechnet. Der Frachtverkehr hatte sich also mehr als verdreifacht!! Ein Sturm von Petitionen, den alle diese Übelstände hervorriefen, führte schließlich zu dem Resultate, daß die Regierung sich zu einer Erweiterung des Bahnhofs entschloß. Die Gesamtkosten sind nach dem letzten Eisenbahnetat auf 1 175 000 Mk. veranschlagt. Die Zeit wird also bald herankommen, wo auch die unhaltbaren Zustände hier ein Ende finden und Insterburg einen seinem Verkehr, namentlich aber den glänzenden Einnahmen aus demselben, entsprechenden Bahnhof erhält. Seitdem am 1. Mai 1900 ein neues D-Zugpaar auf der Strecke Insterburg-Thorn-Berlin eingelegt war, um die einst beanstandeten, jetzt aber äußerst überlasteten D-Züge über Königsberg etwas zu entlasten, steigerte sich der Personenverkehr recht auffallend in den letzten Jahren:

1900: 254 709 ab
1901: 270 639 „
1902: 271 786 „

Auf der Lycker Strecke hatte sich der Verkehr so entwickelt, daß die Handelskammer um Umwandlung in eine Vollbahn petitionierte und sich mit den interessierten Kreisvertretungen und Magistraten dieserhalb in Verbindung setzte.

Man glaubt es kaum, aber es ist eine Tatsache, daß Insterburg heute aus dem Personen-, Gepäck- und Viehverkehr höhere

Einnahmen zieht als aus dem Güterverkehr. Die vergleichenden Summen für 1883 und 1902 geben folgende Tabelle.

Bruttoeinnahme	1883	1902
a) Pers.-, Gepäck-, Viehverkehr:	658 406 Mk.	1 122 761 Mk.
b) Güterverkehr:	783 944 „	945 751 „
Sa.	1 442 350 Mk.	2 068 512 Mk.

Daß hierbei die Einnahmen aus dem Güterverkehr nur so gering gestiegen sind, obwohl er sich verdreifacht hat, ist nur ein Beweis für das Gesetz, daß, je stärker der Güterverkehr wird, je billiger die Frachten und relativ geringer damit die Einnahmen der Eisenbahn werden.

Mit der Besprechung der Bahnhofsverhältnisse ist bereits das äußere Stadtbild berührt. „Insterburg ist eine verhältnismäßig nicht alte Stadt und begann erst seit Mitte des 18. Jahrhunderts aus den Grenzen einer Landstadt herauszuwachsen“ (Woerl, Führer p. 3 ff.), allein wie bei Allenstein begann erst mit der Eisenbahnzeit die schnelle Entwickelung; und ebenso wie dort, wenn auch allmählicher, ist die Stadt auf den Bahnhof und die Strecke nach Süden heraufgewachsen; hat sie die bisherige Entwickelung um den Fluß herum, an dem sie lag, aufgegeben oder wenigstens in ihr bedeutend nachgelassen. In der „Pr. Lit. Zeitung“ finden wir aus dem Jahr 1865 (Nr. 104 Beilage, d. 4. 5.) folgende Notiz: „Es ist interessant zu beobachten, wie unsere Stadt seit der Eröffnung der Eisenbahn sich mehr und mehr nach dem Bahnhofe hin erweitert, und die dorthin führenden Straßen, Bahnhofs- und Gartenstraße, mit Häusern sich bedecken, während in früheren Zeiten die Stadt sich hinab nach dem Flußhafen ausgedehnt hat.“ Tilsit wird an anderer Stelle dagegen stabil genannt. „Wo gestern noch Kohlköpfe standen, erheben sich heute bereits mehrstöckige Gebäude mit grünen Gärtchen und den schönsten Blumen“. Eine Schilderung vom Jahre 1885 sagt: „Die Vorstadt nach dem weit entlegenen Bahnhof zu ist zwar noch recht lückenhaft, bietet aber eine Reihe sehr schöner, stattlicher Straßen dar, die

zum Teil als Villenstraßen bezeichnet werden können. Insterburg hat nach Königsberg entschieden am meisten großstädischen Charakter.“ (Ostpr. Skizzen. Grenzboten 1885). Die folgenden Jahrzehnte haben dafür gesorgt, daß diese Lücken sich fast ausnahmslos gefüllt haben. Die Schilderung aber entspricht auch heute noch den Verhältnissen. So schöne Straßen wie die Wilhelmstraße in Insterburg finden wir tatsächlich kaum in den neuesten und vornehmsten Teilen Königsbergs, von den anderen Städten ganz zu schweigen. Auch von der Eisenbahn aus macht die Stadt, die noch vor wenigen Jahrzehnten um ihrer Industrie willen als häßlich verschrieen war, einen sehr freundlichen Eindruck. Man schaut auf die neuen, schönen Straßen herab, aus denen sich eine Anzahl stattlicher öffentlicher Gebäude höher erheben, und über den zierlichen Kleinbahnhof hinweg auf das Grün des Stadtparkes, um den z. B. Gumbinnen die Nachbarstadt beneiden könnte.

Diese setzt sich als Siedelung aus vier deutlich von einander durch Lage, Erscheinung und Bewohner zu unterscheidenden Teilen zusammen: Aus dem alten Kerne zwischen Angerapp, Schloßteich und auf dessen Westseite bis zum Gawehnschen Teiche bis zur Linie der reformierten Kirchenstraße reichend. Es ist das Handels- und Industriegebiet Insterburgs. Namentlich am alten Markt liegt ein Geschäft neben dem andern. Man merkt dem Stadtteil sein höheres Alter an, ohne daß er darum ohne zeitgemäße Veränderung geblieben wäre. Noch aus neuester Zeit meldet ein Insterburger Blatt: „Unser alter Markt hat in den letzten Wochen ein völlig verändertes Aussehen angenommen. Er ist nämlich um- und neugepflastert und fast sämtliche am alten Markt liegenden Geschäftshäuser haben Erneuerungsbauten vorgenommen. Besonders viel Schaufensterbauten (großstädtische Auslagefenster statt der früheren kleinen bescheidenen) sind vorgenommen.“ (Ostpr. Tagebl. 1902, Ende August).

Die Reitbahnstraße bezeichnet die Ansatzstelle des neuen Teiles. Das Gebäude, nach dem sie heißt, wurde 1794 vom Fiskus erbaut und lag am Ende des Goldaper Tores, wo die

Stadt einst aufhörte. Dieser neue Teil reicht bis zum Bahnhof und ist ein ausschließliches Produkt der Eisenbahnen, er ist der schönste und für die Stadt der nächst wichtigste. Die Bahnhofstraße dient in erster Linie dem Durchgangsverkehr, hat aber, da auch mannigfache Läden, öffentliche Gebäude und industrielle Anlagen in ihr liegen, keinen einheitlichen Charakter. Daher ist sie auch lange nicht so schön, wie die Wilhelmstraße mit ihren Zugängen und Seitenstraßen. Hier reiht sich Wohnhaus an Wohnhaus, sie ist auch breiter und zeigt kein Geschäftsleben. Es ist das vornehme Viertel der Stadt; hier wohnen die Zivil- und Militärbeamten. Den dritten Stadtteil macht die Vorstadt aus: An der Königsberger Chaussee und nach dem Stadtpark und der Bahn zu: Viel neue Häuser, aber mehr Mietskasernen, der Stadtteil für kleine Leute. Schließlich kommen die um die Stadt herumliegenden Gebäudekomplexe: Die Kasernements, die Strafanstalt und das Landgestüt als ein eigener Stadtteil hinzu, der freilich nicht in sich geschlossen ist, ebensowenig sich aber der eigentlichen Stadt irgendwie fest angliedern ließe.

Das ist vielleicht der auffallendste Gegensatz zwischen Insterburg und Allenstein. Dort das Militär überall hervortretend, hier abseits liegend. In Allenstein imponieren am meisten diese mächtigen Kasernements, auf die man von der Bahn herabsieht; in Insterburg kann man sich Stunden lang bewegen, ohne auch nur eine Kaserne zu sehen zu bekommen. Dort trifft man allenthalben Soldaten, hier nur ausnahmsweise und dabei hat die Stadt doch 1900 2667 Mann Garnison. Im Gegensatz zu Allenstein sind auch die öffentlichen Gebäude recht gleichmäßig in der Stadt verteilt. Es liegen:

1. im alten Kern	12
2. im neuen Stadtteil	13
3. in der Vorstadt	3
4. abseits der Stadt	6

Das entspricht den Größenverhältnissen der einzelnen Teile. Auch ließe sich hier eine Klassifikation der Gebäude nach ihrer

Lage in den verschiedenen Teilen nicht durchführen. Die Altstadt hat im allgemeinen ihre volle Bedeutung behalten, in Allenstein ist sie zwar auch der vorzugsweise Sitz des Geschäftslebens, aber sie ist hinter dem Bahnhofsstadtteile entschieden an Gesamtbedeutung zurückgeblieben. Der Unterschied liegt darin, daß Allenstein mehr Beamten-, Insterburg mehr Handel- und Industriestadt ist. Auf die Verteilung der Bevölkerung ist bei den verschiedenen Stadtteilen schon hingewiesen, aber wenn sich auch natürliche Sonderungen durch den Beruf ergeben, so sind sie doch hier lange nicht so schroff wie bei Allenstein. Namentlich verteilen sich die Wohnungen der Gewerbetreibenden auf die ganze Stadt und auch die Hotels, die in ihrer Lage so deutlich das Verkehrsleben wiederspiegeln, sind gleichmäßig durch die ganze Siedelung verteilt.

Königsberg.

Königsberg ist mit vollem Recht die Hauptstadt der Provinz. Keine andere Stadt kann sich einer so günstigen Verkehrslage rühmen. Königsberg ist darum auch ganz abgesehen von den Einflüssen der Hauptstadt der wichtigste Eisenbahnknotenpunkt der Provinz geworden. Wir können die Elemente, die Königsberg zu der wichtigsten Stadt Ostpreußens machen mußten, hier nur andeutungsweise erwähnen. (Des Näheren cf. die Ausführungen bei Hahn und Bonk.) Königsberg gehört durch die Lage nicht weit vom Ufer des durch das Pillauer Tief mit der offenen See verbundenen Haffes zu den wichtigsten Ostseehäfen, es ist durch die Lage nicht weit von der Mündung eines schiffbaren Flusses — zumal an der verkehrbefördernden Übergangsstelle von See- zu Flußschiffahrt! — Endpunkt nicht nur für die Wasserstraße des Pregels, sondern auch für die mit ihr verbundene der Memel, somit aber für den ganzen Wasserverkehr der Provinz. Es liegt an der Küstenstraße der norddeutschen Ebene, die von Ostpreußen weiter nach den russischen Ostseeprovinzen und Petersburg führt. Es ist von allen Seiten durch Landstraßen bequem zugänglich und von allen Grenzpunkten

der Provinz ziemlich gleich weit entfernt und gleich bequem zu erreichen. Dadurch ist es aber nicht nur der natürliche Zentralpunkt für alle Landstraßen der Provinz, sondern auch für einen großen Teil des dahinter liegenden russischen Hinterlandes, das Königsberg als seinen natürlichen Ausfuhrhafen zu betrachten hat. Diese russischen Beziehungen erstrecken sich bis Petersburg und Moskau einer-, bis zu den Häfen des Schwarzen Meeres andererseits.

Bei einer solchen Verkehrslage mußte sich die Stadt mit der fortschreitenden Entwickelung natürlich auch das entsprechende Verkehrsmittel aneignen. Die ältesten Verkehrswege, die Wasserstraßen, sind bedeutend verbessert, und werden immer mehr den Anforderungen des Dampfschiffverkehrs angepaßt (Stromregulierungen, Kanäle), die schlechten Landstraßen alter Zeiten durch ein Chausseenetz ersetzt. Als aber auch diese nicht mehr ausreichten, trat an ihre Stelle das Netz der Eisenbahnen, das bis in die neueste Zeit hinein noch weiter ergänzt worden ist. Das vielfache Zusammenfallen von Chaussee und Eisenbahn in Lauf und Richtung beweist auch hier einen über die Kräfte des bisher vorhandenen Mittels hinaus gesteigerten Verkehr. Daß Königsberg die natürliche Hauptstadt ist, beweisen die Eisenbahnen am schlagendsten. Denn das ihrer Entwickelung immer zugrunde liegende Gesetz, daß die wichtigsten und bequemsten Strecken die ersten sind, findet gerade auf Königsberg die vollste Anwendung. In den ersten 20 Jahren der ostpreußischen Eisenbahnära ist keine selbständige Linie gebaut, die nicht Königsberg zum Ausgangs- oder Endpunkte nahm. Königsberg ist also der erste ostpreußische Knotenpunkt. Ferner wird die Hauptstadtberechtigung als natürlicher Verkehrsmittelpunkt durch die Tatsache beleuchtet, daß die Entwickelungsgeschichte der Königsberger Bahnen zugleich den Entwickelungsgang der Bahnen Ostpreußens überhaupt, wie wir ihn in der Einleitung skizziert haben, wiedergibt. Zuerst bekam Königsberg die internationale Verkehrsstraße der Ostbahn, dann die Transversalbahnen, an die die Grenzbahnen den Anschluß

suchten, und in den neueren Zeiten folgten Ausflugs- und Kleinbahnen.

Aber auch bei der Reihenfolge der Transversalbahnen kommt das Gesetz der Wichtigkeit mit der größten Strenge zur Durchführung. Es folgten nacheinander:

1866—1868/71 die Südbahn.
1885/88 die Allenstein-Soldauer.
1889/91 die Labiau-Tilsiter.
1899 die Strecke Zinten-Rotfließ-Rudcziany.
1901 die Strecke Löwenhagen-Gerdauen-Goldap.

Man würde gewaltig irren, hierin einen Zufall zu sehen. Bei dem allen gemeinsamen Zweck der Provinzaufschließung mußten diejenigen, die den weiteren der Verbindung mit Rußland hatten, natürlich voranstehen. Die Südbahn mit den Anschlüssen bis Odessa, die Allensteiner mit dem Anschluß an die Linie Mlawka-Warschau. Dann erst konnten jene folgen, die für Königsberg von untergeordneter Bedeutung sind und nicht viel mehr als jede Bahn durch Aufschließung der Provinz der Hauptstadt zu Gute gekommen sind. Diese gebührten in erster Linie der Hauptstadt, jene der Haupt- und Handelsstadt Königsberg.

Wir sagten aber: Königsberg mußte sich bei seiner Verkehrslage auch die zeitgemäßen Verkehrsmittel aneignen. Als das geschah, war es bereits die höchste Zeit. Für die von Westen nach Osten schreitende Kultur lag Königsberg am meisten abseits von allen preußischen Großstädten. Darum mußte es hinter jenen zurückbleiben. In der Provinz konnte ihm der Vorrang nicht genommen werden, aber außerhalb derselben gingen von 1816—1864 fast alle anderen großen Städte mit doppelt, ja mit dreifach schnelleren Schritten vorwärts als Königsberg. Wiederholt kam es noch zu direkt rückläufigen Bewegungen der Bevölkerungszahl, das Wachstum war äußerst schwach und betrug für die ganze Zeit von 1825—1849 nur 10% der Zivilbewohnerschaft, d. h. jährlich im Durchschnitt 0,4%,

(Die Prov. Pr. und ihre Berücks. durch den Staat, p. 6. 7) erst von jetzt an, im Zeitalter der Eisenbahnen, wurde das anders. Die Wachstumstabelle Königsbergs von 1864—1900 gibt folgendes Bild: (nach Dullo, D. Wachst. d. Bevölker. Königsbergs etc. Kgb. 1903).

	Wachstum: überhaupt:	Wachstum: jährlich:
1861		
	6 928	2,38 %
1864		
	4 798	1,53 %
1867		
	5 796	1,34 %
1871		
	10 544	2,27 %
1875		
	18 273	2,81 %
1880		
	10 242	1,41 %
1885		
	10 515	1,35 %
1890		
	11 130	1,34 %
1895		
	16 658	1,86 %
1900		

Der niedrigste jährliche Prozentsatz ist hier also 1,3 gegen 0,4 dort; der höchste mit 2,8, also siebenmal so groß!

Die absolute Zahl ist von

1852:	79 887	Ew.	1861:	94 579	Ew.
auf 1900:	189 483	„	auf 1900:	189 483	„
also um	109 596	Ew.		94 904	Ew.

gestiegen. Königsberg ist demnach im Jahre 1900 doppelt so groß als 1861.

Durch die Richtung der Ostbahn von Westen nach Osten bekamen die Königsberger Eisenbahn und Lokomotiven früher an andern Orten zu sehen als in der eigenen Stadt. Allein erst kurz vor der Eröffnung bis Königsberg trat die Stadt wirklich in das Eisenbahnzeitalter ein. Die Lokomotiven hatten noch Namen, und viele Menschen betrachteten damals das Wunderwerk der „Ostsee", die schon damals den Weg von Braunsberg nach Königsberg in nicht ganz eineinhalb Stunden zurücklegte (heute Schnellzug: 60; Personenzug 79 Minuten). Die „alte, gute Zeit" kam auch darin zum Ausdruck, daß man davon sprach, wegen des zur Eröffnung zu erwartenden Königlichen Besuches der „Klapperwiese" und „Knochenstraße" passendere Namen zu geben. Eine eigenartige Szene spielte sich am 29. Juli 1853 auf dem Bahnhof ab: „Ein Dschimke hatte sich auf dem Bahnhofe vor Abgang eines Eisenbahnzuges eingefunden. Bewunderungsvoll sah er den ganzen Wagenzug an, doch als er abfuhr und in schnellem Laufe davoneilte, erfaßte ihn sichtlich eine Bangigkeit, die sich dadurch kund gab, daß er erst mit den Händen um sich schlug, diese dann gefaltet mit inbrünstigem Blick zum Himmel hob und Worte ausstieß." (cf. Hartung. Zeit. 1853.) Friedrich Wilhelm IV., dessen Lebenswerk die Ostbahn war, hatte seine persönliche Beteiligung an der Feier zugesagt. Am 1. und 2. August 1853 wurde sie festlich in Königsberg begangen. Die Stadt war prächtig ausgeschmückt; am Eingang der Klapperwiese eine große Ehrenpforte errichtet, an ihrem Ende an der altstädtischen Hinterwage stand eine riesige „Pregolla" auf hohem Postamente mit der Inschrift: „Friedrich Wilhelm IV., dem erhabenen Gründer und Schirmer der Ostbahn, Gruß und Heil seine treue Stadt Königsberg." Gegen 5 Uhr nachmittags langte der Festzug an, auf dem Perron erfolgte eine Ansprache des Bürgermeisters an den König, der durch die neuen Königlichen Zimmer im Bahnhofsgebäude schritt und durch die geschmückte Stadt zum Schlosse fuhr. Die ganzen Festlichkeiten galten aber fast mehr der Person des Königs als der Ostbahn. Von ihrer Wirkung hatte man vor der Eröffnung in den Handels-

kreisen gar keine zu hohe Meinung; im Jahre 1851 bezeichnete man ihre Bedeutung mit den Worten: „Jedenfalls eine Aushilfe zum Verkehre mit dem Westen.“ Im kleinen Maßstabe wurde auf dieser Bahn von Weltbedeutung der Betrieb in den fünfziger Jahren eröffnet. Gering war auch das Betriebsmaterial. Man war von der Rentabilität eben auch in Fachkreisen durchaus nicht überzeugt. Anfangs ging zum Beispiel nur ein Güterzug täglich! Doch wie schnell traten schon die Anzeichen der großen Veränderung, die die Stadt mit den Bahnen erwartete, ein! Am Schlusse des ersten Betriebsjahres urteilte der Königsberger Handelsbericht schon: „Seit dem 1. August 1853 ist dieser Platz in ein neues Stadium seines Verkehrs durch die Eröffnung der Ostbahn getreten. Die Erwartungen, welche man von dieser Bahn hegte, dürften nicht allein erfüllt sein, es hat sich vielmehr schon in den wenigen Monaten seit der Eröffnung dieser Bahn ein viel größerer Verkehr herausgestellt, als man anfangs anzunehmen berechtigt war.“

Waggonmangel machte sich sofort bemerkbar, als durch den Krimkrieg der Andrang der Warentransporte wuchs; 1858 mußte ein zweiter Güterzug eingerichtet werden. Personen- und Güterzahlen der Station stiegen.

Personen ab:		Güter:		
1854: 48 465	an:	1854: 23 767 to	ab:	8 701 to
1855: 53 531		1855: 32 627 „		17 561 „
1856: 58 039		1856: 24 717 „		15 761 „
1857: 66 961		1857: 31 495 „		10 390 „
1858: 63 506		1858: 29 502 „		14 995 „
1859: 71 171		1859: 30 726 „		13 489 „

Allein was bedeutete das gegen die Entwicklung des Verkehrs als am 3. Juni 1860 die für Königsberg unendlich wichtigere Eydtkuhner Bahn unter Anwesenheit des Prinzregenten in der festlich und schön geschmückten blauen Vorhalle des Königsberger Bahnhofes eröffnet wurde! Im Jahre 1852 wird Königsberg Bahnstation, aber erst von 1860 beginnt das eigentliche Aufblühen der Stadt unter dem Einflusse der Eisenbahnen. Die

Eydtkuhner Bahn setzte den Hafen Königsberg mit dem russischen Reiche in direkte und damals noch konkurrenzlose Verbindung. Ein Strom von Gütern ergoß sich aus dem Zarenreich über die Grenzstation Eydtkuhnen, die unter diesen Verhältnissen aus einem elenden Grenzort ein bedeutender Marktflecken wurde. Dillenburger sagt von der Wirkung dieser Bahn zutreffend: „Vor der Eydtkuhner Bahn war der Verkehr mit dem Hinterlande auf die keineswegs tadelfreien Wasserverbindungen, auf ein lückenhaftes und überaus unvollständiges Chausseenetz, sonst aber auf Landwege angewiesen, deren traurige Beschaffenheit allseitig ist und deren besserer Herstellung klimatische und Bodenverhältnisse teilweise wenigstens unüberwindbare Schwierigkeiten entgegensetzten.

Die Eröffnung dieser Bahnstrecke, sowie die durch die Weiterführung derselben auf russischer Seite hergestellte direkte Verbindung mit Kowno (1861) und Petersburg (1862) gaben dem Verkehr mit Rußland eine ganz neue Gestaltung. Während früher von seiten des russischen Handelsstandes Beziehungen und Versendungen auf den weiten Umwegen von Hamburg resp. Bremen über Berlin, Breslau, Warschau nach Petersburg und Moskau gemacht wurden, um zeitraubende und schon deshalb kostspieligere Landtransporte zu vermeiden, trat Königsberg sofort nach der Herstellung der direkten Verbindung aus Petersburg und Moskau in seine natürliche Stellung zum Nachbarreiche, und mit Vorliebe fingen die russischen Handelshäuser an, sich der Vermittelung dieses Platzes zu bedienen.“ (Dillenburger, Beiträge z. Gesch. des Handels von Kgb. in Zeitschr. d. Kgl. Pr. Stat. Bur. 1869).

Die Zahlen der Güter verdoppeln sich mit einem Schlage:

Es kommen an:		Es gehen ab:	
1860:	56 261 to	1860:	23 688 to
1861:	66 550 „	1861:	32 247 „
1862:	76 147 „	1862:	39 317 „
1863:	92 195 „	1863:	49 907 „
1864:	100 997 „	1864:	51 483 „

Die Ostbahn hat auch in der folgenden Zeit ihre hohe Bedeutung für die Stadt gehabt. Ihr Fahrplan hat mit den Jahren eine immer reichere Ausgestaltung erfahren; ihre Fahrtgeschwindigkeit hat sich vergrößert. Der wichtigste Zug für Königsberg ist heute entschieden der Berlin-Eydtkuhner Schnellzug auch für die Geschäftswelt wegen der mitbeförderten Korrespondenzen. Betrachtet man freilich Königsberg lediglich unter dem Gesichtspunkte des Handels, so hat die Ostbahn durch die russischen Konkurrenzbahnen viel verloren, was auch die Südbahn, von der weiter unten die Rede sein wird, nur teilweise ersetzen konnte. Für die Stadt im allgemeinen aber ist sie entschieden die wichtigste Linie geblieben. Sie ist nicht nur ein Zufahrtsweg für die russischen Güter, sondern sie ist es, die Königsberg vor allem in so schmerzlich vermißte Verbindung mit der Reichshauptstadt und dem ganzen Westen setzt. Diese letztere Bedeutung trat anfangs, als sie konkurrenzlos dastand, bei der beispiellosen Schnelligkeit, mit der der Güterverkehr eine ungeahnte Höhe erreichte, etwas zurück. Sie hat sich aber mit der Zeit immer mehr Geltung geschafft, so daß heute entschieden die Berliner Strecke für Königsberg im allgemeinen wichtiger ist als die Eydtkuhner Linie.[1])

Die ungemeinen Wirkungen derselben auf den Handel haben aber den großen Segen gehabt, daß man die Notwendigkeit neuer Zufuhrwege früher erkannte und früher an ihre Ausführung schritt, als es sonst der Fall gewesen wäre. Am notwendigsten erwies sich die Bahn nach Pillau. Sie war für den Handelsplatz Königsberg nichts weiter als die natürliche Fortsetzung der Eydtkuhner-Bahn. Ihr Fehlen hatte aber auch bereits vor jener beträchtliche Übelstände gezeitigt. Da das Haff im Winter zufror, mußten alle Güter nach Pillau geschafft und dort in dem eisfreien Hafen in die Schiffe verladen werden. Dieser Trans-

1) Das kommt auch in dem Umstande zum Ausdruck, daß mit dem 1. Mai 1904 auf die Strecke Berlin—Königsberg ein drittes Schnellzugpaar notwendig geworden und eingelegt ist, das namentlich auch für die Geschäftswelt von Vorteil sein wird.

port nach Pillau war natürlich, da er auf einem Landwege, lange Zeit hindurch nicht einmal chaussiert, vor sich ging, außerordentlich zeitraubend, kostspielig und obendrein bedenklich. Es fanden nämlich so große Veruntreuungen dabei statt, daß die Kaufleute sich auf einen solchen Transport, der sich jeder genaueren Kontrolle entzog, nicht mehr einlassen mochten. Durch allerlei Auswege suchte man sich zu helfen, um doch nur neue Übelstände hervorzurufen. Man nahm Eisbrecher zu Hilfe. Allein bei einer verunglückten Durcheisung gingen Hunderttausende verloren. Bei strengem Frost hatte man schließlich den Schlittentransport von Pillau nach Wolittnick (Bahnstation am südlichen Haffufer) als Ausweg gewählt; von dort beförderte die Bahn die Güter weiter. Allein die vierfache Umladung aus dem Speicher in Wagen, aus diesen in die Bahn, aus der Bahn in den Schlitten, aus diesem in das Schiff machten auch diese Aushülfe wegen der Unkosten „illusorisch“ (cf. Passarge l. c. 58. 59. Pillauer Bahn. Mitt. d. Comit. p. 11).

Alle diese Übelstände konnten nur durch eine Bahn nach Pillau beseitigt werden. Allein wie sollte diese zustande kommen? Konnte eine Aktiengesellschaft die Garantie für dieses an sich unselbständige kurze Bahnglied übernehmen, das als Privatbahn mit der Königlichen Ostbahn in ein Verhältnis trat, bei welchem diese durch vermehrte Frequenz, wenn es gut ging, sehr gewinnen, wenn aber Ausfälle eintreten sollten, der Gesellschaft keinen Ersatz leisten konnte? So schien eine Staatsbahn das Einzige. Allein man konnte andererseits vom Staate nicht verlangen, daß er lediglich um der Lokalinteressen einer Stadt willen eine Bahnstrecke baute. Die Not, in der man sich so befand, machte schöpferisch. Man erkannte, daß die Pillauer Bahn sich aus dem Zwange der Eydtkuhner mit einem Schlage löste und rentabel wurde, wenn man ihr eine eigene Fortsetzung durch die Provinz nach Rußland gab: Aus dem Pillauer wurde das Südbahnprojekt. Damit ergaben sich aber dem Königsberger Handelsstande zugleich die immensen Folgen, die eine solche direkte Bahn nach der „schwarzen Erde“, der Kornkammer Rußlands, für den Handel

der Stadt haben mußte, und verliehen ihren Bemühungen nachhaltige Kraft. Für dieses Unternehmen mußte sich sofort eine Aktiengesellschaft finden; und in der Tat war der Bau der Pillauer- und Südbahn schon 1863 gesichert. Der Anschluß an die russischen Bahnen stand von Anfang an im Vordergrund, konnte auch garnicht bezweifelt werden. Nebenbei mußte auch die Verbindung mit einem großen Gebiete der Provinz von großem Vorteil sein. Als Anschlußpunkt in Rußland wurde zuerst Grodno in Aussicht genommen, weil man hier die russische Bahn und die Niemenwasserstraße zugleich kreuzte. Inzwischen war aber Brest-Litewsk zu einem wichtigeren Punkte für die Königsberger Handelsinteressen geworden. Denn von hier aus führte einmal die Bahn nach Warschau, ließ sich ferner die Pripet- und Dneprschiffahrt beherrschen, würden später die Bahnen bis Kiew und Odessa gehen. Für Brest-Litewsk lag aber Bialystock ungleich günstiger. Die Bahn mußte also in möglichst gerader Linie dorthin, das heißt über Rastenburg und Lyck geführt werden.[1])

Anfangs 1870 gelang es den unausgesetzten Bemühungen der Abgeordneten der „Ostpreußischen Südbahn", wie sie sich nunmehr offiziell nannte, die Kaiserlich russische Regierung zur Konzessionierung von Eisenbahnen zu bewegen, welche eine russische Aktiengesellschaft von Brest-Litewsk über Bialystock nach den Flecken Grajewo an der preußischen Grenze führen würde. Die ostpreußische Strecke war damals schon seit zwei Jahren vollendet. Ihr Bau hatte lange gedauert und namentlich durch ungünstige klimatische Verhältnisse und durch die Terrainbeschaffenheit des masurischen Seengebietes mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Die ostpreußische Südbahn hat im weitern Verlaufe für die Provinz namentlich im Anschluß an die Thorn-Insterburger und die Allenstein-Lycker Strecke erhöhte Bedeutung bekommen. Was sie aber speziell auch für die Stadt

1) Man sieht, wie wenig informiert die Johannisburger Stadtväter waren, als sie die Führung der SB. über J. nach Lomsza forderten.

Königsberg bedeutet, hat deren kaufmännische Vertretung schon im Jahre 1870 klar und deutlich ausgesprochen:

„Seit Vollendung der Königlichen Ostbahn ist für die wirtschaftliche Entwickelung Ostpreußens kein gleich wichtiges Ereignis eingetreten. Seit der ersteren hat sich der Handel Königsbergs seinem Umfange nach verdoppelt. Trotzdem ist die Königliche Ostbahn für uns als Verbindung mit dem Zentrum des Staates doch noch mehr von politischer als von kommerzieller Bedeutung. In wirtschaftlicher Beziehung steht die Verbindung der ostpreußischen Südbahn mit Rußland bis zum schwarzen Meere hin für uns unbedingt höher. Bisher lieferte Rußland kaum halb so viel als die Provinz für Königsberg Export, das muß sich umdrehen. Rußland muß über noch mal soviel liefern!" (Handelsbericht 1870). Diese letzte Erwartung hat sich nun nicht so ganz erfüllt; 1873 noch verhielt sich in der Getreidelieferung Rußland zu Ostpreußen wie 3 : 4. Die Gründe hierfür werden weiter unten noch erörtert werden. Hier mag nur darauf hingewiesen werden, daß man mit Recht die Geschichte der Südbahn eine Leidensgeschichte genannt hat. Das lag nur zum Teil daran, daß ihre Stellung als Privatbahn in dem mit den Jahren sich immer noch erweiterndem Staatsbahnnetze eine immer schwierigere wurde. Viel angefeindet, ist sie dann auch in der neuesten Zeit zugrunde gegangen; die ostpreußische Landwirtschaft hat in sehr großer Kurzsichtigkeit vergessen, was auch sie ihr verdankte und ihr die Überschwemmung des ostpreußischen Marktes mit russischem Getreide zum schweren, aber zugleich unberechtigten Vorwurf gemacht. Die Stadt Königsberg hat die Verstaatlichung anfangs nicht gewünscht, ob mit Berechtigung, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls war eine Privatgesellschaft abhängiger und mußte gefügiger auf die Forderungen der Handelsstadt eingehen als die die Interessen aller gleichmäßig umfassende Staatsverwaltung. Allein schon die Einrichtung eines Schnellzuges nach Lyck, die seit der Verstaatlichung erfolgt ist und weitere Fahrplanverbesserungen, die mit dem 1. Mai 1904 erfolgt sind, beweisen, daß auch Königsberg nicht schlechter

gefahren ist, seit die Privatbahn zu existieren aufgehört hat. Die Güterzahlen haben in den besten Jahren auf der Südbahn eine erstaunliche, die der Staatsbahnstation bald übersteigende Höhe erreicht.

	Auf der Südbahn kamen an:	In denselben Jahren auf der Staatsbahn:
1870:	105 657 to	175 838 to
1874:	233 476 „	347 168 „
1877:	376 438 „	403 058 „
1878:	398 554 „	333 209 „
1885:	414 421 „	186 190 „
1894:	407 505 „	277 763 „
1900:	418 640 „	415 605 „
1902:	544 756 „	399 215 „

(cf. zu dem über die Pillauer und Südbahn Gesagten die Königsberger Handelsberichte von 1859—1902).

Bei den übrigen Bahnen Königsbergs können wir uns kürzer fassen. Das nächste wichtige Projekt war die Warschauer Bahn. Die Frage wurde akut, als Danzig sich eine Bahn von Marienburg nach Mlawa-Warschau sicherte. Wollte man nicht alle Konkurrenz aufgeben, und den Warschauer Handel, der freilich schon seit langer Zeit nicht mehr für Königsberg ausschlaggebend war, ganz verlieren, so mußte man auf eine eigene Zweigbahn nach Königsberg bedacht sein. Aus dem anfänglich geforderten Projekte einer Staatsbahnlinie Mlawa-Allenstein, die die Lücke ausfüllen sollte, wurde bald das Projekt Kobbelbude-Allenstein-Soldau. Als Bahn untergeordneter Bedeutung, unter Rücksichtnahme nicht nur auf Königsberg, sondern ebenso auf die aufzuschließende Provinz kam es 1885 und 1888 zur Ausführung. Allein die weitgehenden Hoffnungen der Königsberger erfüllten sich nicht.

Man hatte an eine Nutzbarmachung nicht nur der Warschauer Umgegend, sondern der Produkte Ungarns und Galiziens für den Königsberger Handel gedacht, sich Wirkungen ähnlich der Südbahn versprochen. Allein man sah sich in seinen

Hoffnungen betrogen. Wasserstraßen und Eisenbahnen wiesen den Warschauer Handel in erster Linie auf Danzig. Die Berechnung der Eisenbahnlängen ergiebt, daß die Strecke Danzig-Soldau 25 km kürzer ist als die Königsberg-Soldau. Die Bahn wurde für Königsberg dadurch eine solche untergeordneter Bedeutung, wenn sie auch unter diesen entschieden die erste Stelle einnahm. Unter Umständen konnte ihr freilich eine ganz andere Bedeutung zuteil werden, nämlich als Reservelinie für Notlagen, die die Ostbahnlinie sperrten.

Ein solcher Zustand trat 1888 ein, als die Überschwemmung im Weichselgebiet jene unbenutzbar machte. Er hatte zur Folge, daß man die anfangs recht dürftig ausgestattete Linie besser ausbaute. Die Geleiseanlagen der Stationen wurden ergänzt; die Steigungs- und Krümmungsverhältnisse verbessert.

Heute steht es so, daß sie auch für den Güterverkehr Königsbergs eine erhebliche Bedeutung erlangt hat, trotz der ablenkenden Mehlsack-Braunsberger Bahn, und trotzdem ihre Umwandlung in eine Vollbahn ein allerdings bisher nicht erfüllter Wunsch der Königsberger ist.

Weit kühler standen die Königsberger dem bald darauf auftauchenden Projekt einer Bahn über Labiau nach Tilsit gegenüber und ersparten sich dadurch unliebsame Enttäuschungen. Anfangs erwärmte man sich dafür, doch nur unter dem Gesichtspunkte, daß etwa jetzt noch eine neue Vollbahn auf dem 1860 verlassenen, jetzt wieder aufgesuchten Wege über Tilsit-Tauroggen nach Petersburg entstehen könnte. Allein als sich das als ganz aussichtslos erwies, weil an eine Fortführung über Tilsit hinaus und gar in Rußland nicht zu denken war, lehnten die Königsberger entschieden jeden Kostenbeitrag ab, indem sie die rein lokale Bedeutung der Bahn und die volle Zulänglichkeit der Wasserstraße für ihre Zwecke betonten. Ja, als man anfangs daran dachte, diese Bahn vom Königsberger Ostbahnhofe aus oberhalb der Stadt über den Pregel zu führen, protestierten sie im Interesse der Schiffahrt und Flößerei, der durch diese neue Brücke Schwierigkeiten entstehen würden.

Daß sie wie jede neue Bahn der Entwickelung des Lokalverkehrs günstig sein würde, wurde nicht bestritten. Solche Bahnen neuester Zeit aber, die nicht eine schon vorhandene Wasserstraße wiederholten, wie die Linie Rothfließ-Rudczanny und Löwenhagen-Gerdauen sind daher auch von den Königsbergern mit Freuden begrüßt worden und richtig eingeschätzt.

Inzwischen hatte sich die nur Handelsinteressen ihr Dasein verdankende Pillauer Bahn zu einer Touristen- und Ausflugsbahn entwickelt und mit der staatlichen Anschlußbahn nach dem Seebade und Bernsteinwerk Palmnicken war noch ein industrieller Nebenzweck hinzugekommen. Die immer größer und umfangreicher werdende Hauptstadt konnte die günstige Nähe des reizvollen Samlandstrandes und der See nicht länger ungenützt lassen und mußte den von Jahr zu Jahr zahlreicher herbeiströmenden Badegästen eine zeitgemäße Verbindung nach dem Strande gewähren. So entstand die Cranzer, so die Samlandbahn. Wie sich alle Touristenbahnen rentiert haben, beweist der Umstand, daß die Cranzer für die Sommermonate bereits in eine Vollbahn verwandelt ist, für die Samlandbahn trotz ihres erst kurzen Bestehens dasselbe wenigstens angeregt wurde, ferner ein Blick auf die Entwickelung der Orte, die durch sie an- und zum Teil erst recht dem großen Verkehr aufgeschlossen sind.

Cranz:			Neuhäuser:		
1855:	ca. 557	Einw.			
1867:	993	„			
1871:	991	„	1871:	10	Einw.
1885:	1321	„	1885:	49	„
1895:	1843	„	1895:	188	„

In der reichen Umgegend der Stadt entwickelten sich an Zwischenstationen dieser Bahnen und auch an den ersten Stationen der Hauptbahnen Ausflugsorte für das jetzt wirklich großstädtisch gewordene Publikum. Extrazüge gingen nach Löwenhagen und Ludwigsort; Juditten, das anfangs gar keine Haltestelle besaß, und Metgethen wurden zu Einnahmequellen für die Pillauer-,

Gr. Raum für die Cranzer Bahn. Auch an der Samlandbahn bildete sich eine ganze Reihe solcher Plätze heraus, wie z. B. Drugehnen am Fuße des Galtgarbens.

Schließlich hat Königsberg auch seine Kleinbahn erhalten. Sie hatte die besondere Aufgabe, das Kreisgebiet am Südufer des Kurischen Haffes und die Gegenden am Nordufer des Pregels besser an die Haupt- und Kreisstadt anzuschließen. Es ist kein Zufall, daß der direkte Postenbetrieb von Königsberg aus sich am längsten auf der Chausseestrecke über Arnau nach Waldau erhalten hatte.

Prüfen wir nunmehr, nachdem wir die Verkehrslage Königsbergs und die Entwickelung seines Eisenbahnnetzes betrachtet haben, die Wirkungen des letzteren auf den Handel, auf die Industrie und das Äußere des Stadtbildes.

Bei der Fülle des Stoffes kann nur das Wichtigste hervorgehoben werden.

Handel und Industrie stehen in Königsberg in dem eigenartigen Verhältnis, daß an Zahl der Berufsangehörigen die Industrie, an Bedeutung für die Stadt im allgemeinen der Handel obenan steht. Dieses Verhältnis hat von 1882—1895 keine Änderung erfahren.

1882: Von 64040 Berufsang.		1895: Von 78528 Berufsang.
Industrie:	21535	26241
Handel und Gewerbe:	11970	16043
Unterschied rund:	10000	rund: 10000

Auch der Handel im ganzen hat seinen Vorrang gewahrt, noch 1897 wird die Lage der Industrie „nur in mäßigem Grade entscheidend“ für die allgemeine Geschäftslage Königsbergs genannt. Allein schon 1899 mußte zugegeben werden, daß bei der zwar langsame, aber stetige Fortschritte aufweisenden Industrie „das wirtschaftliche Gedeihen der Bevölkerung nicht mehr so ausschließlich wie früher von der Lage des Handels mit Rohprodukten abhängt.“

Die Frage, ob und wie sich dieses Verhältnis gestaltet hätte,

wenn Königsberg nur auf den Eisenbahnverkehr angewiesen wäre und keinen Binnenschiffahrtverkehr hätte, ist äußerst schwierig und soll hier nicht erörtert werden; zunächst wäre man freilich bei der Beobachtung, daß die Bahnen, die eine Wasserstraße so gut wie völlig ausgeschaltet haben, sehr geneigt zu urteilen, daß das Verhältnis auch ohne die Verbindung mit der Memelstraße dasselbe, mindestens ein ähnliches geblieben wäre. Außerdem ist es nicht zweifelhaft, daß die für den Handelsplatz Königsberg entschieden wichtigere Ausfuhr viel mehr von den Bahnen als von den Binnenwasserstraßen abhängt, während der Seeverkehr für die Einfuhr auch heute noch gleichwertige Bedeutung mit den Bahnen hat. Man wird daher heute richtiger Königsbergs Handelsbedeutung aus dem Aggregat Seeverkehr und Eisenbahnen als Seeverkehr und Binnenschiffahrt erklären.

Jeder Hafen handelt mit den Produkten seines Hinterlandes, dem er wiederum Dinge, die ihm fehlen, durch seine Verbindung mit anderen Ländern zuführt. Danach sind die wichtigsten Exportartikel Königsbergs: Getreide, Flachs, Hede, Lumpen, Borsten, Dachpappe, Asche und Holz; Spiritus, Fische und Bernstein. Importartikel: Eisen, Kohle, Bausteine, Fliesen, Kolonialwaren, Heringe, Petroleum und Tee.

Schon aus dieser Übersicht erkennt man die große Abhängigkeit des Königsberger Handels vom russischen Hinterlande. Königsberg braucht Rußlands Produkte und braucht Rußland zum Absatz für die Waren, die es aus dem Westen, sei es aus Deutschland oder England und Schweden-Norwegen per Bahn oder Schiff empfängt. An den meisten Artikeln hat die Provinz einen großen Anteil, aber gerade an manchen ausschlaggebenden, hier Flachs und Hede, dort Heringe und Tee nicht. Daher die überwiegende Bedeutung gerade der beiden russischen Bahnen für Königsbergs Handel!

Der wichtigste Handelszweig Königsbergs ist der Getreidehandel. Kein einziger anderer Handels- oder Industriezweig kann für sich allein an Umfang und Bedeutung sich mit ihm messen (Hand.-Ber. 1898). Er ist infolge der Wasserstraßen

viel älter als die Eisenbahnen, ebenso alt wie die Handelsstadt; er hat auch in früheren Jahren einen großen Umfang gehabt, aber doch nicht im Entferntesten die heutige Blüte erreicht. Die Eisenbahnen haben für ihn eine doppelte Bedeutung gehabt: Sie haben die Produktionsfähigkeit des ihm schon erschlossenen Landes ungemein gesteigert und haben ihm außerdem Gebiete erschlossen, die bisher durch ihre weite Entfernung für ihn gar nicht oder fast gar nicht in Betracht kamen. Das erste bezieht sich hauptsächlich auf die Provinz, das letzte auf Rußland. Aber ebenso wie der Königsberger Getreidehandel unter den Wirkungen der russischen Bahnen emporblühte, hat er auch gegen die Angriffe, die mittelst derselben auf ihn gemacht wurden, dauernd zu kämpfen gehabt. Wirtschaftlich zusammenhängendes Gebiet war politisch getrennt. Der ausführende Hafen in anderer Hand als das produzierende Hinterland. Die Geschichte des Handels und der Verkehrsmittel wird zur Geschichte der Politik. Rußland hatte, in der Kulturentwickelung rückständig, zunächst die von den Interessen seiner Bewohner geforderten Bahnen nach den preußischen Häfen gestatten müssen. Sie wurden zum Teil von französischem Kapital und französischen Gesellschaften gebaut. Später baute man auch hier ein eigenes Eisenbahnnetz aus und suchte nun den bisherigen preußischen Verkehr nach den eigenen Ostseehäfen zu lenken. Da man jene natürlichen Eisenbahnwege nicht mehr aus der Welt schaffen konnte, mußte man zu künstlichen Mitteln greifen und den Verkehr künstlich von dem ihm in natürlicher Weise dienenden Hafen Königsberg abzulenken suchen. Man fand ein solches Mittel in den Eisenbahntarifen. Sie begünstigten die russischen, viel weiter von der „Kornkammer Rußlands" gelegenen Häfen Libau, Riga und Reval, die zum Teil nicht einmal eisfrei waren, derart, daß die Königsberger Bahnen, vor allem das Privatunternehmen der Südbahn dauernd mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Hauptsächlich darum ist ihre Geschichte eine Leidensgeschichte. So lange die Konkurrenz dieser russischen Häfen eine natürliche blieb, war sie wirtschaftlich durchaus gerecht-

fertigt. Einzelne Gebiete namentlich in den Gegenden der Wilnaer Strecke mußten wegen ihrer jenen Häfen näheren Lage für immer verloren gehen. Schlimmer wurde es erst, als namentlich Libau unnatürliche Konkurrenz zu machen anfing. Das geschah durch enorm billige Tarifsätze der Rommy-Libauer Bahn. So ging ein beträchtliches Gebiet des inneren und gerade des südlichen Rußland ganz oder teilweise Königsberg verloren, obwohl Libau weiter entfernt war. Die Produzenten konnten wegen der billigeren Tarifsätze dorthin vorteilhafter absetzen. Die Folgen blieben nicht aus. Mehrere kleine Firmen in Königsberg mußten liquidieren, eine Menge russischer Getreidekommissionäre verließ die Stadt und hunderte von Arbeitern und kleinen Gewerbetreibenden verloren ihr tägliches Brot. Es hatten Getreide seewärts ausgeführt:

	1874	1884
Libau:	74 823 to	558 687 to
Königsberg:	356 985 „	337 000 „

Dem Beispiele Libaus folgte wenige Jahre später Odessa. Die Verwaltung der russischen Südwestbahnen publizierte einen Tarif, welcher derartig konstruiert war, daß die an der deutschen Grenze gelegenen Stationen eine niedrigere Fracht nach Odessa zu zahlen hatten als die dem letzteren Platze näher gelegenen Stationen. Ganz unbegreifliche Mißverhältnisse der Frachten zum Nachteil von Königsberg bildeten sich infolgedessen heraus. Das Bestreben, den Getreideverkehr nach Odessa zu lenken, war leider erfolgreich. Der Rückgang von Zufuhren von russischem Getreide erreichte einen Umfang, der tiefste Besorgnis erregen mußte:

Es kamen aus Rußland:

1885:	385028	to Getreide
1886:	123314	„ „

Der Rückgang betrug also 68 Prozent! Er übertraf in diesem Jahr weit den aller andern Ostseehäfen, die zwar auch unter der schlechten Ernte, aber nicht unter so unerquicklichen Verhält-

nissen zu leiden hatten. (Hand.-Ber. 1886). Erst mit dem deutsch-russischen Handelsvertrage beginnt eine bessere Zeit für den Königsberger Getreidehandel, der wohl schon genug zu leiden hatte, aber wegen der Natürlichkeit seiner Bedingungen trotz aller russischen Kunstgriffe nicht tot zu machen war. Die für Königsberg wichtigste Bestimmung des Vertrages betrifft die Eisenbahntarife. Die Frachtsätze von den russischen Aufgabestellen bis nach Königsberg sollen fortan nach den Bestimmungen gebildet werden und unter die am Transport beteiligten deutschen und russischen Bahnen verteilt werden, welche für die nach den Häfen Libau-Riga führenden russischen Eisenbahnen gelten. Unter den segensreichen Wirkungen dieses Vertrages haben die Königsberger Eisenbahnen wieder dem Handel den Nutzen bringen können, der ihm nicht durch sie, sondern durch künstliche Einwirkungen entzogen worden war. Zwar tauchten auch später noch neue Sorgen auf. Man sucht in Rußland die Bestimmungen des Handelsvertrages durch die Einrichtungen im Verkehr des sogenannten Elevatorengetreides zu umgehen, doch sind so traurige Verhältnisse wie in den 80er Jahren nicht mehr wiedergekehrt.

Im Innern der Provinz konnte natürlich jede neue Bahneröffnung, sofern sie nicht die Nachbarhäfen Memel, Elbing und Danzig unmittelbar anging, dem Getreidehandel nur förderlich sein, und es ist gewiß, daß wir hier noch nicht an der Grenze des Erreichbaren angelangt sind.

Ähnlich wie beim Getreidehandel liegen die Verhältnisse beim Handel mit Flachs, Hanf und Hede. Auch hierfür ist Rußland der Lieferant Königsbergs. Dieses hat jedoch anfangs umgekehrt wie später beim Getreidehandel in diesem Zweige Riga mittelst der Eydtkuhner Bahn erfolgreich Konkurrenz gemacht.

Mertens schreibt darüber in seinem Aufsatze über den Flachs in Rußland (cf. Archiv für Eisenbahnwesen 1898 p. 700 ff.):

„Es war ganz selbstverständlich, daß Riga den Flachshandel so lange beherrschte, als es ausschließlich durch Zufuhren auf

den Wasserwegen und auf den Landwegen mit Fuhrwerk versorgt wurde. Trat hierin eine Änderung ein, so konnte der Handelsplatz von der beherrschenden Stellung zurückgedrängt werden.

Diese Änderung in den Zufuhrverhältnissen ist durch die Inbetriebnahme der Eisenbahnen eingetreten und wenn Riga auch heute noch immer der erste Platz für Flachs und den Flachshandel ist, so ist doch der Verkehr über Wirballen und den Handelsplatz Königsberg in sehr scharfen Wettbewerb getreten.

Wenn nun die russischen Ostseehäfen in ihrer Gesamtheit die erste Stelle in bezug auf die ausgeführte Menge (in Flachs) einnehmen, so treten doch bei Gegenüberstellung der einzelnen Grenzpunkte die baltischen Häfen für einige Jahre hinter Wirballen zurück. In den Jahren 1884, 1886, 1888, 1889 hat Wirballen sogar Riga überflügelt. Es bedeutet das, daß der Königsberger Flachshandel Riga mit Erfolg einen sehr lebhaften Wettbewerb gemacht hat.

Aber seit dem Jahre 1889 ist die über Wirballen ausgeführte Menge Flachs und Flachshede regelmäßig gesunken und ist im Jahre 1894 sogar nur eine ganz besonders geringe gewesen, allerdings bringt schon das folgende Jahr wiederum eine Zahl, die sich der des vorhergehenden Jahres sehr nähert.“

Den Grund für diesen Rückgang haben wir natürlich wiederum in den russischen Tarifen zu suchen. Jedenfalls steht das eine fest, daß was nach Königsberg heute in diesen Artikeln kommt, die Eisenbahnen benutzt; und auch für die Ausfuhr derselben die Eisenbahnen ausschlaggebend sind.

in to.	bahnwärts	flußwärts	seewärts	Summa
Zufuhr	54 262	55	133	54 450
Ausfuhr	35 119	56	16 476	51 651

Unter den Kolonialwaren möge nur der Kaffee besonders erwähnt werden. Für sie alle zusammen ist natürlich der Verbrauch ein viel stärkerer geworden als in früheren Zeiten denkbar, und das ist nur der Eisenbahn zu verdanken. Die Kaffeeeinfuhr

stieg in Königsberg von 35 547 Zentner im Jahre 1890 auf 58 314 im Jahre 1902. Im Kohlenhandel spielt die Verbindung von Seeweg und Eisenbahn eine wichtige Rolle. Erst seit den Eisenbahnen ist in der ganzen Provinz, in allen Städten der Kohlenverbrauch, auch abgesehen von dem Zwecke der Industrie bedeutend geworden. Bietet doch auch der Landtransport auf diesem Wege bei dem großen Gewicht noch bedeutende Schwierigkeiten! Für sich selbst haben die Eisenbahnen freilich in viel höherm Maß die schlesische Kohle in Anspruch genommen, die auch in der Industrie Ostpreußens eine bedeutende Rolle spielt, während an eine Benutzung derselben vor 1850 natürlich nicht zu denken war. Glas, Porzellan und Steingut werden vorzugsweise mit der Eisenbahn nach Königsberg gebracht, obwohl vielfach Klagen über Bruch während des Transportes einlaufen. Der in neuer Zeit immer umfangreicher werdende Verbrauch von Zement in der Provinz ruht beim Mangel der Wasserstraßen für große Teile derselben ebenfalls in den Händen der Bahn. Auch Eisen wird im Verhältnis zum Gewicht in recht bedeutenden Massen per Bahn (1902 ca. 10 000 to.) eingeführt, wenn auch hier die Einfuhr seewärts (ca. 17 000 to.) beträchtlich größer ist. Der ebenfalls neue Handelszweig mit Düngemitteln bedient sich der Bahnen zum Absatz an die Landwirte. Vom Petroleum gilt der Satz, daß der Handel damit vom Bedarf des Hinterlandes abhängt, das heißt von den Eisenbahnen, wie überhaupt erst mit den neuzeitlichen Verkehrserrungenschaften das Petroleum seine weiteste Verbreitung gefunden hat, um in unserer schnellebigen Zeit bereits durch Gas und Elektrizität, die beide total von Maschinen und Kohlen, also von der Bahn, abhängig sind, vom Gebrauch im großen Stil verdrängt zu sein. Konsumartikel wie Wein und Heringe, die zur See nach Königsberg kommen, gehen mit der Bahn nach Rußland, mit der Bahn in alle Winkel der Provinz. Vom Tabak kommt ebensoviel mit der Bahn nach Königsberg als über See. Der Leinwandhandel kehrt sich unter den Wirkungen der Bahn geradezu um. Die Provinz arbeitet nicht mehr für die Hauptstadt, sondern die Hauptstadt schafft

auf den Eisenbahnen die schlesischen und westfälischen Fabrikate zum Absatz in der Provinz heran. Mit Lumpen und Butter gehts umgekehrt wie mit Wein und Heringen. Sie kommen mit der Bahn und gehen mit dem Schiff weiter. Vollständiges Produkt der Eisenbahnen ist hier wie allenthalben der Viehhandel.

Nicht gerade zu Grunde gegangen, aber in seiner Entwickelung gehemmt und geschädigt ist von allen Zweigen nur der Speditionshandel. Die ersten Bahnen freilich belebten ihn. Die Ostbahn bis Königsberg machte diesen Ort zum Speditionsplatz für die aus Deutschland, der Schweiz, Frankreich und Italien kommenden Speditionen. Sobald aber im Jahre 1864 der direkte Eisenbahnverkehr mit Rußland ins Leben trat, hörte diese Bedeutung auf, und der Speditionshandel wurde auf die Beförderung der überseeischen Importen beschränkt. Aber auch hier traten weitere Rückschläge ein. Die Speditionen nach der Provinz gingen mit jeder neuen Transversale weiter zurück; die nach Rußland verloren, sobald die russischen Konkurrenzhäfen mit der Kownoer Linie verbunden waren, ihr Absatzgebiet. Der wichtigste Artikel war der aus China auf dem Seewege über London nach Königsberg transportierte sogenannte „russische Tee.“ Er blieb vorläufig erhalten, da für die Wege nach der Tee-Metropole Moskau Königsberg noch immer vorteilhafter lag — und, um der Konkurrenz zu steuern — die Eisenbahn die Tarife ermäßigte. Dazu kamen noch andere Gründe, die von der Eisenbahn unabhängig sind — bessere Verpackung in Königsberg als in russischen Häfen, billigeres Emballierungsmaterial — aber auch der Umstand wirkte mit, daß die Südbahn Tee ausnahmsweise ebenso schnell wie Eilgut beförderte, so daß er in sieben Tagen nach Moskau gelangte. Alle anderen Artikel zogen sich jedoch im Lauf der Jahre ausnahmslos nach russischen Häfen und von 1887 an fängt Odessa auch im Teehandel an zu konkurrieren. Heute liegen die Verhältnisse so, daß nur noch ostindischer Tee in nennenswerten Massen nach Rußland geht, während das Gros der russischen Teeeinfuhr entweder auf dem

Landwege über Sibirien (sibirische Bahn) oder seewärts über Odessa nach Moskau geht. Als 1902 der Weg von den russischen Ostseehäfen nach Moskau eine neue Abkürzung erfuhr, fiel auch dieser Ort für die Innenspedition fort und es blieben nur noch die russischen Speditionen, die für in der Nähe der Grenze liegende Orte bestimmt sind.

Wir werden im Interesse des Königsberger Handels den Rückgang dieses Zweigs bedauern können, aber ihn im Gegensatz zu den künstlichen Schädigungen des Getreidehandels verständlich und natürlich finden.

Neben dem Handel Königsbergs hat die Industrie lange eine sehr bescheidene Rolle gespielt. Zwar werden schon im Berichte von 1853 eine ganze Anzahl Fabriken erwähnt, aber größere Etablissements, die 50 und mehr Arbeiter beschäftigten, gab es 1855 erst fünf am Orte, von denen drei Eisengießereien und Maschinenfabriken waren. Es würde ermüdend sein, im einzelnen aufzuzählen, wann jede Industrie entstanden und welche Bahnen den Anlaß dazu gaben und Absatzgebiete schufen. Auch wird sich hier viel weniger als beim Handel eine Abhängigkeit von bestimmten Linien feststellen lassen. Nur das eine kann gesagt werden, daß die Verbindung mit dem Westen, die Ostbahn, der Anstoß, alle Bahnen der Provinz zusammen die Stützen für eine weitere Entwickelung geworden sind. Es lassen sich heute, wenn man bis ins Kleinste detailliert ca. 100 Industriespielarten unterscheiden, wobei freilich das moderne Streben jeden Betrieb „Fabrik" zu nennen, einschränkend zu berücksichtigen ist. Den engen Zusammenhang, in dem die ganze Industrie Ostpreußens mit der Landwirtschaft, dem Haupterwerbzweig der Provinz steht, kann auch die der Hauptstadt nicht verleugnen. Eisengießereien und Maschinenfabriken und Brauereien sind auch heute noch die größten Industriezweige Königsbergs. Jene setzen an die Landwirtschaft ihre mannigfaltigen Erzeugnisse ab, diese empfangen von ihr das notwendige Rohmaterial. Aber interessant ist es zu sehen, wie in Königsberg die Eisenbahn, die jene erste Industrie großzog, ihr auch in Notlagen ihre hülfreiche Hand

entgegenstreckte. Lokomotiven und Eisenbahnwagen sind in großer Zahl seit 1850 aus der „Union" hervorgegangen. Heute hat diese Werkstatt einen Umsatz von 4 100 000 Mark, 58 Beamte und 842 Arbeiter. Ganz gewaltig hat sich die Bedeutung der beiden Königsberger Brauereien in Schönbusch und Ponarth gehoben. Unter ihrem Schutze gleichsam ist in beiden Orten eine bedeutende Siedelung entstanden, die zusammengewachsen ist und durch Extrazüge der Königlichen Ostbahn und elektrische Bahn mit der Stadt verbunden ist. Zu beiden Brauereien führen Schienengeleise direkt von der Strecke.

Die Gemeinde Ponarth, zu der neuerdings Schönbusch gehört, zählte:

1867:	233	Einwohner
1871:	441	„
1885:	1884	„
1895:	4425	„

Beide Brauereien zusammen produzieren heute im Jahre über 300 000 Hektoliter Bier. Auch die Brauerei Wickbold hat sich durch ihre Lage an der Südbahn, 11 km von der Stadt entfernt, entwickelt. Ein Unikum in Ostpreußens Industrie ist die Bernsteinindustrie. Ihren Zwecken dient die schon erwähnte Palmnicker Bahn. Die Bernsteinwerke befinden sich in Königsberg in der Bahnhofstraße, also nicht weit vom Bahnhofe entfernt.

Bei der großen Zahl von Arbeitern, die heute in ihren Betrieben beschäftigt sind, hat die Industrie für die Stadt eine recht erhebliche Bedeutung gegen frühere Zeiten gewonnen. Das Verhältnis zum Handel ist oben bereits angegeben.

Überblicken wir zum Schlusse noch einmal Handel und Industrie in Königsberg, so können wir mit dem Handelsberichte von 1899 sagen: Beim Überblicke von 1800—1900 ergeben sich anfänglich langsame, dann aber bedeutende Fortschritte des Handels. Bis 1850 bewegte er sich in engen Grenzen; 1829 betrug die Ausfuhr 70 000 to; in den fünfziger und sechziger Jahren findet zum ersten Male eine beträchtliche Steigerung statt.

Königsberg ist in das Zeitalter der Eisenbahnen eingetreten. Gesamt-Einfuhr und -Ausfuhr haben sich seitdem in stark aufsteigender Linie bewegt.

Einfuhr:		Ausfuhr:	
1868:	418 119 to	1868:	314 603 to
1880:	688 045 „	1880:	425 954 „
1890:	924 665 „	1890:	628 527 „
1900:	1 858 064 „	1900:	987 598 „

Umfang in to à 20 Zentner.

Einfuhr:		Ausfuhr:	
1868:	162 483 570 Mk.	1868:	140 699 919 Mk.
1880:	184 355 007 „	1880:	141 826 666 „
1890:	191 812 899 „	1890:	153 588 232 „
1900:	320 750 455 „	1900:	227 181 541 „

Wert in Mark.

Seeschiffahrt und Binnenschiffahrt (Memelstrom-Deime-Pregel) haben mit den Eisenbahnen einen Bund geschlossen, an dessen Befestigung und Verbesserung fortzuarbeiten auch heute noch das vornehmste Interesse der Königsberger Handelsherren ist. Mag es sich auch für die Eisenbahnen nicht mehr um neue Linien handeln, auf die sich alles Interesse konzentriert, so werden die Fragen des Eisenbahnverkehrs mit Rußland immer eine ebenso große Aufmerksamkeit beanspruchen wie die der Schiffahrt, die augenblicklich durch Seekanal und Hafenausbau im Vordergrunde stehen.

Nur einmal noch kann es dahin kommen, daß eine Eisenbahnfrage auch unsere Handelswelt voll und ganz in Anspruch nehmen wird. Es ist die des Zentralbahnhofes, der jetzt schon eine Notwendigkeit, kurz über lang Königsberg doch beschieden sein wird. Damit werden wir auf das Gebiet der äußeren Veränderungen des Stadtbildes unter dem Einflusse der Eisenbahnen geführt, mit dessen Betrachtung wir dieses Hauptkapitel unserer Arbeit abschließen wollen.

Allein auch hier müssen wir uns auf weniges beschränken. Eine Stadt, die sich in 40 Jahren verdoppelt hat, muß natürliche außerordentliche Veränderungen in ihrem Gesamtbilde durchgemacht haben, in vielen Teilen geradezu unkenntlich geworden sein und sich durch viel neue vergrößert haben. Noch besser als für das Jahr 1886 paßt für das Jahr 1904 der in seiner Naivität und Frische so köstliche Ausruf Hennenbergers vom Jahre 1595: „So man nur Königsberg ansiehet, lieber Gott, welch eine Veränderung ist nun in den 40 Jahren da geworden, und währet noch von Tag zu Tag, wie gewaltige Gebäud' sind da aufgerichtet, wie sind alle Winkel ausgebauet!"

So verlockend es wäre, wir können dem guten Hennenberger nicht in alle diese „Winkel" folgen und betrachten, wie sie ausgebaut werden, wir wollen vom Stadtbilde nur den Teil betrachten, der unter dem unmittelbaren Einfluß der Eisenbahn gestanden hat und noch steht, das heißt den Stadtteil, wo die Bahnhöfe liegen. Dabei müssen wir natürlich von ihnen selbst ausgehen[1]).

Im Südwesten unserer Stadt erstreckte sich vor dem Jahre 1850 vom Fort Friedrichsburg bis zum Brandenburger Tor ein gänzlich unbebautes Terrain. Die dort liegenden Wiesen hatte man schon frühzeitig eingedeicht, und die Dämme mit Bäumen und Hecken bepflanzt. Sie bildeten einen beliebten Spaziergang der Königsberger Gelehrtenwelt. Ob nun vor Kant schon oder durch ihn erst erhielt diese Promenade den Namen „Philosophendamm".

Er begann an der Stelle, wo heute Schleusenstraße und Borchertstraße zusammenstoßen und zog in der Richtung der letzteren geradeaus weiter, um sich als „Poetensteig" hinter dem Nassen Garten fortzusetzen. Diese Bezeichnung begann an der Stelle, wo ein Graben nordwärts von Fort Friedrichsburg herkam, um am Damme zu enden. Ging man also an dieser Stelle westwärts weiter, so betrat man den „Poetensteig", bog man

1) Zum Verständnis des Folgenden ist der neueste Plan der Königl. Haupt- und Residenzstadt Königsberg erforderlich.

dagegen nach Norden ab, so blieb man auf dem Philosophendamm, der in dieser Partie, wo man bei Sonnenuntergang weit über Pregelwiesen und Tal herabsehen konnte, landschaftlich die schönste Aussicht bot. Der Damm ging vom Graben entlang bis zum Fort nordwärts, folgte dessen Südgrenzen in Lauf und Richtung und bog schließlich nach Osten von demselben ab, gerade bis zum Knie des damals noch von Kähnen hin und her benutzten Zug- oder in diesem Teil auch Kielgrabens genannten Pregelabflusses gehend. Hier teilte er sich in zwei Arme, der eine verlief als Sackgasse genau nördlich am Zuggraben entlang bis zum Pregel (heute: Zwischenraum vom Pillauer Bahngeleise und Aschhof), der andere ging in östlicher Richtung ebenfalls dem Wasserlaufe folgend bis zu der durch einen Holzwolm abgeschlossenen und nur durch eine zwei Meter breite Laufbrücke mit dem Wiesenterrain verbundenen Klapperwiese. Sie wurde in gerader Linie von dem sogenannten „Kastaniengang" fortgesetzt (heutige Schleusenstraße), einer Allee, die genau an der Stelle endete, wo der Philosophendamm anfing.

Dieses so eingeschlossene Viereck, daß sich nach heutigen Straßen nur im Osten und Westen begrenzen läßt und zwar im Osten Schleusenstraße, im Norden und Süden dagegen von den zusammenhängenden Bahnanlagen überschritten wird und nur im Anfang der Philosophendammgasse dem alten Spazierwege entspricht, wurde mitten durchschnitten von dem sogenannten Tränendamm, der aus dem 1811 verbrannten Getreide aufgeschüttet war (nach andern Quellen vom 1770er Speicherbrand). Er zog sich etwa von der heutigen Pumpstation nördlich vom Ostbahnhofe, parallel mit der heutigen Schleusenstraße bis zum Schnittpunkte mit dem Philosophendamm hin[1]).

1) Es ist also darauf zu achten, daß nur der erste Teil der heutigen Philosophendammgasse dem alten Damme entspricht; der heutige Durchgang zwischen Ostbahngebäude und Südbahngeleisen, der nach der Wallstraße führt, kann nicht dafür angesprochen werden, da der alte Damm quer über das Ostbahnplanum und durch die heutigen Festungsanlagen zum noch als Damm bestehenden Poetensteig zwischen Nassen Garten und Kaibahnhof lief.

Dieses Terrain wurde von der Königlichen Ostbahn zum Bau der Bahnhofsanlagen bestimmt. Unzählige Sandfuhren wurden notwendig und ein System von Pfählen mußte in den Boden geschlagen werden, um einen festen Grund zu erhalten. Angesichts dieser Mühseligkeiten scheint es fast undenkbar, wenn in späterer Zeit die Auswahl dieser Stelle zum Bahnhof getadelt worden ist. Anfangs war das Gegenteil der Fall. Der Handelsstand begrüßte die Anlage des Bahnhofes in unmittelbarer Nähe des Hauptverkehrs als eine große Errungenschaft, und das muß man auch heute nicht vergessen, wo innerhalb der Festungswerke der Raum für Wohngebäude so knapp geworden ist, daß man den Verlust von 41 ha, das heißt 7—8 % der Gesamtfläche des Weichbildes durch Bahnhofsanlagen als Übelstand empfindet. Kaum glaublich scheint aber, daß die Verwaltung 1850 noch garnicht an eine Fortführung der Ostbahn gedacht haben soll. Gewiß wurde Königsberg, so wie man den Bahnhof einmal angelegt hatte, Kopfstation und dieser Umstand Veranlassung zu vielen Schwierigkeiten, aber man war eben 1860 noch nicht so weit wie 1900 und für den Verkehr, auf den man auch 1860 noch rechnete, hätte auch eine Kopfstation von der Ausdehnung unseres Bahnhofes genügt. Der Ostbahnhof ist erst späteren Zeiten in ungünstigem Lichte erschienen. Wir wissen heute, daß wir mit bald 200000 Einwohnern keinen den anderen Bahnhöfen größerer Städte entsprechenden haben; er erscheint uns unfreundlich, eng und durchaus veraltet. Und doch ist er seiner Zeit als ein Wunder der Baukunst gepriesen worden. Rosenkranz sagt darüber: (Königsberg und der moderne Stadtbau pg. 27): „Das hiesige Bahnhofsgebäude ist unstreitig eines der großartigsten, die es irgend gibt. Die Eisenpfeiler, die mit kühnem Schwung seine hohen Räume stützen, sind von außerordentlicher Schönheit und ein Werk der hiesigen Uniongießerei. Wohin das Auge hier blickt, zeigen sich die Anfänge eines neuen und schöneren Lebens. Reizende Gärten dehnen sich um das Bahnhofsgebäude und da, wo sonst ein kleines Haus mit einer schlichten Kegelbahn stand, sehen wir jetzt das geräumige

und geschmackvolle Restaurationslokal von Sanssouci, mit allem modernen Komfort ausgestattet, sich immer heiterer entwickeln und nur der dem schwarzen Cocytus ähnliche, übelriechende Graben längs der Zuckerraffinerie bleibt ein Mißstand für diese anmutige Promenade."

Diese Umgebung hat sich nun freilich nicht so reizvoll erhalten. Der eigentliche Bahnhofsplatz ist zwar noch heute mit schönen Anlagen umgeben, aber das Gebiet hinter dem Empfangsgebäude hat dem wachsenden Verkehr seine schöne Gestalt opfern müssen. Dieses selbst hat im Laufe der Jahre auch bedeutende Veränderungen erlitten, ohne seine ganze Gestalt zu ändern. Der Eingang befand sich nämlich früher auf der Schmalseite, in ihm lagen die Billett- und Gepäckräume, während die Wartesäle rechter Hand im Gebäude lagen und dahinter Garten und Anlagen bis nach dem Fort Friedrichsburg hin. Teils Festungs-, teils immer erweiterte Bahnanlagen, namentlich seitdem hier die Verbindung mit der Eisenbahnbrücke hergestellt wurde und der Güterverkehr immer mehr Raum in Anspruch nahm, haben sie bis auf den wenig schönen schmalen Streifen des von Kohlendunst umgebenen sogenannten „Wilhelms-Park" eingehen lassen, und dieser hat heute als Anlage keinen Wert mehr. Der ganze Schwerpunkt des Bahnhofes hat sich nach der anderen Längsseite gekehrt. Allmählich wurde sie ausgebaut und Veränderungen in der Konstruktion verschiedener Teile, wie Vorhalle und Billettschalter sind noch bis in die neueste Zeit vorgekommen, um dem stets riesiger anschwellenden Verkehre gerecht zu werden. Auf dieser Seite liegen heute Gepäckabfertigung, Stückgutablieferung und Wartesäle, hier der Haupteingang zu den Perrons. Der innere Bahnhofsraum ließ sich nicht vergrößern. Aber mit den beiden Perrons an den Seiten kam man bald nicht mehr durch. Bei Eröffnung der Labiauer Strecke, die ja nicht durch das Eisenbahntor geht, sondern in umgekehrter Richtung nach der Eisenbahnbrücke den Bahnhof verlassen sollte, mußte bereits ein neuer Nebenperron außerhalb der Halle eingerichtet werden und die letzten Transversalbahnen nach Rudczanny und

Gerdauen veranlaßten die Anlage eines Zwischenperrons an Stelle eines Geleises. Dadurch hat der Bahnhof die Gestalt angenommen, die in großem Maßstabe auch der berühmte Frankfurter hat, allein es fehlt hier an dem notwendigen Raum. Die Halle müßte drei Mal so breit sein, um den Anforderungen des heutigen Verkehrs zu entsprechen. Der Hauptübelstand liegt also gar nicht mal in der „Kopfstation", die ja nur das Vorspannen einer neuen Maschine verlangt, die vielleicht doch gewechselt werden würde, sondern in der Enge, obwohl man wohl nicht fehl geht, wenn man für den künftigen Zentralbahnhof den Typus der Durchgangsbahnhöfe annimmt mit Unterführungen zu den hintereinander liegenden Geleisen. Der übelriechende Graben, den Rosenkranz erwähnt, ist heute natürlich längst verschwunden. An seiner Stelle steht eine Anzahl prächtiger Häuser in der Schleusenstraße. Im Verhältnis zu den alten Zuständen steht das heutige Empfangsgebäude schräg über dem Tränendamme. Straße und Anlagen an der Schmalseite nehmen ein Stück des Philosophendammes ein.

Vollendet wurde das Bahnhofsbild aber erst mit den Anlagen der Pillauer und Südbahn. Daß der Bahnhof, obwohl eine Privatgesellschaft jene Strecken baute, in Zusammenhang mit dem der Staatsbahn stehen müßte, war um der Forderungen des bequemen Verkehrs willen selbstverständlich. Allein die Führung der Linien, von denen die eine entschieden nördlich vom Ufer der unteren Pregelstrecke und am Haffrande entlang nach Pillau geht, die andere dagegen das Provinzland südlich von der Pregellinie zu durchqueren hatte, im Verhältnis zur Lage der Stadt machten die Überbrückung des Flusses notwendig.

Dazu aber wurde wegen der bedeutenden Kosten staatliche Hilfe verlangt und bewilligt. Es handelte sich also um eine dreifache Anlage: Bahnhof für die Pillauer Strecke, Pregelbrücke mit Verbindungsgeleisen und Bahnhof für die Südbahn.

Für die Lage des Pillauer Bahnhofes wurde es ausschlaggebend, daß die Stadt Königsberg nördlich vom Pregel in der

quadratischen Lizentwiese einen geeigneten Raum besaß. Die Kommune nahm bei dem großen Interesse, daß sie an einer schnellen Herstellung der Pillauer Bahn hatte, keinen Anstand, diese Wiese unentgeltlich der Gesellschaft zu Bahnanlagen herzugeben. Andererseits hatte die Ostbahn für ihre Anlagen nicht das ganze, unbebaute Terrain zwischen Klapperwiese und Brandenburger Tor gebraucht, so daß sich der neue Südbahnhof neben die Anlagen der Ostbahn legen konnte. Eine weitere Bequemlichkeit veranlaßte der Umstand, daß man das Empfangsgebäude der Südbahn im rechten Winkel neben das der Staatsbahn legen konnte, wodurch ein einheitlicher Bahnhofsplatz für beide Bahnen geschaffen wurde, während der Güterbahnhof den westlichen Teil eines aus Gemüseacker bestehenden Terrains einnahm, das im Norden von Borchertstraße und Philosophendamm, im Osten von der Hinteren Vorstadt, im Süden vom alten Garten, im Westen von der Ostbahnanlage begrenzt wurde. Damit ging ein weiteres Stückchen vom alten Philosophendamm verloren durch das Geleise, auf dem die Südbahnzüge durch das für sie neben dem schon bestehenden Eisenbahntore neu errichteten in den Personenbahnhof einfuhren; der Bequemlichkeit halber wurde aber zwischen den Anlagen beider Bahnen eine Straße gelassen, die noch heute zum Walle an den Maschinenhäusern erst links der Süd-, dann rechts der Ostbahn vorüber zum Walle führt und fälschlich für den „alten Philosophendamm" gehalten wird. Größere Schwierigkeiten machten die Verbindungsgeleise dieser Bahnanlagen. Zunächst waren Stadt und Staat sich nicht über die Stelle einig, an der die Eisenbahnbrücke liegen sollte. Die Stadt verlangte, die Brücke möge so weit wie möglich unterhalb des Bahnhofes zu liegen kommen, damit der Binnenhafen, der durch sie entstände, nicht zu sehr beengt würde (Hand.-Ber. 1861). Darnach hätte die Brücke nach der Uferstelle zwischen Salzmagazin und Packhof geführt werden und der Lizentbahnhof eine veränderte Lage im Südwestwinkel der Wiese bekommen müssen. Der Staat kümmerte sich darum nicht. Er benutzte das älteste zum Pregel führende Ostbahngeleise, das ziemlich dicht am alten

Philosophendamm entang (Nordarm), zwischen Zuggraben und Güterschuppen ging und legte von dieser Pregelstelle die Brücke über den Fluß, so daß das Geleise erst am Packhofe vorbeilaufend die Lizentwiese berührte und dem Bahnhof dort die heutige Lage an der Nordostecke gab. Ein Hauptgrund hierfür lag wohl darin, daß vom Südbahnhofe ein eigenes Geleise der Privatbahn nach der Brücke gelegt werden sollte, während bei Ausführung des Stadtprojektes eine dauernde und nur zu Verwickelungen führende Mitbenutzung der Ostbahngeleise notwendig geworden wäre. Dieses Verbindungsgeleise war der Stadt ein zweiter Stein des Anstoßes. Es ließ sich, wie die Verhältnisse lagen, ohne die Staatsbahn zu berühren, nur an der Ostseite beider Empfangsgebäude vorbei über den Bahnhofsplatz führen, und damit wollte man sich gar nicht zufrieden geben. Die Störungen, die durch die die Straße im Niveau überschreitenden Züge für den Verkehr entstehen würden, wurden in übertriebener Weise als außerordentlich große bezeichnet, auch Sicherheitsgründe mögen mitgesprochen haben. Geändert wurde durch die Einsprachen freilich nichts, weil sich auch nichts ändern ließ, und so führt auch heute noch der Schienenstrang quer über den Zugang zu den Bahnhöfen und alle Güterzüge der Südbahn, die von Rußland nach Pillau gehen, passieren diesen Weg. Man denkt heute ruhiger darüber und auch bedeutende Verkehrsstockungen haben sich bisher nicht ergeben. Der Bau der Eisenbahnbrücke erregte in hohem Grade das Interesse der Stadt. Man bewunderte den Bau des Strompfeilers in einem an starken Ketten hängenden eisernen Fundamentierungskasten. Am 1. Januar 1865 war er fertig, nachdem er 57000 Taler gekostet hatte, und der weitere Brückenbau nahm nun nicht mehr viel Zeit in Anspruch. (Ausführliche Schilderung des Baues der Brücke in Zeitschrift für Bauwesen, Jahrgang XVI. Berlin 1866 pag. 518 ff.) Allein auch als sie fertig war, ergaben sich bald neue Übelstände. Der Durchlaß für die Schiffe lag den Ansichten der Handelsleute nach an ungünstiger Stelle und beengte den Raum am Kai, ein weit größerer Übelstand stellte

sich erst in neuerer Zeit durch seine im Verhältnis zu den großen, neuzeitlichen Dampfern zu geringe Breite heraus; die Kaufmannschaft wandte sich dieserhalb 1901 an den Minister. Über den weiteren Verlauf dieser Angelegenheit liegen dem Verfasser Nachrichten nicht vor.

Allein das alles war doch nur cura posterior gegenüber anderen Übelständen, die sich trotz der Lage der Bahnhöfe in der verkehrsreichsten Gegend erhoben. Sie rührten von dem ungeheuren Umfange her, den der Güterverkehr nahm und der ungenügenden Ausdehnung der Bahnhofsanlage, die nicht imstande war, ihn zu bewältigen. Zwei Punkte waren es vor allem, die die Übelstände vermehrten. Für den Transport der Waren, hauptsächlich des Getreides etc. nach den Speichern fehlte ein bequemer Weg. Alles mußte auf Wagen vom Bahnhof nach dem Speicher und vom Speicher zum Bahnhof geschafft werden. Das verursachte großen Zeit- und Geldverlust, war außerdem dem Stadtverkehr in den engen Straßen außerordentlich hinderlich.

Ferner existierte keine auch nur annähernd ausreichende Vorrichtung für den direkten Transport aus den Bahn-Waggons in die Schiffe. Daraus ergaben sich zwei Aufgaben: Einmal Geleisverbindung des Speicherviertels mit dem Lizentbahnhof, dann Anlage eines besonderen Güterbahnhofes am Pregelufer im Anschluß an beide schon bestehende Güterbahnhöfe der Ost- und Südbahn.

Die erste Frage wurde bereits nach den ersten Massenlieferungen der Eydtkuhner Bahn brennend, aber man behalf sich mit Lastfuhrwerken, da man wegen technischer Schwierigkeiten und Kostendifferenzen zwischen Stadt und Handelsstand zu keiner Einigung kam. Schließlich ging es aber nach der Südbahneröffnung nicht mehr so weiter, und die Gesellschaft teilte 1873 mit, daß sie vom Lizent gerade durch bis zum Pregel (Hundegatt) Geleise legen wollte. Man hatte schon an eine Pferdeeisenbahn gedacht. Allein die Streitigkeiten zwischen den verschiedensten Behörden, die dabei mitzusprechen hatten,

auch die unbegreiflichen Einsprüche der Adjazenten ließen es erst 1880 dahin kommen, daß die Geleislegung in Angriff genommen wurde, um bald darauf im lebhaften Gebrauch zu sein, ohne daß sich die von den Behörden mit so viel Nachdruck hin und her erörterten Schwierigkeiten einstellten. Langsam, aber schließlich doch war die Eisenbahn zu ihrem guten Recht gekommen, eine Förderung der Verkehrsbedingungen zu sein. Ungleich wichtiger war das andere Projekt: Die Anlage eines besonderen Güterbahnhofes am Pregel. Schon 1873 herrschten unhaltbare Zustände. Achteinhalb Millionen Zentner Güter wurden vom Schiff zur Bahn oder umgekehrt transportiert; alle machten den eine viertel bis eine halbe Meile langen Weg durch enge Straßen auf Lastwagen. Der Bahnhof in der Stadt erwies sich trotz dauernder Erweiterung bei Ost- und Südbahn als ganz ungenügend; weit draußen vor den Festungswerken entstand 1867 aus den Rangiersträngen ein zweiter Güterbahnhof, aber auch hier stopften sich die Güterwagenmassen, und der Weg für die Frachtfuhren war dadurch nur noch um ein gutes Stück länger geworden. Eng war es aber auch innerhalb der eigentlichen Stadt auf dem Flusse. In dem Gewühle von Dampfern und Kähnen trat auch hier bald Stopfung hinderlichster Art ein. (Hand.-Ber. 1873.) Man berechnete durch diese Übelstände eine Verteuerung des Getreides von eineinhalb bis drei Silbergroschen pro Zentner. Zu ihrer Beseitigung wurde die Anlage eines ganz neuen Kaibahnhofes gefordert, der außerhalb der Stadt am Südufer des Pregels liegen und aus Bahnanlagen, Güterschuppen und Ladevorrichtungen für Schiffe bestehen sollte. Deputationen gingen an den Minister ab, Stadt und Korporation der Kaufmannschaft bewilligten ansehnliche Summen. Die Staatsverwaltung erkannte die bestehenden Übelstände an und erbot sich in der entgegenkommendsten Weise, auch die Lagerschuppen zu bauen. Am 1. November 1877 konnte der Kaibahnhof für Verladung von Getreide, Hülsenfrüchten und Ölsaaten dem Verkehr übergeben werden. Die Königsberger sandten ein Dankschreiben an den Minister. Gleichzeitig wurde an der Berliner

Strecke vor dem Brandenburger Tor ein Produktenbahnhof angelegt und die alte Berliner Chaussee mittelst eines Viaduktes über die gesamten Geleise hinüber geführt, der 1879 dem Verkehr übergeben werden konnte. Der Schienenübergang an dieser Stelle, wo ein ewiges Hin und Her von Zügen und Maschinen aller Art erfolgte, mußte tatsächlich mit den Jahren immer lästiger und gefährlicher werden. Die Anlage des Kaibahnhofes erwies sich als ein unendlicher Segen für den ganzen Königsberger Handel. Bald gesellte sich ein Schuppen zum andern, für den Getreidehandel hat der Kaibahnhof heute eine so große Bedeutung (zusammen mit der später entstehenden Walzmühle und dem großen Lagerhause in Cosse) bekommen, daß das berühmte Speicherviertel auf der Laak einen Teil seiner Bedeutung verlor und ein sehr bemerkenswertes Vordringen von Wohnhäusern hier in neuester Zeit konstatiert worden ist. (cf. Dullo. l. c.) In gewaltig langer Ausdehnung ziehen sich heute die Lagerschuppen am Pregel hin, teilweise in doppelten Reihen. Millionen von Mark liegen in ihnen geborgen, die von einer eigenen Feuerwehrstation bewacht werden.

Wir können diese Betrachtung nicht abschließen, ohne des Zentralbahnhofes noch einmal zu gedenken. Unbewußt hat A. Ferne in seiner Broschüre schon seine beste Lage gekennzeichnet. Bei Erörterung der Linienführung der Ostbahn sagt er p. 35: „Dann aber kann die Bahn dem Talrande des Pregels entlang am Brandenburger Tor und dem Stadtwalle vorbei nach dem Friedländer Tor gehen, wo der Bahnhof anzulegen wäre.“ Die Handelskreise hätten bei Ausführung dieses Projektes wahrscheinlich viele Klagen über die weite Entfernung und Abgelegenheit des Bahnhofes vorgebracht. Heute ist man der Ansicht, daß in der Tat in dieser Gegend der einstige Zentralbahnhof am natürlichsten und besten anzulegen sei. Die Frage kam am 27. Februar 1903 im Abgeordnetenhause zur Sprache. Der Minister erkannte die Schwierigkeiten namentlich des Personenverkehrs an und versicherte, daß nach der Verstaatlichung der Südbahn auch diese Vorlage kommen werde. Man kann nach

diesen Worten nicht mehr von einem vagen Projekte reden, wenn auch noch manches Jahr bis zu seiner Ausführung vergehen wird. Es wird jedenfalls größere Veränderungen im äußern Stadtbilde mit sich bringen als die bisherigen Bahnhöfe. Von ihnen noch einige Worte! Wir beschränken uns dabei aber auf die Stadtgegend in der nächsten Nähe des Empfangsgebäudes.

So lange die Gräben vom Pregel her noch bestanden, namentlich der Zuggraben die Klapperwiese abtrennte, hatte das heutige Bahnhofsterrain keinen ordentlichen Zugang zur Stadt. Da war es denn ein Ding der Notwendigkeit, daß hier zunächst eine Fahrbrücke angelegt wurde. Damit war der Weg für den Bahnhofsverkehr gegeben. Wir haben also zunächst die Klapperwiese zu betrachten. Vor 1840 standen in ihr zwei Reihen von Pyramidenpappeln zu beiden Seiten des in der Mitte der Straße befindlichen faulen Grabens. 1856, als der Bahnverkehr anfing, waren schon mehrere Häuser zu beiden Seiten gebaut. 1860 war die Straße bereits vollständig geschlossen und 1875 vollendet. Einzelne Gebäude sind neuen Ursprungs, im allgemeinen macht sie jedoch auch heute keinen modernen Eindruck und hat keinen einheitlichen Charakter. Von jeher wohnten fast ausschließlich Kaufleute und Mäkler in ihr und den kaufmännischen Charakter hat sie auch heute noch bewahrt![1]) Aus der Klapperwiese kommen wir in die ehemalige „Sattlergasse“, sie bestand schon, war aber 1850 auf der Südseite fast ganz unbebaut, auf der Nordseite zeigte sie große Lücken. 1853 stand nur ein einziges Wohnhaus in ihr. Das Adreßbuch nennt dagegen fünf Speicher und verzeichnet im übrigen: „Wüste Stellen des Magistrats, wüste Stellen zur vorderen Vorstadt gehörig.“ Sie gehörte offenbar vor der Bahnzeit zu den totesten Straßen.

1) Der Name „Klapperwiese“ stammt von dem Holze, das einst hier aufgestapelt wurde und einen Handelsartikel der Königsberger bildete. Das Werk Pufendorfs, De rebus a Carolo Gustavo gestis. Norimb. 1696 enthält einen Plan, in dem das ganze Landstück westlich der Vorstadtlinie mit dem Namen „Klappholzwiese“ bezeichnet wird. J. Grimm, Wörterbuch p. 979 erklärt „Klappholz“ kleine Stäbe gespaltenen Eichenholzes, wie sie vom Küfer zu Faßdauben gebraucht werden im Gegensatz zu größeren Pipenstäben.

Gordack (Königsbergs Aussehen etc. p. 35) sagt: „Im Sommer war die rechte Seite durch große aus den Speichern zum Durcharbeiten herausgeschaffte Getreidehaufen belegt, da der Verkehr dort ganz gering war und sich auf einige Fracht- und Getreidewagen beschränkte. Auf dem langen grünen Platze am Spritzenhaus (?) besserten Dschimken auf dem Rasen ihre Segel aus." Mit den Bahnen wurde das natürlich anders. Nach zehn Jahren wohnten hier eine ganze Anzahl Kaufleute und Spediteure. 1873 war die Straße ganz ausgebaut, fast ausschließlich von Kaufleuten bewohnt. Auch heute noch reiht sich hier ein Kontor an das andere. Nur die Speicher sind geblieben. Sie schauen düster drein und machen den ankommenden Fremden stutzig, der sich vergeblich nach den modernen Großstadtpalästen umsieht.

Die Südbahnanlagen innerhalb der Stadt hatten nicht das ganze, noch unbebaute Gebiet bis zur Vorstadtlinie in Anspruch genommen. Als durch die Bahnhöfe für die Geschäftswelt der Wert dieser Gegenden gegen früher bedeutend stieg, wurde der übrig gebliebene Raum bald zu einer Straßenanlage benutzt, indem man die Knochenstraße bis zum alten Garten verlängerte. Die Bewohnerschaft war stark kaufmännisch, aber auch kleine Leute, Handwerker, die für jene arbeiteten, wohnten in den unschönen Mietskasernen. Für den Verkehr hatte diese Verlängerung der Knochenstraße insofern Bedeutung, als sie die vor Anlage des Kaibahnhofes zu stark benutzte Vorstadt etwas entlastete; das konnte sie umsomehr, seitdem durch die Festungsanlagen das Brandenburger Tor, das zu den Außenbahnhöfen führte, vom Ende der Brandenburger Torstraße nach dem des alten Garten verrükt worden war.

Die wichtigere Straße, schon durch ihre wohltuende Breite, blieb natürlich die uralte Vorstadt. Vordere und hintere Vorstadt, Kronenstraße und alter Garten haben sich unverändert erhalten; wohl sind zahlreiche neue Häuser an Stelle der alten getreten, die wir auf dem „alten Garten" noch hin und her finden. Verschwunden ist der früher viel schroffer bemerkbare Übergang von vorderer zu hinterer Vorstadt. Rosenkranz

unterscheidet noch ganz abweichende Häusergruppen; in der vorderen machen sich am frühesten moderne Häuser im neuen Stile geltend, fast ausschließlich von jüdischen Kaufleuten bewohnt; in der hinteren ist der geschäftsmännische Charakter nicht mehr so gewahrt. Ihre abgelegene Stille ist zum Teil zu milden Stiftungen und Artillerieställen benutzt. Der Bahnhof hat sehr ausgleichend gewirkt. Neue Häuser entstanden nach seiner Eröffnung hier und da in großer Menge und veränderten den Charakter der Quartiere (Rosenheyn II, 17). Allein das Absteigequartier der polnischen und russischen Juden ist die Vorstadt geblieben, auch nach der Bahnzeit. Wers nicht sieht, der kann es aus den Adreßbüchern entnehmen. Hier sieht man sie aber noch mit Käppchen, Locken und Kaftan auf den Trottoirs herumspazieren, meist feilschend und handelnd. Bedeutend gewonnen hat dieses Viertel durch das prächtige Gebäude der Königlichen Eisenbahndirektion. Wohl unter seinem Einflusse sind auch stattliche Wohnhäuser gerade in und an der hinteren Vorstadt noch in neuester Zeit entstanden.

Vollständig verändert hat sich in seinem äußeren Gewande der Haberberg, das alte Dorf. Die Straßenzüge des unteren und oberen Haberbergs bestanden freilich schon vor der Eisenbahnzeit, aber es gab dort fast nur einstöckige Häuser und das weidende Vieh, das man hier antreffen konnte, gab dem Haberberg noch immer einen ländlichen Anstrich. Allein das wurde bald anders. Gerade hier war für die immer zahlreicheren Arbeiter an der Eisenbahn der geeignetste Wohnplatz, nun aber engten die Festungswerke das vorhandene Terrain ein und militärische Gebäude und Plätze nahmen noch mehr in Anspruch. Die Einengung hat zu der intensivsten Raumausnutzung geführt. Immer massenhafter schwoll die Anzahl der wohnungsuchenden Menschen an, während der Raum derselbe blieb. Der Haberberg wuchs zuerst in die Höhe; aus den halbländlichen Wohnhäusern wurden hohe Mietskasernen: der schroffe und häßliche Übergang zum echten Großstadt-Arbeiterviertel vollzog sich. Allein die Ausdehnung in die Höhe genügte

nicht; die Raumausnutzung vollzog sich nun in der Weise, daß planmäßig zwischen Unter- und Oberhaberberg eine Querstraße nach der anderen angelegt wurde. 1856 gab es nur Kronenstraße, Neue Gasse und die Sandgassen; heute zählen wir eine Reihe durch ihre Namen die neue Zeit verratenden Querstraßen: Hippel-, Moltkestraße; Haberberger Schulstraße, Blücher-, Bismarckstraße. Immer höher steigen die Mietskasernen empor und immer beängstigender wird die Übervölkerung, die in diesen Gegenden herrscht. Allein auch dieser Raum genügte noch nicht. Als dritte Längsparallele ist zu dem Haberberg die Artilleriestraße gekommen. Bötticher sagt von ihr noch 1897: „Die noch wenig bebaute"; heute (1904) stehen auf ihr 60 Gebäude, alles Mietskasernen, die man infolge der hohen Lage von der Eydtkuhner Strecke aus über die Befestigungen hinausragen sieht. Diese Straße gehört mit den Verbindungen zum Haberberg zu den am stärksten bevölkerten Gegenden der Stadt. Unter den Arbeitern, die vorwiegend hier in den engen Familienwohnungen wohnen, befindet sich wohl sicherlich auch eine große Zahl, die direkt bei der Eisenbahn beschäftigt ist oder aus dem Güterverkehr der Bahnen ihr tägliches Brot verdient.

Nur eine erfreuliche Straße hat der Bahnhof in Königsberg geschaffen; das ist die Kaiserstraße. Sie ist durchaus nicht eine neuangelegte Straße — dadurch unterscheidet sich eben der Bahnhofseinfluß Königsbergs von dem aller Provinzstädte, daß er nicht neue Straßenzüge erzeugt hat. Ein Straßenzug bestand in ihrer Richtung von jeher. Er ging an der Südseite des alten Zuggrabens, dessen Teil bis zur Klapperwiese wir schon kennen gelernt haben, entlang und hieß in seinem ersten Teile bis zur Kreuzung mit der Knochenstraße „Zuckersiedereigasse", von da ab bis zur Vorstadt „Freigasse", im weiteren Verlaufe bildete er die Nordseite des alten Jahrmarktplatzes und führte bis zum Ende am Pregel den Namen: „Zuggrabenstraße." Der zunehmende Bahnhofsverkehr forderte gebieterisch die Herstellung einer zweiten bequemen Zufahrtstraße zum Bahnhofsplatz außer der Klapperwiese. Ein Stück Zuggraben nach dem anderen wurde

zugeschüttet, als auch das letzte verschwunden war, erhielt der Straßenzug 1896 den Namen „Kaiserstraße", dem er in seinem Äußeren namentlich in den Teilen nach dem Pregel zu durch stattliche Gebäude Ehre macht. Die Verkehrsbedeutung der Kaiserstraße soll in nicht zu ferner Zeit noch beträchtlich gehoben werden, dadurch, daß die Stadt eine neue Pregelbrücke in ihrer Fortsetzung nach dem Weidendamm bauen läßt, die gerade an der Steinfurtschen Eisengießerei mündet: Ob freilich außer diesem, neuerdings an Ausdehnung gewaltig zunehmenden Viertel zwischen neuem und altem Pregel auch Stadtteile wie der Sackheim und die Königstraße in dieser Verbindung einen vorteilhafteren Bahnhofsweg erhalten werden, scheint bei der Bemessung der Entfernungen ziemlich fraglich. Eine gewisse Entlastung aber wird die Kneiphöfische Langgasse in jedem Falle haben. Um ihre durch den Bahnverkehr veranlaßte Umgestaltung trauern heute noch alle Freunde von Alt-Königsberg. Alle die Beischläge, die Vorbauten, die der Straße mit ihren alten Giebelhäusern ein so altertümliches Gepräge gaben, fielen den Bedürfnissen des Verkehrs zum Opfer. Als absolut notwendig erwies sich leider auch der Abbruch des „grünen Tors", das am Anfang der grünen Brücke den Eingang in die Stadt „Kneiphof" so viele, viele Jahre gedeckt hatte. Mit ihm fiel auch die alte Börse, sie lag an der Brücke selbst seitlich über dem Wasser, im holländischen Geschmack war sie gebaut. Die engen Räume in ihr genügten schon bald nicht mehr. Zu dem Fluß- und Seehandel Königsbergs, den das von ihrer Decke in altertümlicher Weise herabhängende dreimastige Schiff gleichsam verkörperte, war der Eisenbahnhandel gekommen. Die neue Börse blieb freilich am Flusse liegen, allein sie rückte in die Vorstadt hinein — nach dem Bahnhofe zu. (cf. Die Bilder bei Boetticher, VII. p. 357. 359.)

Die Gegend am Lizentbahnhofe hat sich wenig verändert. Die Straßen haben ein modernes Gewand angenommen, aber nicht nur für die Lizentwiese, sondern auch für sie, namentlich für die neue Reiferbahn, die sich hier befand, ist eine Prophezeiung buchstäblich in Erfüllung gegangen, die wir einem

Artikel der Hartungschen Zeitung aus dem Jahre 1865 entnehmen: „Aber auch die Tage dieser Weiden (auf der Neuen Reiferbahn) sind gezählt; bald wird man die Axt an ihre Wurzel legen und eine Reihe von Palästen (!) wird sich hier erheben, mindestens von Mietskasernen, und die ganze Lizentwiese mit ihrem erfrischenden Grün wird dann ein wüster Bahnhof sein, bedeckt mit Schuppen und Werkstätten, aus denen qualmender Rauch aufsteigt." Das ist abgesehen von den fehlenden „Palästen" genau der Eindruck, den man hat, wenn man, auf der Fußgängerüberführung über die Straße: „Alter Graben" stehend, die Lizentwiese überschaut.

Wir werfen zum Schlusse noch einen Blick auf die Gegend unmittelbar vor den Wällen der Festung, insofern sie von der Bahnlinie beeinflußt ist.

Im Süden der Stadt ist wohl der Nasse Garten seit der Bahnzeit ganz bedeutend vergrößert worden durch die Nähe des Kaibahnhofes. Ein interessantes Stückchen Königsberger Siedelungsgeschichte bildet aber vor allem die Gegend von Ponarth. Von diesem Dörfchen sagt Gordack (l. c. p. 29). „Ein Lieblingsort war Ponarth, wohin man zu Fuß oder mittelst der sogenannten Düttchenpost gelangen konnte. Dort war noch keine Brauerei, sondern ein stilles ländliches Dörfchen gegen Karschau von Heide und Wald umgeben. Man trank dort seinen Kaffee und wanderte an den noch stehenden alten hohen Linden im Roßgarten vorüber auf dem Wege nach Schönbusch." Von alledem ist heute nichts mehr zu spüren. Die heutige Siedelung hat den ländlichen Charakter fast ganz verloren und gleicht weit mehr einem Stadt-Ausbau. Eisenbahn und Industrie haben dem landwirtschaftlichen Betriebe ein Ende gemacht.

Uns interessiert es vor allem zu beobachten, wie die Ausdehnung der Siedelung nach den Schienen hin erfolgt ist: die von Ponarth nach zwei Seiten, die von Schönbusch nach der Berliner Strecke zu; 1863 stand auf dieser Wegstrecke noch kein Haus. Heute ist die Siedelung fast zusammengewachsen, und man kann es sogar den Häusern ansehen, daß die an den Enden

die ältesten sind. Dort haben sich auch bei Schönbusch noch Spuren der Landwirtschaft erhalten. Den Hauptstempel drücken der Siedelung die beiden Brauereien auf. Besonders die Ponarther, die schon vor den Eisenbahnen bestand, hat sich unter ihrem Einflusse zu dem imponierenden Gebäudekomplex erweitert, der sie heute zur ersten in der ganzen Provinz macht.

Hochbedeutungsvoll für die Entwickelung der Ortschaft wurde auch die Anlage der Eisenbahnwerkstätte im Osten der Siedelung, unmittelbar an der Strecke selbst. Heute hat Ponarth bereits 8074 Einwohner; 1896 bekam es eine neue stattliche Kirche. Ponarth ist also größer wie Bartenstein und würde als Stadt unter den 67 an zwölfter Stelle rangieren.

Seitdem in dem weiter westlich gelegenen Rosenau in den neunziger Jahren der neue Schlachthof, natürlich auch mit Rücksicht auf die Bahn dicht an der Eydtkuhner Strecke gebaut wurde, hat sich auch hier ein Wachstum städtischer Siedelung geltend gemacht. Wer von der Strecke während der Fahrt nach der Stadt blickt, wird bis zur Kreuzung mit der Friedländer Chaussee schon heute eine stattliche Anzahl Wohnhäuser finden. Es ist kein Zweifel, daß in nicht allzulangen Zeiten von Rosenau bis Schönbusch eine ununterbrochene Häusermasse zu finden sein wird. Wie lebhaft der Verkehr dieser Orte schon heute ist, beweist am besten die Herausführung zweier elektrischer Straßenbahnlinien nach Schlachthof Rosenau und Schönbusch; vor allem die Anlage eines Haltepunktes Ponarth auf der Dirschauer Strecke in neuester Zeit.

Die bei weitem großartigste Erweiterung Königsbergs, die in den letzten Jahren geradezu rapide gewachsen ist, sind die Hufen. Ein direkter Einfluß der Eisenbahnen läßt sich zwar nicht konstatieren. Allein es kann wohl nicht bezweifelt werden, daß man erst durch die Pillauer Bahn der Hufengegend größere Aufmerksamkeit zuwandte. Jetzt erst belebten sich die Wege nach Juditten, Hammer und Metgethen.

Ferner ist es beachtenswert, wie die Labiauer Bahn, die auf drei Seiten das Hufenterrain umgibt, für die Ausdehnung

gewissermaßen eine Grenze geworden ist, die nach Westen zu wohl noch lange nicht überschritten werden wird, während nach Norden ein Überschreiten bereits erfolgt ist. Denkt man sich die Wälle gefallen und Königsberg etwa nach 100 Jahren wiederum an Einwohnern verdoppelt, so würde die Labiauer Bahnstrecke das erste schon vorhandene Glied einer anzulegenden Ringbahn sein. Schon heute ist es mindestens zweifelhaft, ob es nicht für einen Bewohner der Bahnstraße und Luisenallee bequemer ist eine Reise — sagen wir mal nach Berlin — vom Bahnhofe Mittelhufen anzutreten, als den umständlichen, mit zweimaligem Umsteigen verbundenen Weg durch die Stadt nach dem weit entfernten Ostbahnhofe zu machen.

Unbedeutend sind die lokalen Veränderungen, die vor dem Steindammer Tor durch die Anlagen des Cranzer und Samlandbahnhofes hervorgerufen sind, obwohl auch sie mit für manchen, nur den Winter in der Zentrale zubringenden Einwohner die Veranlassung gewesen sein mögen hier in der bequemen Nähe der Strandbahnhöfe sein Heim zu gründen. Die Kleinbahnanlagen vor dem Königstor haben an dem Charakter der dortigen Gegend gar nichts geändort, eher noch die Anlage des Kleinbahngüterbahnhofes in der Nähe des Ausfalltores, durch die ein Teil des Volksgartens eingegangen ist.

Die Vergrößerung der Hufen mögen folgende Zahlen bezeichnen:

Mittelhufen:		Vorderhufen:	
1867:	522 Ew.	1867:	139 Ew.
1871:	564 „	1871:	174 „
1885:	1250 „	1885:	630 „
1895:	1981 „	1895:	900 „

b) Relativ geförderte.

Wir verstanden oben hierunter Städte, die nur in bezug auf die anderen gefördert worden sind, während sie für sich auch Schädigungen durch Bahnen erlitten haben können. Es sind dies:

51. Liebemühl 2400 Einw.
36. Ortelsburg 3542 „
2. Tilsit 34539 (32645) Ew.

Auch hier hat die absolute Bevölkerungsziffer ausnahmslos zugenommen, im allgemeinen auch um so stärker, je größer die Stadt, obwohl Liebemühl 1852 um eine Kleinigkeit größer als Ortelsburg in der Entwickelung hinter diesem zurückgeblieben ist. Bei diesen Städten sind die Gradunterschiede das Ausschlaggebende. Liebemühl ist bedeutend mehr geschädigt als Ortelsburg, so daß die später folgende Förderung nur sehr langsame Fortschritte machen konnte. Die Rangziffern divergieren beträchtlich zwischen O und 21 (Tilsit und Ortelsburg).

In der Übersicht ist Bartenstein zu dieser Abteilung gezählt. Zu diesen Städten gehört es insofern, als es auch im Laufe der Jahre geschädigt wurde, ohne darum seinen Rang einzubüßen. Es verlor nämlich mit der Zeit seine militärische Wichtigkeit, die die Städte an den Grenzbahnen an sich rissen. So hatten die Bahnen insgemein erst fördernd, dann schädigend gewirkt, da auch die Zivilbevölkerung anfangs unter dem Verluste des Militärs zurückging. Da jedoch in letzter Zeit auch ohne Militär die Zivilbevölkerung eine früher nicht erreichte Höhe erklommen hat, und auch in der Rangnummer kein Rückgang erfolgt ist, konnte Bartenstein zu den positiv geförderten Städten gerechnet werden.

Die anderen Städte dieser Abteilung sind auch, wie aus den Rangziffern ersichtlich, mehr gefördert als geschädigt, nur daß bei ihnen das zeitliche Verhältnis ein umgekehrtes ist. Erst erfolgte die Schädigung, dann die Förderung; das Resultat war in jedem Falle eine Rangerhöhung, selbst Tilsit erobert die für 1855—1864 verlorene zweite Stelle nach Herstellung der Tilsit-Insterburger Bahn wieder.

Als Probe:

Tilsit.

„Wäre nicht der Grenzsaum, der Tilsit von Rußland scheidet, gar so schmal, so könnte es eine Großstadt werden; auch so hat es jedenfalls eine Zukunft“, sagt ein Urteil über die Stadt vom

Jahre 1885 (Ostpreußische Skizzen. Grenzboten 1885) und die Gründe für diese Zukunft hat Bonk richtig erkannt, wenn er die Verkehrslage Tilsits folgendermaßen kennzeichnet (l. c. pag. 65): „Die Memel allein tuts freilich nicht, wie wir an Ragnit sehen. Vielmehr kommt bei Tilsit vor allem seine Lage an der Wurzel des Deltas in Betracht, wodurch es gewissermaßen zum Ausfuhrhafen desselben bestimmt ist. Es kommt ferner in Betracht, daß es nach allen Seiten bequeme Verbindungen hat, nach Osten die Memel, die große Verkehrsader mit Rußland, nach Süden und Westen die Memelmündungen und die Kanäle, welche den Verkehr mit Königsberg und zugleich nach Norden mit Memel vermitteln. Alle diese Verkehrsstraßen sind aber doppelt, indem neben der Wasserstraße auch Eisenbahnen herlaufen. Wir haben also hier einen Ort, der am Rande einer der fruchtbarsten Gegenden Ostpreußens gelegen, nach allen Richtungen bequeme Verbindungen zu Wasser und zu Lande hat, und brauchen uns daher nicht verwundern, daß dieser Ort nächst Königsberg die erste Stelle unter den ostpreußischen Städten einnimmt."

Wir können uns im allgemeinen diesem Urteile Bonks anschließen, und werden nur die Aufgabe haben zu prüfen, wie weit die Eisenbahnen die Wasserstraße verdoppeln und welchen Einfluß sie unabhängig von jener auf das Gedeihen der Stadt gehabt haben. Wir können Tilsit nicht wie die geförderten Städte des Binnenlandes unter dem einheitlichen Gesichtspunkte von Handel und Industrie betrachten, weil die Wasserstraßen den Einfluß der Bahnen auf jene, auf den es hier allein ankommt, dauernd stören. Wir können daher nur einen Abriß der Eisenbahngeschichte Tilsits geben, wobei selbstverständlich Handelsfragen immer im Vordergrunde stehen werden.

Tilsit tritt gleichzeitig mit Königsberg in das Eisenbahnzeitalter ein. Denn von dem Augenblicke an, wo die Ostbahn jenes berührt, wird hier nur die eine Frage erörtert: Wie wird sie fortgesetzt werden? Wird sie der alten Poststraße über Taplacken, Tilsit, Tauroggen folgen oder nicht? Stimmen erhoben sich für und wider. Ferne in seiner Broschüre über die Ost-

bahn (l. c. p. 33) ist nicht dafür, daß die Ostbahn über Tilsit geführt wird. Er weist auf die schon bestehenden günstigen Verbindungen mit Königsberg hin, die durch den Dampfbootverkehr den Zeitbedürfnissen vollständig entsprechen, er weist auf die enormen Kosten und Schwierigkeiten des Memelüberganges bei einer Fortsetzung nach Rußland hin, er glaubt schließlich nicht an eine Beförderung der Niederungsprodukte durch die Bahn. Die Tilsiter selbst widersprachen lebhaft; schon 1854 fordern sie unbedingt die Führung über ihre Stadt; vier Jahre später herrschte große Angst in Tilsit, als der Bahnbau über Eydtkuhnen schon beschlossene Sache war; man hatte Angst, daß der Ort „gleichsam aus allem merkantilen Verkehr" gesetzt würde, wenn er nicht schnell eine Zweigbahn erhielte. 1860 wirkte eine Kommission für dieses Unternehmen in England, 1862 erreichte man die Konzession der Regierung zu einer Bahn nach Insterburg, am 16. Juni 1865 wurde diese Strecke eröffnet, und man atmete erleichtert auf. War doch der vermeintliche Ruin wenigstens abgewendet. Allein die Klagen dauerten fort. Daß die neue Anschlußbahn den verlorenen russischen Durchgangsverkehr nicht, oder nur zu ganz geringem Teile wiedergeben konnte, wurde den Tilsitern bald klar und in dem Schlagwort von der „Verlegung der Berlin-Petersburger Straße über Eydtkuhnen" entlud sich immer wieder der Groll. Die Tilsiter konnten ihr Elend nicht grau genug malen. 1864 hatte man den ausfallenden Speditionshandel schon als „überwundenen Standpunkt" bezeichnet, um 1869 nichtsdestoweniger ganz ungerechtfertigte Vorwürfe und übertriebene Klagen zu wiederholen. Man verstieg sich zu der Behauptung, der Staat baue nur Bahnen, um den Transport der Armeen zu erleichtern, nur der „Militarismus" sei für den Nichtausbau der Tilsiter Strecke verantwortlich zu machen. Es war kläglich, das kulturelle Riesenwerk der Ostbahn in dieser Weise herabzusetzen! Sie wurde für alles verantwortlich gemacht: „Seit Gründung der Ostbahn, in deren Folge der Hauptverkehr von und nach Rußland sich von hier fort und jenem Wege zuwandte, ist Tilsit in geschäftlicher und

gewerblicher Beziehung zurückgegangen. Ganze Geschäftszweige und zwar gerade solche, die für den Ort von großer Bedeutung waren, wie das Speditionsgeschäft, der Engroshandel nach Rußland, sind fast vollständig von hier verschwunden, wodurch der allgemeine Wohlstand empfindlich geschädigt wurde."

Der Fehler, den die Tilsiter begangen haben, beruht in erster Linie in der ungeheueren Übertreibung der Mißstände. Es war ja nicht zu leugnen, daß die Petersburger Straße durch die Ostbahn verlegt war und dadurch tatsächlich die Spedition von und nach Rußland, der Handel mit den Rohprodukten dorther, Kolonialwaren, Materialwaren dorthin, aufhörte. Allein war damit Tilsit ruiniert und hatte Tilsit ein natürliches Recht, die Beibehaltung der alten Straße zu fordern? Weder das Eine, noch das Andere.

Das doppelt begünstigte Tilsit hatte durch die Bahn nur den Vorteil der Landstraße eingebüßt. Daß aber die Wasserstraße geblieben war, daß ihr Wert von der Bahn nicht nur nicht berührt, sondern durch die Kreuzung der russischen Fortsetzung in Kowno gestiegen war, und durch die Verkehrsverbesserungen der Neuzeit nach unendlich zu steigern war, daß gerade in diesem Rohprodukte ausführenden Lande der Wasserverkehr sich immer behaupten mußte, Tilsit niemals ruiniert werden konnte, daß man in einseitiger Überschätzung des großartigen Transitverkehrs den mit der nächsten Umgebung vollständig vernachlässigt hatte, obwohl sie an Fruchtbarkeit in der Provinz ihres Gleichen suchte, daß hier Millionen auch für den Tilsiter Kaufmann zu heben waren, wenn man nur Fleiß und Energie darauf verwandte, anstatt des bequemen Durchgangsverkehrs, das alles schien man in Tilsit nicht zu wissen, nicht wissen zu wollen.

Und ferner hätte die Regierung die Führung der Ostbahnlinie über Tilsit in der Provinz verantworten können? War sie wirklich überhaupt vorteilhafter?

Wirtschaftlich hätte sich eine Führung der Hauptlinie über Tilsit *nicht* rechtfertigen lassen. Sollte man die Klagen, die

sich ohnehin schon über die „Küstenführung" der Ostbahnstrecke bis Königsberg erhoben, dadurch zu berechtigten machen, daß man die Fortsetzung von Königsberg ebenfalls an der Küste entlang führte? Die Ostbahn sollte bei allen internationalen Interessen doch auch der Provinz nützen, und das große Gebiet südlich am Pregel im Gegensatz zu dem kleinen nördlich erheischte notwendige Rücksichtnahme. Eine Bahn Königsberg-Tilsit verlor für Masuren und die Landstriche zwischen Angerapp und Alle jede Bedeutung. Sie förderte ganz einseitig Tilsit und die litauische Niederung. Sollte man aber hier die Hauptlinien ziehen, wo eine durchaus leistungsfähige Wasserstraße den Verkehr schon vermittelte, und nicht da, wo sie ungleich unbedeutender ihn lange nicht so anziehen konnte, als die Stationen einer südlichen Pregelbahn?

Trotzdem wird der Geograph leicht geneigt sein, die Linie über Tilsit für die natürliche Verbindung zu halten. Allein auch hier lassen sich schwerwiegende Einwände erheben. Gewiß wird die Linie Königsberg-Tilsit-Tauroggen der Luftlinie nach Petersburg bedeutend näher kommen als die Bahn über Wilna. Allein das ist eben die Luftlinie. Die Eisenbahnen sind aber vom Boden abhängig; und viel abhängiger als jede andere Verkehrsstraße. Da wird man aber zugeben müssen, daß das ganze Gebiet der russischen Ostseeprovinzen von der heutigen Linie Wilna-Petersburg westwärts bis zu den Küsten für den Eisenbahnbau in der Richtung von Südwesten nach Nordosten durch seine natürliche Beschaffenheit direkt ungünstig genannt werden muß. Wir finden hier ausgedehnte Sumpflandschaften, unterbrochen von beträchtlichen Höhen von über 300 Meter und als bedeutendes Verkehrshindernis den Peipussee. Die Petersburger Bahn ist eine richtige Randbahn; auch die ganze Richtung der Gewässer weist die Bahnen dieses Landstriches gerade umgekehrt von Südosten nach Nordwesten. Fiel aber eine Bahn Tilsit-Riga-Petersburg fort, falls man sie nicht, wie später vorgeschlagen, doch bei Pskow in die Dünaburger Linie einleitete (12 Meilen kürzer), so konnte die geringe Abkürzung einer Strecke Tilsit-

Dünaburg, statt Kowno-Wilna-Dünaburg angesichts der erörterten wirtschaftlichen Nachteile nicht mehr in Betracht kommen.

Aber auch in der Provinz selbst verdiente die Führung der internationalen Hauptbahn dem bequemen Südrande des Pregeltals entlang den Vorzug. Die Eisenbahnen, besonders die Hauptbahnen, sind nun einmal Verkehrswege, die sich die bequemsten Richtungslinien zuerst suchen, ihnen zuerst folgen. Eine Tilsiter Bahn hätte zu den Weichselbrücken eine solche über den Pregel und über die Memel gefügt. Sollte man da nicht die bequeme Führung südlich des Pregels, bei der man nur Flüsse wie die Alle, die Angerapp etc. zu überwinden hatte, vorziehen? Gewiß sind später vom Staate jene Brücken gebaut, gewiß wäre ihr Bau auch damals nicht unmöglich gewesen. Aber er war angesichts der Eigenart des neuen Verkehrsmittels damals noch nicht das natürlichste Mittel, um zu dem Ziele zu gelangen, eine internationale Verkehrsstraße von Berlin nach Petersburg herzustellen.

Wie hinfällig alle Klagen waren, stellte sich erst recht heraus, als auch Königsberg infolge von russischen Konkurrenzhäfen seinen Speditionshandel verlor. Hatte Tilsit keinen andern Rückhalt für seine gewerbliche Bedeutung, dann verdiente es tatsächlich den schon als unabänderlich betrachteten Ruin. Aber noch immer gingen den Bürgern über das, was ihrer Stadt vor allem frommte, nicht völlig die Augen auf. Die Bahn von Libau nach Kowno konnte sichtlich den Tilsiter Handel viel mehr schädigen als die Ostbahn, von der man schon das Schlimmste erwartete. Und doch verkannte man wieder die Bedeutung der Stromlage und erwartete wieder alle Rettung von einer Bahn. Diesmal eine Bahn von Tilsit über Tauroggen nach Schaulen. Jetzt war es keine internationale Verkehrsstraße mehr, um die man warb, jetzt war es der nackte Egoismus, der dieses Projekt als auch für Rußland notwendig und am vorteilhaftesten hinstellte: „Für den Norden, Nordosten und beziehungsweise das tiefe Rußland ist die wesentlichste und zweckmäßigste Bahn Tilsit-Tauroggen mit Verlängerung nach Schaulen.“ Nicht nur die Russen mußten als Russen anderer Meinung sein, sondern

auch bei unparteiischer Betrachtung erweist sich diese Behauptung als falsch. Für diese Teile des Zarenreiches mußten selbstverständlich die Bahnen nach Reval, Riga und Libau die natürliche Ausfuhrstraße sein. Das haben zum Beispiel die Königsberger bereitwilligst anerkannt; sie konnten sich wohl mit Recht beklagen, daß diese nördlicher gelegenen Häfen ihnen Südrußlands Produkte entziehen wollten; Tilsit aber hatte nicht das geringste Recht zu verlangen, daß die Russen ihre natürlichen Verkehrswege nicht ausnutzen und lieber ihre Eisenbahnen in unnatürlicher Weise nach der preußischen Memelstadt anstatt den russischen Ostseehäfen lenken sollten.

Auf diesem Wege war nichts zu erreichen, konnte nichts erreicht werden. Erst im Jahre 1872 hatte man den richtigen Standpunkt für die Beurteilung einer Tilsiter-russischen Bahn gewonnen mit den Worten: „Eine Abkürzung des Weges von Petersburg nach Berlin um 46 Meilen muß mit der Zeit berücksichtigt werden." Diese Zeit ist bisher trotz der Labiauer Bahn nicht gekommen; und wenn sie kommen wird, wird Tilsit diese Bahn nicht um seiner Handelsinteressen willen oder gar weil man in Rußland sich von der Notwendigkeit überzeugt hätte, über Tilsit aus Nordrußland auszuführen, sondern um der großen gesteigerten internationalen Beziehungen willen erhalten, die eine immer fortschreitende Abkürzung der Weltbahnen erzeugen. 1860 galt es zwar auch, durch die Ostbahn einen Teil derselben herzustellen, aber es hing noch nichts davon ab, ob man der Luftlinie um eine Anzahl Meilen näher kam oder nicht. Man suchte sich zuerst den bequemeren und wirtschaftlich zu bevorzugenden Weg. Das war durchaus verständlich und natürlich; und daß man es in Tilsit anfangs nicht zugeben wollte, war der Fehler, den man beging.

Der Sinn der Tilsiter Kaufleute hatte sich in den Zeiten des Speditionshandels und der Posten, wo Ost- und Westpreußen über Tilsit verkehrten, zu sehr daran gewöhnt, in die Weite zu schweifen. Daher ertrug man den Zusammenbruch dieser Beziehungen so schwer. Erst als man seine Blicke auf die näheren

Hilfsquellen des Handels und Verkehrs richtete, und in dieser Richtung seine Bestrebungen konzentrierte, wurde man gerechter und lernte schätzen, was man sicher haben konnte, ohne zu beklagen, was an unsicheren Glücksgütern verloren gegangen war.

Ausnutzung des natürlichen Hinterlandes wurde die Parole für den Tilsiter Handelsstand; da dieses Hinterland einerseits in den russischen Distrikten am Niemen, andererseits in dem Dreieck nördlich von der Memel bis nach Nimmersatt und in der Memelniederung beruhte, ergaben sich hieraus die Aufgaben, die der Stadt zur Verbesserung der Verkehrswege in diesen Richtungen gestellt waren.

Die Verbesserungen der Wasserstraßen interessieren uns an sich nicht. Allein im Verhältnis zu den Eisenbahnen lernte man den Wert der letzteren endlich richtig schätzen. „Ganze Handelszweige" waren ausgestorben, aber auch ganze Handelszweige durch die Wasserstraße zu ungeahnter Blüte gelangt. Holzhandel und Holzindustrie werden in Tilsit groß und bald zum bedeutendsten Zweige alles gewerblichen Lebens.

Außerordentlich verbessern ließen sich jedoch die Verkehrsstraßen zu Lande. Für die Verbindung mit Memel und dem Lande zwischen dieser Stadt und dem gleichnamigen Fluß mußten daher geschaffen werden: Bessere Landstraße, feste Brücke und Eisenbahn nach Memel; für den Verkehr nach der Niederung Chausseen und Bahnen; für den Verkehr nach Rußland Grenzbahnen und ein kurzer Weg nach der russischen Grenzstation Eydtkuhnen, der zugleich das Land südöstlich der Stadt in bessere Verbindung mit ihr brachte.

Sehen wir im einzelnen zu, wie Tilsit dieser Aufgabe gerecht geworden ist.

Am frühesten war die Chaussee nach Memel fertig. Zwar hatte Memel selbst größeren Vorteil von ihr; allein man hatte doch Anteil daran, weil nun die Produkte, die man für den Export aufspeicherte, auch im Winter, wenn die Schiffahrt geschlossen war, nach dem eisfreien Hafen transportiert werden konnten. Genau diese Bedeutung hat denn auch die Eisenbahn

nach Memel für Tilsit behalten, als dieses neue Verkehrsmittel die Konkurrenz der Landstraßen allenthalben aus dem Felde schlug. Ihr Vorteil war jedoch noch viel größer, als der der Chaussee, denn sie schuf durch die Eisenbahnbrücke eine feste Verbindung mit dem nördlichen Memelufer, das fortan durch den Eisgang des Stromes nicht mehr wochen-, ja monatelang von aller Kommunikation mit der Stadt abgeschnitten war. Den Eröffnungstag der Memelbrücke für den Eisenbahnverkehr wenigstens im kleinsten Stile, wenn auch nicht offiziell, zu feiern, war daher Recht, aber auch Pflicht der Tilsiter. Daß die Königsberger Eisenbahndirektion von einer Feier Abstand nahm, hatten die Tilsiter durch die ungerechten Vorwürfe, die sie selbst der Staatsverwaltung gemacht hatten, nur sich selbst zuzuschreiben. Am 1. Oktober 1875 war die ganze Strecke von Tilsit bis Pogegen dem Verkehre übergeben.

Die Schwierigkeiten, die sich aus dem Zusammentreffen der verschiedenen Bahnverwaltungen in Tilsit ergaben, beschleunigten die Verstaatlichung der Privatbahn nach Insterburg, was auch den Tilsitern Vorteil brachte. Der Verkehr mit den Teilen nördlich der Memel hob sich durch die Memeler Strecke entschieden. Namentlich kam sie dem Personenverkehr zu gute. Es gingen ab:

1876:	28 182	Personen
1877:	28 798	"
1878:	34 157	"
1879:	34 507	"
1880:	34 468	"
1881:	35 332	"
1882:	35 791	"
1883:	43 460	"

Die Zahl der ankommenden Güter hat infolge des Rückganges, den Memel nahm, da gerade dieser Ort die Kolonial- und Materialwaren importiert hatte, die das Tilsiter Speditionsgut bildeten, durch die Bahn im ganzen keine Zunahme erfahren. Gehoben hat sich jedoch im allgemeinen der Export.

Es gingen ab:

1878:	3290	to.
1879:	3580	=
1880:	3305	=
1881:	3622	=
1882:	5687	=
1883:	5134	=

Als es sich immer mehr herausstellte, daß an eine Bahn von Tauroggen nach Schaulen nicht zu denken war und die Tilsit-Insterburger, die man nur als erstes Glied dazu aufgefaßt hatte, den in sie gesetzten Hoffnungen nicht entsprechen konnte, suchten die Tilsiter wenigstens nach der russischen Grenze hin eine bessere Verbindung zu erhalten. War es nichts mit der großen Weltbahn Berlin-Petersburg, dann wollte man wenigstens ebenso wie Königsberg am Ende einer direkten russischen Binnen- und Ausfuhrstrecke liegen. Eine Linie Kowno-Schirwindt-Ragnit-Tilsit wird gefordert. Das war preußisch und sehr tilsitisch, aber sehr wenig russisch gedacht und erst als die Tilsiter 1882 ihr Projekt in eine Sekundärbahnlinie über Ragnit und Pillkallen nach Stallupönen oder Eydtkuhnen umwandelten, erhielt es Aussicht auf Verwirklichung. Als die Linie schließlich gebaut wurde, wurde der Anschluß an die Ostbahn bei Stallupönen, der für Tilsit nicht so günstig war als der bei Eydtkuhnen, hauptsächlich um Memels willen festgesetzt, dem man von Süden her aus der Provinz Zufuhren zum Seeexport schaffen wollte. Aber auch die Tilsiter verschafften sich von ihr namentlich für ihre Mühlenindustrie bedeutende Zufuhren und eine bessere Verwertung der landwirtschaftlichen Kreiserzeugnisse. Namentlich dem Viehhandel kam diese Bahn bedeutend zu gute. Die Bahnen hatten ihn in dieser fetten, fruchtbaren Gegend schon längst zu einer hohen Blüte gebracht. Die Strecke nach Ragnit war schon 1892, die bis Stallupönen 1894 vollendet.

Allein es ließ sich noch mehr für eine bessere Verbindung mit der Grenze und Ausnutzung des Geländes zu ihren beiden Seiten tun. Da der Staat keine Bahn baute, kam das Klein-

bahngesetz, das ein billiges Privatunternehmen möglich machte, der Stadt recht zu paß. Zunächst wurde eine Bahn nach Schmalleningken gebaut, die am Nordufer der Memel entlang geführt wurde zwischen Strom und Juraforst und außer der Verbindung mit der Grenze und eines Ersatzes für die schiffahrtlose Zeit die Bestände der Juraforst in günstigerer Weise dem Tilsiter Holzhandel nutzbar machen mußte, als es bisher geschehen war. Der Bericht der Kaufmannschaft vom Jahre 1899 erwähnt sodann zum ersten Male eine Bahn von Pogegen nach Laugszargen, also auf dem Wege nach Tauroggen. Sie ist inzwischen als staatliche Nebenbahn eröffnet worden und wird von Tilsit her über Pogegen mit durchgehenden Zügen befahren. Ob sie eine Fortsetzung in Rußland beschleunigen wird? Das fetteste und fruchtbarste Gebiet um Tilsit herum war jedoch die Niederung. Ihr hatte der Tilsiter Kaufmann bis zum Jahre 1860 zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Die Wasserverbindung war vor Herstellung der Kanäle, namentlich des Seckenburger, nicht immer tadellos gewesen und auch die vorhandenen Landwege genügten noch lange nicht zu einer gründlichen Aufschließung. Die erste Verbesserung trat durch die Labiauer Bahn ein. In Tilsit kam man ihr, nachdem die neu auftauchende Hoffnung, einer Fortsetzung nach Rußland benommen war, mit wenig Zutrauen entgegen. Für den Handel der Stadt versprach man sich 1884 „kaum eine günstige Wirkung“. Allein schon 1888 urteilten die Tilsiter gerechter und nannten ihre bevorstehende Eröffnung „erfreulich“. In der Tat hat diese Bahn den Tilsitern Nutzen gebracht. Namentlich war die Führung der ersten Strecke in genau westlicher Richtung ein gut Stück in die Niederung hinein dem Tilsiter Handel förderlich. Der Hauptwert der Bahn blieb freilich die Abkürzung des Bahnweges nach Königsberg für den Güterverkehr, wenn die Schiffahrt geschlossen war. Die Fracht kam auf dieser Strecke auf jeden Wagen um ca. 4 Mk. billiger zu stehen. Wie daher anzunehmen, entwickelte sich der Güterverkehr bald so kräftig, daß ein zweiter Güterzug eingelegt werden mußte. Als Verkehrs-

mittel nach der Niederung gewann diese Bahn aber in neuerer Zeit erhöhte Bedeutung, als von ihrer Station Gr. Brittainen aus Kleinbahnen nach Kaukehmen und Seckenburg quer durch und tief in das fruchtbare Niederungsgebiet gebaut wurden.

Unter dem Einflusse aller dieser Verkehrsmittel war die Periode der Stagnation, die nach 1860 eingetreten war, bald überwunden. Auf die Zeit der fieberhaften Aufregung bis 1865 folgte die der mühsamen Mauserung. Tilsits Handes stützt sich mehr auf die natürlichen Hilfsmittel, hauptsächlich auf die Memel. Der Handel mit geschnittenen Hölzern beginnt sich aufzuschwingen. Mit dem Jahre 1887 ist die Umwandlung im vollen Gange. Die Eisenbahnen haben bedeutenden Anteil an ihr. Sie haben es den Kaufleuten erleichtert im Kreise Tilsit und in den benachbarten Ersatz für das russische unsichere Geschäft in Eisen-, Stahl- und Kurzwaren, so wie die Kolonial-Materialwaren zu finden, sie haben das Flachs- und Hedegeschäft durch direkte Tarife erleichtert, sie haben den Holzhändlern ermöglicht, ihre Waren infolge der billigen Tarife bis nach dem fernen Westen versenden zu können. Der Umfang des Holzhandels auf der Bahn ist so groß, daß wiederholt Wagenmangel eintritt. Bessere Zugverbindung mit Insterburg, wohin in dieser Zeit ein dritter Zug eingelegt wird, kommen dem Gesamtverkehr zu gute.

In den neunziger Jahren, nach Vollendung der Bahnen nach Labiau, Königsberg und Stallupönen, sowie einiger Kreischausseen nach anfänglichem Widerstreben des Kreises, in dem man die Bedeutung der Wasserstraße wohl umgekehrt wie in der Stadt überschätzte, ist diese Umwandlung nicht nur abgeschlossen, sondern die Grundlage zu einem gewaltigen Aufschwung aus den Grenzen der Kreisstadt heraus zur Mittelstadt gegeben.

Der Konsum steigert sich gewaltig, seitdem Chausseen und Eisenbahnen Litauens in Tilsit zusammenlaufen. Sie erschließen ganz neue Handelszweige, die nicht minder gewinnreich sind als die verlorenen alten, und weil am Boden des

eigenen zugehörigen Staatsteils hangend sicherer und dauernd sind. Butter, Käse und Geflügel, Vieh und Pferde kommen von Tilsit zum Absatz nach ganz Deutschland, zum Teil in ganz enormen Massen. Dazu kommt die Industrie. Sie schließt einen Bund mit Wasserstraße und Eisenbahn. Jene schafft ihr das Rohmaterial, diese erschließt die Gebiete für den Export ihrer Waren.

So haben die Eisenbahnen erst geschädigt (Eydtkuhner und Kowno-Libauer), dann ein bedeutendes Zurückgehen verhindert (Tilsit-Insterburger), dann mit zu dem Aufschwunge der neuen Zeit beigetragen, jede ihr Teil. Freilich sind nicht alle Verkehrsstraßen, wie Bonk etwas ungenau sagt, verdoppelt. Die russische Bahn als Seitenstück zum Memelstrom fehlt noch immer, denn auch die neuere Linie nach Stallupönen kann man nur als einen Notbehelf ansehen. Mit ihr, der ersehnten Weltbahn, als russische Stadt hätte Tilsit leicht, vielleicht schneller noch als Riga zur Großstadt werden können; allein alles in allem kann die Stadt mit ihren 34539 Einwohnern im Jahre 1900 wohl zufrieden sein.

Dieser Blüte entspricht auch das äußere Gewand. Die einengenden Tore der alten Landstadt, das deutsche und das hohe, fielen schon Anfang der sechziger Jahre dem zunehmenden Straßenverkehr zum Opfer. Als 1865 die Insterburger Privatbahn Tilsit zur Eisenbahnstation machte, war die ganze alte Stadt bereits abgeschlossen, ebenso die Freiheit, auch Tilsit-Preußen bestand schon, hat sich aber durch mehrere Fabrikanlagen, von denen indessen ein großer Teil schon vor der Bahn hier bestand, vergrößert.

Der sogenannte Stadtteil „zwischen den Gärten", d. h. südlich von der Hohenstraße bis zum Mühlenteiche war damals erst unregelmäßig und unzusammenhängend bebaut, das Straßennetz stand aber schon fest. Auch die Vorstadt „Meerwisch" mit Jakobsruh bestand schon, hatte jedoch nicht im geringsten den Charakter eines Stadtteiles. Sie stand noch in gar keinem Zusammenhang mit der eigentlichen Stadt, da die dorthin führende

Königsberger Straße erst Ende der achtziger Jahre dichter bebaut wurde.

Den Anger gab es schon, auch die Angerpromenade. Aber er diente zuerst zum Dungabladeplatz, dann wurden die Viehmärkte auf ihm abgehalten. Die Besiedelung mit Wohngebäuden fand erst nach 1865 statt.

Somit ist durch die Bahn, die im Westen der Stadt vorbeiführt, alles was vom Nordende der Kasernenstraße und der Königsberger Straße, sie selbst eingeschlossen, westlich liegt, neu entstanden; und von den bestehenden Stadtteilen haben sich ganz und gar verändert, sind als feste Glieder mit dem Ganzen zusammengewachsen der Stadtteil zwischen den Gärten, die Vorstadt Meerwisch bis zur Bahn im Westen und der Anger.

Für Tilsit blieb freilich kaum eine andere Möglichkeit, als sich nach dem Bahnhofe hin zu entwickeln. Nord- und Südseite waren durch Memel und Mühlenteich so gut wie ausgeschlossen. Nach Osten war Platz da und eine bedeutende Siedelung schon entstanden. Allein der Zugang zu ihr war durch den Mühlenteich beengt und das Terrain außerdem nicht überall eben. Nach Westen dagegen dehnte es sich flach und eben am Ufer des Stromes weit hin. Hatte dieser Unterschied in der Beschaffenheit der Memelufer unter- und oberhalb schon die Veranlassung für die Anlage der Brücke und des Bahnhofes im Westen der Stadt gegeben, so mußte sie sich nur um so mehr mit ihrer breiten Siedelung in dieser Richtung ausdehnen. Die Entfernung des Bahnhofes war etwas reichlich bemessen, und es dauerte, da die Stadt, wie wir gesehen haben, gerade in der ersten Zeit nach den Bahnen nicht vorwärts schritt, recht lange, bis der Weg zu ihm durch Häuser hindurch führte. Die Bahnhofstraße war noch fast unbebaut, als 1873 der Reichstag die Mittel zum Bau der Kavalleriekaserne bewilligte. Dieses Gebäude nahm aber bei seiner kolossalen Ausdehnung gleich die Hälfte vom sogenannten „Westend" Tilsits ein. Aber auch nach ihrer Herstellung richtete sich die Bautätigkeit weniger nach dem Bahnhofe selbst, als nach Jakobsruh und der alten Königs-

berger Landstraße. Sie wurde mit der nach dem schönsten Vergnügungsort der Stadt führenden Lindenstraße die Hauptzierde der Stadt. In den letzten Jahren ist aber der Raum zwischen Linden- und Bahnhofstraße vollständig ausgefüllt. Der Stadtteil, der hier entstanden ist, reicht bis dicht an die Strecke heran und ist entschieden als Ganzes betrachtet, der schönste und vornehmste der Stadt; dem Geschäftstreiben liegt er ganz fern. Wir haben es mit derselben Erscheinung wie in Insterburg zu tun. Tilsit ist aber bereits darauf bedacht, sich weitere Bauplätze zu sichern. Und zwar nicht im Süden des Mühlenteiches, aus dem man sich mit der Zeit eine Art Analogon des Königsberger Schloßteichs hätte schaffen können, sondern weiter im Westen jenseits der Bahnstrecke. Im Norden ist sie durch den Zusammenhang mit dem am Flusse sich ausdehnenden Stolbeck ja schon lange überschritten. Im Süden ist der alte Heinrichswalder Weg über die Bahngeleise als Viadukt hinweggeführt, die Längsstraße am Bahnterrain entlang ist „Yorkstraße“ umgetauft; sie ist lückenhaft besiedelt, dahinter aber auf dem freien Felde ist eine Anzahl Querstraßen mit lauter sehr modernen und patriotischen Namen angenommen. Hier wird also das Tilsit der Zukunft, das zweite „Westend“ zu suchen sein.

Die Verteilung der Bewohner der Stadt zeigt nur wenig den Einfluß der Bahn. Handel und Industrie wenden sich noch immer der Wasserstraße mehr zu als der Eisenbahn. Nur die Beamtenwelt, namentlich die Offiziere, wohnen vorzugsweise in dem neuen Stadtteile am Bahnterrain. An der Memel von Stolbeck bis Tilsit-Preußen die Industrie, in der deutschen Straße die meisten Geschäfte, das ist Tilsits Physiognomie. Die Bahnhofsstraße kann man auch heute noch fast still nennen.

Dagegen verdankt Tilsit alle Komforteinrichtungen, die das Leben am Orte bequem machen und deshalb in neuester Zeit auch manchen pensionierten Beamten und Rentner veranlaßt haben, sich in der Memelstadt niederzulassen, erst der Eisenbahnzeit. Das Urteil Thimms: „So lange die Verbindung Tilsits mit dem Eisenbahnnetz Deutschlands nicht erreicht war, blieb

Tilsit ausgeschlossen von all den Errungenschaften der modernen Kultur, blieb es das unbedeutende Landstädtchen", scheint zwar etwas hart und übertrieben, allein hierfür trifft es zu. Jetzt erst entstanden in Tilsit Wasserleitung und Kanalisation, Schlachthaus und Fleischverkaufshallen, die selbst Königsberg noch fehlen, ein neues Theatergebäude, Denkmäler und last not least die elektrische Straßenbahn.

Nimmt man zu alledem die reizvolle Umgegend: Den Strom mit seinen Ufern und Armen bis zum Miekiter Walde, dem imposanten Bilde der Überschwemmung und des Eisganges im Frühling, seinen reizenden Partien am Schloßberg im Sommer, die prächtigen Anlagen von Jakobsruh, die Putschine, von der aus man leicht in größere Waldbestände gelangt, allen Anforderungen der Neuzeit entsprechende Wohnhäuser, gute Schulen, eine große Anzahl hoher Behörden, eine starke Garnison, so wird man es verstehen, daß die alte Tilse wohl im stande ist, Leute, die vom Lande in die Stadt ziehen wollen, anzulocken. Dieses Aufsaugen der Landbevölkerung ist aber bereits ein deutliches Kennzeichen für die Entwickelung zur Großstadt, und dieses Streben nach größeren Verhältnissen zeigt sich auch darin, daß in Tilsit kein Berufsstand überwiegenden Einfluß hat. Wir können in dieser Beziehung nur Königsberg der Memelstadt zur Seite stellen.

[Fortsetzung folgt.]

Das Lochstädter Tief in historischer Zeit.

Von Oberlehrer Dr. **Eduard Loch.**

(Mit einem Plan der frischen Nehrung. — Beilage zum Programm des Altstädtischen Gymnasiums zu Königsberg i. Pr. Ostern 1903. Programm Nr. 10.)

Von

Dr. Hugo Bonk.

Unter den zehn von Hahn aufgestellten Küstentypen[1]) ist der sogenannte ostpreußische sicher einer der interessantesten. Deshalb hat die Forschung seit der geographischen Entdeckung Ostpreußens, das heißt seit einem halben Jahrhundert, sich eingehend mit der — Kurischen Nehrung beschäftigt, die wegen ihrer einzigartigen Naturschönheiten schon lange das Ziel der Touristen geworden ist. Virchow verglich die Kurische Nehrung mit den Ufern des obern Nil: „in Nidden aber, wo ich unmittelbar auf die Sandwüste gestellt war, welche der Südwestwind gegen die Wohnungen und Gärten der Menschen aufgetürmt hatte, erreichte die Illusion die größte Höhe."[2]) Dagegen war die Frische Nehrung seit Schumann (1859) fast verschollen, bis 30 Jahre später Panzer sie zum Gegenstand einer historischen Untersuchung machte[3]), um die Nichtexistenz des Lochstedter Tiefs in historischer Zeit zu beweisen. Seitdem ist — abgesehen von dem spezial-wissenschaftlichen Handbuch des Dünenbaus von Gerhard — Dr. Ed. Loch der erste gewesen, der sich eingehender mit der Frischen Nehrung beschäftigt hat. Im Herbst

---

1) Hahn, Bemerkungen über einige Aufgaben der Verkehrsgeographie in der Zeitschr. f. wiss. Geogr. V (1885) S. 245.

2) Zeitschr. f. Ethnol. XXIII (1891), 790.

3) Die Verbindung des Frischen Haffs mit der Ostsee in histor. Zeit. Altpr. Mon. XXVI (1889) S. 259—93.

1899 machte er eine Wanderung über dieselbe von Pillau bis Vogelsang, die er gemeinschaftlich mit seinem Reisegefährten Nicolaus in zwei populär-wissenschaftlichen Zeitungsartikeln beschrieben hat, von denen es nur zu bedauern ist, daß sie dem Publikum nicht mehr zugänglich sind[1]). Hier wird der für die große Mehrzahl der Leser trotz Schumann und Passarge sicher sehr überraschende Nachweis geliefert, daß die Frische Nehrung keineswegs eine Einöde, sondern landschaftlich hervorragend interessant ist. Schon in dieser Abhandlung finden wir im ersten Teil mit Bestimmtheit die Ansicht ausgesprochen, daß es noch in historischer Zeit — trotz Panzer — ein Tief bei Lochstedt, und später bei Großbruch — nicht, wie Panzer will, zwischen Alttief und Möwenhaken — gegeben habe. Nach weiteren mehrjährigen archivalischen Studien über diesen Gegenstand machte Loch behufs nochmaliger genauer Durchforschung der ganzen Nehrung eine zweite Wanderung, von Pillau bis Danzig (im Sommer 1902), auf welcher ihn Mendthal — wie schon 14 Jahre vorher seinen Gegner Panzer — und der Schreiber dieser Zeilen begleiteten. Auf dieser Wanderung wurden alle für die Untersuchung in Frage kommenden Stellen einer genauen Besichtigung und Besprechung unterzogen[2]).

Das Resultat dieser Studien ist die vorliegende Arbeit und die beigegebene Karte, die an Exaktheit für den vorliegenden

---

1) Eine Herbstwanderung auf der Frischen Nehrung von L. N. Königsb. Hrtg. Ztg. 1899. Nr. 284 M. und 290 M., d. 3. und 10. Dezbr.

2) Auch diese Wanderung hat Loch neuerdings beschrieben: „Von Pillau bis Danzig. Eine Wanderung auf der Frischen Nehrung“ — im „Wanderer durch West- und Ostpr.“ Juli 1904. Genauere Angabe von Zitaten ist leider nicht möglich, da diese Zeitschrift merkwürdiger Weise nicht paginiert ist, Auch die Weglassung der Namen der Verfasser in der Inhaltsangabe verstößt gegen den guten Brauch und erschwert außerdem die Benutzung. Vielleicht trägt diese Bemerkung dazu bei, durch Abstellung dieser Übelstände den Wert des sehr lobenswerten Unternehmens zu erhöhen. — Auch diese Arbeit von Loch, die gegenüber der früheren von 1899 durchaus selbständig ist und wieder neue Beobachtungen bringt, zeichnet sich durch scharfe Beobachtung von Land und Leuten und interessante und durch Wiedergabe von Einzelheiten belebte Darstellung aus.

Zweck nichts zu wünschen übrig läßt — abgesehen allerdings davon, daß eine Übersichtskarte in kleinerem Maßstabe mit dem gegenüberliegenden Haffufer zur leichteren Orientierung, stellenweise sogar überhaupt zur Ermöglichung der letzteren, leider — fehlt.

Sehen wir uns nun zunächst die oben zitierte Arbeit von Panzer etwas näher an.

Panzer geht davon aus, daß nach einer früheren Annahme der Camstigaller Haken durch das Haff bis nach Balga sich erstreckt habe. Wenn diese Ansicht richtig wäre, dann wäre damit auch die Möglichkeit eines Tiefs bei Lochstedt gegeben: denn nur so konnte die Strömung des Pregels genügen, um die enge Rinne vor Versandung zu schützen. Dann mußte aber in historischer Zeit durch eine Katastrophe jene Landverbindung untergegangen und davon uns irgend welche Kunde erhalten sein. Das sei aber nicht der Fall, und somit fehle dem Tief die notwendige physische Voraussetzung.

Aber auch historisch sei es nicht zu begründen. Denn die Nachricht von einem Lochstedter Tief in historischer Zeit sei lediglich ein Phantasiebild Simon Grunaus. Nun werden die beiden bezüglichen Stellen Tract. XIc. 2, 4 und XIV, 2,1 angeführt, wonach Grunau die Versandung des Lochstedter Tiefs erst in die Zeit Siegfrieds von Feuchtwangen (1303—1311), und zwar — das ist wichtig — auf den 7. August setze, dann aber ins Jahr 1399. Schon dieser Umstand mache die Nachricht unglaubwürdig, wenn sie es nicht schon an und für sich dadurch wäre, daß sie eben von Simon Grunau stamme.

Also seien alle historischen Nachrichten, die man bisher auf das Lochstedter Tief bezogen habe, umzudeuten. In erster Linie handle es sich um die Teilungsurkunde von 1258. Aus dieser gehe hervor, daß das Tief, die Balge, zwischen der Nehrung und Witlandsort gelegen habe. Für die Bestimmung dieser Stelle sei wesentlich der in der Urkunde erwähnte Wald Wogrim. Dieser müsse aber, wie aus dieser Urkunde und einer zweiten von 1322 — wo der Bischof dem Orden seinen Anteil

am Walde für Fischhausen zurückgibt — hervorgehe, nördlich vom Tief gelegen haben, also auf Witlandsort. Das sei der Name für die ganze südwestliche Landzunge von Witland, das heißt dem Samlande, bis an das Tief.

Da nun aber im Jahre 1264 ausdrücklich erklärt wird, daß der Orden bei Witlandsort eine Befestigung (quandam munitionem) anzulegen beabsichtige, und daß der Bischof zu diesem Zweck seinen Anteil an Witlandsort bis zum Walde Wogrim abgetreten habe, so folge daraus, daß zwischen dem Walde und dem Tief noch eine freie Stelle gelegen habe. Wenn man also geltend gemacht habe, daß Lochstedt zuerst Witlandsort hieß, also mit jener Befestigung von 1264 identisch sei, so sei das schon deshalb falsch, weil ja Lochstedt nördlich vom Walde Wogrim liege, während doch eben nachgewiesen sei, daß der Wald nicht auf der Nehrung, sondern nördlich vom Tief, also auch nördlich von der daran liegenden Befestigung gelegen habe. Zudem sei Lochstedt ein castrum und keine munitio gewesen und auch nicht 1264, sondern erst 1270 gegründet worden[1]). Lochstedt sei nur gegründet worden, um ein Gegengewicht gegen das bischöfliche Schloß Schonewik (Fischhausen) zu bilden; zu dem Tiefe habe es keine nachweisbaren Beziehungen: schon in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts habe den Elbingern die Sorge für dasselbe obgelegen[1]).

---

1) Es sei mir gestattet, hier einmal von der Einhaltung des Instanzenweges abzusehen und mich mit Panzer direkt auseinanderzusetzen. In der ältern Chronik von Oliva Scr. rer. Pr. I, 684 steht: „et frater Henricus Stange, commendator de Kirsberg, assumptis secum fratribus et exercitu copioso processit ante castrum, quod erat aedificatum, ubi nunc Lochstete situm est.“ Vgl. dazu Dusburg l. c. S. 89; hier steht nur: „et intravit circa locum, ubi nunc situm est castrum Lochstete.“ Daß die ältere Chronik von Oliva von Dusburg benutzt ist, und nicht umgekehrt, hat Hirsch nachgewiesen Scr. r. Pr. I, S. 656 ff.; für unsere Stelle vgl. 663 Nr. 29. Heinrich Stange war Comtur von Christburg 1250—1252; jener Zug wurde 1252 unternommen (Voigt, G. Pr. III, 43 A. 1.). Es muß demnach schon im Jahre 1252 an der Stelle von Lochstedt eine Burg gestanden haben, also eine Preußenburg und wir haben hier die nicht etwa ausnahmsweise, sondern die Regel bildende (vgl. Bonk, Städte und Burgen Altpr. S. 7) Erscheinung,

Auch die Bezeichnung „Balga“ für das Tief passe nicht zu Lochstedt. Denn die Burg Balga, die davon offenbar ihren Namen habe, liege doch nicht Lochstedt gegenüber, sondern einer Stelle nördlich von Alttief, so daß den das Tief passierenden Schiffern gleich die Burg Balga ins Auge fiel. Hier habe „nachweislich“ im XVI. Jahrhundert das alte Tief gelegen, nicht, wie man behaupte, bei Großbruch. Diese Behauptung sucht Panzer durch einen Bericht über eine Besichtigung der Nehrung von 1582/1583 zu beweisen.

Dieses „alte Tief“ sei nun dasjenige, welches man bisher irrtümlich das Lochstedter genannt habe. Daneben tauche seit 1376 ein „neues Tief“ auf, das immer wieder zugeschüttet werden muß, aber schließlich 1497 durchbrach: das jetzige Pillauer. Ein drittes Tief, das allerälteste, sei aber nach der Teilungsurkunde von 1258 bei Bodenwinkel gewesen. Hier habe auf der Haffseite der Ort Kampenkin bei Vogelsang „versus Lipam unum miliare in longitudine“ (Pommerell. Urkundenbuch 293), das heißt eine Meile „westlich“ von Liep gelegen. Nach Mauerresten, Dachpfannenstücken, Tonscherben, scharfkantigen Feuersteinen, die Schumann bei Vogelsang gefunden, lasse sich die Lage von Kampenkin feststellen[1]). Nach der Teilungsurkunde von 1258 war von hier bis zur Balga eine Entfernung von 21 Seilen[2]) + $5^1/_2$ Meilen = 43,898 km. Mißt man diese Entfernung ab, so endet man am Danziger Haken, 2,4 km nördlich von Alttief, wo Panzer das alte Tief angesetzt hat. Also eine

---

daß der Orden seine Burg an der Stelle einer Preußenburg angelegt hat. Weshalb aber haben denn die Preußen ihre Burg gerade an dieser Stelle angelegt? Etwa auch als „Gegengewicht gegen Schonewik“? Für sie konnte diese Burg doch nur einen Zweck haben, wenn sie zur Verteidigung der Grenze diente, also am Tief lag.

1) Loch hat 1902 auf seiner Wanderung an dieser Stelle nur „ein paar Ziegelstücke“ gefunden, während ihm von ein paar alten Männern gesagt sei, „daß noch das von Schumann hier auf der Seeseite der Düne gesehene alte Mauerwerk vorhanden sei“. Wand. d. W. u. Ostpr. — in der uncitierbaren Zeitschrift.

2) Ein Seil = 43,3 m; eine Meile = 7799 m.

glänzende Bestätigung seiner Rechnung. Von Kampenkin 104 Seile westlich (4500 m), also bei Bodenwinkel, wurde ein Seil quer gemessen: das lasse auf ein Tief schließen. Und in der Tat sei dieses allerälteste Tief schon durch Wulfstans Reisebericht aus dem neunten Jahrhundert belegt, nach welchem Elbing und Nogat vereint durch das Haff in die Ostsee mündeten.

So weit Panzer. Die überaus sorgfältige und auf einer erdrückenden Fülle archivalischen Materials beruhende, dazu höchst geschickt gruppierte Untersuchung wirkt auf den unbefangenen Leser nicht nur überzeugend, sondern, besonders Dank der beiden effektvollen Schlager am Schluß, geradezu verblüffend. Und so ist denn auch seit jener Zeit das Lochstedter Tief aus der historischen Forschung verschwunden und durch das „Panzersche" am Danziger Haken ersetzt worden — so auch auf der Höhenschichtenkarte von Jentzsch und Vogel[1]).

Dem gegenüber erschien es ein gewagtes Unternehmen, die alte Tradition wiederherstellen zu wollen. Aber einen Vorteil hat dies Unternehmen: nämlich den des Verteidigers gegenüber dem Ankläger. Und diesen Vorteil hat Loch ausgezeichnet zu benutzen verstanden: er hat alle Angriffe auf die Tradition pariert und die schwachen Punkte, oder sagen wir richtiger den schwachen Punkt seiner eigenen Stellung geschickt teils zu decken, teils zu — verdecken gewußt. Ja, er hat sogar gelungene Angriffe des Gegners auf die Tradition in den Dienst der Verteidigung zu stellen gewußt, so den Nachweis Panzers, daß der Wald Wogrim nicht, wie die Tradition will, auf der Nehrung, sondern auf Witlandsort gelegen haben muß.

Nach einem kurzen Referat über Panzers Ausführungen legt der Verfasser sogleich die Axt an die Wurzel:

1. Simon Grunau ist nicht der erste, der das Lochstedter Tief erwähnt. In dem Cod. Oliviensis saec. XV

---

1) Auf meinen eigenen, schon 1895 ausgesprochenen, Zweifel (Burgen und Städte in Altpr. S. 120) kann ich wegen der fehlenden Begründung kein Gewicht legen.

Fol. 71 (A 99) im Königsberger Staatsarchiv findet sich ein Regest des Abschreibers der oben erwähnten Abtretungsurkunde von 1264, wo es heißt, die Kirche habe dem Orden ihr Drittel zu Witlandsort geschenkt zum Bau eines Hauses, „das der ordin eyn hus aldar moge buwin off das dy schiffe deste sichir yn das land zcu prusin mogin komen, das nu louchstete heyset." Also eine Identifikation jener von Panzer erwähnten munitio am Tief mit Lochstedt aus dem Anfang des XV. Jahrhunderts. Dadurch gewinnt aber die Bemerkung Dusburgs in seiner Chronik (beendet 1326) III, 107 (Scr. rer. Pr. I, 109) für uns erhöhte Bedeutung: „Castrum Widlandsort, quod dicitur nunc Locstete a nomine cuiusdam Sambitae dicti Laucstiete, qui ibidem morabatur." Das „Tief zu Lochstedt" hat Loch auch auf dem losen Pergamentdeckel des Ostpr. Folianten 3 A (ursprünglich Registrand von 1500) in der Handschrift des beginnenden XVI. Jahrhunderts gefunden: „Melchior von Halldeck, itzt uffm Tieff zu Lochstedt". Simon Grunau aber hat seine Chronik doch erst 1521 geschrieben. Auch die Aufforderung des Ambrosius Thoms „an die Stadthalter zu Heilsberg item mut. mutandis an die Stedte Elbing und Braunsberg zu Lieferungen für einen Bau bei Lochstedt am Tieffen" vom Jahre 1561 dürfte nicht auf einer Information aus Simon Grunau beruhen. Und schließlich wird in der Chronik von Milfelt nach dem Citat Hennenbergers die Versandung des Lochstedter Tiefs in den August 1311 unter Karl Beffart von Trier gesetzt. Daraus schließt Loch daß auch Milfelt von Simon Grunau unabhängig ist. Wenn die Zuverlässigkeit dieser lange verschollenen[1]) Chronik sicher wäre, dann wäre damit die Frage endgültig gelöst.

Aber das eine ist nunmehr sicher: „Schon mindestens 100 Jahre vor Simon Grunau und ganz unabhängig von ihm

1) Nach der Abfassung dieser Arbeit ist bekanntlich Milfelts Chronik wieder aufgefunden worden von Karl Boysen in einer Handschrift der Berliner Königlichen Bibliothek (vgl. Altpr. Monatsschr. XLI (1904) S. 357—67). Diese Auffindung brachte uns insofern eine Enttäuschung, als sie über die Wertlosigkeit jener Chronik kaum noch Zweifel übrig läßt.

hat ein — mit dem Aktenmaterial wohl vertrauter — Schreiber eines amtlichen Urkundenbuchs die Existenz eines Tiefes bei Lochstedt in der Zeit des XIII. Jahrhunderts als bekannt hingestellt"[1]). Und schärfer als Loch möchte ich hier den Umstand betonen, daß es keinem Zweifel mehr unterliegt, daß im XV. und XVI. Jahrhundert die Ortsbezeichnung „Tief bei Lochstedt" noch existierte. Damit können wir eigentlich schon jetzt die Frage als gelöst betrachten. Denn wenn wir aufhören, eine so sicher beglaubigte Tradition als Geschichtsquelle anzusehen, wozu noch das von mir oben nachgewiesene Vorhandensein einer Preußenburg an dieser Stelle kommt, dann kommen wir schließlich dahin, die Vergangenheit nicht mehr nach überlieferten Tatsachen, sondern durch allerlei Denkprozesse künstlich zu konstruieren.

2. Die Anlage der Burg Lochstedt an dieser Stelle ist ohne Vorhandensein eines Tiefs nicht zu erklären. Sehr treffend fragt Loch, was wohl die Ritter habe bewegen können, am Tief eine munitio, hier aber, in der Fischhausener Wiek, eine Burg anzulegen? Wenn Lochstedt, wie Panzer zugibt, eine leichte und sichere Verbindung mit Balga, Brandenburg, Königsberg, Elbing gehabt hat, so sei eine derartige Verbindung ohne Tief undenkbar. Denn heute könnten sich selbst leichte Segelboote der Küste nicht einmal bis auf 100 m nähern. Wie sollte denn damals die Möglichkeit vorhanden gewesen sein, „mit schweren Lastschiffen, die Ritter, Rosse und Waffen trugen, in der Nähe des Schlosses Lochstedt zu landen" — wenn kein Tief da war? (S. 127.)

Nun behauptet Panzer aber, jene „munitio" am Tief habe zur Komturei Balga gehört, wenn aber das Tief bei Lochstedt gewesen wäre, dann hätte es doch samt der Befestigung zur Komturei Lochstedt gehören müssen. Also könne das Tief nicht bei Lochstedt gewesen sein. Der Beweis der Zugehörigkeit zur Komturei Balga wird dadurch geführt, daß die Hand-

1) Loch S. 11.

feste eines Kruges „offm Szande nensth dem tiffen“ vom Jahre 1411 vom Komtur zu Balga, Friedrich von Zollern, ausgefertigt sei. Alle andern Ortschaften südlich von Lochstedt (Camstigal, Wogram, Neudorf, Scheute) haben ihre Handfesten vom Obersten Marschall und Hauskomtur zu Königsberg oder vom Pfleger zu Lochstedt. Also müsse der Krug auf dem Sande an der Stelle jener alten munitio gelegen haben, auf dem Terrain, das der Bischof von Samland 1264 dem Orden zur Anlage jenes „Blockhauses“ abgetreten habe. Diese ganze Gegend am Tief habe demnach zur Komturei Balga gehört.

Demgegenüber kommt Loch scheinbar ein wenig in Verlegenheit. Er muß zugeben, daß der Schluß nahe liege, daß der die Handfeste ausstellende Komtur von Balga auch Hoheitsrechte über den Krug auf dem Sande gehabt habe. Aber ohne große Schwierigkeit nimmt Loch auch dieses Hindernis: Bei der politischen Konstellation von 1410/1411 — der letzte oberste Marschall Friedrich von Wallenrod war bei Tannenberg gefallen, sein 1410 erwählter Nachfolger aber in polnischer Gefangenschaft — konnte der oberste Marschall jene Handfeste gar nicht ausstellen, ein Pfleger von Lochstedt war wahrscheinlich auch nicht vorhanden[1]), also sei der Komtur von Balga für beide eingetreten. Diese Vermutung Lochs ist in der Tat richtig: der Komtur von Balga, Friedrich von Zollern, war tatsächlich nach der Schlacht bei Tannenberg zum stellvertretenden Marschall ernannt worden. In einer Urkunde vom 11. Oktober 1410, die abgedruckt ist bei Voigt und Schubert, Johann Lindenblatt (Joh. von Posilge) S. 231, zeichnet der Komtur von Balga „an des Obristen marschalls statt.“ Ebenso ist ein Schreiben eines Peter von der Slawke von Soldau vom 24. September adressiert an den Komtur von Balga „an des Marschalks-stad“[2]). Dadurch

1) Loch S. 16, A. 1.

2) Vgl. Thunert, Die Schlacht bei Tannenberg, S. 40, A. 5 u. S. 42, A. 5. Auf diese Stellen hat mich Herr Professor Dr. Schnippel aufmerksam gemacht, der beste Kenner jenes Zollern-Komturs und — trotz Thunert — auch der Schlacht bei Tannenberg.

wird Lochs Vermutung zur Gewißheit erhoben. — Also hat der Krug auf dem Sande ebensowenig wie die andern genannten Orte zu Balga gehört, und Loch hat Seite 16 ff. überzeugend nachgewiesen, daß der Krug auf dem Sande wahrscheinlich nicht am alten, sondern „uff dem Sande bie dem Newen tyfe" gelegen habe, also nicht an der Stelle jener „munitio" nördlich des alten Tiefs. — Damit wäre die Tradition auch gegen diesen Angriff Panzers gerettet.

Jetzt kommt aber die Probe auf das Exempel. Im Jahre 1258 schloß der Orden mit dem Bischof von Samland einen Teilvertrag, der das Samland und die Frische Nehrung umfaßte: zwei Drittel bekam der Orden, ein Drittel der Bischof. Die Teilung von Witlandsort wurde nun in der Weise vorgenommen, daß das Land längs der Küste nach Seilen (43,3 m nach Panzer Seite 284) vermessen wurde. Nun wurde aber nicht etwa die Gesamtsumme durch drei geteilt, sondern lauter einzelne Parzellen gebildet, von deren jeder der Orden zwei, der Bischof einen Teil erhielt. Dabei wird von der Balge aus nach beiden Seiten immer die Reihenfolge II (Orden), III (Orden), I (Bischof) eingehalten. Folglich ließe sich die Lage der Balge ganz genau bestimmen, wenn wir irgend einen bekannten Ausgangspunkt auftreiben könnten. Wir haben oben gesehen, daß Panzer als solchen Kompenkin, angeblich bei Vogelsang, ausfindig gemacht hatte, das laut jener Vermessung 21 Seile + 5½ Meilen = 43,898 km westlich vom Tief gelegen hat. Und hier spielte Panzer seinen letzten Trumpf aus: Diese Entfernung reichte von seinem Kompenkin aus ungefähr bis zu seiner Balge am Danziger Haken. Damit war das Lochstedter Tief beseitigt.

Aber die Vermessung ging ja auch über die Balge hinaus ins Samland hinein. Da sind zunächst in Witlandsort 16 Seile „a Balga in longitudinem versus salsum mare" — das kann doch nur bedeuten vom Haff längs der Balge bis zur See. Die Balge war also 16 · 43,3 = ca 700 m lang. Von hier gehen 90 Seile nordwärts nach Witlandsort hinein und weitere 90 in den Wald Wogrim. Dieser Wald spielt für alle Beteiligten

eine unangenehme Rolle. Denn zwischen Pillau und Neuhäuser lag das Dorf Wogram (jetzt bei Alt-Pillau), das offenbar von dem Wald seinen Namen hat, also wohl an diesem Wald gelegen haben wird. Dieser letztere aber hat nach Urkunden von 1506 und 1513 (Loch S. 24) auch bei Lochstedt gelegen. Panzer, der bei seiner Balge anfängt, kommt aber mit den zweimal 90 Seilen nur bis in die Gegend von Pillau, erreicht also nicht Wogram und noch weniger Lochstedt. Infolge dessen hält Panzer es für wahrscheinlich, daß der Wald, in dem die 90 Seile gemessen wurden, noch weit darüber hinaus gereicht hat in das Gebiet des Preußen Snutene hinein. Aber selbst wenn es ihm gelingt, den Wald bis Wogram auszurecken, dann sind bis Lochstedt noch immer reichlich vier Kilometer!

Aber auch für Lochs Ansatz ist der Wald sehr unbequem. Denn wenn er 90 Seile von Witlandsort, also Lochstedt, und dann noch weitere 90 Seile in den Wald hineingeht, dann hat er die Fühlung mit Lochstedt und Wogram gänzlich verloren. Aber wo steht denn geschrieben, daß der Wald Wogrim nördlich von den 90 Seilen auf Witlandsort gelegen hat? Er kann ja ebensogut längs jener 90 Seile, also von Lochstedt anfangend längs des Haffs etwa bis Rosenthal gereicht haben, so daß wir hier ausnahmsweise eine doppelte Messung haben, nämlich längs des Strandes etwa vier Kilometer von der Balge nordwärts, und auf der Höhe über Tenkitten hinaus.

Dabei entstehen aber zwei Schwierigkeiten: 1. Die in der Urkunde von 1321[1]) erwähnten Bernsteinfunde (cum lapide marino, qui ibidem reperitur). Loch meint, „bei dem Abbrechen des Ufers infolge von starken Stürmen, wie es ja an der ganzen Samlandküste noch heute geschieht, kann sehr wohl am Fuße des Waldufers auf dem Strande Bernstein zu Tage getreten sein und dies mit dem Wort „ibidem“ bezeichnet sein“ (S. 25). Und dann sucht er nachzuweisen, daß dieser Bernstein nur in

---

1) 1297 trat der Bischof seinen Anteil am Walde ab und erhielt dafür Fischhausen. Hier beschwert er sich, daß er benachteiligt sei.

dieser Urkunde, und dazu noch ganz tendenziös, auftrete. Denn in dem Tauschvertrage von 1297, der sehr eingehend von den Produkten spreche, stehe von Bernstein kein Wort[1]), was doch auffallend wäre, wenn welcher dagewesen wäre. Aber die Darstellung der Urkunde von 1321 von Seiten des Bischofs verfolge ja einen tendenziösen Zweck: der Bischof will beweisen, daß er betrogen sei, da der Wald mehr enthalte, als dort angegeben sei. Dabei habe er vielleicht auch den an der Küste liegenden Bernstein mit dem im Walde verwechselt.

Daß diese Folgerungen etwas gewaltsam und auch ihrerseits nicht tendenzfrei sind, ist nicht zu verkennen. Es kommt aber noch eine zweite Schwierigkeit, die Loch übersehen zu haben scheint.

2. In der mehrfach erwähnten Abtretungsurkunde von 1264 heißt es ausdrücklich, daß der Bischof seinen Anteil an Witlandsort „usque ad nemus adiacens“ bis zu dem anliegenden Walde, dem Orden abtrete. Den Wald selbst, d. h. das dem Bischof gehörende Drittel wird dann 1297 abgetreten. Danach scheint Panzer recht zu haben, wenn er den Wald nördlich von den 90 Seilen ansetzt; „jene Abtretung vom Jahre 1264 bezog sich also auf die Strecke südlich dieses Waldes bis zum Tief.“

Und doch glaube ich, daß gerade diese Urkunde den besten Beweispunkt für die Tradition enthält. Nehmen wir einmal mit Panzer an, daß die Teilungslinien der 90 Seile in der Reihenfolge II, III, I—II, III, I—II, III, I von der See bis zum Haff durchgezogen waren. Dann entstanden neun Streifen quer durch die Nehrung. Nehmen wir nun ferner mit Loch an, daß der Wald am Tief anfing, dann bestand jeder dieser neun Streifen aus zwei natürlichen Teilen, einem Stück Küste und einem Stück Wald. Diese beiden Teile ergaben sich ganz von selbst, da die Küste unten, der Wald oben lag, wie noch jetzt in der Gegend von Lochstedt. Dann brauchte gar keine doppelte

1) Das stimmt allerdings; aber er kann sehr wohl in den „omnibus utilitatibus aliis in terra vel supra terram“ „virtuell“, wie die hebräischen Grammatiker sagen, enthalten sein.

Vermessung stattzufinden, und doch ergab sich ganz von selbst eine doppelte Rechnung. Wenn nun also vor jedem Waldstreifen des Bischofs noch ein Küstenstreifen lag, der ebenfalls dem Bischof gehörte oder doch bis 1264 gehört hatte, dann hat die Erwähnung des Bernsteins, der am Walde auf dem Strande gefunden wurde, in einer Beschwerdeschrift nichts Auffallendes. Aber auch die Abtretung des bischöflichen Anteils bis an den Wald ist etwas ganz Natürliches, wenn jeder Streifen aus Küste und Wald bestand: der Teil bis zum Wald wurde 1264, der Teil im Walde 1297 abgetreten. Und wenn jemand einwenden wollte, daß ja die Burg auf der Haffseite liegt und die Abtretung von 1264, die doch zu Gunsten des Burgterrains geschah, gerade die Seeseite betraf, so erinnere ich an die 16 quer längs der Tiefs gemessenen Seile, die doch keine mathematische Linie, sondern eine Fläche bildeten, auf der wohl eine Burg stehen konnte. Da diese Burg aber in erster Linie dazu da war, das Tief zu beherrschen, „off das dy schiffe deste sichir yn das land zcu prusin mogin kommi," so hatte ihre Gründung nur den einen Zweck, wenn das Tief auch wirklich dem Orden gehörte mit samt der angrenzenden Küste. Denn bei der Reihenfolge II (Orden), III (Orden), I (Bischof), vom Tief aus besaß der Orden nunmehr beide Ufer des Tiefs ganz. Für die Burg aber war ein Raum von 2 × 10 Seilen = 866,6 m und der Raum der quergemessenen 16 Seile.

Aber nun die schwierigste Frage: „Wo steht das geschrieben?" Nun, in der Tauschurkunde von 1264! Da heißt es nämlich: „Idem episcopus ut dicta munitio a nobis et nostris fratribus in Cristianitatis subsidium construenda felicem ac prosperum assequeretur effectum, iam dicti loci[1]) partem, qui ipsum in longitudinem et latitudinem usque ad nemus adiacens contingit nobis . . . . . . in veram proprietatem contulit."[2]) Was heißt das: „qui ipsum in longitudinem et

1) Witlandsort.

2) Acta Bor. III, 146.

latitudinem usque ad nemus adiacens contingit", wenn damit nur ein Stück vom Tief bis zum Walde gemeint war? Vor allem, was heißt: „ipsum?" Ich fasse die Stelle so auf: „Der Bischof tritt das Stück, welches in der Längs- und Querrichtung bis an den angrenzenden Wald an sein Gebiet (ipsum) reicht, ab" — das sind die 16 Seile quer am Tief und die dreimal zehn Seile, welche der Länge nach an sein Gebiet (im Walde) heranreichen, d. h. die drei Seestreifen bis zum Walde, während er die drei Waldstreifen selbst noch behält.

So scheinen mir auch diese Schwierigkeiten bezüglich des Waldes Wogrim gelöst. Ob derselbe noch über das Tief hinaus bis Wogram gereicht hat, wie Loch will (um den Namen zu rechtfertigen), oder nicht, ist ziemlich gleichgültig: ich kann wenigstens keinen zwingenden Grund dafür sehen, daß das Dorf Wogram durchaus dicht am Walde Wogrim gelegen haben muß, ebensowenig wie der Name Balga für die Lage der Balge bestimmend sein mußte[1]).

Mit Lochs Bestimmung der alten Balge, die Panzer gegen alle Tradition sich am Danziger Haken konstruiert hat, bin ich umsomehr einverstanden, als die Gründe, die er mir auf der gemeinsamen Wanderung über die Nehrung 1902 an Ort und Stelle vortrug, mich damals schon überzeugt haben. — Zum Schluß setzt Loch dem Treffer Panzers noch einen ähnlichen eigenen entgegen, der nicht weniger verblüffend ist, nur daß wir es hier nicht mit einem Rechenkunststück, sondern mit einer auf Tradition gestützten Tatsache zu tun haben: die 21 Seile + $5^1/_2$ Meilen zwischen dem Tief und Kampenkin reichen von Lochstedt gerade bis Schmergrube — das sei das wahre Kompenkin — und 104 Seile westlich davon liege auch die Stelle des von der Teilungsurkunde hier vorausgesetzten Tiefs, das sogenannte Kalenberger Tief, westlich vom Kamelsrücken, und von hier 52 Seile weiter auch

1) Loch S. 19. — Vgl. übrigens meine Ausführungen Altpr. Mon. XXX (1893) S. 342.

Liep — ganz wie es in dem Teilvertrage vorausgesetzt wird.

Also auch hier steht Loch auf dem Boden der Tradition. Und gerade dieser Umstand ist es, der seiner überaus exakten, bis ins kleinste genau durchdachten und fein pointierten Arbeit ein großes Übergewicht über die nicht minder sorgfältige und scharfsinnige Untersuchung Panzers verschafft. Das Lochstedter Tief, an dem schon die alten Preußen 1252 eine Burg hatten, scheint mir nunmehr historisch gesichert zu sein, und ich kann nicht umhin, zum Schluß meiner Freude darüber Ausdruck zu geben, daß dieser „Zersetzungsprozeß“ der Tradition mißlungen ist, ein Schicksal, das allen Zersetzungsversuchen der destruktiven Geschichtsforschung zu wünschen wäre.

Insula inferior.

Von

Max Bruhns,
Branddirektor in Königsberg i. Pr.

Mit einer Karte.

Im Hauptprivilegium der Stadt Königsberg von 1286 wird derselben auch die „insula inferior proxima civitati“ verliehen. Wo diese Insel gelegen hat, ist nicht bekannt. Faber[1]) sagt: „es müssen seit der Zeit dieser Verschreibung Veränderungen eingetreten sein, die es unmöglich machen, über die Lage dieser „untersten Insel“ eine Erklärung zu geben“; Armstedt[2]) meint, es sei „vielleicht die Insel, auf der jetzt die Friedrichsburg steht“. Nach meiner Meinung birgt des Rätsels Lösung die sogenannte Teilungsurkunde des Bistums Samland vom Jahre 1258“[3]). Dort wird auch eine „insula ex transverso civitatis“ gedrittelt. Töppen[4]) und mit ihm Woelky und Mendthal glauben, diese Insel sei die in Hennenbergers Preußischer Landtafel gezeichnete „Ankerinsel“, welche einst ein Pregeldelta an der Haffmündung bildete und heute die Halbinsel am südlichen Mündungsufer des Pregels ist. Diese Anschauung ist indessen mit guten Gründen bestritten worden, und nur darüber sind die Gegner einig, daß die in der Urkunde erwähnte „civitas“ die damalige Stadt Königsberg ist. Letztere Annahme darf daher als unbedingt richtig gelten und ist Ausgangspunkt der nachstehenden Betrachtungen.

---

1) Die Haupt- und Residenzstadt Königsberg S. 177.

2) Geschichte der Stadt Königsberg S. 22.

3) Gedruckt: Urkundenbuch des Bistums Samland von Woelky und Mendthal. I. n. 58.

4) Neue preuß. Provinz.-Bl. X. 1880. S. 176.

1. Jene civitas lag im Jahre 1258 nach Dusburg[1]) „in monte juxta castrum Kunigsbergk", die „Ankerinsel" begann unterhalb Contienen (vergl. Hennenbergers Landtafel), civitas und insula waren also mindestens 5000 Meter von einander entfernt, und ganz undenkbar ist es, daß man diesen großen Abstand noch unter den Begriff „ex transverso civitatis, schräg gegenüber der Stadt" gebracht hat. Es kann daher die „Ankerinsel" nicht die „insula ex transverso civitatis" gewesen sein.

2. Von der Insula „ex transverso" erhielten: Der Bischof als sein Drittel (una tercia pars, pars illa que pertinet ad Eryno) „decem et novem funiculi in inferiori parte ejusdem insule"; der Orden als sein erstes Drittel (una tercia pars, pars quae pertinet ad Lowke) „decem et octo funiculi in superiori parte"; und wiederum der Orden als sein zweites Drittel (una tercia pars, pars quae pertinet ad Welowe) „decem et octo funiculi proximi post decem et octo funiculos ejusdem insule pertinentes ad Lowke". Die Insel war also $19 + 2 \cdot 18 = 55$ Seile oder $55 \cdot 43{,}33$ Meter[2]) = rund 2400 Meter lang und kann daher auch nicht die „Insel Friedrichsburg", welche nur 300 Meter lang ist, gewesen sein.

3. Wenn die beiden Pregelinseln, auf welchen heute

a) der Kneiphof,

b) das Lomsenviertel (Lindenmarkt, Weidendamm etc.) erbaut sind, schon im Jahre 1258 bestanden, so haben sie damals dieselbe Ausdehnung wie heute gehabt, denn von Veränderungen an ihnen ist niemals etwas verlautbart. Und da sie 500 Meter bezw. 9000 Meter lang sind, so kann auch keine von ihnen die 2400 Meter lange „insula ex transverso" gewesen sein.

4. Im Jahre 1286 hat es drei Pregelinseln gegeben. Sie werden im Hauptprivileg der Altstadt-Königsberg[3]) benannt:

---

1) Gedruckt: Scriptoris rerum prussicarum I. S. 107.

2) Loch, das Lochstädter Tief in historischer Zeit Seite 22 rechnet 90 Seile = 3,9 Kilometer; Panzer, Altpreuß. Monatsschr. 1889 S. 284 rechnet $715^1/_2$ Seile = 31 Kilometer; also ist 1 Seil = 43,33 bezw. 43,32 Meter.

3) Rathäusliches Archiv Nr. 2; Gedruckt: Erläutertes Preußen Tom. II. cap. XXII. § 2.

a) insula superior que major dicitur,

b) insula inferior proxima civitati,

c) insula, in medio sita, que advocati insula dicitur,

und es wird festgesetzt „quod tempore guerre omnes insule predicte communes esse debent, tam fratribus et eorum hominibus, quam incolis civitatis."

Diese Bestimmung, die gemeinsame Benutzung durch Ritter und Bürger in Kriegszeiten, hat nur dann einen Sinn, wenn alle drei Inseln dicht nebeneinander und in größter Nähe von Burg und Stadt gelegen haben. Da nun feststehende Tatsache ist, daß die „insula superior" und die „insula in medio" die heutigen Lomseninsel bezw. die Kneiphöfsche Insel (vergl. 3) sind, so ist es ganz ausgeschlossen, daß die insula inferior etwa die „Ankerinsel" oder die „Insel Friedrichsburg" gewesen ist, denn zwischen ihnen und Stadt oder Burg bezw. der insula in medio liegen Landstrecken von 5000 bezw. 1000 Meter.

5. Im Jahre 1263 ist beurkundet:[1]) Sabiensis episcopus insuper terciam partem „minoris insule" magistro hospitalis sancte Marie confert in perpetuum libere possidenda. Als unzweifelhaft gilt allgemein, daß diese „insula minor" dieselbe Insel ist, welche im Jahre 1258 geteilt worden ist, daß der Bischof das im Jahre 1258 erhaltene Drittel der insula ex transverso im Jahre 1263 dem Orden wieder zurückgegeben hat. „Insula ex transverso" und „insula minor" sind also nur verschiedene Bezeichnungen für eine und dieselbe Pregelinsel.

6. Die insula superior entspricht der insula inferior und ist vor 1286 insula major genannt worden (vergl. 4). Es ist daher mindestens sehr wahrscheinlich, daß man die „insula inferior" vor 1286 insula minor genannt hat. Wenn das der Fall gewesen ist, dann ist die „insula inferior" = „insula minor" = „insula ex transverso", 2400 Meter lang und unmittelbar unterhalb der insula in medio, der heutigen Kneiphofinsel, gelegen gewesen, denn die insula in medio kann doch nur unmittelbar

1) Urkundenbuch Woelky und Mendthal n. 77.

zwischen der insula superior und der insula inferior sich befunden haben.

7. Die insula inferior ist heute ebensowenig vorhanden wie die insula ex transverso. Wenn daher beide Bezeichnungen nicht einer und derselben Insel gegolten haben, so müssen im Laufe von höchstens drei Jahrhunderten zwei bedeutende Pregelinseln aus der Nähe Königsbergs verschwunden sein. Das ist aber höchst unwahrscheinlich und daher wird die hohe Wahrscheinlichkeit, daß es für eine Insel zwei bezw. drei verschiedene Bezeichnungen gegeben hat, daß diese Insel zuletzt insula inferior genannt worden und 2400 Meter lang gewesen ist (vergl. 6), zur Gewißheit.

8. Eine Flußinsel kann nur verschwinden, wenn sie fortgeschwemmt bezw. gebaggert wird, oder wenn sie mit einem gegenüber liegenden Ufer verwächst, versandet, verschlammt, sich vereinigt. Ersteres ist im vorliegenden Fall unmöglich, da es sich um den langsam fliessenden aber tiefen Pregel und eine Insel von 2400 Meter Länge handelt. Es bleibt also nur übrig, daß die insula inferior im Ufergelände aufgegangen ist, und da sie dicht unterhalb der Kneiphofinsel begonnen hat (vergl. 4), so kann sie heute, das zeigt ein Blick auf die Karte, nicht im südlichen, sondern nur im nördlichen Pregelufer enthalten sein und muß im Osten mit der heutigen Lastadie begonnen haben.

9. Ihr westliches Ende war rund 2400 Meter vom Hundegatt entfernt, und genau in dieser Entfernung mündet dort heute das „Hufenfreiwasser", welches, in die Pregelniederung von Norden nach Süden hereinfliessend, etwa 600 Meter vor seiner Mündung eine scharfe, durch örtliche Verhältnisse nicht bedingte Biegung nach Südwesten macht. Es liegt nahe, in diesem letzten Teile des heutigen Hufenbachs den Rest des nicht mehr vorhandenen Pregelarms zu erblicken, welcher die verschwundene insula inferior im Norden begrenzte, zumal diese Annahme die oben erwähnte merkwürdige scharfe Biegung erklärt. Ursprünglich wird der Hufenbach rechtwinklich in den von Osten nach Westen ziehenden Pregel geflossen sein, dann ist der östlich von diesem

Vereinigungspunkt liegende Pregelarm allmählich eingegangen und nur sein westlicher 600 Meter langer Teil vor der Mündung übrig geblieben. Dieser ist damit zur heutigen Fortsetzung des Hufenbachs geworden.

10. Die Anfangsstrecke des verschwundenen Pregelarms war wahrscheinlich die gerade Fortsetzung des altstädtischen Pregelarms zwischen Krämer- und Schmiedebrücke, sie muß im Hundegatt und kann daher nur dort begonnen haben, wo auf dem Braunschen Plan von 1544 das Lastadientor ähnlich dem befestigten Kopf einer Brücke dargestellt ist. Zwar führt diese Brücke nicht über einen Pregelarm, sondern über einen breiten Stadtgraben, allein es ist durch nichts erwiesen, daß dieser älter ist als die Brücke, deren erste Anlage ganz anders ausgesehen haben kann.

11. Wenn die Brücke älter war als der Stadtgraben, dann muß sie über einen Pregelarm geführt haben, denn wie in anderen Ordensstädten, so legte man auch bei der Gründung der drei Städte Königsberg die Plätze für die großen Handelsanstalten, die sogenannten Lastadien, nicht in der Stadt selbst an, sondern außerhalb der Stadtmauern und zwar so, daß zwischen Lastadie und Stadt sich der Pregel befand. Das geschah nicht etwa wegen Mangel an Raum innerhalb der Stadtmauern, sondern aus Furcht vor Feuersgefahr, vor der starken Glut und dem mächtigen Flugfeuer, die den vollen Speichern, den Kornhäusern, Heuscheunen, Holzplätzen u. d. m. entsteigen konnten. Das primitive Feuerlöschwesen der damaligen Zeit war jedem größeren Brande gegenüber machtlos und bestand fast nur darin, daß man die Nachbarschaft des Brandobjekts niederriß, um Lücken zu schaffen, welche das Feuer nicht überspringen konnte. Wo es anging sorgte man für solche freien Landstrecken schon vor der Bebauung, und gegenüber dem gewaltigen Brennstoff der Lastadien schützte man sich sogar durch breite Wasserflächen, die wegen des Verkehrs mit der Mutterstadt überbrückt wurden. So sieht man auf dem Braunschen bezw. Behringschen Plan von 1544 bezw. 1613 zwischen der Stadt Löbenicht und deren Lastadie,

den heutigen Löbenichtschen Speichern, einen breiten Wassergraben mit Brücke, so erhielt die auf der insula advocati erbaute Stadt Pregelmünde im Jahre 1339 „pro Lastadia unum spatium continens longitudinem quatuor funiculorum et duarum virgarum mensuralium latitudinem vero continens trium funiculorum perpetuo possidendum. Idem vero spatium seu Lastadia sita est inmediate circa pontem constructum sicut itur ad Sanctum Georgium a dextris[1]). Diese Lastadie war also etwa neun Morgen groß und durch die heutige grüne Brücke mit ihrer Stadt verbunden.

12. Auch die Altstadt erhielt bei ihrer Gründung eine Lastadie. Im Hauptprivileg von Altstadt-Königsberg im Jahre 1286[2]) behält der Orden sich zwar „eam insulam, in medio sitam, que advocati insula dicitur“ vor, erlaubt indessen „fenum, ligna in ea reponi et granaria in litore locati a civibus seu incolis civitatis“. Die Brücke von der Stadt nach der Lastadie, die heutige Krämerbrücke, bestand schon, denn man begann Landmessungen „a ponte Kunigesberch“. Diese unsichere Verleihung einer Lastadie auf fremdem Terrain ist zunächst unverständlich, denn Inselgestade, welche nahe der Stadt lagen, hatten die Altstädter ja durch das Hauptprivileg von 1286 als freies Eigentum erhalten, nämlich die insula superior im unteren Teile und die insula inferior ganz. Verständlich wird die Bestimmung aber, wenn man erwägt, daß damals die Altstadt sich nur von der Krämerbrücke bis zur Holzbrücke erstreckte[3]). Bei dieser Lage waren jene beiden Inseln als Lastadie zu unbequem, denn um nach der insula superior zu gelangen, mußten die Schiffe erst die Krämerbrücke passieren, und zwischen der insula inferior und der Stadt lag das breite noch dem Orden gehörige Stück Land zwischen Krämerbrücke und der heutigen Bauhofsgasse. Mit der, wenn auch nur auf Widerruf erfolgenden Überweisung des östlichen Hundegattufers (der heutige Kai) zur

---

1) Stadtarchiv in Königsberg Nr. 19.
2) Erl. Preußen Tom. II. cap. XXII. § 2.
3) Vergl. Beckherrn, Über die Danzker Altpr. Monatsschr. XXV.

Lastadie, machten daher die Altstädter zunächst ein sehr gutes Geschäft. Als aber im Jahre 1327 auf der insula in medio die dritte Stadt gegründet wurde, mußten sie weichen, mußten das Land, welches sie 41 Jahre lang wie ein beneidetes Eigentum benutzt hatten, ihren Handelsrivalen abtreten, und es ist wohl begreiflich, wenn die darauf erbaute Stadt von deren Bürgern „abusive Knipabe appellabatur“[1]), in höhnischem Jubel, das überaus wertvolle Terrain den Gegnern abgekniffen, abgeknöpft zu haben.

13. Von der insula in medio vertrieben, mußten die Altstädter notgedrungen ihre Lastadie auf der insula inferior einrichten, denn die insula superior war für den Schiffsverkehr noch ungünstiger als früher geworden, weil 1322 eine zweite Brücke, die „Thumbrücke“ wenn auch mit der Bedingung „ut sub illo ponte quaelibet naves et, quaelibet lignorum congeries sine impedimento valeant pertransire“[2]) erbaut worden war.

Daß übrigens in jener Zeit die Lastadie der Altstadt sich an ihrer heutigen Stelle, also auf der insula inferior befunden und mit dem südlichen Teil der Stadt nicht in unmittelbarer Verbindung gestanden hat, bestätigt eine Altstädtische Urkunde von 1339, wonach „reliqua vero pars civitatis extendentis se versus Prigorum, seu puerorum, simul cum aliis clericulis hominum in Lastadia residencium scolas majoris ecclesie frequentabunt“[3]). Denn wenn die Lastadie von der Altstadt nicht durch ein Wasser getrennt gewesen wäre, dann hätte man sie gewiß nicht besonders durch „simul“ hervorgehoben, und da bis an jene Stelle damals die Stadt noch nicht gereicht hat (vergl. 12 und 15), es dort also auch einen Stadtgraben noch nicht gegeben haben kann, so muß dort ein Pregelarm vorhanden gewesen sein.

14. Mit der Verlegung der Altstädter Lastadie nach der insula inferior muß daher der Bau einer Pregelbrücke nach dem Festlande Hand in Hand gegangen sein, und diese Brücke kann

1) Urkunde von 1333. Gebser S. 89.
2) Urkunde von 1322. Gebser S. 76.
3) Urkunde von 1339. Gebser S. 93.

nur an der erwähnten, im Braunschen Plan angegebenen Stelle (vergl. 11) gestanden haben, denn dort war die nächste Verbindung zwischen Stadt und Lastadie.

Natürlich sperrte bezw. beschränkte aber die Brücke die Durchfahrt von Schiffen, also überhaupt die Schiffahrt im Norden der insula inferior, und so ging fortan der Haupt-Schiffsverkehr im Süden derselben bis zum Hundegatt, wo er sich in den beiden Lastadien der Altstädter und Kneiphöfer konzentrierte.

15. Es liegt nach Vorstehendem auf der Hand, daß für die Altstädter ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen ihrer Lastadie und ihrer Stadt stetig Wunsch und Ziel gewesen sein muß; und daß, als endlich in den Jahren 1370 bis 1374[1]) den Altstädtern ein Stück Land unmittelbar vor ihrer Stadtbefestigung als Eigentum verliehen wurde, es sich dabei nur um das zwischen Stadt und Lastadie gelegene Terrain gehandelt haben kann[2]). Wie ungemein wichtig diese Angelegenheit für die Altstädter war, erhellt übrigens daraus, daß sie gleich nach der Schenkung vor diesen „ruym busin den planckin die muyr unde toyr legin"[3]), also ihre Stadtbefestigungen vorschieben.

Den dazu gehörigen nassen Graben stellte man her, indem man vor der neuen Stadtmauer im Norden den alten, nunmehr entbehrlich gewordenen Spülgraben des Danzkers vorbeiführte, und daran anschließend im Westen ein breites, vom Pregel abzweigendes bis an den Bergabhang reichendes Wasserbassin in das Land hineingrub, wie es die Stadt Löbenicht schon besaß. (Vergl. den Braunschen Plan.)

16. Vor dem Westtor der so erweiterten Altstadt erstreckt sich heute in einem langen schmalen Streifen die „Laak". Dieser Ausdruck ist uralt und bedeutet ein „Feld"[4]), aber die allernächste Nachbarschaft der Laak trägt schon in ältester Zeit, als sie noch garnicht bebaut war, andere Namen: im Norden finden

1) Perlbach-Quellen n. 9. Anmerkung.
2) Vergl. Beckherrn, Über die Danzker Altpr. Monatsschr. XXV. S. 256.
3) Urkunde von 1375. Stadtarchiv Königsberg n. 28.
4) Preuß. Ortsnamen von R. T. Altpr. Monatsschr. XVIII. S. 44.

sich der Oberrollberg und Butterberg, im Süden die Lastadie, die Reiferbahnen und die Lizentwiesen. Eine Erklärung für diese auffallend enge seitliche Begrenzung der Laak durch andere Namen bringt nur die Annahme, daß einst die Laak so nahe wie im Norden durch den steilen Bergabhang, so nahe auch im Süden durch einen Pregelarm begrenzt gewesen ist. Als sie dann durch die Stadtbefestigung auch noch im Osten vom Verkehr abgeschnitten wurde, da war sie wirtschaftlich so schwer nutzbar, daß man ihr Luft machte, indem man den trennenden, überflüssig gewordenen Pregelarm künstlich verfüllte bezw. auf natürlichem Wege verschlammen und verwachsen ließ. Nach Verlauf von 150 Jahren war er und mit ihm die insula inferior verschwunden.

17. Wenn ein breiter Wasserlauf verfüllt wird, so werden in der Regel wohl die festen Ufer zu neuen Straßen. Hiernach kann man annehmen, daß der Anfang des verschwundenen Pregelarms das heutige bebaute Terrain zwischen Vogel- und Reifschlägerstraße gewesen ist, zumal dessen Verlängerung die alten Reifschlägerbahnen sind, und gerade solche leichten Anlagen sich zur wirtschaftlichen Ausnutzung verfüllter Wasserläufe ganz besonders eignen.

Die im Braunschen Plan gezeichneten, die südliche Grenze jener Reiferbahnen bildenden breiten Gräben dürften Reste des einstigen, von der Laak aus zugeschütteten Pregels sein; denn es ist sehr wahrscheinlich, daß in diesen unbebauten aber wirtschaftlich benutzten Wiesen sich die Hauptgräben Jahrhunderte hindurch nicht geändert haben. Ihre Fortsetzungen nach Westen zeigt der Müllersche Stadtplan von 1815, und die dort bezeichneten Gräben führen auf den bereits erwähnten untersten Lauf des Hufenfreiwassers. Damit ist ohne jeden Zwang eine Linie gefunden, welche wohl der Richtung des verschwundenen Pregelarms entsprechen kann.

18. Daß diese Linie in gewissem Maße richtig ist, scheinen die Tiefbohrungen, welche im fraglichen Terrain vorgenommen

worden sind, zu bestätigen. Es fand sich[1]) der gewachsene Boden:

a) Lizentstraße, Ecke Lizentgrabenstraße — wo einst ein tiefer Graben bestimmt vorhanden gewesen ist — nach einer vier Meter mächtigen Schicht von aufgefülltem Boden und braunem Schluff;

b) Bauhofsstraße — wo einst der Stadtgraben bestimmt vorhanden gewesen ist — nach einer drei Meter mächtigen Schicht von Ziegelschutt;

c) Vogelstraße — also im supponierten Pregelbett — nach einer fünf Meter mächtigen Schicht von aufgefülltem Boden;

d) Neuer Graben, Ecke Vogelstraße — also im supponierten Pregelbett — nach einer fünf Meter mächtigen Schicht von aufgefülltem Boden und braunem Schluff;

e) Neue Reiferbahn, Ecke Lizentgrabenstraße — also in Ufernähe des supponierten Pregelbetts — nach einer zwei Meter mächtigen Schicht von aufgefülltem Boden;

f) Alter Graben am Übergang der Bahn und Neue Gasanstalt — wo bis dahin immer nur Wiesenterrain gewesen ist und daher das supponierte Pregelbett auf natürlichem Wege zugewachsen sein dürfte — schon an der Oberfläche.

19. Auf der anliegenden Höhenkarte, welche nach dem Müllerschen Plan und heutigen Aufmessungen der städtischen Bauverwaltung gezeichnet wurde, ist die nach Vorstehendem ermittelte insula inferior eingetragen, und in dieser Form, aus welcher der unnatürliche Knick unterhalb der Krämerbrücke verschwunden ist, entspricht der ganze Lauf des Samländischen Pregels auch durchaus der natürlichen Gestaltung seines Nordufers.

---

1) Journal für Tiefbohrungen der Pumpenfabrik von E. Bieske, hier, die klassische, große und fast alleinige Quelle für alle solche geologischen Ermittelungen amtlicher und wissenschaftlicher Art.

Störend ist nur, daß die bei Kosse supponierte Pregelmündung ein Ufer gegenüber hat, während dort, an der Vereinigung der beiden Pregelarme, sich freies tiefes Wasser befinden müßte. Allein dafür giebt es eine einfache Erklärung. Ursprünglich wird nämlich bei Kosse solch ein Flußbett vorhanden gewesen sein. Als aber nach der Coupierung des nördlichen Pregelarms am Hundegatt der südliche Arm die doppelte Wassermenge abführen mußte und an der früheren Spitze der insula inferior durch keine Gegenströmung mehr aufgehalten wurde; da hemmte ihn das rechte Pregelufer, und nun spülte er aus demselben die heutige Bucht bei der Walzmühle und dem Petroleumlager in Jahrhundert-Arbeit aus. Zugleich aber lagerte er auf dem linken Ufer seine Sinkstoffe ab und schuf so die dort vorspringende Bank. Um das zum Ausdruck zu bringen, sind auf der anliegenden Karte die einstigen Uferlinien der fraglichen Stelle punktiert.

Sonstige Tatsachen, die den vorstehenden Ausführungen über die Lage der „insula inferior" mit Erfolg entgegengestellt werden könnten, sind mir nicht bekannt und ich hoffe daher, recht zu haben. Das zu behaupten unterfange ich mich aber nicht.

Kants gesammelte Schriften.

Akademieausgabe.

Band III.

Die Kritik der reinen Vernunft. (1787.)

Von

Otto Schöndörffer.

Der dritte Band der von der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Werke Kants legt seinem Rezensenten keine angenehme Aufgabe auf. Mußte schon bei den früher erschienenen Bänden mehrfach auf die wenig angemessene äußere Ausstattung dieser monumental angelegten Ausgabe hingewiesen werden, so konnte doch alles übrige im wesentlichen gebilligt und anerkannt werden. Ja, die zuerst veröffentlichten Bände, die den Briefwechsel enthielten, brachten jedem Freunde Kants so viel Neues und Schönes, daß das ganze Unternehmen, allein dieser Bände wegen, für immer seinen Wert behalten wird. Der vorliegende dritte Band aber, der die Kritik der reinen Vernunft in der Fassung der zweiten Ausgabe enthält, bietet Bemerkungen und Textänderungen, die m. E. grundlegenden und elementaren Ansichten der Kantischen Philosophie widersprechen, so daß man sich verwundert fragt, wie wohl der Herausgeber, es ist Benno Erdmann, dazu gekommen sein mag, und wie es möglich war, daß die Kantkommission der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften dergleichen hat aufnehmen und zulassen können. Und das erstere ist um so merkwürdiger, als im Gegensatz dazu andere Bemerkungen und Textveränderungen von des Herausgebers Scharfsinn zeugen.

Dazu kommt noch ein anderer, allerdings lange nicht so schwerwiegender Mangel und ein nur scheinbarer Widerspruch:

einerseits beweist die neue Ausgabe der Kritik einen enormen Fleiß, große Arbeitskraft und in gewisser Beziehung peinliche Sorgfalt. Sind doch z. B. nicht nur die verschiedenen Lesarten der einzelnen Ausgaben zusammengestellt, sondern es ist auch jede Abweichung im Druck, ob ein Wort gesperrt gesetzt ist oder nicht, angegeben. Es muß das eine sehr große und sehr mühsame Arbeit gewesen sein, die sicherlich nicht wertlos ist. Daneben aber ist die Zahl der Druckfehler und Versehen, die diese Ausgabe enthält, nicht gering; wobei noch zu bemerken ist, daß ich nur selten die Texte der verschiedenen Ausgaben mit einander verglichen habe, mir also sicher vieles derartiges entgangen ist.

Ich bin mir der Schwere der eben erhobenen Vorwürfe wohl bewußt, glaube sie aber im folgenden rechtfertigen zu können.

Ich bespreche zunächst solche Bemerkungen und Textveränderungen, die meines Erachtens ein Mißverstehen grundlegender Gedanken der Kritik der reinen Vernunft beweisen.

I.

Einige Bemerkungen zu Kants Begriff des Apriori.

S. 28 f. heißt es in der Kritik: „Erfahrung lehrt uns zwar, daß etwas so oder so beschaffen sei, aber nicht, daß es nicht anders sein könne. Findet sich also erstlich ein Satz, der zugleich mit seiner Notwendigkeit gedacht wird, so ist er ein Urteil a priori; ist er überdem auch von keinem abgeleitet, als der selbst wiederum als ein notwendiger Satz gültig ist, so ist er schlechterdings a priori".

Dazu bemerkt der Herausgeber in den sachlichen Erläuterungen S. 585: „Der überlieferte deduktive Sinn des a priori bleibt bei Kant, trotz der einleitenden Erklärung über die neue, kritische Bedeutung der Erkenntnis a priori bestehen, und nicht nur in der durchgängigen Apriorität der analytischen Urteile, also auch derer mit empirischem Subjekt, sondern auch sonst

vielfach, z. B. in den Erörterungen „Von dem reinen Gebrauche der Vernunft" (S. 241 f.) und in der Darlegung über den „scientifischen Vernunftbegriff" und dessen Schema (Architektonik S. 538 f.). Der Satz: „findet sich — Urteil a priori" muß also auf das deduktive oder analytische Apriori mitbezogen werden. Die Worte 29, 1 („ist er überdem — schlechterdings a priori") gehen, wie auch das „schlechterdings" hier wie Z. 9 bezeugt, auf das kritische Apriori. Die Ungenauigkeit, daß damit die Grundsätze ausgeschlossen werden, läßt sich nicht heben".

Diese Behauptungen halte ich für verworren und falsch. Wären sie richtig, so würden sie das ganze Fundament der Kritik zerstören oder — was im Grunde dasselbe bedeutet — mindestens unsicher machen.

Nachdem Kant mit Nachdruck erklärt hat, er werde, im Gegensatz zu allen früheren Philosophen, „unter Erkenntnissen a priori nicht solche verstehen, die von dieser oder jener, sondern die schlechterdings von aller Erfahrung unabhängig stattfinden", kann er unmöglich ein paar Zeilen später bei der Angabe der Merkmale eines apriorischen Urteils wieder das überlieferte deduktive Apriori mit einschließen. Allerdings unterscheidet er in den zitierten Worten zwei Arten des Apriori. Der Unterschied aber, den er hier im Sinne hat und durch „schlechterdings" andeutet, kann m. E. nur derselbe sein, den er kurz vorher durch den Zusatz des Wortes „rein" bezeichnet hat (28, 23 ff.):[1]) „Von den Erfahrungen a priori heißen aber diejenigen rein, denen garnichts empirisches beigemischt ist. So ist z. B. der Satz: eine jede Veränderung hat ihre Ursache, ein Satz a priori, allein nicht rein, weil Veränderung ein Begriff ist, der nur aus der Erfahrung gezogen werden kann."[2])

---

1) Die Zitate beziehen sich, wenn weiter nichts bemerkt ist, auf die Akademieausgabe, und zwar zunächst auf den besprochenen dritten Band.

2) Auf der nächsten Seite sagt Kant (29, 23 ff.): „daß es nun dergleichen notwendige und im strengsten Sinne allgemeine, mithin reine Urteile a priori im menschlichen Erkenntnis wirklich gebe, ist leicht zu zeigen . . . . .; will

Jedenfalls aber gehören die Beispiele, die B. Erdmann in der von mir vorher angeführten Erläuterung für das überlieferte deduktive Apriori gibt, m. E. dem kritischen Apriori an. Diese Frage ist jedoch so wichtig und so grundlegend für Kants theoretische Philosophie, daß ich sie nicht mit ein paar Worten abtun kann.

Apriori heißt bei Kant alles das, was das denkende Bewußtsein als notwendige und allgemeingültige Erkenntnisprinzipien aus sich erzeugt; oder, wie Kant selbst sich (III, 27, 18 f.) ausdrückt: „das, was unser eigenes Erkenntnisvermögen (durch sinnliche Eindrücke bloß veranlaßt) aus sich selbst hergibt". Man könnte auch sagen: a priori ist alles das, was zu der Konstitution des entwickelten menschlichen Geistes wesentlich gehört, was sie ausmacht und lediglich aus ihr stammt. Nur muß man sich dann unter ‚Konstitution des Geistes', nicht „subjektive, uns mit unserer Existenz zugleich eingepflanzte Anlagen zum Denken" vorstellen, „die von unserm Urheber so eingerichtet worden, daß ihr Gebrauch mit den Gesetzen der Natur, an welchen die Erfahrung fortläuft, genau stimmte (eine Art von Präformationssystem der reinen Vernunft)". Davor warnt Kant ausdrücklich (S. 128 f.), weil „in solchem Falle den Kategorien die Notwendigkeit mangeln würde, die ihrem Begriffe wesentlich angehört". Sondern man muß sich dessen bewußt bleiben, daß Subjekt und Objekt bei Kant Wechselbegriffe sind, „daß innere Erfahrung überhaupt nur durch äußere Erfahrung überhaupt möglich sei" (S. 193, 20 f.), daß „die Realität des äußeren Sinnes mit der des inneren zur Möglichkeit einer Erfahrung überhaupt notwendig verbunden" sein müsse (S. 24, 25 ff.) oder daß die Konstitution des menschlichen Geistes hier nicht in individuellem Sinne zu verstehen ist, sondern als Bewußtsein überhaupt, das nur zustande kommt — wie nicht auf

man ein Beispiel aus dem gemeinsten Verstandegebrauche, so kann der Satz daß alle Veränderung eine Ursache haben müsse, dazu dienen . . . . . . Ob hier ein Widerspruch vorliegt oder nicht, kann ich dahingestellt sein lassen; B. Erdmann bemerkt nichts dazu.



dem Wege der Psychologie, sondern a priori aus dem Begriff der Möglichkeit der Erfahrung dargetan wird — als andere Seite, so zu sagen, der Außenwelt.

Doch dies kann und darf hier nur angedeutet werden. Hier genügt es zu definieren: a priori heißt bei Kant auf theoretischem Gebiet alles das, was unser eigenes Erkenntnisvermögen aus sich selbst hergibt. Es gibt aber aus sich her die bloße Form unserer Erkenntnis, d. h.: 1. die Formen der reinen Anschauung, Raum und Zeit, 2. die reinen Verstandesbegriffe oder Kategorien und 3. die Ideen, die aber nur regulative Bedeutung haben.

Alles, was aus dieser Form des Erkenntnisvermögens stammt, heißt a priori deshalb, weil es unabhängig von aller Erfahrung ist — mag es immerhin vor der Erfahrung nur latent, virtuell, *δυνάμει*, nur als „Keim und Anlage“ (84, 9) vorhanden sein — und weil bei schon entwickeltem Erkenntnisvermögen alles das in dem Erkenntnis, was an ihm bloße Form ist (aber auch nur dieses) a priori, d. h. vor aller Erfahrung kann erkannt werden.

Wie grundverschieden ist dieses Apriori von dem überlieferten deduktiven Apriori! Kant macht auf diesen grundlegenden Unterschied selbst nachdrücklich aufmerksam. „Man muß gestehen“, sagt er III, 545, „daß die Unterscheidung der zwei Elemente unserer Erkenntnis, deren die einen völlig a priori in unserer Gewalt sind, die anderen nur a posteriori aus der Erfahrung genommen werden können, selbst bei Denkern von Gewerbe nur sehr undeutlich blieb“. Bei den früheren Philosophen handelt es sich bei der Unterscheidung von a priori und a posteriori um den bloßen Grad der Unterordnung (ibid.) bei Kant dagegen „um die gänzliche Ungleichartigkeit und Verschiedenheit des Ursprungs“.

Apriorische Urteile im Kantischen Sinne sind demnach erstens diejenigen, in denen nur apriorische Begriffe vorkommen, mögen diese Sätze nun analytisch sein oder synthetisch, wie

in der Mathematik. Die letzteren sind entweder unmittelbar gewiß, wie die Axiome, oder sie sind wenigstens von keinem andern abgeleitet, als einem solchen, „der selbst wiederum als ein notwendiger Satz gültig ist". (III, 29, 1 f.). — Dies also sind die „rein" oder „schlechterdings" apriorischen Sätze.

Zweitens aber sind auch diejenigen Urteile apriorisch im Kantischen Sinne, bei denen die Verbindung zwischen Subjekt und Prädikat, mögen diese selbst auch empirische Begriffe sein, durch einen apriorischen Satz oder apriorischen Begriff hergestellt wird. Denn auch diese Urteile sind durchweg notwendig und allgemeingültig und in ihrer Gültigkeit, wenn auch nicht ihrem Inhalt nach, von aller Erfahrung schlechterdings unabhängig.

Hierher gehören in erster Linie die analytischen Sätze mit empirischem Subjekt, die E. als Beispiel für die nur deduktiv a priori gültigen Sätze anführt. Sie haben deshalb apriorische Gültigkeit, weil bei ihnen die Berechtigung der Verknüpfung von Subjekt und Prädikat auf den rein logischen, also a priori gegebenen, Satz vom Widerspruch begründet ist. Habe ich z. B. erst einmal den Begriff Gold als eines gelben Metalls festgestellt, so kann ich nachher a priori d. h. notwendig und allgemeingültig, lediglich nach dem Satze des Widerspruchs das Urteil aussprechen: Gold ist gelb. Seinem Inhalt nach muß ich den Satz aus der Erfahrung ableiten, dann aber ist er, falls ich ihn als analytischen Satz aufstelle, a priori gültig. Er hat, als analytischer Satz, genau dieselbe apriorische Gültigkeit wie etwa der folgende: Substanz ist dasjenige, was nie Prädikat werden kann. Nur ist dieser ein rein oder schlechterdings apriorisches Urteil, da in ihm kein einziger Begriff, der irgend etwas Empirisches enthielte, vorkommt. Man sieht auch sofort, daß der erste Satz (Gold ist gelb), als analytischer Satz einen ganz andern Gültigkeitswert hat als jener, den Kant als Beispiel für das überlieferte deduktive Apriori anführt: Wenn man die Fundamente eines Hauses untergräbt, so stürzt es ein. Bei

diesem ist es die Erfahrung, die Subjekt und Präidkat zu verknüpfen berechtigt, und diese ist etwas Zufälliges. Dort aber ist es der denknotwendige Satz des Widerspruchs.

Zu dieser zweiten Art apriorischer Sätze, die wohl empirische Begriffe enthalten, bei denen aber die Verbindung zwischen Subjekt und Prädikat durch einen apriorischen Begriff hergestellt wird, gehören ferner die Grundsätze der Erfahrung. E. teilt sie ebenfalls dem überlieferten deduktiven Apriori zu. Er nennt das nur eine „Ungenauigkeit" von seiten Kants. Aber man bedenke, was daraus folgte! Das ganze Gebäude der Kritik fiele in sich zusammen, wenn diese „Ungenauigkeit" wirklich vorhanden wäre. Die Grundsätze, die nach Kant die Erfahrung erst möglich machen, sollen nach B. Erdmann „zwar nicht unmittelbar aus der Erfahrung", aber doch „aus einer allgemeinen Regel, die wir aus der Erfahrung entlehnt haben" (28, 9 ff.) — denn das ist der Sinn des überlieferten deduktiven Apriori — abgeleitet sein!

Der apriorische Begriff aber, der nach Kant in den Grundsätzen Subjekt und Prädikat verbindet, ist (S. 144, 5 f.): „Der innere Sinn und die Form desselben a priori, die Zeit". (Vgl. auch 480, 27 ff.) — Weshalb, das der Fall ist, das auszuführen, gehört nicht hierher. Da aber die Gültigkeit dieser Sätze nicht so klar und einfach einzusehen ist, wie die der analytischen Sätze — denn „ein synthetischer Grundsatz bloß aus Begriffen kann niemals unmittelbar gewiß sein" — so erfordern sie noch eine Deduktion. (Vgl. 480, 27 ff.). Und diese hat Kant gegeben, indem er beweist, daß das Subjekt und Prädikat verbindende Dritte die apriorische Vorstellung der Zeit ist, daß jene Sätze also apriorische Gültigkeit haben.

Doch nach Erdmanns Behauptung soll „der überlieferte deduktive Sinn des Apriori" bei Kant „auch sonst noch vielfach z. B. in den Erörterungen „Von dem reinen Gebrauche der Vernunft" (S. 241 f.) und in der Darlegung über den „szientifischen Vernunftbegriff" und dessen Schema (Architektonik S. 538 f.)" bestehen bleiben. Die Worte „auch sonst noch vielfach" lasse

ich unberücksichtigt und wende mich zu den beiden von ihm namhaft gemachten Fällen.

In dem ersteren, dem Abschnitt „Von dem reinen Gebrauche der Vernunft", wirft Kant zunächst die Frage auf, ob die isolierte Vernunft, ebenso wie der Verstand, ein eigener Quell von Begriffen und Urteilen ist, die lediglich aus ihr entspringen und durch die sie sich auf Gegenstände bezieht. Eine Frage, die er, wie bekannt, später dahin beantwortet, daß sie allerdings ein solcher Quell ist, da aus ihr die Ideen entspringen, die aber für die Gegenstände nicht konstitutive, sondern nur regulative Bedeutung haben. Diese Ideen sind also selbstverständlich rein apriorische Begriffe. Der eigentümliche Grundsatz aber der Vernunft überhaupt, von dem außerdem noch an der zitierten Stelle die Rede ist, der Grundsatz: „wenn das Bedingte gegeben ist, so ist auch die ganze Reihe einander untergeordneter Bedingungen, die mithin unbedingt ist, gegeben", kann schon deshalb kein Satz a posteriori oder ein deduktiv apriorischer Satz sein, weil der Begriff des „Unbedingten" ein völlig reiner ist. — Ich brauche mich also damit nicht weiter aufzuhalten und gehe gleich zu dem letzten von E. angeführten Beispiel über.

Auch hier kann ich von dem „überlieferten deduktiven Apriori" nichts finden. Es handelt sich hier (538 f.) um folgendes: Nur unter der Regierung der Vernunft kann aus einer Rhapsodie von Erkenntnissen ein System werden. Ein System aber ist die Einheit der mannigfaltigen Erkenntnisse unter einer Idee. Durch diese wird sowohl der Umfang des Mannigfaltigen als die Stelle der Teile unter einander a priori bestimmt. So folgt, wie Kant bald darauf (S. 547 f.) auseinandersetzt, aus der ursprünglichen Idee einer Philosophie der reinen Vernunft eine ganz bestimmte Einteilung dieser Wissenschaft. Aus der Erfahrung wird bei ihr nur das genommen, was nötig ist, uns ein Objekt teils des äußeren, teils des inneren Sinnes zu geben; nämlich der Begriff der Materie (undurchdringliche leblose Ausdehnung) und der Begriff eines denkenden Wesens (in der empirischen inneren Vorstellung: ich denke). Die Einteilung selbst aber, um die

es sich hier allein handelt, folgt aus der Idee der Philosophie, „die nirgend in concreto gegeben ist“, und also ein apriorischer Begriff ist. — Ebenso nimmt Kant, um noch ein Beispiel anzuführen, in den metaphysischen Anfangsgründen der Naturw. die Materie, das Bewegliche im Raume, als empirisch gegeben an und betrachtet sie nach dem Schema der Kategorien, also wiederum völlig nach Prinzipien a priori. Alle diejenigen Wissenschaften, bei denen ein apriorisches Einteilungsprinzip nicht vorhanden ist, z. B. Geschichte und Naturbeschreibung, sind nach Kants Auffassung keine Wissenschaften im strengen Sinne.

Um also zum Schluß kurz zusammenzufassen: Bei Kant gewinnt das Apriori eine ganz neue, vorher nicht geahnte (nach O. Liebmann „metakosmische“) Bedeutung, und das überlieferte deduktive Apriori bleibt bei ihm nicht bestehen, jedenfalls nicht in den von Erdmann angegebenen Fällen.

II.

Die Termini „transscendental“ und „Dinge überhaupt“.

Zu ebenso wichtigen Problemen und schwerwiegenden Einwendungen führt uns die genauere Auseinandersetzung mit einer von B. Erdmann bald darauf gegebenen sachlichen Erläuterung.

Zu den Worten des Textes 43, 16 ff.: „Ich nenne alle Erkenntnis transscendental, die sich nicht sowohl mit Gegenständen, sondern mit unserer Erkenntnisart von Gegenständen, sofern diese a priori möglich sein soll, überhaupt beschäftigt“, bemerkt nämlich Erdmann S. 586 folgendes: „sondern mit unserer Erkenntnisart von Gegenständen, sofern diese a priori möglich sein soll, überhaupt beschäftigt] A^{2-5} sondern mit unsern Begriffen a priori von Gegenständen überhaupt A^1. — Es ist möglich, daß das „überhaupt“ im Text von A^2 nur aus Versehen stehen geblieben ist, obgleich es in dem uns erhaltenen Handexemplar Kants von A^1 nicht durchgestrichen ist. (Nachträge zu Kants Kritik der reinen Vernunft S. 11). Es ist in A^2 als nähere Bestimmung zu „beschäftigt“ so überflüssig, wie in A^1 als Er-

gänzung zu Gegenstandes (sic) notwendig. Die Nominaldefinition der transscendentalen Erkenntnis in A[1] an dieser Stelle ist sehr viel enger als die Fassung von A[2], die mit der weiteren, die Erkenntnis von Raum und Zeit einschließenden Bestimmung 78 10, kongruiert. Die Definition in A[1] schließt die Formen der Anschauung aus, da die Gegenstände überhaupt lediglich die Dinge an sich als Gegenstände der reinen Kategorieen bezeichnen. Sie entspricht nicht dem Gedankenzusammenhang des ausgestalteten Werks, sondern dessen Vorstadium seit etwa 1772, das in der Einleitung zu A[1] kurz zu charakterisieren war."

So B. Erdmann. Zunächst fällt in diesen Worten der Umstand auf, daß Erdmann auch hier wieder, genau so wie bei seinen Bemerkungen über das Apriori, Widersprüche bei Kant findet. Er soll von dem so wichtigen Terminus transscendental auf S. 23 in der ersten Ausgabe eine Definition gegeben haben, die dem Gedankenzusammenhang des ausgestalteten Werkes" nicht entspricht und die auch mit der Definition auf S. 51 in A[1] (S. 78 in A[2]) nicht übereinstimmt! Eine solche Interpretation aber irgend eines Werkes, irgend eines großen Philosophen muß man, meine ich, von vorneherein als verwerflich zurückweisen. Freilich ist sie heutzutage Kant gegenüber nur allzu beliebt. Aber desto schärfer muß man gegen sie protestieren. Was mögen sich nur alle diejenigen für eine Vorstellung von einem großen Philosophen machen, die ihn auf diese Weise „erklären" wollen? Selbst bei einem Dichtwerke, wie dem Faust, dessen Entstehung und Gestaltung sich beinahe durch das ganze lange Leben Goethes hindurchzieht, verlangt man mit Recht eine einheitliche Erklärung, denn der Dichter muß doch bei der Schlußredaktion einen einheitlichen Zusammenhang gesehen haben. Und nun sollte sich Kant in einem philosophischen Werke, bei dem die genaue und völlig geschlossene logische Durchführung ein selbstverständliches und wichtiges Erfordernis ist, und dessen Entstehungszeit sich auf ca. zehn Jahre beschränkt, bei so grundlegenden Begriffen wie apriori und transscendental in einem Raume von nicht einmal 30 Seiten widersprochen haben?

Ja, wäre die Deutung, die B. Erdmann der Definition von transscendental (auf S. 23 in A[1]) unterlegt, richtig, so stießen wir schon zwei Seiten weiter in der Kritik auf diesen Widerspruch! Denn da lesen wir (IV,25): „Nur soviel scheint zur Einleitung oder Vorerinnerung nötig zu sein, daß es zwei Stämme der menschlichen Erkenntnis gebe, die vielleicht aus einer gemeinschaftlichen, aber uns unbekannten Wurzel entspringen, nämlich Sinnlichkeit und Verstand, durch deren ersteren uns Gegenstände gegeben, durch den zweiten aber gedacht werden. Sofern nun die Sinnlichkeit Vorstellungen a priori enthalten sollte, welche die Bedingung ausmachen, unter der uns Gegenstände gegeben werden, so würde sie zur Transscendental-Philosophie gehören". Und da nun gleich darauf in der transscendentalen Ästhetik gezeigt wird, daß die Sinnlichkeit in der Tat solche Vorstellungen a priori enthält, so kann unmöglich die kurz vorher aufgestellte Definition von transscendental diese Vorstellungen ausschließen sollen. Man muß eben unter Begriffen a priori die Formen der Anschauung mitverstehen. Kant nennt Raum und Zeit ja oft genug Begriffe, und zwar mit Recht. Aber nach B. Erdmanns Interpretation schließt der dort gegebene Wortlaut die Formen der Anschauungen nun doch tatsächlich aus. Denn B. Erdmann behauptet: „Die Dinge überhaupt bezeichnen lediglich die Dinge an sich als Gegenstände der reinen Kategorien"; und Kant definiert: „transscendental ist diejenige Erkenntnis, die sich nicht mit Gegenständen, sondern mit unsern Begriffen von Gegenständen überhaupt beschäftigt". Also sind in dieser Definition die Formen der Anschauung ausgeschlossen, und wenn Kant zwei Seiten darauf das Gegenteil behauptet, so hat er sich eben geirrt. Quandoque bonus dormitat Homerus.

Ja, wenn dieses Mal nur nicht B. Erdmann — falsch interpretiert hätte! — Doch da muß ich wieder weiter ausholen.

Alle apriorischen Vorstellungen gibt unser eignes Erkenntnisvermögen lediglich aus sich selbst her, sie entspringen der Konstitution unseres Geistes, sie sind zunächst nur Hirngespinste.

Wie kommt es nun, so fragt Kant, daß ich mit diesen Denk- und Anschauungsformen irgend etwas, das gänzlich außer ihnen liegt, erkennen kann? Daß ich die apriorischen Vorstellungen analysieren kann, das bedarf, hier wenigstens, keiner weiteren Erklärung. Die analytischen apriorischen Sätze beruhen alle auf dem Satz des Widerspruches. Aber wie kommt es, daß ich auch synthetische Sätze a priori habe? Dazu müssen, so scheint es, die apriorischen Vorstellungen aus der Sphäre des Denkens heraus und übergreifen in die Sphäre des Seins. So kann ich, so lange ich die Kantische Lösung — die, kurz gesagt, darin besteht, daß ich ein anderes Sein als das, welches mit dem Vorgestelltwerden identisch ist, nicht erkennen kann, — nicht vorwegnehme, das Problem formulieren. Daher sagt Ernst Marcus (Kants Revolutionsprinzip. Herford, Verlag von W. Menckhoff 1902) S. 121: „Transscendental drückt das Übergreifen der apriorischen Vorstellung in die nichtapriorische fremde, externe Sphäre aus (sei nun diese Sphäre a posteriori erreichbar oder intelligibel, daher empirisch unerreichbar)". (Vgl. auch Kr. d. r. V. III, 54, 3ff., 78, 5ff., 207, 3.) Und daher faßt Kant das Hauptproblem der Kritik in den Worten zusammen: wie sind synthetische Urteile apriori möglich? oder: Wie ist Erkenntnis aus reiner Vernunft möglich? (Proleg. IV, 275). Und daher endlich nennt er alle diejenige Erkenntnis transscendental, die sich mit (unsern Begriffen a priori von Gegenständen überhaupt beschäftigt IV, 23) oder, die sich mit unserer Erkenntnisart von Gegenständen, so fern diese a priori möglich sein soll, überhaupt beschäftigt. (III, 43.)

Gegenstände überhaupt bedeutet also hier: Gegenstände aller Art, seien es solche der reinen, der empirischen, oder auch einer uns unbekannten übersinnlichen Anschauung. Daher sagt Kant selbst in den Prologomenen: „Und so wird die transscendentale Hauptfrage in vier andere Fragen zerteilt . . . .:

1. Wie ist reine Mathematik möglich?
2. Wie ist reine Naturwissenschaft möglich?
3. Wie ist Metaphysik überhaupt möglich?
4. Wie ist Metaphysik als Wissenschaft möglich?"

(IV, 280). Die Transscendentalphilosophie fragt nicht, wie die apriorischen Vorstellungen Erkenntnis von einer bestimmten, besonderen Art von Gegenständen geben, sondern sie abstrahiert von der speziellen Art der Anschauung, in der uns die Gegenstände gegeben werden können oder könnten, und fragt ganz allgemein, wie können die apriorischen Vorstellungen irgend welche Bedeutung haben für Dinge, für Dinge überhaupt. Erst in dem metaphysischen Teil der Einzelwissenschaften, wird gezeigt, welche Bedeutung die apriorischen Vorstellungen für besondere, empirisch gegebene Dinge haben. Daher sagt Kant z. B. in der Vorrede zu den Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft (IV, 469, 31 ff.): „Die Metaphysik der Natur muß nun zwar jederzeit lauter Prinzipien, die nicht empirisch sind, enthalten (denn darum führt sie eben den Namen einer Metaphysik), aber sie kann doch entweder sogar ohne Beziehung auf irgend ein bestimmtes Erfahrungsobjekt, mithin unbestimmt in Ansehung der Natur dieses oder jenes Dinges der Sinnenwelt von den Gesetzen, die den Begriff einer Natur überhaupt möglich machen, handeln, und alsdann ist es der transscendentale Teil der Metaphysik der Natur: oder sie beschäftigt sich mit einer besonderen Natur dieser oder jener Art Dinge. . . ."

Kant zeigt nun in der Kritik, daß die apriorischen Vorstellungen nur für die Gegenstände Erkenntnis verschaffen, die überhaupt erst mit ihrer Hilfe zustande kommen, d. h. erstens für die Gegenstände der reinen und zweitens für die der empirischen Anschauung. Bei den ersteren ist das nach Kants Lehre von vorneherein einleuchtend: sie existieren eben nur in unserm Intellekt und in unserer Einbildungskraft. Die empirischen Dinge aber sind Erscheinungen, d. h. „Vorstellungen von Dingen, die nach dem, was sie an sich sein mögen, unerkannt da sind". (III, 127, 6 ff. vergl. 168, 35; 338, 23 ff.) Sie sind also auch Vorstellungen, und zwar Vorstellungen unseres transscendentalen Selbstbewußtseins, das die ihm auf unerkennbare Weise gegebenen Empfindungen mit Hilfe der apriorischen Vorstellungen zu Erfahrungsgegenständen macht. Und da ist

es denn eben auch erklärlich, wie die apriorischen Vorstellungen die Erkenntnis der empirischen Dinge ermöglichen und konstituieren.

Wie aber unsere apriorischen Vorstellungen irgend welche Beziehung zu Dingen haben sollten, die ganz unabhängig von unserm Vorstellen sind, ist absolut unausdenkbar. Zwar kann ich mir solche Dinge denken, ja ich muß sie mir als den unbekannten Grund der Erscheinungen denken, „denn sonst würde der ungereimte Satz daraus folgen, daß Erscheinung ohne etwas wäre, was da erscheint" (III, 17, 15 ff. vergl. auch IV, 314, 33 ff. Prolegom.). Aber ich kann sie nie erkennen, ja nicht einmal ihre Möglichkeit einsehen, insofern möglich dasjenige ist, „was mit den formalen Bedingungen der Erfahrung (der Anschauung und den Begriffen nach) übereinkommt" (185, 22 f.). Sie sind eben völlig unabhängig von meinem Vorstellen. Dieses kann zu ihnen nicht herüber. Denn in Wahrheit findet ein Übergreifen unserer Vorstellungen in ein fremdes Gebiet, so daß es zu dessen Erkenntnis führt, nach Kant überhaupt nie statt. Denn da die empirischen Dinge nur unsere Vorstellungen sind, bleiben die apriorischen Vorstellungen, die uns apriorische Erkenntnis von ihnen verschaffen, auch dann nur in ihrem eigenen Gebiet. Über unsern Bewußtseinsinhalt kommen wir, das lehrt uns eben die kritische Philosophie, niemals hinaus. (Vgl. O. Liebmann, Gedanken und Tatsachen. 1904. Bd. II, 95.) Die apriorischen Vorstellungen, sowohl die Anschauungsformen wie auch die Kategorien, sind also nur von empirischem Gebrauch. Will ich die Anschauungsformen auf die Dinge überhaupt, auf alle Dinge ohne Unterschied anwenden, so ist das unmöglich, so sind sie nichts. Sie haben empirische Realität, aber transscendentale Idealität. Und was die Kategorien betrifft, so reichen sie in sofern weiter, als ich mit ihnen die Dinge überhaupt denken kann, ja muß, aber erkennen kann ich mit ihnen auch nur die Dinge der Erfahrung, denn „Verstand und Sinnlichkeit können bei uns nur in Verbindung Gegenstände bestimmen. Wenn wir sie trennen, so haben wir Anschauungen ohne Begriffe, oder Begriffe ohne

Anschauungen, in beiden Fällen aber Vorstellungen, die wir auf keinen bestimmten Gegenstand beziehen können" (213, 32 ff.). Das können wir eben nur bei den Dingen, die mit Hilfe unserer apriorischen Vorstellungen erst zustande kommen. So sind auch die Katogorien nur von empirischem Gebrauch, sie haben zwar transscendentale Bedeutung[1]), sind aber von keinem transscendentalen Gebrauch. (IV, 208, 17 f.)

Durch dieses Resultat ist nun allerdings, wie man sieht, die Bedeutung der Termini „Dinge überhaupt" und „transscendental" nicht unerheblich modifiziert oder, wenn man lieber will, geklärt und näher bestimmt. Der Ausdruck „Dinge überhaupt", ist dadurch, daß er so oft in Gegensatz tritt zu den empirischen Dingen, oft ziemlich oder ganz gleichbedeutend mit Dingen an sich geworden. Ganz fern liegt ihm diese Bedeutung im Grunde überhaupt nicht. Denn wenn ich von Dingen überhaupt rede, muß ich von der Art der Anschauung, in der die verschiedenen Dinge gegeben werden oder vielleicht gegeben werden könnten, abstrahieren. (Vgl. 60, 34 f. 61, 6. 211, 8. 279, 16 f.) Tue ich das aber, so bleibt mir der bloße Begriff eines Dinges; und mehr bietet der Begriff der Dinge an sich, die ich als unbekannten Grund der Erscheinungen hinzudenken muß, auch nicht. Trotzdem dürfen wir, wie wir gesehen haben, Dinge überhaupt nicht schlechtweg mit den Dingen an sich identifizieren. Daß man das nicht tun darf, ergibt der bloße Wortlaut einzelner Stellen mit Evidenz. Man nehme z. B. die Worte S. 225, 32 ff.: „Wende ich aber diese Begriffe (die Reflexionsbegriffe) auf einen Gegenstand überhaupt (im transscendentalen Verstande) an, ohne diesen weiter zu bestimmen, ob er ein Gegenstand der sinn-

1) Bemerken will ich, daß Kant in der Regel das Wort „Bedeutung" in anderm Sinne gebraucht, als an der zitierten Stelle. (IV, 208, 17.) Gewöhnlich bezeichnet der Ausdruck „ein Begriff hat Bedeutung" soviel wie: er hat Beziehung auf ein Objekt, er verschafft Erkenntnis eines Objekts. (Vgl. 135, 11. 138, 36 f. 205, 3. 210, 10 ff. 280, 31. 446, 36. 484, 1.) In diesem Sinne also haben die Kategorien auch nicht einmal transscendentale Bedeutung. Kant hätte sagen sollen: Die Kategorien haben in Bezug auf die Dinge überhaupt nur logische Bedeutung. (Vgl. 139, 26.) Was er meint, scheint mir aber auch so deutlich.

lichen oder intellektualen Anschauung sei, so zeigen sich . . . . ." Man vgl. auch noch etwa: 104, 27 ff. 104, 35 ff. 117, 8 ff. 207, 9 ff. 227, 6 ff. Weil sich aber die Bedeutung von „Dinge überhaupt" der Bedeutung von „Dinge an sich" nähert, so wird auch die Bedeutung von „transscendental" der Bedeutung von „übersinnlich" oft verwandt; so z. B. wenn der transscendentale Gebrauch der Kategorien als unmöglich behauptet wird. Andererseits durfte Kant mit vollem Recht in den Prolegomenen (IV, 373, 31 ff.) sagen: „Transscendental . . . . . bedeutet nicht etwas, das über alle Erfahrung hinausgeht, sondern, was vor ihr (a priori) zwar vorhergeht, aber doch zu nichts mehrerem bestimmt ist, als lediglich Erfahrungserkenntnis möglich zu machen."

Auf alle diese Ausführungen gestützt, kann ich nun folgende Behauptungen gegen Erdmanns sachliche Erläuterung in aller Kürze aufstellen:

1. Das „überhaupt" ist in A^2 genau eben so notwendig wie in A^1; es gehört zu Gegenständen,
2. Die Definition von transscendental ist in beiden Ausgaben im wesentlichen ganz dieselbe.
3. Man darf den Terminus „Dinge überhaupt" nicht mit dem Terminus „Dinge an sich" identifizieren.

Zum Schluß lasse ich hier gleich die Besprechung zweier Bemerkungen Erdmanns folgen, die sich auf die eben erörterten Dinge beziehen.

208, ff. „Der bloß transscendentale Gebrauch also der Kategorien ist in der Tat gar kein Gebrauch und hat keinen bestimmten oder auch nur der Form nach bestimmbaren Gegenstand". — Hierzu bemerkt Erdmann (S. 589): „Der Wortlaut der Wendung steht mit der grundlegenden Lehre von den Dingen überhaupt nicht in Einklang. Kants Eintrag in sein Handexemplar: „gar kein Gebrauch, um etwas zu erkennen, und" (Nachträge No. CXXVII) hebt diesen Widerspruch". — Aber Erdmann übersieht, daß der Gebrauch einer Kategorie nach Kants Terminologie nur dann möglich ist, wenn sie mit einer Anschauung verbunden worden, wie Kant unter anderm

kurz vor der zitierten Stelle auseinandersetzt. (Vgl. 208, 6 ff., 208, 17, 229, 33.) Demnach ist der Zusatz „um etwas zu erkennen" nicht notwendig.

229, 30 ff. „Wenn wir unter bloß intelligiblen Gegenständen diejenigen Dinge verstehen, die durch reine Kategorien ohne alles Schema der Sinnlichkeit gedacht werden, so sind dergleichen unmöglich".

Dazu bemerkt Erdmann (S. 590): „gedacht] A. — Kant hat in seinem Handexemplar verbessert: „von uns erkannt" (Nachträge No. CL). Diese Verbesserung gibt die einzig mögliche Lesart, denn der uns jetzt vorliegende Text enthält einen augenfälligen Widerspruch gegen die Lehre von den Dingen überhaupt und an sich als den Gegenständen des reinen Verstandes und kontrastiert mit der Weiterführung des Gedankens 230, 2 f. Ich habe trotzdem nicht zu ändern gewagt; einmal weil der Herausgeber nicht Kantischer sein darf als Kant selbst, sodann, weil es notwendig ist, die Differenzen zu erhalten, die diesen Abschnitt von dem in unserm Text unmittelbar vorhergehenden über die Phänomena und Noumena trennen".

Die im Text vorliegende Lesart kann allerdings leicht zu Mißverständnissen führen. Doch muß man auch hier durch die Interpretation nicht Differenzen herstellen, sondern im Gegenteil sie zu beseitigen suchen. „An einzelnen Stellen läßt sich jeder philosophische Vortrag zwacken (denn er kann nicht so gepanzert auftreten, als der mathematische) .... Scheinbare Widersprüche lassen sich, wenn man einzelne Stellen, aus ihrem Zusammenhange gerissen, gegen einander vergleicht, in jeder ... Schrift ausklauben". (S. 26, 6 ff.) Und hier ergibt der Zusammenhang, daß nicht von der logischen Möglichkeit und Unmöglichkeit, sondern von der transscendentalen die Rede ist. Kant sagt also: „Wenn wir unter bloß intelligiblen Gegenständen diejenigen Dinge verstehen, die durch reine Kategorien ohne alles Schema der Sinnlichkeit gedacht werden, so läßt sich ein solcher Begriff durch nichts belegen und dadurch seine reale Möglichkeit dartun". (Vgl. S. 207, 29 ff.) Es kontrastieren

also diese Worte weder mit den 230,2 f. folgenden, noch finde ich Differenzen zwischen diesem Abschnitt und dem vorhergehenden.

III.

Wodurch wird die Ordnung der Wahrnehmungen im Objekt bestimmt?

S. 174,28 ff. lesen wir in der Kritik: „Zu aller empirischen Erkenntnis gehört die Synthesis des Mannigfaltigen durch die Einbildungskraft, die jederzeit successiv ist; d. i. die Vorstellungen folgen in ihr jederzeit auf einander. Die Folge aber ist in der Einbildungskraft der Ordnung nach (was vorgehen und was folgen müsse) gar nicht bestimmt, und die Reihe der einander folgenden Vorstellungen kann ebensowohl rückwärts als vorwärts genommen werden. Ist aber diese Synthesis eine Synthesis der Apprehension (des Mannigfaltigen einer gegebenen Escheinung), so ist die Ordnung im Objekt bestimmt, oder, genauer zu reden, es ist darin eine Ordnung der successiven Synthesis, die ein Objekt bestimmt, nach welcher etwas notwendig vorausgehen, und wenn dieses gesetzt ist, das andere notwendig folgen müsse."

Zu dem letzten Satz dieser Stelle macht Erdmann folgende Anmerkung (S. 589): „Die Ordnung im Objekt vollzieht sich durch die Synthesis der Apprehension, welche die Succession der Synthesis bestimmt. Der Verstand wird hier nicht, wie z. B. 121,4 für sich allein betrachtet, sondern wie z. B. 125,7. 8., so, daß die Verbindung schon mit diesen Anschauungen zugleich gegeben ist . . ."

Ich kann nur sagen, diese Erläuterung B. Erdmanns verstehe ich nicht. Was soll das heißen: Die Ordnung im Objekt vollzieht sich durch die Synthesis der Apprehension, welche die Succession der Synthesis bestimmt? Darnach bestimmt die Synthesis die Succession der Synthesis, dann bestimmte also die Synthesis sich selbst in ihrer Succession! Oder sollte „welche" sich auf Apprehension beziehen? Das gibt doch aber ebenfalls

gar keinen Sinn. Mir scheint der Sinn der wichtigen Stelle — es ist der Kern des Beweises der zweiten Analogie — folgender zu sein:

Alle Vorstellungen ohne Ausnahme folgen in uns einander in der Zeit, doch ist diese Folge zunächst ganz subjektiv. Sie sind „nichts als ein blindes Spiel der Vorstellungen, d. i. weniger als ein Traum". (IV, 84, 30 f.) Es sind bloße Modifikationen unseres Gemüts. Bliebe es dabei, so hätten wir gar keine Veranlassung auf etwas außer uns zu reflektieren, ja so käme es in uns zu gar keinem Selbstbewußtsein, da dessen Möglichkeit nach Kant „die Existenz äußerer Gegenstände erfordert". (III, 139, 13 ff.) „Ich bin mir nur bewußt, daß meine Imagination eines vorher, das andere nachher setze, nicht daß im Objekte der eine Zustand vor dem andern vorhergehe, oder, mit andern Worten, es bleibt durch die bloße Wahrnehmung das objektive Verhältnis der einander folgenden Erscheinungen unbestimmt." (167, 24 ff.) Erst dadurch, daß ich denke, daß die eine Erscheinung die Ursache einer anderen ist, wird die Zeitordnung der Erscheinungen objektiv bestimmt. Denn wenn auch Ursache und Wirkung der Zeit nach zugleich sein mögen, so wird doch durch den von mir in die Erscheinungen hineingebrachten Gedanken der Ursache und Wirkung das Zeitverhältnis der Erscheinungen bestimmt. Jede Verbindung von Vorstellungen ist lediglich ein Akt der Spontaneität, der nur vom Subjekte selbst verrichtet werden kann. (S. 107.) Ich brauche also schon zur Konstatierung irgend eines Geschehens das Gesetz der Kausalität. Ohne dieses bleibt die Folge der einzelnen Wahrnehmungen immer subjektiv. Behaupte ich als objektive, für jeden gültige Tatsache, irgend ein Geschehen, z. B. das Schiff fährt den Strom herab, so gilt diese Behauptung nur unter der Voraussetzung, daß das Kausalitätsgesetz für jeden menschlichen Intellekt bindend ist. Gibt man dies zu, so sind alle diejenigen widerlegt, die es nur für eine Hypothese halten, für eine Hypothese, die für die Erfahrungswissenschaft nötig ist, die aber für die gemeine Erfahrung durchaus nicht notwendig ist.

Was ich miteinander zu verknüpfen habe, das lehrt mich erst die Erfahrung. „Daß das Sonnenlicht, welches das Wachs beleuchtet, es zugleich schmelze, indessen es den Ton härtet, kann kein Verstand aus Begriffen, die wir vorher von diesen Dingen hatten, erraten, viel weniger gesetzmäßig schließen, und nur Erfahrung kann uns ein solches Gesetz lehren". (500, 2 ff.) „Wenn aber vorher festgewesenes Wachs schmilzt, so kann ich a priori erkennen, daß etwas vorausgegangen sein müsse (z. B. Sonnenwärme), worauf dieses nach einem bestimmten Gesetze gefolgt ist".

Schon daraus aber, daß wir uns in dieser Verbindung oft irren, wie die gewöhnliche Erfahrung eben sowohl wie die Wissenschaft lehrt, folgt, daß ich selbst diese Verbindung herstelle. Wäre sie mit den einzelnen Wahrnehmungen schon mitgegeben, so würde ein Irrtum ausgeschlossen sein; denn die Sinne irren nicht. (III, 234, 17.)

Andererseits freilich: daß ich bei einzelnen Wahrnehmungen die Ordnung beliebig vorwärts und rückwärts vornehmen kann, bei andern aber nicht, hiervon liegt der Grund im Ding an sich. „Denn zu den gegebenen räumlichen (und zeitlichen) Bestimmungen innerhalb unserer Erfahrungserkenntnis muß im Objekte, das an sich unbekannt ist, ein Grund sein". (Vgl. Emil Arnoldt Kritische Exkurse. Königsberg 1894. S. 489 und Kant (Rosenkranz) V 356 f.) „Wären die Erscheinungen so beschaffen, daß wir bei Apprehension derselben keine Regel gleichförmiger Folge an ihnen bilden könnten — wäre z. B. der Zinnober bald rot, bald schwarz, bald leicht, bald schwer, ein Mensch bald in diese, bald in jene tierische Gestalt verändert, am längsten Tage das Land bald mit Früchten, bald mit Eis oder Schnee bedeckt, — oder wäre gar jede Erscheinung, jede Empfindung bei jedem Menschen in jedem Augenblick seines Daseins absolut different, so würden wir allerdings weder den Grundsatz der Beharrlichkeit, noch den Grundsatz der Kausalität, noch den Grundsatz der Wechselwirkung ausbilden und anwenden können, mithin gar keine Erfahrung — weder von äußeren Gegenständen noch von

uns selbst — besitzen, also auch keine Welt haben, zu der wir gehörten" (E. Arnoldt a. a. O. S. 32).

Da ich dies vorausgeschickt habe, hoffe ich nun ganz verständlich zu sein, wenn ich jene zu Anfang zitierte Stelle aus der Kritik wie folgt interpretiere:

Während es bei der Synthesis des Mannigfaltigen durch die Einbildungskraft, sei dieses Mannigfaltige in bloßen Begriffen oder in der reinen Anschauung vorhanden, ganz in meinem Belieben steht, in welcher Ordnung ich es zusammenfasse, ist in dem Mannigfaltigen einer gegebenen Erscheinung oder in dem Mannigfaltigen „des von einem rezeptiven Subjekt in seinem Verhältnis zu Dingen an sich Empfundenen" (E. Arnoldt l. c. S. 25) etwas, das meine apriorischen Denkformen so zur Anwendung kommen läßt, daß eine bestimmte Ordnung nötig wird, nach welcher etwas notwendig vorausgehen, und wenn dieses gesetzt ist, das andere notwendig folgen müsse. Erst dadurch aber komme ich zu der Vorstellung eines Objektes außer mir.

IV.

War die Ansicht, „daß alles Leben eigentlich nur intelligibel sei, den Zeitveränderungen gar nicht unterworfen, und weder durch Geburt angefangen habe, noch durch den Tod geendigt werde", nur eine „reine Privatmeinung" Kants?

Diese Frage müßte B. Erdmann, der nach Hartensteins Vorgang (in dessen 2. Auflage) S. 509, 14 gegen die Überlieferung „keine" in „reine" verwandelt hat, mit „ja" beantworten.

Ich aber meine, schon die so gestellte Frage würde ihn vielleicht von seiner Änderung zurückgehalten haben, und bin fest überzeugt, daß der Gedankengang des ganzen Kapitels auf die Beibehaltung der überlieferten Lesart „keine" führt. Denn dieser ist folgender:

Transscendentale Hypothesen, d. h. solche, „bei denen eine bloße Idee der Vernunft zur Erklärung der Naturdinge gebraucht würde" (503, 36 f.), sind im spekulativen Gebrauch der Vernunft

durchaus nicht zulässig. Denn „es ist unserer Vernunft nur möglich, die Bedingungen möglicher Erfahrung als Bedingungen der Möglichkeit der Sachen zu brauchen, keineswegs aber, ganz unabhängig von diesen sich selbst welche gleichsam zu schaffen, weil dergleichen Begriffe, obzwar ohne Widerspruch, dennoch auch ohne Gegenstand sein würden.“ (S. 503, 3 ff.)

Dazu kommt noch, daß zur Annehmungswürdigkeit einer Hypothese ihre Zulänglichkeit erfordert wird, um daraus a priori die Folgen, welche gegeben sind, zu bestimmen. (S. 504, 32 ff.) Und das dürfte bei einer transscendentalen Hypothese schwerlich gelingen.

Wenn nun aber auch demgemäß „bei bloß spekulativen Fragen der reinen Vernunft keine Hypothesen stattfinden, um Sätze darauf zu gründen, so sind sie dennoch ganz zulässig, um sie allenfalls nur zu verteidigen, d. i. zwar nicht im dogmatischen, aber doch im polemischen Gebrauche.“ (505, 35 ff.) Denn alle synthetischen Sätze aus reiner Vernunft — und um diese handelt es sich lediglich bei transscendentalen Hyphothesen — „haben das Eigentümliche an sich: daß, wenn der, welcher die Realität gewisser Ideen behauptet, gleich niemals so viel weiß, um diesen seinen Satz gewiß zu machen, auf der andern Seite der Gegner eben so wenig wissen kann, um das Widerspiel zu behaupten.“ Macht mir also z. B. jemand, da ich durch die praktische Philosophie zu dem Glauben an die Unsterblichkeit gekommen bin, den Einwand: „Die Zufälligkeit der Zeugungen, die bei Menschen sowie beim vernunftlosen Geschöpfe von der Gelegenheit, überdem aber auch oft vom Unterhalte, von der Regierung, deren Launen und Einfällen, oft sogar vom Laster abhängt, mache eine große Schwierigkeit wider die Meinung unserer auf Ewigkeiten sich erstreckenden Fortdauer“ (507, 34 ff.), so kann ich dagegen mit Fug und Recht die Hypothese aufbieten: „daß alles Leben eigentlich nur intelligibel sei, den Zeitveränderungen gar nicht unterworfen, und weder durch Geburt angefangen habe, noch durch den Tod geendigt werde; daß dieses Leben nichts als eine bloße Erscheinung, d. i. eine sinnliche Vorstellung von dem reinen

geistigen Leben, und die ganze Sinnenwelt ein bloßes Bild sei, welches unserer jetzigen Erkenntnisart vorschwebt und wie ein Traum an sich keine objektive Realität habe; daß, wenn wir die Sachen und uns selbst anschauen sollen, wie sie sind, wir uns in einer Welt geistiger Naturen sehen würden, mit welcher unsere einzig wahre Gemeinschaft weder durch Geburt angefangen habe, noch durch den Leibestod (als bloße Erscheinungen) aufhören werde, usw." (508, 9ff.)

Dabei muß ich mir aber wohl bewußt bleiben, daß ich von alle dem, was ich da meinem Gegner gegenüber behauptet habe, nicht das Mindeste weiß, sondern daß das alles nur zur Gegenwehr von mir ausgedacht ist. Tue ich das aber, so „verfahre ich hiebei gang vernunftmäßig" (S. 508, 23 f.) d. h. meine Entgegnungen haben als solche, nur polemisch gebrauchte, Gedanken objektive und allgemeine Gültigkeit, ich habe zu ihnen kraft unserer Vernunft genau dasselbe Recht, wie der Gegner zu den seinigen; denn meine Behauptungen lassen sich genau so wenig oder so viel wie die meines Gegners weder beweisen noch widerlegen. Solche und ähnliche Hypothesen sind also „nur problematische Urteile, die wenigstens nicht widerlegt, obgleich freilich durch nichts bewiesen werden können, und sind also (auch) keine (bloßen) Privatmeinungen, (sondern solche von objektiver, wenn auch beschränkter, nämlich nur im polemischen Gebrauche zulässiger Gültigkeit), können aber doch (trotzdem daß sie nur problematische Urteile sind) nicht füglich (selbst zur inneren Beruhigung) gegen sich regende Skrupel entbehrt werden. In dieser Qualität (als problematische Urteile) aber muß man sie erhalten und ja sorgfältig verhüten, daß sie nicht als an sich selbst beglaubigt (also dogmatisch) und von einiger absoluten Gültigkeit (also nicht bloß von relativer) auftreten und die Vernunft unter Erdichtungen und Blendwerken ersäufen".

So also interpretiere ich die fragliche Stelle und finde eine Bestätigung meiner Interpretation zudem noch in dem Anfang des Kapitels „Vom Meinen, Wissen und Glauben".

Hier bestimmt Kant nämlich den Unterschied zwischen

Überzeugung und Überredung. Wenn ein Fürwahrhalten „für jedermann gültig ist, sofern er nur Vernunft hat, so ist der Grund desselben objektiv hinreichend, und das Fürwahrhalten heißt alsdann Überzeugung". (S. 531, 29 ff.) In unserem Falle aber sind beide Behauptungen sowohl die meinigen als die des Gegners für jedermann, sofern er nur Vernunft hat, in gleichem Maße gültig, in gleichem Maße objektiv und nicht nur privatim oder subjektiv hinreichend.

Hat aber das Fürwahrhalten, so fährt er fort, „nur in der besonderen Beschaffenheit des Subjektes seinen Grund, so wird es Überredung genannt. Überredung ist ein bloßer Schein, weil der Grund des Urteils, welcher lediglich im Subjekte liegt, für objektiv gehalten wird. Daher hat ein solches Urteil auch nur Privatgültigkeit, und das Fürwahrhalten läßt sich nicht mitteilen."

Bei den transscendentalen Hypothesen dagegen hat das Fürwahrhalten keineswegs seinen Grund in der besonderen Beschaffenheit des Subjekts, sondern ist genau ebenso objektiv, wenn auch unzureichend, begründet wie bei den Behauptungen des Gegners und läßt sich daher nicht nur mitteilen, sondern soll sogar im polemischen Gebrauche, mitgeteilt werden. „Überredung", so sagt Kant daher (S. 532, 33 ff.) „kann ich für mich behalten, wenn ich mich dabei wohl befinde, kann sie aber und soll sie außer mir nicht geltend machen wollen", während er doch von jenen Hypothesen das Gegenteil verlangt. Sie können also unmöglich nur auf Überredung beruhen, können unmöglich reine Privatmeinungen sein, sondern sind zwar nur problematische Urteile, aber im polemischen Gebrauche von objektiver Gültigkeit, und können und sollen, — das ist sicherlich bei dem angeführten Beispiel Kants Meinung — wenn die praktische Philosophie ihnen ein Recht gegeben hat, das die theoretische ihnen nie geben kann, allgemeine Glaubenssätze werden: „Lasset euren Gegner nur Vernunft zeigen und bekämpfet ihn bloß mit Waffen der Vernunft (aber nicht mit Privatmeinungen. Übrigens seid wegen der guten Sache (des praktischen Interesses) außer Sorgen . . .

denn es bleibt euch noch genug übrig, um die vor der schärfsten Vernunft gerechtfertigte Sprache eines festen Glaubens zu sprechen, wenn ihr gleich die des Wissens habt aufgeben müssen." (487, 24 ff.) —

Dies sind die Themata von allgemeiner und weiter tragender Bedeutung, bei denen ich mich im Gegensatz zu dem Herausgeber befinde. Gibt man mir in ihnen recht, so wird man schon jetzt die von mir gegen diese Ausgabe erhobenen Vorwürfe gerechtfertigt finden. Dazu kommt nun noch eine große Zahl von Änderungen, denen ich nicht zustimmen kann, und eine Reihe von Druckfehlern und Versehen.

A. Änderungen.

7, 8. Wie die gemeinschaftliche Absicht erfolgt werden soll] A^{2-4}. — Ich halte Grillos Änderung „verfolgt", die auch Rosenkranz, Hartensein (1838), Kehrbach, Vorländer und Erdmann selbst (Kr. d. r. V., Berlin, 1900, 5. Aufl.) aufgenommen haben, für notwendig.

9, 28 ff. „Dem ersten, der den gleichschenkligen Triangel demonstrierte, . . . dem ging ein Licht auf; denn er fand, daß er nicht dem, was er in der Figur sah, oder auch dem bloßen Begriffe derselben nachspüren und gleichsam davon ihre Eigenschaften ablernen, sondern durch das, was er nach Begriffen selbst a priori hineindachte und darstellte, (durch Konstruktion) hervorbringen müsse." — Erdmann ergänzt hier (Sachl. Erläuter., S. 584 f.) als Objekt zu „hervorbringen": „den dem Begriff entsprechenden Gegenstand, also die Figur eines gleichschenkligen Dreiecks." Viel näher aber liegt es das Wort „Eigenschaften" als Objekt aus dem Vorhergehenden zu ergänzen; was sachlich auf dasselbe hinauskommt. Vorländer schiebt daher vor „hervorbringen" „sie" ein.

29, 15 ff. „Notwendigkeit und strenge Allgemeinheit sind also sichere Kennzeichen einer Erkenntnis a priori und gehören auch unzertrennlich zu einander. Weil es aber im Gebrauche derselben leichter ist, die empirische Beschränktheit derselben,

als die Zufälligkeit in den Urteilen, oder es auch mannigmal einleuchtender ist, die unbeschränkte Allgemeinheit, die wir einem Urteile beilegen, als die Notwendigkeit desselben zu zeigen, so ist es ratsam, sich gedachter beider Kriterien, deren jedes für sich unfehlbar ist, abgesondert zu bedienen."

Da Erdmann in dem letzten Satz einen „offenbaren Gedankensprung" und eine „Tautologie" findet (Sachl. Erl. S. 585), so sehe ich mich veranlaßt, ihn zu erklären, wiewohl er m. E. keiner Erklärung bedarf. Das erste „derselben" geht auf „Kennzeichen" (nicht, wie Erdmann meint, auf „Erkenntnis a priori"). Das folgt auch aus den Schlußworten des Satzes: „so ist es ratsam, sich . . . beider Kriterien (d. i.: Kennzeichen) . . . abgesondert zu bedienen". Das zweite „derselben" bezieht man am besten auf das nicht weit vorhergehende und gleich darauf folgende „Urteile". — Die Kennzeichen für die Urteile a priori sind: Notwendigkeit und strenge Allgemeinheit, die für die Urteile a posteriori: Zufälligkeit und empirische Beschränktheit. Jedes Paar dieser Kennzeichen gehört unzertrennlich zueinander: wo das eine Kennzeichen statt hat, findet sich auch das andere. Oft aber ist es leichter, das eine als das andere aufzuweisen, so findet man bei den Urteilen a posteriori oft leichter die Beschränktheit als die Zufälligkeit heraus, oder bei den Urteilen a priori die Allgemeinheit als die Notwendigkeit. Daher ist es ratsam, sich der beiden Kriterien abgesondert zu bedienen.

34, 22 ff. „Ob ich schon in dem Begriff eines Körpers überhaupt das Prädikat der Schwere gar nicht einschließe, so bezeichnet jener doch einen Gegenstand der Erfahrung durch einen Teil derselben, zu welchem ich also noch andere Teile eben derselben Erfahrung, als zu dem ersteren gehörten, hinzufügen kann." — An dieser Stelle hat A^1 statt „gehörten" „gehörig" und Erdmann meint nun (Sachl. Erl. S. 585), daß „nur der Text von A^1 dem vorliegenden Zusammenhang und den sonstigen Ausführungen Kants über das synthetische Urteil: alle Körper sind schwer, entspricht." Dies sucht er dadurch zu belegen, daß er mehrere Stellen anführt, in denen gesagt wird, daß Subjekt und Prädikat

zu einander gehören oder zu einander gehörig sind. Ich sehe aber nicht ein, weshalb Kant nicht auch von den Teilen der Erfahrung sagen sollte, daß sie zu einem Gegenstand gehören. Und was den Zusammenhang betrifft, so ist dieser im wesentlichen in beiden Ausgaben derselbe. In der ersten wird gesagt: Der Begriff eines ausgedehnten, undurchdringlichen Körpers bezeichnet einen Gegenstand der Erfahrung, zu dem ich aus derselben Erfahrung noch andere Merkmale, als zu ihm gehörig, hinzufügen kann; und in der zweiten: der Begriff eines ausgedehnten, undurchdringlichen Körpers bezeichnet einen Gegenstand der Erfahrung, zu dem ich noch andre Merkmale als die, so bisher zu ihm gehörten, aus derselben Erfahrung hinzufügen kann. — Ich enthalte mich, wie überall, so auch an dieser Stelle jeder Äußerung meines Erstaunens über die mir unerklärlichen Bemerkungen des Herausgebers, und überlasse alles derartige dem Urteil des Lesers.

37, 25. „Daß 7 zu 5 hinzugetan werden sollten, habe ich zwar in dem Begriff einer Summe = 7 + 5 gedacht." — Weshalb mag Erdmann statt dessen geschrieben haben „daß 5 zu 7 hinzugetan werden sollten"? Die Reihenfolge der Glieder einer Summe ist doch völlig gleichgültig[1]).

39, 7ff. „In der Metaphysik . . . . wollen wir unsere Erkenntnis a priori erweiteren, wozu wir uns solcher Grundsätze bedienen müssen, die über den gegebenen Begriff etwas hinzutun, was in ihm nicht enthalten war, und durch synthetische Urteile a priori wohl gar so weit hinausgehen, daß uns die Erfahrung selbst nicht so weit folgen kann . . ." — Hier erklärt Erdmann: „weit hinausgehen d. i. weit über ihn hinausgehen, wie der Zusammenhang hier fordert und wie dies zahlreichen Wendungen bei Kant entspricht". — Aber Erdmann hat m. E.

1) Nachträglich finde ich, daß Ludwig Goldschmidt schon in Bd. 39 dieser Zeitschrift in seinem Aufsatz „Zum Ende der Kantphilologie" S. 273 diese Änderung verwirft. G. bespricht in seiner Arbeit zum Teil dieselben Stellen wie ich. Ich kann bei diesem jetzt leider nur noch gelegentlich kurz auf ihn hinweisen.

den Satz falsch konstruiert. „Hinausgehen" hängt noch von „wir wollen" ab: „Wir wollen unsere Erkenntnis a priori erweitern . . . . . . und durch synthetische Urteile a priori wohl gar so weit hinausgehen, daß uns die Erfahrung selbst nicht so weit folgen kann". Es ist also gar nichts bei „hinausgehen" zu ergänzen.

70, 11 ff. „Nun ist das, was als Vorstellung vor aller Handlung irgend etwas zu denken vorhergehen kann, die Anschauung und, wenn sie nichts als Verhältnisse enthält, die Form der Anschauung, welche, da sie nichts vorstellt, außer sofern etwas im Gemüte gesetzt wird, nichts anders sein kann, als die Art, wie das Gemüt durch eigene Tätigkeit, nämlich dieses Setzen ihrer Vorstellung, mithin durch sich selbst affiziert wird . . . ."

An dieser schwierigen Stelle hat Erdmann, dem Vorgange Kehrbachs folgend, „seiner Vorstellung" statt „ihrer Vorstellung" geschrieben.

Ich glaube mit Unrecht. Die Form der Anschauung enthält als bloße Form nur Verhältnisse, und zwar, da hier von der Zeit die Rede ist, die Verhältnisse des Nacheinander-, des Zugleichseins und dessen, was mit dem Nacheinandersein zugleich ist (Vgl. S. 70, 9 f.). Doch diese Verhältnisse muß die Form der Anschauung eben vorstellen, sonst bleibt sie leer, sonst ist sie latent. Wie kann sie diese Verhältnisse aber anders vorstellen, als dadurch, daß das Gemüt sich selbst affiziert, nämlich die Vorstellung jener Verhältnisse (d. h. also ihre Vorstellung, nicht seine Vorstellung) selbst setzt. Nach dieser Interpretation ist also die Form der Anschauung die Art, wie das Gemüt durch das Setzen der Vorstellung jener Verhältnisse affiziert wird. — Daß das Gemüt seine Vorstellung setzt, gibt m. E. keinen rechten Sinn, das wäre eine Tautologie. Durch dieses Setzen des Gemüts entsteht ja erst die Vorstellung im Gemüt, also muß sie doch seine Vorstellung sein. Das wäre also gerade so, als wenn ich z. B. sagte: Der Baum treibt seine Blätter.

71, 31 f. „Was gar nicht am Objekte an sich selbst, jederzeit aber im Verhältnisse desselben zum Subjekt anzutreffen und von der Vorstellung des ersteren unzertrennlich ist, ist Erscheinung . . . .“ Erdmann setzt hier statt „ersteren“ „letzteren“ ein. — Nach meiner Ansicht hat Kant des „ersteren“ geschrieben. Auf eine nähere Begründung kann ich mich deshalb nicht einlassen, weil diese eine längere Auseinandersetzung über Kants Lehre von den Dingen an sich erfordern würde.

79, 7. Hat die 2. Ausgabe „Dialexe“ statt „Diallele“; es fehlt ein Vermerk hierüber.

99, 8. Hier und an mehreren andern Stellen (141, 12 f. 281, 9 ff. 294, 1. 296, 8. 304/5. 310/1. 316/7) sind die Überschriften so geändert, daß sie mit den entsprechenden übereinstimmen. Es ist das ja natürlich unwesentlich, aber andrerseits sehe ich auch keinen Grund von der ursprünglichen Fassung abzuweichen. Ob an unserer Stelle z. B. steht, „der Transscendentalen Analytik zweites Hauptstück“, wie A. hat, oder der vorigen Überschrift auf S. 84 entsprechend: „Der Analytik der Begriffe zweites Hauptstück“, wie E. geschrieben hat, ist sachlich ganz gleichgültig. Dasselbe gilt für alle die andern zitierten Stellen.

99, 29 ist „seines“ von E. richtig in „ihres“ geändert.

108, 28 ff. „Ich nenne sie die reine Apperception, um sie von der empirischen zu unterscheiden, oder auch die ursprüngliche Apperception, weil sie dasjenige Selbstbewußtsein ist, was, indem es die Vorstellung: Ich denke, hervorbringt, die alle andern muß begleiten können und in allem Bewußtsein ein und dasselbe ist, von keiner weiter begleitet werden kann.“

Hier scheint es mir notwendig „abgeleitet“ statt „begleitet“ zu lesen: Wenn die Vorstellung „Ich denke“ alle andern begleitet, so wird sie doch auch von allen andern begleitet. Außerdem ist dasjenige ursprünglich, was nicht weiter abgeleitet werden kann; vgl. S. 72, 34[1]).

120, 14 f. „Sie (die transscendentale Synthesis der Ein-

1) Dieselbe Verbesserung gibt Goldschmidt l. c. S. 270.

bildungskraft) ist als figürlich von der intellektuellen Synthesis ohne alle Einbildungskraft, bloß durch den Verstand, unterschieden." Hier ist die Interpunktion von E. richtig hinzugetan. Doch die von Goldschmidt (Mellin, Marginalien und Register etc., Gotha 1900, S. 160) schon früher gegebene Schreibweise: „Sie ist als figürlich von der intellektuellen Synthesis (ohne alle Einbildungskraft, bloß durch den Verstand) unterschieden" ist wohl noch leichter verständlich.

132,34. Ist „an jener", (sc. der Urteilskraft), statt „an jenem", zu lesen; vergl. meine Besprechung von Band IV. Altpr. Monatsschr. XLI, S. 193f.)

133,32f. „In allen Subsumtionen eines Gegenstandes unter einen Begriff muß die Vorstellung des ersteren mit der letzteren gleichartig sein." — Rosenkranz, Kehrbach und Vorländer verändern: „mit dem letzteren", wie es m. E. der Sinn erfordert. Erdmann behält die überlieferte Lesart bei und fügt in der Bemerkung zu dieser Stelle hinzu: „nämlich Vorstellung." Das ist mir völlig unverständlich, zumal es im Texte gleich weiter heißt: „d. i. der Begriff muß dasjenige enthalten, was in dem darunter zu subsumierenden Gegenstande vorgestellt wird."

134,10 ist „die erste" hinten als nom. plur. angegeben; es ist acc. plur.

136,33 ist „ihrer" nach Kants eigener Verbesserung (Nachträge LIX) richtig in „seiner" verändert.

140,22 diese Stelle habe ich schon in meinem Referat über Bd. IV (Altpr. Mon. XLI S. 194) besprochen.

154,31f. sind die Worte „und nicht eigentlich Erscheinung als ein Quantum" richtig von Erdmann in Klammern eingeschlossen. Doch fehlt hinten das Sigel A.

158,28ff. „. . . weil Apprehension nur eine Zusammenstellung des Mannigfaltigen der empirischen Erscheinung, aber keine Vorstellung von der Notwendigkeit der verbundenen Existenz der Erscheinungen, die sie zusammenstellt im Raum und Zeit, in derselben angetroffen wird."

An dieser Stelle würde ich hinter Erscheinung „ist“ einschieben, oder wenigstens als von Mellin hinzugefügt im Lesartenverzeichnis angeben; denn sonst ist der Sinn schwer herauszubekommen. Die hinten als möglich verzeichnete Umstellung der letzten Worte zu der Ordnung: „die sie im Raum und Zeit zusammenstellt“ gibt schon Goldschmidt (Mellin. Marginalien u. Register zu Kants Kr. d. r. V. Gotha 1900 S. 160).

161, 31 ff. „Wir werden . . . uns in dem Grundsatze selbst zwar der Kategorie bedienen, in der Ausführung aber (der Anwendung auf Erscheinungen) das Schema derselben als den Schlüssel ihres Gebrauchs an dessen Stelle, oder jener vielmehr als restringierende Bedingung unter dem Namen einer Formel des ersteren zur Seite setzen.“ Bei dieser von Erdmann grammatisch richtig interpretierten Stelle (Sachl. Erl.) sind von ihm die sachlichen Schwierigkeiten übergangen. Denn Kant bedient sich in den gleich darauf folgenden Grundsätzen, dieser Erklärung zuwider, doch der Schemata und nicht der Kategorien. Denn wenn er von Beharren (oder Beharrlich) in der ersten Analogie, von Veränderung (oder Geschehen) in der zweiten und endlich vom zugleich Wahrgenommenwerden in der dritten spricht, so steckt doch in allen diesen Begriffen die schematisierte Kategorie. Ich finde hier also einen, allerdings unwesentlichen Widerspruch. Wenn E. ferner zur Erklärung des Ausdruckes „Formel“ auf S. 205, 10 verweist, so ist diese Stelle insofern in Bezug hierauf völlig nichtssagend, als an ihr lediglich von mathematischen Formeln die Rede ist. —

172, 23. „Objektive Bedeutung kann nicht in der Beziehung auf eine andere Vorstellung (von dem, was man vom Gegenstande nennen wollte) bestehen.“ Erdmann bemerkt zu dieser Stelle: „vom Gegenstande] A = Objektive Bedeutung kann nicht in der Beziehung dessen, was man von einem Gegenstande aussagen wollte . . . .“ Diese Interpretation ist mir unverständlicher als der Text, den ich, wenn auch mit Bedenken, folgendermaßen erkläre: Objektive Bedeutung kann eine Vorstellung nicht durch die Beziehung auf eine andere Vorstellung von irgend

einer Eigenschaft eines Gegenstandes (= von dem, was ich von dem Gegenstande nennen wollte) bekommen.

181, 28ff. „Dinge sind zugleich, sofern sie in einer und derselben Zeit existieren. Woran erkennt man aber, daß sie in einer und derselben Zeit sind? Wenn die Ordnung in der Synthesis der Apprehension dieses Mannigfaltigen gleichgültig ist, d. i. von A durch B, C, D auf E oder auch umgekehrt von E zu A gehen kann. Denn wäre sie in der Zeit nacheinander (in der Ordnung, die von A anhebt und in E endigt), so ist es unmöglich die Apprehension in der Wahrnehmung von E anzuheben und rückwärts zu A fortzugehen, weil A zur vergangenen Zeit gehört und also kein Gegenstand der Apprehension mehr sein kann.“ Zu dem „wäre sie“ am Anfang des letzten Satzes bemerkt Erdmann: „d. i. die Synthesis der Apprehension oder die Synthesis oder die Apprehension.“ Das scheint mir keinen Sinn zu geben, denn 1. „die Apprehension des Mannigfaltigen der Erscheinungen ist jederzeit successiv“ (S. 168, 8f.), und 2. warum sollte es deshalb unmöglich sein, die Ordnung umzukehren, weil die Apprehension nacheinander ist? Bei den Dingen die zugleich sind, kann ich das ja immer tun. Ich glaube, man muß lesen: denn wären sie d. i. die Dinge, oder auch: dann wäre es d. i. das Mannigfaltige. Allenfalls könnte man dem Sinne nach auch „wäre sie“ beibehalten und „sie“ auf Ordnung beziehen. Dann wäre aber der Zusatz: in der Ordnung, die von A anhebt und in E endigt“ unmöglich. Nach dem ganzen Zusammenhang scheint mir „denn wären sie“ die beste Lesart.

195, 28. Hinter „als“ vor „ob“ fehlt ein Komma, das die Originalausgabe hat; Vorländer setzt ein Kolon.

209, 13. „Dieselbe“ ist hinten als nom. plur. angegeben; es ist acc. plur.

215, 23ff. „Das Verhältnis aber etc.“ vgl. über diese Stelle mein Referat über Band IV. (Altpreußische Monatsschrift XLI S. 195).

259, 2 gibt Erdmann als Lesart von A^1 an: „in hypothetischen die Ideen vom“ und das hat er auch in den Text

aufgenommen. A[1] hat aber „die Idee“, und so muß es auch an der Stelle heißen.

267, 20ff. „Daß aber Ich, der ich denke, im Denken immer als Subjekt und als etwas, was nicht bloß wie Prädikat dem Denken anhängend betrachtet werden kann, gelten müsse, ist ein apodiktischer . . Satz“. Diese Stelle enthält eine sehr geschickte Verbesserung Erdmanns: das Orginal hat „anhänge“ statt „anhängend“ und dahinter ein Komma. Bei dieser Lesart aber ist der Satz nicht zu konstruieren. — Ebenso ist die Änderung 275, 9 „welcher, wenn er“ (auf „Gebrauch“ bezogen) statt „welches, wenn es“ offenbar richtig. Unnütz dagegen erscheint mir die Änderung:

279, 22. Hier heißt es: „Wenn ich mich hier als Subjekt der Gedanken oder auch als Grund des Denkens vorstelle, so bedeuten diese Vorstellungsarten nicht die Kategorien der Substanz oder der Ursache, denn diese sind jene Funktionen des Denkens (Urteilens), schon auf unsere sinnliche Anschauung angewandt, welche freilich erfordert werden würden, wenn ich mich erkennen wollte“. Erdmann schreibt nun „würde“ statt „würden“. Aber ich kann mit demselben Recht sagen: die schematisierten Kategorien werden zum Erkennen erfordert, als: zum Erkennen wird die sinnliche Anschauung erfordert.

336, 4 verbessert Erdmann richtig „welcher“ statt „welche“.

Wenn dagegen Erdmann zu der Stelle 370, 12ff. („denn auf diese Art würde das handelnde Subjekt als causa phaenomenon mit der Natur in unzertrennter Abhängigkeit aller ihrer Handlungen verkettet sein, und nur das phaenomenon dieses Subjekts (mit aller Kausalität desselben in der Erscheinung) würde gewisse Bedingungen enthalten, die, wenn man von dem empirischen Gegenstande zu dem transscendentalen aufsteigen will, als bloß intelligibel müssen angesehen werden.“) die überlieferte Lesart „phaenomenon“, die schon Hartenstein in „noumenon“ verändert hat, beibehält, so halte ich das für offenbar falsch. Der ganze Zusammenhang der Stelle sowohl wie der Zusatz des Wortes „nur“ ergeben meines Erachtens mit Evidenz, daß man

„noumenon“ schreiben muß. Erdmann bemerkt (S. 590): „Schon der Zusatz in der Klammer „mit aller Causalität desselben in der Erscheinung“, sowie die nachfolgende Restriktion „wenn man von dem empirischen Gegenstande zu dem transscendentalen aufsteigen will“ zeigen, daß interpretiert werden muß: das phaenomenon dieses Subjekts würde „nur“. Aber der erste Zusatz führt umgekehrt gerade auf die Lesart „noumenon“. Denn in den Zeilen vorher (S. 369 29 f.) setzt Kant auseinander, daß die empirische Causalität sehr wohl die „Wirkung einer nichtempirischen, sondern intellegibelen Causalität sein kann.“ Und was die nachfolgende Restriktion betrifft, so widerspricht sie ebenfalls keineswegs meiner Interpretation, sondern weist wieder umgekehrt gerade nur meiner Interpretation auf das folgende in logischem Zusammenhange hin. Kant fährt nämlich unmittelbar darauf fort: „denn wenn wir nur in dem, was unter den Erscheinungen die Ursache sein mag, der Naturregel folgen: so können wir darüber unbekümmert sein, was in dem transscendentalen Subjekt, welches uns empirisch unbekannt ist, für ein Grund von diesen Erscheinungen und deren Zusammenhange gedacht werde.“ Aber wenn wir von dem empirischen Gegenstande zu dem transscendentalen aufsteigen wollen, was wir, wie gesagt, zur empirischen Erkenntnis gar nicht zu tun nötig haben, so werden wir auf gewisse Bedingungen stoßen, die als bloß intelligibel müßten angesehen werden[1]).

353, 28 hat A^2 „subjekten“ statt „subjektiven“. Es fehlt ein Vermerk darüber.

396, 9 schreibt Erdmann richtig „jeder“ statt „der“. Doch finde ich diese Verbesserung schon in der Kehrbachschen Ausgabe von 1877.

407, 28. Unnütz, aber im übrigen gleichgültig erscheinen mir die Veränderungen von „Schluß“ in „Grundsatz“, (in dem Zitate hinten muß es „408, 20“ statt „408, 21“ heißen.) 415, 1 von „er“ in „es“ 418, 21, von „welches“ in „welche“ und 438, 11 von „Ideen“ in „Idee.“

1) Auch Goldschmidt l. c. S. 297 hält Hartensteins Korrektur für zweifellos berechtigt.

Richtig dagegen verbessert Erdmann 437, 16 („dieses logische Gesetz des continui specierum (formarum logicarum) setzt aber ein transscendentales voraus (lex continui in natura), ohne welches der Gebrauch des Verstandes durch jene Vorschrift nur irre geleitet werden würde, indem sie vielleicht einen der Natur gerade entgegengesetzten Weg nehmen würde") „sie' in „er." und 444, 5 „welcher" in „welchen". („Wir wollen den genannten Ideen als Prinzipien zu Folge erstlich (in der Psychologie) alle Erscheinungen . . . unseres Gemüts an dem Leitfaden der inneren Erfahrung so verknüpfen, als ob dasselbe eine einfache Substanz wäre, die mit persönlicher Identität beharrlich (wenigstens im Leben) existiert, indessen daß ihre Zustände, zu welcher die des Körpers nur als äußere Bedingungen gehören, continuierlich wechseln"). Auch die Emendation 487, 24 („Lasset demnach euren Gegner nur Vernunft sagen"), von „sagen" in „zeigen" halte ich für richtig. Dasselbe gilt von 514, 15. („Nun wäre der modus ponens, auf die Wahrheit einer Erkenntnis aus der Wahrheit ihrer Folgen zu schließen, nur alsdann erlaubt, wenn alle mögliche Folgen daraus wahr sind; denn alsdann ist zu diesem nur ein einziger Grund möglich, der also auch der wahre ist"), wo Erdmann „diesen" statt „diesem" eingesetzt hat.

Wunderbar aber mutet wieder die Bemerkung Erdmanns zu 442, 6f. an. Die Stelle lautet: „Dagegen ist die Methode, nach einem solchen Prinzip Ordnung in der Natur aufzusuchen, und die Maxime, eine solche . . . in einer Natur überhaupt als gegründet anzusehen, allerdings ein rechtmäßiges und treffliches regulatives Prinzip der Vernunft, welches aber als ein solches viel weiter geht, als daß Erfahrung oder Beobachtung ihr gleichkommen könnte, doch ohne etwas zu bestimmen, sondern ihr nur zur systematischen Einheit den Weg vorzuzeichnen." Hier will nun Erdmann statt des ersten „ihr" „ihm" schreiben, mit Beziehung auf Prinzip. Das halte ich nicht für nötig: man kann „ihr" auch auf Vernunft beziehen. Das zweite „ihr" aber läßt er auf „Vernunft" zurückgehen. Das gibt gar keinen Sinn; es bezieht sich natürlich auf „Erfahrung" oder „Beobachtung."

Sehr eigentümlich ist auch die Interpretation von 485, 34. („Es würde also hier freilich ein wahrer Widerstreit anzutreffen sein, wenn nur die reine Vernunft auf der verneinenden Seite etwas zu sagen hätte, was dem Grunde einer Behauptung nahe käme; denn was die Kritik der Beweisgründe des dogmatisch Bejahenden betrifft, die kann man ihm sehr wohl einräumen, ohne darum diese Sätze aufzugeben.") Hierzu bemerkt Erdmann: „Ich interpretiere: die (diese Beweisgründe) kann man ihm (dem Kritiker des Dogmatismus) sehr wohl (als unzulänglich) (!) einräumen." Mir scheint es selbstverständlich, daß der Satz folgendermaßen zu erklären ist: die (d. h. die Kritik) kann man ihm (dem Kritiker des Dogmatismus, dem Philosophen auf der verneinenden Seite) sehr wohl einräumen.

B. Druckfehler und Versehen.

Es ist zu schreiben:

29, 1 „wiederum" statt „wiedernm".
29, 24 „wirklich" statt „wirklch".
36, 5 (Lesartenverzeichnis) „hinzufügt A[1]" statt „hinzugefügt A[1]".
173, 21. 22 (Lesartenverzeichnis) „Correlatum" statt „Gorrelatum".
195, 5 „auch nur als einen" statt „auch nur einen".
226, 8. 9 (Lesartenverzeichnis) „sondere A[1]" statt „sondern A[1]".
238, 17. 18 „mathematischen" statt „matemathischen".
262, 30 „allgemeinen" statt „allgemeine".
270, 6 „gar" statt „ga".
267, 15 (Lesartenverzeichnis) „die A[2–5]" statt „des A[2–5]".
280, 32. 33 (Lesartenverzeichnis) „mich — heben A[4. 5]" statt „mich — haben A[4–5]" (?).
288, 31 (Lesartenverzeichnis) „Das A" statt „Des A".
346, 18 „entweder" statt „endweder".
349, 26. 27 „Nichtigkeit" statt „Richtigkeit".
490, 25 „auch" statt „auch auch".
492, 20 „Beistimmung" statt „Bestimmung".
508, 11–15 (Lesartenverzeichnis) „werde. Daß — habe: daß A" statt „werde. Daß — habe: da A".

531, 22 „wie der der“ statt „wie der“.
531, 27 „Fürwahrhalten“ statt „Führwahrhalten“.
532, 31 „anhängt“ statt „abhängt“.
543, 13 „Vernunftbewerbung“ statt „Vernunftbewegung“.
551, 6 „sagten“ statt „sagen“.

Zum Schluß will ich noch bemerken, daß eine Reihe von Verbesserungen die A^2 gegenüber A^1 hat, von Erdmann merkwürdigerweise im Lesartenverzeichnis nicht angegeben sind. Ich habe die beiden Texte durchaus nicht Wort für Wort verglichen, und doch sind mir 15 solche Verbesserungen in A^2 begegnet. Es sind folgende:

A^1	hat	103, 3 [1]): stnd,	dafür	richtig	A^2:	und
=	=	105, 14 : sur,	=	=	= :	nur
=	=	145, 37 : ineinem,	=	=	= :	in einem
=	=	149, 1 : zuziehen,	=	=	= :	zu ziehen
=	=	198, 4 : enshält,	=	=	= :	enthält
=	=	265, 15 : wird,	=	=	= :	wir
=	=	369, 31 : einer,	=	=	= :	eine
=	=	396, 7 : sie	=	=	= :	sich
=	=	399, 9 : indetisch,	=	=	= :	identisch
=	=	402, 30 : in,	=	=	= :	ist
=	=	417, 36 : beobachtenden,	=	=	= :	zu beobachtenden
=	=	425, 28 : Antropomorphim,	=	=	= :	Anthropomorphism
=	=	431, 5 : raticalen,	=	=	= :	radicalen
=	=	443, 12 : in dem,	=	=	= :	indem
=	=	522, 1 : Subjekt,	=	=	= :	Subjekts.

Danach sind die Worte der Einleitung S. 561: „Der Textbestand von A^2 macht nicht wahrscheinlich, daß Kant den Druck dieser Auflage mehr überwacht hätte, als den von A^1“ doch vielleicht ein wenig einzuschränken, wenngleich es auch mir nicht wahrscheinlich ist, daß Kant sich um die Drucklegung auch der zweiten Auflage sonderlich sollte gekümmert haben.

1) Die Seitenangaben sind aus der Akademieausgabe Bd. III entnommen.

Kritiken und Referate.

Josef Kolberg, Ermland im Kriege des Jahres 1520. **Braunsberg** 1905. Druck der Ermländ. Zeitungs- und Verlags-Druckerei (C. Skowronski).

Dieses Buch (auch als Abhandlung erschienen in Band 15 der Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands) füllt eine bisher entschieden empfundene Lücke aus, da die Darstellung des sogenannten Reiterkrieges von 1520 bei Joh. Voigt (Preuß. Geschichte) sich nur in großen Zügen bewegt und auch des Referenten „Politik des letzten Hochmeisters" ihren Zwecken gemäß „nicht so sehr Einzelheiten wiedergeben konnte und wollte". Die von Kolberg geschilderte Zeit gehört mit zu den jammervollsten, die das Preußenland, speziell das ermländische Bistum jemals hat erleben müssen. Wir sind durch das Ergebnis der Kolbergschen Forschungen in der Kenntnis unserer heimischen Geschichte ein gut Stück vorwärts gekommen.

Im Mittelpunkte der Ereignisse steht die Gestalt des Bischofs Fabian von Losainen, aber mehr als leidende, denn als handelnde Person. Von weicher, dem Denken und Fühlen der harten Zeit nicht gewachsenen Sinnesart, schwankend in seiner politischen Haltung zwischen den feindseligen Elementen Polen und Deutschorden, hat dieser späterhin vielfach angefeindete Kirchenfürst mit seinem Ländchen die Geißel der Kriegsfurie in schrecklichster Weise erfahren müssen. Referent verbleibt auch nach den Ausführungen des Verfassers (S. 53 Anm. 1) bei seiner Ansicht, daß Bischof Fabian durch seine polenfreundliche Haltung, trotz seiner, der Furcht vor den Schrecken des Krieges entsprungenen Vermittelungsversuche, den Angriff des Hochmeisters verschuldet hat. Dieser Angriff war fraglos ein eminenter Friedbruch. Wenn man aber erwägt, daß die Ermländer an ihrem Teile reichlich dabei geholfen haben, die Macht des Deutschordens in dessen Kämpfen mit Polen zu brechen, so wird man sich nicht wundern dürfen, daß im Lager des Hochmeisters ein wilder Haß gegen diese stillen Bundgenossen des Erbfeindes herrschte, der bei erster Gelegenheit zum Ausbruch kommen mußte. Das durch den Frieden von 1466 geschaffene staatsrechtliche Verhältnis des Bischofs zu Polen war es ja eben, was der Orden nicht anerkennen mochte; gerade dieses Verhältnis bildete für den Orden die größte Gefahr und war stets ein schwerer Stein des Anstoßes. Und zudem

war es für Hochmeister Albrecht, dessen Politik unter der Ägide des Abenteurers Dietrich v. Schönberg freilich auf krummen Wegen zum Verderben führte, wenn er nun mal losschlagen wollte und mußte, eine absolute Notwendigkeit, das wie ein Pfahl ins Fleisch des Ordenslandes gepreßte Ermland polnischer Obedienz schnell zu besetzen: — jus belli, nicht mehr und nicht weniger. So ist das kleine, bedauernswerte Bistum aus innerer Notwendigkeit bei dem längst zu erwartenden letzten Zusammenstoß der Ordensmacht mit Polen zum Puffer geworden. Entsetzlich waren dabei seine Schicksale; aber nicht minder fürchterlich gestalteten sich die des Ordenslandes selbst, das nun die Früchte der unehrlichen und leichtsinnigen Politik eines Schönberg zu kosten bekam. Mit Interesse verfolgen wir in der gewandten Darstellung Kolbergs diese traurigen Kriegsereignisse. Preußen und Ermland sind darüber von neuem wieder an des Verderbens Rand gelangt. Zu wünschen wäre es, daß die Feder Kolbergs den ganzen Krieg in allen seinen Phasen mit gleicher Vollständigkeit geschildert hätte. Die nicht weniger grauenhaften Leiden des Bistums Pomesanien, die Ereignisse in Masuren, die Taten der Danziger, der Zug der Polen vor Königsberg und die Haltung der drei Städte, Albrechts Zug nach Neumark, die Episode von Konitz und die armselige Affaire „des großen Haufens" vor Danzig werden nur gestreift; denn der Verfasser hat (freilich seinem Thema gemäß) mit hauptsächlicher Gründlichkeit den Krieg im Ermland geschildert. Ausführlicher werden allerdings nebenher auch die Geschicke der dem Bistum nahe benachbarten ordenischen Landstriche (Bartenstein, Eilau, Rastenburg) in den Kreis der Betrachtungen gezogen.

Wort für Wort unterschreibe ich das unbefangene, milde Urteil des Verfassers über Bischof Fabian, der von den ermländischen Historikern (namentlich Treter) übel genug behandelt worden ist. Wie denn überhaupt eine schöne Objektivität und Gerechtigkeitssinn aus der Darstellung hervorleuchten. Das Buch gibt ferner mehr, als sein Titel erwarten läßt, da es auch die im Bistum Ermland (namentlich aber in dem noch lange nach dem Kriege vom Orden okkupierten Braunsberg) mit ziemlicher Lebhaftigkeit einsetzenden reformatorischen Bewegungen und deren kluge und energische Beseitigung durch Bischof Mauritius Ferber, den Nachfolger Fabians, schildert und dabei eine Menge neuer (von Tschackert nicht veröffentlichten) Dokumente aus den Archiven von Königsberg, Frauenburg und Lauck beibringt.

Joachim.

Mitteilungen und Anhang.

Hat Bütow ursprünglich zur Diözese Kammin gehört?

Von

S. Kujot, Pfarrer.

In dem lesenswerten Aufsatze von Lic. H. Freytag: Das Archidiakonat Pommerellen der Diözese Wloclawek im Mittelalter (April-Juni-Heft dieser Zeitschrift, S. 204 ff) ist die Behauptung ausgesprochen, Bütow habe während des ganzen Mittelalters nicht zum Archidiakonat Pommerellen gehört (S. 218). Der Verfasser folgert dies daraus, daß „die älteren Dekanatsverzeichnisse ein Dekanat Bütow nicht kennen". „Zum ersten Male erscheint es bei Damalewicz 46." Daraus schließt Freytag, daß Bütow im Jahre 1637, bei dem Heimfalle an Polen nach dem Aussterben der Herzöge von Pommern, auch in kirchlicher Hinsicht einem polnischen Bistume, und zwar dem von Wloclawek als dem nächsten, zugefallen sei (S. 218, Anm. 2).

Die logische Folge davon wäre die, daß Bütow ursprünglich dem Bistum Kammin einverleibt war und zu demselben auch mit einer Unterbrechung im XIII. und XIV. Jahrhundert gehörte. Damals, im XIII. und XIV. Jahrhundert (bis 1371) hätte er als Bestandteil des Archidiakonates Stolp zur Erzdiözese Gnesen gehören müssen.

Dem ist jedoch nicht so, im Gegenteil, Bütow ist immer ein Bestandteil des Archidiakonates Pommerellen, und mit diesem ein solcher der Diözese Wloclawek gewesen. Den Beweis hierfür gibt die Lehnsurkunde über Lauenburg und Bütow von 1526. Es heißt darin ausdrücklich, daß die pommerschen Herzöge bis zu ihrem Aussterben die Regierung in beiden Lehen führen sollten, salva tamen iurisdictione interim perpetuo, proventibus, decimis seu Episcopalibus cum villis, bonis, piscaturis ac libertatibus ad Reverendum Joannem Episcopum et ecclesiam Vladislaviensem ex antiquo pertinentibus (Volumina Legum I 471; Petersburger Ausg. 234). Es ist demnach unzweifelhaft, daß auch Bütow schon im Jahre 1466 und zur Deutschordenszeit zur Diözese Wloclawek gehört hat. Wäre es im Jahre 1371, als der Prozeß zwischen Kammin und Gnesen um dem Besitz des Archidiakonates Stolp zugunsten des ersteren entschieden wurde, ein Bestandteil des genannten Archidiakonates gewesen, so

hätte es zugleich mit diesem zu Kammin zurückkehren müssen und es wäre unmöglich gewesen, daß Bütow in der Folgezeit, vor 1526, von Wloclawek hätte annektirt werden können. Und doch gehörte es damals schon von altersher — antiquitus — zu dieser Diözese!

Lic. Freytag vermutet, daß die zwei Kirchen und 37 Dörfer, um deren Rückgabe Bischof Matthias von Wloclawek den Kamminer Bischof Friedrich im Jahre 1335 in Rom verklagt hatte, im Lande Bütow lagen (S. 215 u. 217). Nach dem Gesagten ist diese Hypothese nicht zutreffend. Wahrscheinlich hatte Bischof Matthias die Gegend von Groß Nossin und Budow im Sinne, wo sich der Kreis Stolp auffallend zwischen die Lande Lauenburg und Bütow hineindrängt.

Die Memeler Edelschmiedekunst und ihre Vertreter.

Ergänzungen zu dem Aufsatze über obiges Thema in der „Altpreußischen Monatsschrift“ XXXX, pg. 522—543

von

Johannes Sembritzki.

Auch die Memeler Kaufmannszunft besaß einst schönes Silbergerät, das erst nach Umwandlung der Zunft in eine Korporation der Kaufmannschaft (1822) veräußert zu sein scheint. Am 18. Februar 1661 beschloß die Zunft, einen silbernen Willkomm-Pokal zu stiften „aldieweilen kein ander trinkgeschir, worinnen man denen anwehßenden Herren bey vnsern gewönlichenn Convivis, einen Ehrentrunck zu praesentiren, vohrhandenn gewesen“. Jedes Mitglied gab einen freiwilligen Geldbetrag, 14 stifteten ein silbernes Schildchen zum Anhängen, 3 je ein Schaustück; auch Rat und Gericht steuerten bei. Die Anfertigung wurde dem Memeler Goldschmied Christian Wyprecht übertragen, der ebenfalls „ein schönes Schildt verehret“. Der Wert des Willkomms wurde „bey 400 Fl.“ angegeben. — Am 18. Februar 1694 wurde dann ein zweiter Willkomm gestiftet, zu dem die 30 schlechtesten Schilde des alten Pokals verschmolzen wurden; die Namen der Stifter dieser Schilde wurden auf dem neuen Pokal eingraviert. Er wog $152^1/_2$ Schott.

„Dazu

an Silber gekaufft $64^1/_2$ schott gew. c 26 gl –	55 f. 27
selben Pocal zu vergulden, dem Goltschmidt Peter Fritzen 6 ducat. c $7^1/_2$ f.	45 f.
d Hl Peter Fritzen Arbeitslohn	30 f.
Dem Gesellen, vor die Nahmen und sonsten alles zu stechen	5 f.
	135 f. 27 gl.“

Im Jahre 1696 gehörten zu den 2 Pokalen 17 alte und 23 neue silberne, vergoldete oder flammierte Schilder und Schaustücke, zusammen also 40; 1700 waren es schon 50, 1702 aber 56. — Sonst erfahren wir noch, daß der alte Pokal 1672—1676 eines viel Geld kostenden Prozesses gegen den Rat der Stadt halber versetzt war; ebenso wurde er 1728, nachdem er $6^1/_2$ Jahre versetzt gewesen war, wieder eingelöst, allein der Darleiher Wilh. Sennert erhielt nur sein Kapital mit 116 Fl. zurück, nicht aber die von ihm beanspruchten Zinsen für genannte Zeit (er prätendierte 45 Fl.) — „laut Justification E. K. Hl. [Eines Königl Hochlöbl.] Hoffgerichts“.

Nachträge zum Verzeichnis der Memeler Goldschmiede.

1623 Hans Reinmann, Goldschmiedgesell und Soldat, heiratet 11. post Trin. Die Witwe Catharina des Goldschmieds Hans Reimann heiratet 1638 wieder. Ich vermute in ihm den Verfertiger der Brabenderschen Kanne (XXXX, pg. 524).

1627, 25. post Trin. heiratet Goldschmied Georg Dehmer aus Stockholm die Elisabeth Reimann aus Kiejdany (in Szamaiten).

1642, 11. Dezember ist Taufzeuge „Tobias der Goltschmidt“.

Zu Nr. 5 des ersten Aufsatzes. Der „Johann Goldschmiedt“ war in der Tat ein Kürschner; Taufzeuge 15. März 1662.

Zu 5a. Christian Wyprecht. Das Kirchenbuch erwähnt 1662, 25. Oktober als Taufzeugin „die Christian Wybrechtsche, Goldschmiedsche“ und 1665 kommt „Wyprecht“ selbst vor. Er ist wohl identisch mit dem bei v. Czihak pg. 56 nr. 177 erwähnten Christian Wipprecht in Königsberg, mithin von Memel nach dort verzogen.

Zu 6. Peter Fritz ließ bereits 1674, 14. Oktober in Memel einen Sohn Johannes taufen, dessen Taufzeugen waren: Friedrich Wilke, Andreas Morray, Wilh. Morray. Des Peter Fritz Ehefrau war ihm kurz zuvor im Tode vorangegangen; sie starb 22. Dezember 1713.

Zu 7. Es handelt sich um zwei Büchel oder Bichel. Der ältere hieß Gottfried B., ließ noch 12. September 1706 einen Sohn Johann Gottfried taufen, starb dann aber, wie erwähnt, 1707 „in grosser Dürftigkeit“. Auch dem jüngeren, Johann Gerhard (nicht Erhard), der 1708, 10. Januar einen Sohn Joh. Gerhard, 1709, 15. Februar einen Sohn Christoph taufen ließ, erging es schlecht; er kommt 1720 im Handwerkerverzeichnis nicht mehr vor und starb 1741, 24. August im Elend; das Kirchenbuch sagt: „ein lang blind gewesener Mann in der still beerdigt“. Seine Witwe starb 1747.

Zu 8. Joh. Lorentz heiratete 1708, 30. Januar, die Tochter Elisabeth des Peter Fritz. Er hielt den 1720 erwähnten Lehrling; derselbe hieß Lorenz Lecru (Lacry), reform. Konf.

Zu **9.** Phil. Thimmann oder Timmann heiratete seine Frau am 9. Mai 1715 und hatte mit ihr 3 Söhne und 1 Tochter. 1722 verzog er, so daß Lorentz als alleiniger Goldschmied in Memel übrig blieb, und es muß ihm nicht gut gegangen sein; denn 1736, 25. März wird sein Tod mit dem Bemerken gemeldet „im Königl. Hospital verstorben“.

Nach dem Vorhergehenden scheint es, als wenn etwa in der Zeit von 1670 bis 1770 immer nur ein einziger Goldschmied seine Existenz in Memel habe finden können.

Zu **28.** Evers ist am 11. Juli 1789 zu Bremen geboren und ein Sohn des Weinschenkers Albrecht Joachim Evers und der Clara Gerderuth, geb. Liemanns. Am 1. Juni 1845 verkaufte er sein Geschäft seinem bisherigen Gehilfen M. Kalcher.

Zu **30** und **31.** Ihr Vater war Gottlieb Benjamin Koppcke aus Königsberg, Perruquier, in Memel Bürger geworden 34 Jahre alt am 2. Mai 1793.

Zum Pokal des Fleischergewerks.

Die eine der als Anhängestücke dienenden Medaillen ist die Sterbe-Medaille von Luise Charlotte, Schwester des Großen Kurfürsten, welche 1645 den Herzog Jacob von Kurland heiratete. Die Medaille trägt die Inschrift „Herr Jesu Nimm Meine Seele in Deine Haende vnd las sie dir befohlen seyn. Amen. MDCLXXVI“. Sie ist selten und von hohem Werte; das Königliche Münz-Kabinet in Berlin besitzt sie nicht.

Universitäts-Chronik 1904 und 1905.

1904.

19. Dez. Med. I.-D. von **Simon Hurwitz** (aus Holschan, Gouv. Wilna): Aus dem Königl. pathol. Institut in Königsberg i. Pr. Beitrag zur Lehre von den hämorrhagischen Erosionen des Magens. Kgsbg. Leupold. (42 S. 8⁰.)

22. Dez. Phil. I.-D. von **Hans Friedrich** (aus Königsberg): Assistent am chemischen Universitäts-Laboratrium: Zur Kenntnis der Mandelsäure. Kgsbg. Ebd. (1 Bl. 64 S. 8⁰.)

— — Phil. I.-D. von **Arno Kadgien** (aus Goldap): Untersuchungen über den Kalkgehalt ostpreußischer Bodenarten und seine Beziehungen zu einigen wichtigen Kulturpflanzen (unter spezieller Berücksichtigung litauischer und einiger masurischen Kreise). Kgsbg. Ebd. (2 Bl. 80 S. 8⁰.)

— — Phil. I.-D. von **Paul Salecker** (aus Königsberg), Assistent am landw. Versuchsfelde Waldgarten Abt. IV der Kgl. Albert-Univ.: Ueber die Einwirkung einiger chemischer Einflüsse auf die Verdaulichkeit des Proteins. Kgsbg. Jaeger. (47 S. 8⁰.)

1905.

16. Jan. Med. I.-D. von **Nachim Segal** (aus Gluboko in Rußland): Aus der Kgl. Universitäts-Augenklinik zu Königsberg i. Pr.: Ueber Cataracta perinuclearis congenita. Kgsbg. Ebd. (36 S. 8⁰.)

Zu der am 18. Jan. . . . . statsfind. Feier des Krönungstages laden . . . . ein Rektor u. Senat. Kgsbg. Hartung. (2 Bl. 4⁰.) [Preisaufg. f. d. Studierenden i. J. 1905.]

Zu der am 27. Jan. . . . stattfind. Feier d. Geburtstages . . . d. Kaisers u. Königs laden . . . ein Rektor u. Senat . . . Kgsbg. Ebd. (2 Bl. 4⁰.) [Preisverteil. v. 18. Jan.]

30. Jan. Phil. I.-D. von **Artur Kibat** (aus Lyck): Die Behandlung des Langdiphthongs āu im Nom. Acc. Voc. Dualis einerseits und im Locativ Singular andrerseits im Rigveda. Kgsbg. Leupold. (2. Bl. 64 S. 8⁰.)

— — Med. I.-D. von **Curt Winter**, appr. Arzt (aus Marienwerder, Westpr.): Aus der Königl. chirurgischen Klinik zu Königsberg i. Pr. Ein Beitrag zur Kenntnis der sacrococcygealen Tumoren. Kgsbg. Kümmel. (27 S. 8⁰.)

18. Febr. Med. I.-D. von **Herbert Assmann** (aus Danzig): Aus der hygienischen Untersuchungsanstalt zu Danzig. Direktor: Prof. Dr. Petruschky. Versuche über den Wert des Aethylalkohols, inbesondere des alkalischen Alkohols als eines Desinfektionsmittels bei bakteriologischen Sektionen. Kgsbg. Kümmel. (55 S. 8⁰.)

22. Febr. Med. I.-D. von **Otto Gruner** (aus Proskau, Schlesien), Oberarzt im Ostpreuß. Train-Bataillon Nr. 1: Beitrag zur Kenntnis der myasthenischen Paralyse. Vier Fälle (mit einem Sektionsbefunde). Kgsbg. (L. Schumacher, Berlin.) (40 S. m. 1 Taf. 8⁰.)

25. Febr. Phil. I.-D. von **Carl Lohauss** (aus Königsberg): Aus d. botanischen Institut zu Königsberg i. Pr. Beiträge zur Anatomie der Laubblätter einiger Festucaceen-Gruppen. Kgsbg. (2 Bl. 40 S. 4⁰.) [Aus Bibliotheca Botanica (Verlag Nägele, Stuttgart)].

— — Phil. I.-D. von **Konrad Nitz** (aus Pr. Friedland, Westpr.): Anwendungen der Theorie der Fehler in der Ebene auf Konstruktionen mit Zirkel und Lineal. Kgsbg. Jaeger. (2 Bl. 36 S. m. 1 Taf. 8⁰.)

Verzeichnis der auf d. Kgl. Albertus-Univers. . . , im Sommerhalbjahre v. 15. April 1905 an zu haltenden Vorlesungen u. d. öffentl. akad. Anstalten. [Rektor Dr. F. Rühl o. ö. Pr.] Kgsbg. Hartung. (1 Bl. 73 S. 8⁰.) Revision meiner Ausgabe des Homerischen Hermes-Hymnus. Kritische Miscellen (XXV—XXVIII). Von **Arthur Ludwich.** S. 1—24. Ebd.

6. März. Mit Genehmigung der mediz. Fak. . . . wird . . . . Dr. med. **Ernst Rautenberg,** Arzt . . . seine öffentl. Antrittsvorlesung üb. „Serumbehandlung" halten. . . . Kgsbg. Kümmel. (2 Bl. 4⁰.)

— — Mit Genehmig. der mediz. Fak. . . . wird . . . Dr. med. **Walter Rindfleisch,** Arzt . . . seine öffentl. Antrittsvorlesung über „Die Bildung von Gallensteinen" halten. Kgsbg. Ebd. 2 Bl. 4⁰.)

8. März. Med. I.-D. von **Ernst Schubert** (aus Cranz): Aus d. Königl. Univers.-Frauenklinik in Königsberg i. Pr. Ein Beitrag zur Symptomatologie der Uterusmyome. Kgsbg. Ebd. (67 S. 8⁰.)

9. März. Phil. I.-D. von **Kurt Scheffler** (aus Marienwerder): Beiträge zur Kenntnis der Alkylarsonsäuren. Kgsbg. Gruel. (2 Bl. 63 S. 8⁰.)

11. März. Med. I.-D. von **Georg Dorner** (aus Wittenberg): Aus d. hygien. Inst. d. Univ. Königsberg i. Pr. Experimentelle Beiträge zur Kenntnis der Hämolysine. (In Sonderheit: Ueber Erzeugung hämolytischer Sera mittels kleiner Dosen Erythrocyten und die Wirkungen von Aderlässen auf derart vorbehandelte Kaninchen.) Kgsbg. Kümmel. (54 S. 8⁰.)

15. März. Phil. I.-D. von **Walter Frost** (aus Bartenstein, Ostpr.), Regierungsbauführer a. D.: Die Grundlagen des Begriffs der Urteilskraft bei Kant. Kgsbg. Ebd. (43 S. 8⁰.)

— — Phil. I.-D. von **Bruno Holzky** (aus Wormditt): Die Entwicklung der Landwirtschaft in dem ermländischen Bauerndorfe Kleinenfeld. Kgsbg. Ostpreuß. Druck. u. Verlagsanstalt. (2 Bl. 163 S. 8⁰.)

15. März. Phil. I.-D. von **Berka Schimschelewitz** (aus Lubza, Rußland): Ueber die Einwirkung von Jod auf Kaliumchlorat, Natriumchlorat und Baryumchlorat. Kgsbg. Jaeger. (6 Bl. 32 S. 8⁰.)

— — Phil. I.-D. von **Kurt Schwonder** (aus Pr. Holland, Ostpr.), Landwirtschaftslehrer: Die landwirtschaftlichen Betriebssysteme. Eine Kritik der verschiedenen Einteilungen und Vorschläge zu einer Neueinteilung, begründet durch die Wirtschaftsweise auf dem Gute Wermten und der Herrschaft Friedrichstein. Kgsbg. Leupold. (2 Bl. 143 S. m. 2 Tab. 8⁰.)

20. März. Med. I.-D. von **Ernst Schulz** (aus Mühlhausen, Ostpr.): Aus dem Königl. patholog. Institut in Königsberg i. Pr. Ein neuer Fall von Akromegalie mit Sektionsbefund. Kgsbg. Karg & Manneck. (71 S. 8⁰.)

— — Med. I.-D. von **Curt Hoffmann** (aus Carlsberg bei Straßburg, Westpr.): Aus dem Königl. patholog. Institut in Königsberg i. Pr. Ein Fall von totaler angeborener und bleibender Atrichie. Kgsbg. Ebd. (26 S. 8⁰.)

25. März. Phil. I.-D. von **Hans Reuter** (aus Worms a. Rhein): Beiträge zur Praxis der Molekulargewichtsbestimmungen. Kgsbg. Leupold. (2 Bl. 55 S. m. 2 Taf. 8⁰.)

— — Phil. I.-D. von **Gerhard Glage** (aus Dorpat, preußischer Staatsangehöriger): F. E. Neumanns Methode zur Bestimmung der Wärmeleitungsfähigkeit gut leitender Körper in Stab- und Ringform und ihre Durchführung an Eisen, Stahl, Kupfer, Silber, Blei, Zinn, Zink, Messing, Neusilber. Kgsbg. Krause & Ewerlin. (93 S. m. 2 Taf. 8⁰.)

— — Phil. I.-D. von **Hans Chuseau** (aus Eydtkuhnen), Kandidat des höheren Schulamts zu Rastenburg: Eduard von Hartmanns Stellung zum psychophysischen Parallelismus. Kgsbg. Kümmel. (VIII, 77 S. 8⁰.)

30. März. Med. I.-D. von **Richard Puppel** (aus Königsberg): Aus dem Königl. pathologischen Institut in Königsberg i. Pr. Die Tuberkulose der Parotis. Kgsbg. Karg & Manneck. (35 S. 8⁰.)

— — Med. I.-D. von **Kurt Fromm** (aus Heilsberg): Aus der Königl. chirurg. Universitätsklinik zu Königsberg i. Pr. Verkrümmung der Tibia durch Narbenzug. Kgsbg. Leupold. (27 S. 8⁰.)

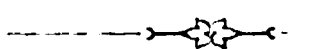
— — Med. I.-D. von **Isidor Goldberg** (aus Aweyden, Kr. Sensburg): Aus dem Königl. pathologischen Institut in Königsberg i. Pr. Ein Fall von Balkenmangel im menschlichen Großhirn. Kgsbg. Karg & Manneck. (32 S. m. 1 Taf. 8⁰.)

3. April. Med. I.-D. von **Bruno Kob** (aus Wischwill), prakt. Arzt, Wehlau: Ueber die Behandlung der ischämischen Lähmungen des Vorderarms durch Resektion der Vorderarmknochen. Kgsbg. Kümmel. (29 S. 8⁰.)

— — Med. I.-D. von **Paul Wobbe** (aus Friedrichshof, Kr. Heiligenbeil), prakt. Arzt, Neufahrwasser: Die Behandlung des Brustkrebses mit besonderer Berücksichtigung ihrer geschichtlichen Entwickelung. Kgsbg. Kümmel. (38 S. m. 1 Taf. 8.)

Lyceum Hosianum in Braunsberg 1905.

Verzeichnis der Vorlesungen am Königl. Lyceum Hosianum zu Braunsberg im Sommer-Semester 1905. (Rektor: Dr. Franz Niedenzu.) Inhalt: Die erkenntnistheoretische Bedeutung des Citats. — I. Ein Beitrag zur Theorie des Autoritätsbeweises von Prof. Dr. **W. Switalski.** (S. 3—22.) II. Verzeichnis der Vorlesungen. (S. 23—24.) III. Preisaufgaben. (S. 25.) IV. Institute. (S. 26.) Braunsberg. Heyne's Druckerei (G. Riebensahm). (26 S. 4⁰.)



Buchdruckerei R. Leupold, Königsberg i. Pr.

Erklärung.

Schon nach der Drucklegung meiner Notiz über die Zugehörigkeit von Bütow zum Archidiakonat Pommerellen auch während des Mittelalters (S. 147, 148 dieses Heftes) habe ich mich aus den Berichten des Pflegers zu Bütow von 1451 und 1452 (Cramer, Geschichte der Lande Lauenburg und Bütow II, 51—58) von dem Gegenteil überzeugt. Dieselben waren mir bisher unbekannt geblieben, weil mein Handexemplar des genannten Werkes unvollständig war. — Die von mir angezogene Urkunde ist demnach für Bütow belanglos.

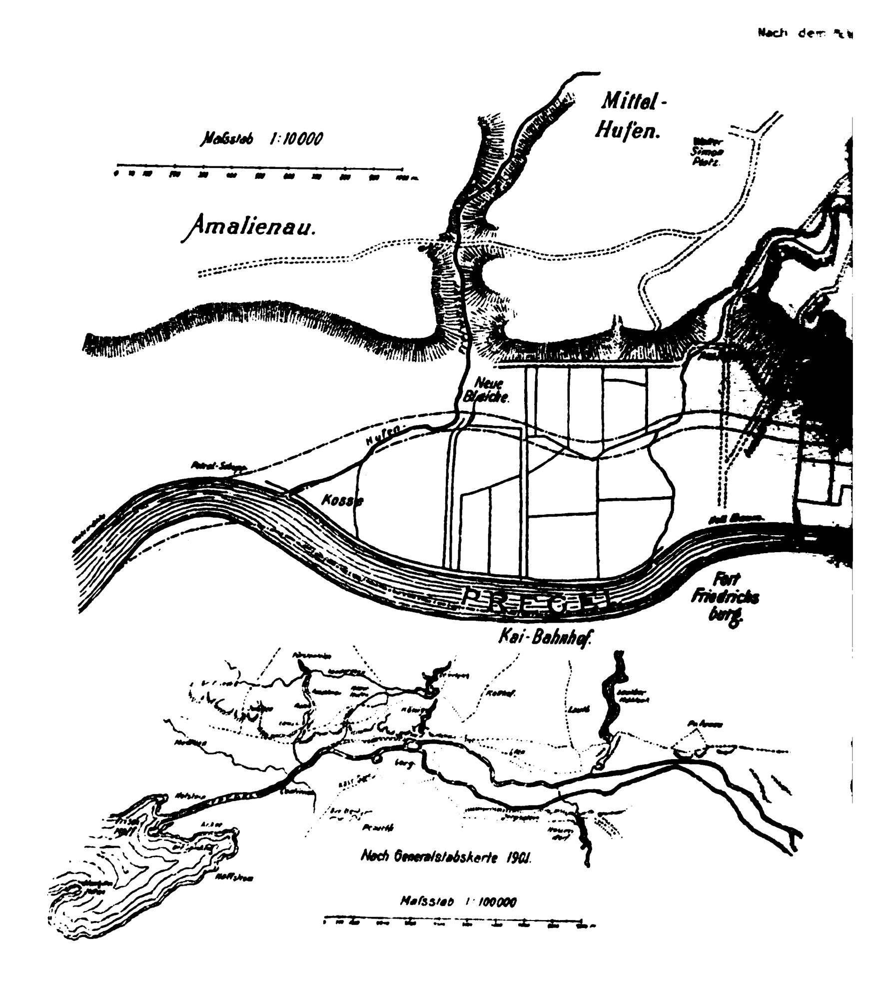
Griebenau, den 22. April 1905.

Kujot, Pfarrer.

Insula

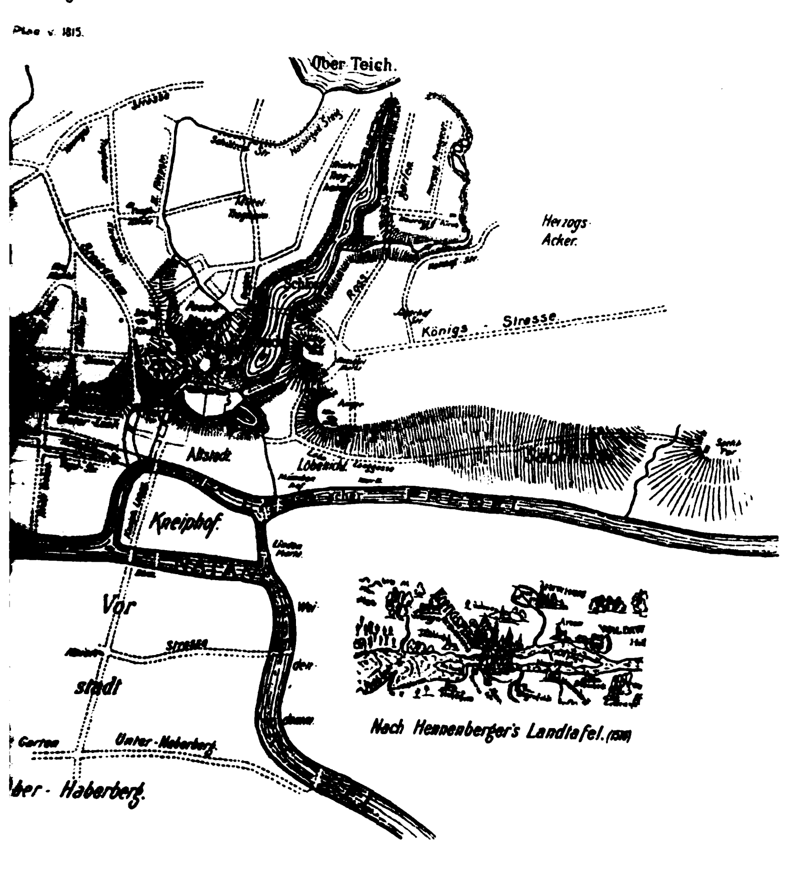
proxima civitati K

Nach dem



ferior

jsbergk anno 1286.



Nach Hennenberger's Landtafel.

Heft 3 und 4 erscheinen als Doppelheft Ende Juni. **Der Herausgeber.**

Altpreussische
Monatsschrift

neue Folge.

Der

Neuen Preussischen Provinzial-Blätter

fünfte Folge.

Herausgegeben

von

Rudolf Reicke.

Der Monatsschrift XLII. Band. Der Provinzialblätter CVIII. Band.

Drittes und viertes Heft.

April — Juni 1905.

Königsberg in Pr.

Verlag von Thomas & Oppermann.

(Ferd. Beyer's Buchhandlung.)

1905.

Inhalt.

Abraham Culvensis.

Urkunden zur Reformationsgeschichte Lithauens.

Von

Liz. Dr. **Wotschke.**

In seinem Urkundenbuche zur Reformationsgeschichte des Herzogtums Preußen hat Tschackert[1]) einige Nachrichten über diesen lithauischen Gelehrten gegeben und damit das tiefe Dunkel, in das dessen Leben bis dahin gehüllt war, gelichtet. Aber als eine abschließende Arbeit können diese wenigen Angaben schon deshalb nicht gelten, weil Tschackert von den Beziehungen dieses treuen Schülers der Wittenberger zu seinem Vaterlande, von seinen eifrigen Bemühungen, in ihm die Erneuerung der Kirche zu fördern, fast nichts zu berichten weiß. Die polnisch-lithauische Reformationsgeschichte heischt eine eingehendere, gründlichere Darstellung der wenigen Jahre seines öffentlichen Wirkens, zählt er doch zu den ersten, die evangelische Erkenntnis dem fernen Lithauen zu bringen suchten.

Abraham Culvensis ist der Sproß des alten in Lithauen einst reichbegüterten Adelsgeschlechtes der Hadath. Sein Vater, der das Erbgut Culva unweit Kauen (Kowno) besaß, wie seine Mutter Elisabeth erzogen ihn, ihren einzigen Sohn, streng und ließen ihm den besten Jugendunterricht zuteil werden. Den Jüngling sandten sie nach Krakau[2]), um ihn auf Polens Hochschule,

---

1) R. Tschackert: Urkundenbuch zur Reformationsgeschichte des Herzogtums Preußen. Leipzig 1890. I S. 249ff.

2) So Hoppe in der oratio funebris in obitum Abrahami Culvensis. Königsberg 1547. In der Krakauer Universitätsmatrikel habe ich Abrahams Namen jedoch nicht gefunden.

die damals der namhaftesten und besuchtesten Universitäten eine war, studieren zu lassen. Hier hörte Culvensis von des Erasmus Ruhm und seiner Pflege der klassischen Sprachen, und sein Wissensdrang trieb ihn nach Löwen, wo er unter dem Humanistenfürsten die begonnenen Studien fortsetzte. Mit besonderem Eifer widmete er sich der griechischen und hebräischen Sprache, die er bald gründlich beherrschte. Neben Erasmus fesselte den hochstrebenden, für das klassische Altertum begeisterten Jüngling Goclenius, der Professor der lateinischen Sprache. Als er von Löwen nach seiner Heimat Lithauen zurückkehrte, ward er durch seine gelehrte Bildung der Stolz seines Volkes, aller Augen richteten sich auf ihn, und der Palatin von Wilna, Albert Gastold, ermöglichte es ihm, den sehnlichsten Wunsch seines Herzens auszuführen und zum Abschluß seiner Studien nach Italien zu gehen. Als Culvensis Frühjahr 1536 durch Preußen reiste, überreichte er in Königsberg dem Herzog Albrecht einen Empfehlungsbrief seines Mäcenas und erhielt von dem frommen Fürsten den Rat, nicht an Wittenberg vorüberzuziehen. Rein humanistischen Studien hingegeben, hatte Abraham bis dahin sich wenig um den weltbewegenden religiösen Streit gekümmert, im Banne des Erasmus stehend durch die reformatorischen Bestrebungen auch die schönen Wissenschaften beeinträchtigt geglaubt, jetzt beschloß er, jene Männer aufzusuchen, deren Namen in aller Munde waren, und in ihren Hörsälen sich von dem Charakter ihrer Lehre zu unterrichten. Nach einer gefahrvollen Reise, er ward unterwegs überfallen und ausgeplündert, traf er in der Elbstadt ein und ward hier am 14. Mai als der erste Lithauer an der Wittenberger Hochschule immatrikuliert[1]). Bald fühlte er sich von dem warmen religiösen Geiste, der von den Reformatoren ausging, innig angezogen, sein Leben und Streben ward verinnerlicht und vertieft, den humanistischen Interessen trat zur Seite ein neu erwachter religiöser Glaube. Unter Luthers Einfluß mußten die klassischen Schriftsteller hinter der heiligen Schrift zurückstehen.

---

1) Vergl. Förstemann: Album Academicum Vitebergense.

Doch ist es bei seinem Bildungsgange erklärlich, daß noch mehr als Luther der Humanist unter den Reformatoren, Philipp Melanchthon, Einfluß auf ihn gewann. Theologische wie klassische Vorlesungen hörte er bei ihm, Hoppe erwähnt in seiner Gedächtnisrede, daß er besonders den Aristoteles unter Melanchthons Leitung gelesen habe.

Unter dem 4. Februar 1534 hatte der streng altgläubige polnische König Sigismund von Wilna aus das Studium in der „Ketzerstadt" verboten und die meisten Polen, die in die Hörsäle der Reformatoren in jener Zeit sich drängten, unterließen deshalb, sich in das Wittenberger Universitätsalbum eintragen zu lassen. Auch Culvensis suchte gegen eine etwaige spätere Anklage sich zu decken und ging gegen Schluß des Sommersemesters auf einige Wochen nach Leipzig, wo er sich gleichfalls immatrikulieren ließ[1]). Die kurze Zeit seines Aufenthaltes reichte hin, ihn hier einem Mann näher zu bringen, dem er später in Königsberg wieder begegnen sollte, Johann Seklucyan aus Posen. War unter dem anregenden, fesselnden, geistig lebendigen Studium in Wittenberg sein Sehnen nach dem Heimatlande der klassischen Wissenschaften zurückgetreten, so brach es in Leipzig wieder mit neuer Kraft hervor. Im Herbst verließ er deshalb Deutschland und ging nach Italien. In Siena wurde er Doktor der Rechte, wahrscheinlich auch Doktor der Theologie[2]). Als er im Winter 1537/38 zurückkehrte und in Wittenberg die 1536 unterbrochenen biblischen Studien fortsetzen wollte, ward ihm die Nachricht, seine Eltern seien in den Kerker geworfen, weil sie ihren Sohn nach der ketzerischen Universität hatten ziehen lassen. Sofort ließ kindliche Liebe ihn heimkehren. Er hatte

1) Vergl. Erler: Die Matrikel der Universität Leipzig. Leipzig 1895. Wie der Brief des Culmer Bischofs Samuel Karyewoski vom 5. Dezember 1539 an den päpstlichen Legaten in Deutschland bei Theiner: Vetera Documenta Poloniae, Rom 1563 II, 527 zeigt, pflegten die polnischen Studenten häufig unter dem Vorwande eines Studiums in Leipzig nach Wittenberg zu ziehen.

2) In seiner 1543 verfaßten und der polnischen Königin übersandten Konfession schreibt Culvensis „quando insignia doctoratus accepi, commissa est mihi potestas interpretandi, disputandi, docendi scripturas".

es nicht mehr nötig, ihre Entlassung aus der Haft dem übermächtigen Bischofe abzuringen, freundliche Gönner hatten ihnen bereits die Freiheit erwirkt. Seinen Beschützer und Mäcenas Gastold hatte der Tod ihm entrissen, während er in Italien weilte, aber eine noch höhere und mächtigere Hand sollte ihn hinfort unterstützen. In der Hauptstadt Wilna stellte er sich der Königin Bona vor, und seine feine Bildung und reichen Kenntnisse gewannen ihm die volle Gunst der Fürstin. Oft zog sie ihn an ihren Hof, ermöglichte ihm durch ihre Fürsprache, Unterstützung und Empfehlung auch die Gründung einer höheren Schule in Wilna[1]). Die ersten Familien Lithauens und Kleinpolens vertrauten ihm ihre Kinder zur Erziehung an, bald waren es mehr denn 60 Jünglinge aus den vornehmsten Geschlechtern, die er die klassischen Sprachen lehrte, die er auch zu einem besseren Verständnis der christlichen Wahrheit, wie es ihm selbst in Wittenberg aufgegangen war, zu führen suchte. Frei von jeder Menschenfurcht trat er für seine evangelische Erkenntnis ein, offen sprach er gegen die Mißbräuche der Kirche, besonders scharf wandte er sich gegen das sittenlose Leben der Mönche und Priester. Vergebens mahnte die Königin[2]), die trotz ihres strengen Festhaltens an der alten Kirche unseren Humanisten ob seiner wissenschaftlichen Tätigkeit seinem Vaterlande erhalten zu müssen glaubte, zu einer milderen Sprache, im Bunde mit einigen Freunden fuhr Culvensis unbeirrt fort, auf die Mißbräuche

1) Nach Lasicki in seiner Schrift „pro Volano adversus Antonium Possevinum“ S. 15 berichtet Wengierski: „Systema ecclesiarum Slavoniae 1652 S. 74 „apud Lituanos ab anno 1539 Lutheri sectatores ex Germania vestigium posuere, autore quodam Abrahamo Culva, theologiae doctore, qui in urbe Wilnensi scholae aperuerat, in qua 60 discipulos erudiit“.

2) Über ihre Stellung zur Reformation vgl. den Brief Chr. Entfelders an Johann Laski Königsberg, den 3. März 1544 „procederet fortasse quorundam studium auspicatius, nisi Bona illa Jesabelis, malarum persuasionum sagacissima austrix, una cum suis prophetis summis viribus contra niteretur assidueque praecaveret, ne veritatis lux alicunde elucesceret. Cuius si vel scintillam aliquam micare conspiciat, non conquiescit, donec illam, quoad potest, extinguat“, Gabbema illustrium virorum epistolae. Harlingae 1669 S. 52.

hinzuweisen und den Gegensatz der römischen Lehre zur heiligen Schrift zu zeigen.

Die Geistlichkeit erkannte die Gefahr, die ihr und der alten Kirche drohte, und suchte den schriftkundigen Humanisten aus Wilna zu verdrängen, aber schützend hielt die Königin ihre Hand über ihm. Da verließ sie Mai 1542 die Hauptstadt Lithauens, um am 1. Juli[1]) an der Vermählungsfeier ihres Sohnes mit Elisabeth von Österreich in Krakau teilzunehmen, und sofort beschlossen die Gegner Abrahams diese Gelegenheit wahrzunehmen. Der Wilnaer Bischof Paul Algimunt wandte sich an den streng katholischen Sigismund I. und erwirkte ein Edikt, in dem der König Abraham gebot, sich dem geistlichen Gerichte zu stellen, vor diesem sich zu rechtfertigen und den etwa auferlegten kanonischen Strafen sich zu unterziehen. Würde er sich nicht freiwillig stellen, so sollte die weltliche Obrigkeit ihn dem Bischofe ausliefern, würde er fliehen, sollte er geächtet sein, sein Vermögen zu Gunsten des Staates und der Kirche eingezogen werden. Die Königin sah die dunkle Wolke über ihrem Schützling sich zusammenziehen, und da sie für ihn das Schlimmste befürchten mußte, riet sie ihm, sich und seinen Glauben nach Preußen hinüberzuretten. Mit schwerem Herzen schied Culvensis Sommer 1542 begleitet von seinem treuen Diener Stanislaus aus Wilkomir[2]), auch von einigen Studienfreunden und Glaubensgenossen wie Georg Zablocki[3]), der in der

1) Am 12. Juli berichtet der Bischof Samuel Maciejowski aus Krakau nach Königsberg, daß die Hochzeit aufgeschoben worden sei. Sie wurde darauf erst im Mai des folgenden Jahres gefeiert.

2) Wilkomir liegt nördlich von Wilna.

3) Da Zablocki in der lithauisch-polnischen Reformationsgeschichte ganz unbekannt ist, selbst Lukaszewicz und Bukowski nicht einmal seinen Namen erwähnen, bemerke ich, daß er in Krakau und Wittenberg studiert hat, dort als Georgius Luce de Zablocz dioc. Vilnensis unter dem 3. August 1528, hier als Georgius Sablocius Lituanus nobilis unter dem 23. November 1540 immatrikuliert worden ist. Weitere Nachrichten über sein Leben geben die im Anhange abgedruckten Urkunden. Vgl. Beilage 3, 4, 14 und 15. Nach Culvensis Tode kehrte er nach Königsberg zurück, 1546 ließ er sich hier an der Universität immatrikulieren. In den fünfziger Jahren war Zablocki Erzieher

letzten Zeit neben ihm an seiner Schule unterrichtet hatte, aus seinem Heimatlande. Seine reichhaltige Bibliothek wie sein geringes Hausgerät vermochte er noch mit sich zu nehmen.

Er war nicht der erste Lithauer, der um des Glaubens willen vertrieben in Preußen eine Freistätte und einen neuen Wirkungskreis suchte. Schon 1536 hatte ein Johann Thorthylowitz aus Samogitien zu dem Schutzherrn aller Evangelischen des Ostens sich geflüchtet[1]), aber noch hatte kein Pole oder Lithauer von so gründlicher Bildung und reichen Kenntnissen seine Dienste dem Herzog Albrecht angeboten. Bei der väterlichen Fürsorge, mit der dieser Hohenzoller seinen polnischen und lithauischen Landeskindern das Evangelium in ihrer Muttersprache nahe bringen wollte, nahm er Abraham Culvensis mit Freuden in seinem Herzogtume auf und machte ihn Johanni 1542[2]) zu einem seiner Räte. Aber das Glück, unter einem edlen Fürsten seines Glaubens leben zu dürfen, ward Culvensis durch traurige Nachrichten aus der Heimat getrübt. Seinem Vater hatte das Unglück des Sohnes, seine Verfolgung und Flucht das Herz gebrochen, er starb bald darauf, seine Mutter stand hilflos und verlassen da, von allen Seiten bedrängt und angefochten. Ihr Besitz ward als herrenloses Gut betrachtet, das ein jeder an sich reißen zu können meinte. In dieser Not wandte sich Culvensis an seine Patronin, die Königin,

---

im Hause des lithauischen Marschalls Eustachius Wolowicz und begleitete dessen Neffen und die Söhne anderer lithauischer Geschlechter, die 1560 auf Vergerios Rat zum Studium nach Tübingen zogen. Unter dem 4. März empfahl Wolowicz ihn und die Studenten dem Herzoge Christoph, und am 14. August 1560 ward er mit seinem Schüler laut Universitätsmatrikel an der Württemberger Hochschule inskribiert. In Tübingen scheint er gestorben zu sein. Schriftstellerisch hat er sich weiter nicht betätigt, wenigstens besitzen wir von ihm nur ein sechs Verse umfassendes Epitaph auf Katharina Wolowicz, das er in Tübingen schrieb. Vergl. Melchior Gedrotius: In mortem Catharinae Wolowicz coniugis generosi ac magnifici domini Petri Wesolovii, baronis a Bialostok in magno ducatu Lithuaniae. Regiomonti Borussiae excudebat Joannes Daubmannus S. B 4.

1) Vergl. Beilage 1 und 2.

2) Vergl. Tschackert II. Nr. 1464.

die ihre Beamten in Kauen auch anwies, seine und seiner Mutter Angelegenheiten wahrzunehmen. Als er Ende September aber die Nachricht erhielt, daß seine Mutter und seine Freunde ungeachtet des Schutzbriefes der Königin vom Wilnaer Bischof eingekerkert seien, litt es ihn nicht länger in Königsberg. Da der Herzog augenblicklich auf seiner Sommerresidenz Neuhaus weilte, erbat er sich von dem Burggrafen Martin Kannacher und dem Kanzler Johann von Kreitzen Urlaub und eilte mit seinem Diener Stanislaus Wilkomiriensis der Heimat zu. Noch hatte er nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, als ein dringendes Schreiben des Herzogs vom 8. Oktober ihm sofortige Rückkehr gebot; seiner Mutter würde in anderer Weise geholfen werden[1]). Mit schwerem Herzen leistete er Folge. Nur sein treuer Diener, dem Herzog Albrecht unter dem 27. Oktober einen Empfehlungsbrief an den Palatin von Troki Stanislaus Gastold, den Schwager des Nikolaus Radziwill, mitgab[2]), ging in den nächsten Wochen nach Lithauen.

In Königsberg erwartete Abraham Culvensis ein ehrenvoller Auftrag. Seit einigen Jahren dachte der Herzog daran, seinem Lande in der Hauptstadt eine gelehrte Schule zu geben, welche die fehlende Universität vorläufig ersetzen und später zur Akademie ausgebaut werden könnte, das sogenannte Partikular. In jenen Herbsttagen war das neuerbaute Gebäude für die Schule fertig gestellt, aber noch fehlte ein Leiter und erster Lehrer, da alle Verhandlungen, die bisher über die Besetzung des Rektorats gepflogen waren, zu keinem Ergebnis geführt hatten.

Der Herzog wollte den Unterricht alsbald anheben lassen und deshalb vorläufig bis zur Gewinnung eines namhaften Lehrers aus Deutschland einen Vicerektor einsetzen; als solchen hatte er aber in Übereinstimmung mit seinen ersten Räten Culvensis in Aussicht genommen. Verschiedene Umstände verzögerten den Beginn des Unterrichts um einige Wochen, erst am 11. Dezember

1) Beilage 5.
2) Beilage 6.

erfolgte die Eröffnung desselben, wobei in Gegenwart des Burggrafen, des Kanzlers und des herzoglichen Rates Kasper Nostwitz vor dem Vicerektor und den Schülern die Statuten der Schule verlesen wurden[1]). Mit aller Treue und Gewissenhaftigkeit widmete sich Culvensis seinem Amte. Der Schwerpunkt seiner Lehrtätigheit lag natürlich in der Pflege der humanistischen Wissenschaften, vor allem ließ er es sich angelegen sein, die Schüler im mündlichen Gebrauch der lateinischen Sprache zu fördern und richtete zu diesem Zwecke viele Disputationen ein, die ersten an der Anstalt, die Herzog Albrecht als ein Zeichen des Aufblühens der jungen Bildungsstätte freudig begrüßte. Von seinen Kollegen hatte Culvensis in dem Magister Johann Hoppe aus Bautzen einen treuen, lieben Freund und Mitarbeiter, während er mit dem anderen Lehrer, dem Magister Melchior Isinder aus Schweidnitz, mancherlei Kämpfe durchzufechten hatte[2]). Isinder, der auch mit anderen Lehrern in Unfrieden lebte, scheint wenig verträglich gewesen zu sein, vor allem durch unberechtigte Eingriffe in das Amt und die Machtbefugnis des Rektors Culvensis zur Klage und zu Maßnahmen wider ihn Anlaß gegeben zu haben.

Nach seiner unterbrochenen Reise nach der Heimat hatte Culvensis dem Herzog über die Lage seiner Mutter und den von neuem drohenden Verlust seines väterlichen Erbteils genauen Bericht erstattet, ihm auch die Briefe der Königin vorgelegt, deren letzter, der ihm bei seiner Rückkehr in Königsberg eingehändigt ward, bereits die Befreiung seiner Mutter meldete. Am 18. November ließ der Herzog an den Verwalter der königlichen Münze und Ratsherrn in Krakau, Jost Ludwig Dietz, seinen treuen Berichterstatter und Geschäftsträger, schreiben und ihn bitten, für den vertriebenen Glaubensbruder einzutreten, die Königin an ihr Versprechen, die Einkünfte seiner Güter durch ihre Beamten einziehen zu lassen, zu erinnern und die Über-

1) Beilage 8.
2) Töppen: Die Gründung der Universität zu Königsberg. 1844. S. 92.

weisung des Geldes nach Königsberg zu veranlassen [1]). Infolge eines rheumatischen Anfalls lag Dietz krank danieder und konnte deshalb sich nicht persönlich zu Hofe begeben. Am 18. Dezember sandte er aber seinen ältesten Sohn [2]) zur Königin, die ihr gnädiges Wohlwollen für Culvensis von neuem betätigte und alle Unterstützung versprach, jedoch strenge Verschwiegenheit forderte, damit sich der Haß der Bischöfe nicht gegen sie wende. Dringend riet sie von einer Rückkehr Culvensis nach Lithauen ab, der Wilnaer Bischof würde zweifellos ihn sofort, ehe noch die königliche Fürsprache eintreffen könnte, hinrichten lassen. Am 27. Dezember berichtete Dietz das Ergebnis der Audienz nach Königsberg, und da der Herzog ihn unter dem 14. Januar anwies, auch fernerhin das Interesse Culvensis wahrzunehmen, war er auch in den folgenden Monaten für ihn am Hofe tätig. Am

1) Vergl. Beilage Nr. 9. Über Dietz, der eine der interessantesten Bürgergestalten der polnischen Städte ist, besitzen wir leider nur die kurze, nicht immer richtig unterrichtete und urteilende Dissertation von Casimir Römer „de Jodoci Ludovici Decii vita scriptisque" Breslau 1874. D. stammte aus Weißenburg im Elsaß und hat 1507 in Krakau sich niedergelassen. Anfänglich stand er in Diensten des reichen aus Landau eingewanderten Handelsherrn Joh. Boner, später gründete er ein eigenes Geschäft, das schnell aufblühte, ward königlicher Münzmeister und Sekretär und einflußreiches Mitglied des Krakauer Rates. Schon 1528 kaufte er die große Herrschaft Wola bei Krakau. (Über ihn s. Bartolomäus in der A. M. 1898. S. 49 ff.)

2) Er hieß wie sein Vater Jost Ludwig. Mit seinem jüngeren Bruder Hans ward er am 26. Mai 1528 und gegen Ende des Jahres 1534 bei der Krakauer Universität immatrikuliert. Während Hans im Herbst 1540 in diplomatischen Geschäften an den Hof König Ferdinands ging und von dort Studien halber nach Italien, am 28. Mai 1541 schreibt er aus Padua: „cum indignum videretur amplius in aula serenissimi Romani regis cum tempore (quod irrecuperabile est) tantam pecuniarum iacturam facere, accepto tandem a parente meo paterno consilio ac impetrata ab eadem regia maiestate ad tres annos ab aula discedendi benigna licentia Venetias et Paduam sum profectus ea ratione, ut visis etiam illis partibus cum linguae latinae exercitatione et italicam addiscam" unterstützte Jost Ludwig den kränkelnden Vater. In der polnischen Reformationsgeschichte ist er bekannt als ein Förderer der evangelischen Lehre im Krakauer Distrikte. Auf seinem Gute Wola war der bekannte Gregorius Pauli Pfarrer. Als dieser Sommer 1562 zu den Antitrinitariern überging, trat Dietz wider ihn auf und hielt zu seinen Gegnern Sarnicki und Sylvius. Vergl. Opera Calvini XIX Nr. 3938. Er starb auf dem Reichstage zu Thorn am 24. November 1576.

22. Februar 1543 antwortet er nach Preußen: „Doctor Abrahams sachenn will ich in acht haben, gern darin was muglichenn thun, dieweyll ich sehe, das meine gnedigste fraw[1]) die sachen auch nyt ungewogen."

Tief schmerzte es Culvensis, in seiner Heimat infolge der Verfolgung durch den Bischof Paul Algimunt vogelfrei zu sein, und gern hätte er es gesehen, wenn unbefangene gerechte Richter zwischen ihm und dem Bischofe auf Grund der heiligen Schrift entschieden hätten. Er schrieb in diesem Sinne an die Königin, stellte zu seiner Rechtfertigung und Verteidigung auch ein kurzes Glaubensbekenntnis auf, das er durch den Druck jedermann zugänglich machte[2]). Aber alle seine Bemühungen nach einem gerechten Gerichtsverfahren waren vergeblich, selbst die Königin konnte ihm dazu nicht verhelfen. Aber wenigstens sollte ihm die Erlaubnis werden, zeitweise in Lithauen weilen zu dürfen. Am 6. Mai wurde die schon für das vergangene Jahr in Aussicht genommene Hochzeit des jungen Königs mit Elisabeth von Österreich in Krakau endlich gefeiert, und zu den Festlichkeiten war neben vielen anderen Fürsten auch Herzog Albrecht erschienen[3]). Mit Dietz, den wir in jenen Tagen viel um ihn sehen[4]), hatte er eine Besprechung über weitere Schritte zu

1) Die Königin.

2) Neudruck bei Tschackert III, Nr. 1543.

3) Nach Bock: Leben und Thaten Albrechts des Ältern, Königsberg 1750 S. 238 ist Albrecht am 29. April in Krakau eingetroffen. Da Tschakkert für diese Reise des Herzogs kein Itinerarium bietet, bemerke ich, daß die Rückreise Ende Mai erfolgte über Sccymin (29. Mai), Quirnewitz (Skierniewice) Sochaczew (4. Juni), Wyszogrod an der Weichsel (6.—8. Juni).

4) Dietz überreichte ihm unter anderem ein Straßburg, den 4. März 1543 datiertes Schreiben Kaspar Hedios und ein Exemplar seiner Ausgabe der Chronik des Abtes von Ursperg, die der Straßburger Theologe dem Herzog Albrecht gewidmet hatte. Im Hause des Dietz schrieb er am 23. Mai seinen Dank nach Straßburg. Zu dem Briefe Hedios an Herzog Albrecht vom 10. April 1546 schreibt Voigt (Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten mit Herzog Albrecht. 1841 S. 335) und Tschackert III S. 121 „aus unbekannten Gründen hört mit diesem Schreiben die Korrespondenz Hedios mit Albrecht auf." Ich bemerke hierzu, daß sämtliche Briefe über Krakau durch Dietz Hände gingen und durch dessen Tod am 26. Dezember 1545 die Korrespondenz

Gunsten Culvensis und bat darauf persönlich für ihn den alten König um einen Geleitsbrief zum Besuche seiner Heimat. Die Königin schloß sich der Bitte des Herzogs an und ihrem vereinten Drängen vermochte Sigismund I nicht zu widerstehen. Als ferner im August der junge König Sigismund August mit seiner Gattin nach Wilna übergesiedelt war und von seinem Vater das Großfürstentum Lithauen zur Verwaltung überwiesen erhalten hatte, vergaßen die preußischen Gesandten, die im September nach Wilna gingen, der Hauptmann von Caimen im Samlande Andreas Rippe und der herzogliche Rat Johannes Lohmüller nicht, auch von Sigismund August für Culvensis einen freien Geleitsbrief zu erwirken[1]).

Ohne für sein Leben fürchten zu müssen, durfte Culvensis an eine Reise nach seiner Heimat denken, auch seine heißgeliebte Mutter wiederzusehen hoffen. Auch der Herzog konnte ihm Urlaub gewähren, da der gelehrte Mediziner Johann Brettschneider aus Wittenberg, unter dem 14. August von Luther empfohlen, Mitte September nach Königsberg gekommen war und sich bereit erklärt hatte, Culvensis in seinem Amte zu vertreten[2]).

---

abgebrochen wurde. Hedio scheint die Nachricht vom Tode Dietz erst spät erhalten zu haben, da er noch am 10. April des folgenden Jahres den oben erwähnten Brief ihm sendet mit der Bitte, ihn nach Königsberg weiter zu befördern. Wiewohl seine Söhne Jost Ludwig und Hans Dietz am 29. April dem Wunsche des Straßburger Freundes ihres Vaters nachkamen, sich somit zu weiterer Übermittelung der Korrespondenz erboten, war ihr doch der Lebensnerv unterbunden.

1) Vergleiche Beilage Nr. 11. Anfang August war Sigismund August nach Lithauen aufgebrochen, unter dem 27. dieses Monats beglückwünscht ihn Herzog Albrecht zu seiner glücklichen Ankunft.

2) Wenn Tschackert I, 250 schreibt, „Culvensis war nicht im Stande, das Partikular in eine ruhige gedeihliche Entwicklung hineinzuleiten und Streitigkeiten, welche unter den Lehrern ausbrachen, zu schlichten, 1543 übernahm daher der Mediziner Brettschneider die Leitung der Anstalt“, so ist dies nur zum Teil richtig. Nur die Vertretung des in die Heimat reisenden Culvensis hat Brettschneider übertragen erhalten, nur „auf eine kurze Zeit verordnete ihn der Herzog zum Aufseher der Schule“. Die Schuld an den Streitigkeiten unter den Lehrern am Partikular weist auch Tschackert Isinder

Am 6. Oktober beantwortete der Fürst Luthers Empfehlungsschreiben für Brettschneider und am folgenden Tage schreibt er für Culvensis an den Statthalter von Samogitien und Starosten von Duzmiany Johannes Bielewicz und bittet ihn, sich seines treuen Dieners annehmen, mit Rat und Tat seine Angelegenheiten fördern und ihn vor allen Anfeindungen schützen zu wollen. Über Culvensis Reise und seinen Aufenthalt in Lithauen habe ich leider nichts ermitteln können, auch vermag ich nicht sicher zu sagen, wann er nach Königsberg zurückgekehrt sein mag. Erst im April des nächsten Jahres, da er für den Pfarrer von Lyck Stanislaus aus Krakau eine Fürbitte an den Burggrafen Martin Cannacher richtet[1]), taucht sein Name in den preußischen Urkunden wieder auf. Ich vermute deshalb, daß er ein halbes Jahr in seiner Heimat geblieben ist und bei seiner Rückkehr das Rektorat am Partikular durch den bisherigen Professor der Beredsamkeit in Frankfurt a. d. Oder, den preisgekrönten lateinischen Dichter Georg Sabinus, Melanchthons Schwiegersohn, besetzt fand. Es bedeutete für ihn kein Opfer, die provisorische Leitung der Anstalt aufzugeben und nur als Lehrer neben anderen am Partikular zu wirken, konnte er doch jetzt seine ganze Kraft der Lehrtätigkeit widmen, auch der lithauischen Schüler, die der Klang seines Namens nach Königsberg gelockt hatte[2]), sich besser annehmen! Mit Seklucyan aus

---

zu. Daß der Herzog Culvensis nur Vicerektor sein ließ, am 6. und 7. Oktober 1543 Kamerarius aus Leipzig bezw. Joh. Spangenberg aus Nordhausen oder Joh. Gigas aus Züllichau zu Leitern der Schule gewinnen wollte und am 16 März 1544 dem Sabinus das Rektorat übertrug, zeugt von keiner Unzufriedenheit Albrechts mit der Tätigkeit des lithauischen Humanisten. Es war für den Herzog selbstverständlich, an die Spitze der jungen Schule und Universität einen Gelehrten zu stellen, dessen Name in Deutschland weithin berühmt war, und der den Ruf der jungen Pflanzstätte wissenschaftlichen Lebens neben den älteren deutschen Hochschulen begründen konnte.

1) Vergl. den Brief bei Tschackert III, S. 67.

2) Die Königsberger Universitätsmatrikel weist unter dem Jahre 1544 allerdings nur vier Studenten auf, die als Lithauer bezeichnet sind, Joannes Zaphisska, Joannes Adamus, Joannes Schuka Wilnensis und Mathiaeus Paulus. Es scheint, als ob die Söhne der lithauischen Magnaten, welche den Edelknaben

Posen, der während seiner Lithauer Reise in Königsberg eine neue Heimat gefunden hatte, erneuerte er den vor acht Jahren in Leipzig geschlossenen Freundschaftsbund.

Als im Sommer das Partikular zur Universität umgewandelt wurde und am 17. August die feierliche Eröffnung der Akademie erfolgte, trat Culvensis als Lehrer in die Artistenfakultät ein und erhielt die erste Professur der griechischen Sprache, außerdem las er hebräische Grammatik und interpretierte die Psalmen[1]). Mit einem Kolleg über griechische und hebräische Grammatik und seinen Lieblingsdichter Hesiod eröffnete er seine Vorlesungen. Da kam gegen Ende des Jahres 1544 sein Freund Georg Zablocki, der Herbst 1542 in Polen ein Lehramt gefunden, jetzt aber wegen seines Bekenntnisses zum Evangelium von neuem hatte flüchten müssen, nach Königsberg und drang in Culvensis, ihn nach Lithauen zu begleiten und dort gemeinsam mit ihm unter dem Schutze einiger reformatorisch gesinnter Großen mit den Vertretern des alten Dogmas zu disputieren und durch Predigten den Samen der reinen Gotteserkenntnis weithin in Lithauen auszustreuen. Um so lieber ging Culvensis auf seine Bitten ein, als er gern seine hochbetagte Mutter wiedersehen wollte. Der Magister Jakob Mittag übernahm seine Vorlesungen an der Universität[2]), der Herzog gewährte ihm Urlaub, ließ auch für ihn am 2. Januar 1845 einen Empfehlungsbrief an Nikolaus Radziwill schreiben. Am 10. Januar empfahl er Culvensis Freund Zablocki demselben Magnaten, am 14. auch dem polnischen Großen Fabian von Zemen.

---

des Herzogs eingereiht wurden und an der Universität studierten, sich nicht inskribieren ließen. Am 18. August 1543 dankt der Statthalter Samogitiens Johannes Bielewicz dem Herzoge, daß er seinen Sohn Nikolaus in Königsberg aufgenommen habe und studieren lasse, aber seinen Namen habe ich in der Universitätsmatrikel nicht gefunden.

1) Vergl. den Brief, den Wilhelm Gnapheus Königsberg den 14. Juli 1544 an Laski richtete: Theologus quidam Lithuanus auspicatus est Psalterii interpretationem. Gabbema: Epistolae. Harlingae 1669 S. 29.

2) Vergl. Mittags Anschlag an das schwarze Brett der Universität unter dem 30. Juni 1545: „Passus sum mihi etiam lectionem grammatices et Hesiodi imponi partim precibus d. Abrahami motus, partim publicae utilitatis causa".

Einige Tage weilte Culvensis in seinem Elternhause und freute sich des Wiedersehens mit seiner Mutter, dann führte ihn sein Glaubenseifer nach Wilna. Hier predigte er viele Wochen unter großem Zulauf, Tausende zog der Ruf seines Namens und das Sehnen nach dem lauteren Gotteswort zu ihm, auch disputierte er wie Zablocki mit den Vertretern der alten Kirche über die strittigen Glaubensartikel. Ende April befiel ihn ein leichtes Unwohlsein. Oder war es das erste Zeichen einer schwereren Erkrankung? Der Arzt, den er zu Rate zog, gab nach Ansicht der Mutter unseres Lithauers, bestochen von seinen Gegnern, den Anhängern der skrupellosen römischen Hierarchie, ihm statt der kräftigenden Arznei ein schleichendes Gift[1]), das seine Kräfte schell verzehrte. Noch konnte er sich aus Wilna in sein Elternhaus schleppen. Unerachtet der aufopfernden Pflege seiner unglücklichen Mutter und Verwandten, trat keine Besserung ein, bald ahnte Culvensis, daß seine irdischen Tage gezählt seien. Der Glaube, der seit seinem Studium in Wittenberg sein Leben durchstrahlte, verklärte auch seine Sterbestunde. Als er seinen Tod nahe fühlte, bat er alle seine Verwandten und Freunde zu sich und tröstete sie über seinen Heimgang. Auf sein Grabmal wünschte er sich als Inschrift die Worte seines evangelischen Bekenntnisses: „Ich glaube eine Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben.“ Da er voraussah, daß der Haß der Römischen ihn, den evangelischen Glaubenszeugen, bis über den Tod hinaus verfolgen und seine Beisetzung in der Gruft seiner Väter in der Kirche nicht gestatten würde, bekannte er, für die Seele sei es gleichgültig, wo der Leib verwese. Ließe sich eine Bestattung in der Kirche nicht ermöglichen, so möchte man ihn auf einem Hügel, nahe bei dem Hause begraben. Hier werde er ruhen bis zur Ankunft des Weltenrichters, der zwischen ihm und seinen Feinden richten und ihn recht-

---

1) Auch Wigand berichtet in seiner kurzen Biographie Culvensis, „cum in patriam negotiorum causa excurreret, veneno clam e medio sublatus dicitur“. Vergl. Tschackert III, S. 281.

fertigen werde. Darauf ließ er die Seinen die Psalmen singen, die er selbst in das Lithauische übersetzt und sie gelehrt hatte. Unter ihren Gesängen ist er in der Frühe des 6. Juni 1545 sanft entschlafen[1]).

Am 15. Juni sandten seine Mutter und die Stadthalter Samogitiens Johann Bielewicz und Johann Kmita den treuen Diener Stanislaus nach Königsberg, meldeten den Tod seines Herrn und baten den Herzog um Ordnung und Regelung des Nachlasses[2]). Bereitwilligst gewährte der edle Fürst ihnen diese Bitte. Seiner Fürsorge für die arme schwergeprüfte Mutter verdanken wir ein Verzeichnis des Nachlasses, das durch die genaue Beschreibung der Bibliothek Culvensis von besonderem Werte für uns ist[3]). Am 29. Juni beantwortet der Herzog die Todesanzeige[4]), der Mutter spricht er sein herzliches Beileid aus und mahnt sie, die Prüfung ergeben und demütig zu tragen[5]).

Der treffenden Charakteristik, die Tschackert von Culvensis giebt: „Frömmigkeit ist der Grundton seines Lebens gewesen, Reinheit des Wandels und Unbescholtenheit des Charakters zeichneten ihn aus und ein reger wissenschaftlicher Sinn und zäher Fleiß machten ihn auf vielen Gebieten zum Meister" habe ich wenig hinzuzufügen[6]). Ein warmes Glaubensleben und ein heiliger Drang, dem Vaterlande die Reformation zu bringen, innige vor keiner Gefahr, keinem Opfer zurückschreckende Liebe zu den Eltern, ein unermüdlicher wissenschaftlicher Eifer und nie rastender Fleiß, ein vielseitiges Interesse, das alle Fächer

1) Ob der Brief, den Bischof Speratus Marienwerder, den 1. Mai an ihn richtete und in dem er ihn um einen tüchtigen evangelischen Prediger für die lithauischen Ansiedler in Preußen bat, ihm noch auf seinem Sterbelager übergeben worden ist, vermag ich nicht zu sagen.

2) Vergl. Beilage 16.

3) Vergl. Beilage 20.

4) Vergl. Beilage 18.

5) Vergl. Beilage 19.

6) Wigand nennt ihn „homo sane pietate constans, gravis excitati ingenii, in quo singularis candor atque integritas fuit; superbiae, arrogantiae impietati hostis adversissimus".

des Wissens umfaßte, vereinigten sich in ihm und machten ihn zu einem liebenswerten Menschen, frommen Theologen und gründlichen Humanisten, zu einer der edelsten Gestalten der polnischen Litteratur- und Kirchengeschichte. Welchen Segen hätte er seinem Vaterlande bringen müssen, wäre ihm ein längeres Leben beschieden gewesen! Um so schwerer war der Verlust, der durch seinen Tod die polnische und lithauische Reformation traf, als vier Wochen vor ihm am 13. Mai, schon der erste Professor der Theologie in Königsberg, der Lithauer Stanislaus Rapagelan (Rapailowitz)[1]) gestorben war und niemand die doppelte Lücke, die der Tod binnen eines Monats gerissen, ausfüllen konnte. Allgemein war die Empfindung, wie viel man in ihm verloren habe, und wenn wir über die Trauer unter den Evangelischen in seinem Vaterlande auch keine nähere Nachricht haben[2]), so sind wir über den Schmerz, der in Königsberg herrschte, und die warme liebevolle Erinnerung, die man hier ihm bewahrte, um so besser nnterrichtet. Seine beiden Freunde und Kollegen an der Universität, der Magister Johann Hoppe und der Jurist Christoph Jonas ließen ihm im Dom einen Grabstein setzen, der nach dem Wunsche des Sterbenden die Inschrift trug: „Credo remissionem peccatorum, carnis resurrectionem et vitam aeternam. Amen.“ Es folgten dann noch die Verse:

Praematura tulit Culvensis fata Abrahamus,
Qui coluit pura religione deum.
Hic in gymnasio doctoris munere functus
Stemmate et ingenio clarus et arte fuit.
Ossa tegit tristis, genuit quae Littava tellus,
At mens cum Christo non moritura manet[3]).

1) Siehe Beilage 21.

2) Doch wird auch von seinem Tode gelten, was der Krakauer Buchdrucker und Gelehrte Bernhard Wojewodka unter dem 10. Juni von dem des Rapagelan schreibt: „Stanislaum Rapagelanum meum amicissimum fatis concessisse vitamque cum morte commutasse cum mihi Seclucianus scripsisset, adeo sum consternatns, ut vix potuerim hiscere dolens, quod nostra expectatio tam cito evanuit“.

3) Vergl. Lilienthal, Beschreibung des Thums, 1716 S. 57 f. und Gebser und Hagen, der Dom zu Königsberg, II. S. 203.

Am ersten Jahrestage seines Todes hielt Hoppe seinem Freunde eine glänzende Gedächtnisrede, in der er seines Bildungsganges und seiner Gelehrsamkeit, seiner tiefen Frömmigkeit und seines lauteren Charakters und seligen Sterbens gedenkt. 1547 ließ er sie im Druck ausgehen und widmete sie unter dem 26. Juni dem Oheim seines Freundes, Michael Jußkewitz Culvensis[1]). Am Schlusse des Büchleins bringt Hoppe zwei weitere ähnliche Epitaphinschriften:

Culvensis iacet hic Abrahamus morte peremptus,
Qui pura coluit religione deum,
Et qui gymnasio doctorum munere functus
Ingenio clarus, clarus et arte fuit.
Quae genuit tellus fovet hunc Lithuana sepultum
Condita sunt patrio frigida membra solo.
Dulcibus ast Abrahae recubans Abrahamus in ulnis
Gaudet et aeterna pace quietus agit.

Und wiederum:

Hic, Abrahame, iaces, tua conditur inclita tecum
Virtus, nobilitas, ars et ab arte decus.
Hic tua summa fides, hic sedula cura docendi
Hic iacet et parva contumulatur humo.
Terra fovet gelidos exhausti corporis artus,
At mens cum Christo non moritura manet.

Beilagen.

I.

Herzog Albrecht an Paul Speratus.

Wir geben euch gnediger meynung zu erkennen, das wir Johan Thorthylouwitz etwan pfarrer Schylelycensis in Samaiten, welcher vmb des gotlichen worts willen sich von dannen gehn der Tilsit begeben vnnd ein zeitlangk sich aldo bey dem pfarrer enthalten, welcher jnen vor from redlich vnd tüchtig achtet,

1) Joannes Hoppius Budissensis: Oratio funebris in obitum nobilis ac clarissimi viri doctoris Abrahami Culvensis Lithuani, professoris in academia Regimontana Prussiae. Anno 1547. Mense Junio.

auch der polnischen, lateinischen vnd lithauischen sprach kundig, ein zeitlangk zu Insterburgk zu pleiben vnd zu predigen zugelassen haben, wiewol wir jnen villieber zur Lick, do wir dan dasselb kirchspiel vnd die arme leut mit einem dergleichen geschickten mahn auch gern vorsehn wissen wolten. Doch mit diesem bescheidt, wan wir jnen daselbst hin haben wollen, welchs er bewilligt sich dahin gen der Lick begeben williglich geprauchen will lassen. Derohalben ist vnser gnedigs begeren an euch, jr wollet ob ihr irgends einen geschickten, der der polnischen vnd littauischen sprach erfaren, bey euch zuwegen zupringen wist, vns demselben vfs fürderlichst herabschicken, damit wir jnen gehn der Lick zuordnen, auch vleis anwenden, ob einer zu bekomen wer vnnd was ir in diesem vhal thun kundt, auch auszurichtenn vermeint oder wist, vns vffs fürderlichst wie oben vermelt darnach haben zu richten, verstendigen.

II.

Herzog Albrecht an Adam Hanuszewitz.

Generose nobilis dilecte. Tametsi communi christianae pietatis commiseratione desolatis omnibus et iniuria oppressis, quantum in nobis est, gratiose subvenire cupimus, attamen privato quodam et singulari affectu ducimur ac iudicio nostro ex officio principis christiani tenemur his prae caeteris subvenire, qui religionis praecipue nomine citraque aliam culpam lacessiti fuerint minus iuste. Cumque huius modi molestatis ex hominibus sacerdos quidam Joannes nomine Thorthylovitz, pastor quondam ecclesiae Szylelycensis, conscientiae et fidei sub gratia, quo liberiori deo spiritu servitutem impenderet, ecclesiam suam resignando ad nos concessit locumque nostro in principatu consistendi haud difficile impetravit, inspecta eius libertate, quam habere praetendit nemini vobiscum servitute esse obstrictum. Is nobis tandem conquestus est, se cuidam nobili Stephano Vithkovitz pecuniam certam nempe duodecim marcas bona fide mutuo dedisse, quas ei ut fidum debitorem deceret, rependere negligit et

prorsus recusat, nullam aliam assignans causam nisi quod praefati Joannis in ecclesia successorem huius modi pecuniam arrestasse dicit. Ad quam tamen pecuniam nec ipse nec quisquam alius ius se habere probabit. Sed quia praedictus nobilis Vrae Dnis sub dicione et potestate existit, gratiosa et amica erga Vram Dnem peticio est, quatenus Vra Dtio cum eo agere imo praecipere et mandare velit, quo praedicto Joanni debitam pecuniam absque damno rependat . . . . Dat. e Regiomonte 29. Maii 1536.

III.

Herzog Albrecht an den jüngeren König Sigismund August.

Honestus atque doctus Georgius Lithuanus Zablocius, praesentium exhibitor literarum, mihi aliunde, ut eum clementia amplecti omnibusque in rebus honestis et licitis ad ipsius instantiam promovere dignarer, diligentur commendatus est. Porro cum propter multas sane egregias causas tum etiam propter linguae Polonicae cognitionem sub nullius regis quam Smae Mtis Vrae Riae imperio libentius versari servireque ipsi animus sit, humiliter me oravit, vellem illum Smae Mti Vrae Riae commendare, quo Cracoviae vel alias aliquo muneri praecipue scholastico adhiberetur. Ego vero quandoquidem literis omnibusque literatis tanquam ornamento et subsidio rerum publicarum unice faverem, eius petitioni libenter acquievi atque eo libentius cum eius eruditatem maxima ex parte ante perspexerim, quapropter Smae Mti Vrae Riae praedictum Georgium ut hominem doctum et probum humiliter commendo dediteque oro, ut eum scholastico aliquo officio adhiberi curet, pluribus eum commendarem, ni superacaneum iudicarem. Scio enim Smam Mtem Vram Riam omnium studiosorum fautorem et patronum esse singularem. Quidcunque sic regii beneficii acceperit, erga Smam Mtem Rram Vram omnibus sine dubio et corporis et animi dotibus sedulo et humiliter demereri conabitur. Christus Smam Mtem Vram Riam in Nestoreos usque annos prosperrimam omnique ex parte foelicissimam conservare dignetur. Datae e Regio Monte 16. Augusti 1542.

IV

Herzog Albrecht an Thomas Sobocki[1]).

Vnnsern grus zuuorn. Edler vnd erentvhester besunder lieber. Wir wollen euch jhnn gnaden nicht bergenn, das vns gegenwertiger zeiger zuerkennen gegeben, welcher gestalt ehr aus seinem vaterlandt Lithawenn des waren allein seligmachenden worthes halbenn vertrieben vnnd ein weyl zeit im elende gewesen, nun aber vnangesehen des obgemelten sich gegen Krackaw daselbst vmb dienst sonderlich einenn schulenn dienst vmzusehenn zu begebenn bedacht, vns darauff embsigs vleiß angelanget vnd gebethenn, wir woltenn jnen an könig, die junge koe Majt zu Polenn zu vnserem gnedigen herrnn vnd lieben Ohaym verschreybenn. Dieweyl wir dann denn loblichen freyen kunsten mit allenn gnadenn vnd diejenigen, welche denselben anhengig genediglichenn zufurderen gewogenn, haben wir jnenn nicht allein an die Köe Majt hochgemelt verschreibenn wollenn, sondernn ist auch an euch als denn wir solchenn leuthenn geneigt wissenn, vnnser ganntz genedigs synnen, jr wollet vnbeschwert sein vnd bey Kör Majt vmb vnseretwillen gedachtem Georgio Zablocio gutwillige furderung beweysenn, damit ehr ethwann zu eynem ehrlichenn dinst gebraucht werden vnd eynenn zimlichen nottdurfftigenn vnderhalt habenn möge. Das sein wir mit genediger wolthath widerumb zubeschulden vnnd abzunemen gewogen. Dat. Königbergk, denn 23. Augusti 1542.

Ein ähnliches Schreiben sandte der Herzog an demselben Tage an Gabriel Therla.

V.

Herzog Albrecht an Abraham Culvensis.

Redeuntibus nobis de nova domo arce nostra burggravius et cancellarius te propter certas et urgentes causas veniam petiisse atque hinc abiisse nobis retulerunt. Omnibus autem conditionibus et qua ratione tibi venia abeundi concessa sit, te

1) Über Thomas Sabocki vergl. Beilage IX.

minime latere putamus. Porro cum nobis subito negocia quaedam acciderint, in quibus tua opera opus habeamus, postulamus, ut lectis his nostris literis amplius nusquam procedas, sed confestim ad nos revertaris neque te moveat, quod fortasse dimidium iam iter confeceris vel etiam mater tua, cui propter periculum, in quo esse dicitur, ut aequum est, subvenire conaris. Cogitavimus enim et deliberavimus de alio sine dubio convenientiori eam liberandi illique subveniendi modo speramusque consilium nostrum prosperrime successurum. Quod faxit deus opt. max., quapropter sine ulla mora et exceptione redeas postulamus. Dat. 8. Octobris 1542.

VI.

Herzog Albrecht an Stanislaus Gastold.

Honestus Stanislaus Vilcomeriensis praesentium literarum exhibitor propter negotia quaedam haud levia in Lithuaniam missus est. Cum autem fieri posset, ut in experiendis iis opera et auxilio Magtiae Vrae, in quam post deum multum spei collocat, opus haberet, summis atque humillimis nos oravit precibus, vellemus illum Magtiae Vrae commendare. Cui petitioni uti iustae pro officio nostro libenter acquievimus, amice diligenterque petentes Magtia Vra si quando opus fuerit vel nostro nomine dicto Stanislao Vilcomeriensi plenam in omnibus hoc tempore fidem adhibere ac ad ipsius peticionem auxilio consilioque adesse et quaere dignetur. Factura in hoc pro officio suo rem sese dignam nobis gratam omni amica clementia agnoscendam. Christus Magtiam Vram quam diutissime prosperrimam ac felicissimam conservare assumat. Dat. e Monteregio 27. Octobris 1542.

VII.

Herzog Albrecht an Jobst Ludwig Dietz.

Edler, lieber getrewer. Wir wollenn euch jhnn gnadenn nicht pergenn, das der achtbare vnnd hochgelert Abrahamus der freyen kunst doctor, welcher ein gebornner Lithaw vnnd

warlichenn ein fromer gelerter man ist, vonn denn bischoffenn vnnd prelathenn des großfurstenthumbs Litthawenn darumb das ehr dem allein seligmachendenn wortt gotts anhengig vnd durch seyne allmechtigkeit desselbenn warheitt erkanndt dermassenn verfolgt, das er bemelt sein vatterlandt ein weylzeitt gemiden vnd sich bey vns vnderhaltenn, daneben das die bemelten bischoffe dahin getracht, wie jme seyne gutther genommen werden mechtenn. So hatt jme doch die konigin vonn polen, vnnsere gnedigiste frawhe, mittlerzeit geschriebenn vnnd sich königlich erbethenn, die gutther jhn jrer ko^{r} Maj^{t} genedigenn schutz zunemen vnd jm die nutzung vonn denselbenn genediglichenn zu vberantwurtten zu lassen. Weyl wir aber ewer person dem gotlichenn wortt, auch den liebhabernn desselbenn gantz geneigt wissenn, haben wir auff sein embsigs anlangenn nicht vnderlassenn wollen derhalbenn an euch zu schreyben, begeren vnd synnen demnach an euch gantz genediglichenn, jr wollet den armen bedruckten frommen bidermann jn anmerkung seyner itzigen verfolgung zutrost bei ko^{r} Maj^{t} hochgemelt vorfurdern, damit er solche nutzung bekhomme vnnd auch dasselbe, das ire könig^{e} Maj^{t} ime schicken wirt entpfahenn, vnnd alsdann solchs alhere verfertigen, nichts mynder sonstenn seyner sachenn ihm besten bey konig^{er} Maj^{t} gedenken vnd vorstellenn. Das seint wir nebenn dem das es ein werck, damit die christliche brüderliche liebe bewiesenn, in gnadenn anzunemenn vnnd zu erkhennen gewogen. Dat. Königspergk, den 18. Novembris 1542.

VIII.

Protokoll über Eröffnung des Particulars.

Anno 1542 den 11. tag deß monats Decembris ist obgemelte fundation des partikulars aus F. D. beuelch im beiwesenn irer F. D. dartzu verordneten rethe als nemlich deß Burggrafen, Kanzlers, Kaspar Nostwitz vnnd Hansenn Harthemus dem doctor Abraham magistro vnnd pacalaurien, als deme so die schulen befohlen, nicht minder den schülern sampt andern communen,

wes sich ein jedes teil vermog der fundation halten solle, offentlich abgelesenn vnnd publiciert worden.

IX.

Jobst Ludwig Dietz an Herzog Albrecht.

. . . . . . Belangend den handel mit dem hern Abraham Culvensi habe ich auff 18. mein son zur d. Königlichen Maj[t] gesandt, Euer F. D. schreiben derhalben an mich gethan ins Latein interpretiert vberantwurtet vnnd dabey, was mich zu der sachen dienstlich gedeucht, handeln lassen. Was ich darauff zur antwurt erhalten, ist mit vleis, wie es ire Maj[t] mundlich geredt, auff ingelegten zedl geschriben, allein dises mit willen vnnderlassen, was ihre Maj[t] für vrsach habe, solchs der nutzung halben nit baldt geschehen muge, Nemlich das ire Maj[t] begert, die ding in geheim gehalten würden, damit seine widersacher nit crucifige vber ire Maj[t] schrein. Dieweil ich aber merkh ire Maj[t] dem man nit vngenedig, bin ich gueter hoffnung, so ich mit irer Maj[t] selbst zue reden kam, den sachen ein leidtliche moß zue erhalten. Es ist auch nicht fürtreglich von dem wort des hern zue hanndeln durch die, so von der oberkheit nit erfordert vnnd die gegen sich zue bewegen, die einer weder lernen soll noch straffen kan, wer wan zue vil scharff für dem gemeinen mann die oberkheit on beuelch anzugreiffenn, gibt den zuehorenden grosse ergernus, denen so damit gemeint kein besserung, denn sie horendts nit vnnd wirt alweg mit mereren zuegelegten hinfür gebracht, das hab ich aus teglicher erfarung. E. F. D. ist wol bewußt, das meine genedigste fraw, die konigin ein sinreiche kluge kunigin ist, die vnnder andern genotigen dingen dises, so nit das wenig ist, auch verstet, das etliche ding in sollchem volckh mit weniger beleidung ein zeit noch geduldet wann on recht gesetzten grundt schnell zue vberstossen sein. Es mag mir Eur F. D. glauben, das man das wort gottes also gewaltig bey vnns prediget als es in einer kirchen der christenheit geprediget mag werden, man verschonet

niemandt vnnd hatt ein christliche weis niemandt zu schelten, sonnder jedermann vnnder dem sussen joch des hern zue erhalten, niemandt auszuetilgen, alle menschen zu bessern, es horen allein einen man teglich vil tausent menschen, vnnder den auch beider standts die großen prelaten vnnd hern begriffen, allein mein gn. her ertzbischoff ausgenommen, welcher auch jmmer nit fast frisch ist vnnd lest aber sein hochwirdigst genadt der warheit, die also on lesterung gepredigt, jren freyen gang, wie vil es die auch anfechten, so in irem sinn die gelertesten beim Aristotele, der Logica vnnd Vesori super Donatum jmmer fort anhangen, aber dises kunfthige gesprech wirdt in dem vnnd andern grosse verenderung geben.

Es hat Euer F. G. guet wissen, das negst vergangen zue Peterkhaw ein sinodt gehalten worden ist, so schickh ich Euer F. D. hiebei ein oracion daselbst gehalten, daraus auch was abzuenemen ist. Hiebey hatt Euer F. D. die andtwurt ann die konig[e] Maj[t] zu Dennemarkh, die hab ich durch mein son aufgericht, denn ich selbst gen hoff nit kann . . . .

Auff 19. hatt die Konig[e] Maj[t] die woyewodschafften deren siben gewariert haben, vergeben. Die hechst vnd best zandnerische woyewodschafft hatt man geben herrn Jan grafen zue Thentzin, dessen son bey Euer F. D. gewesen ist, sein castellanat Woynicen., das er vor gehabt, hatt man geben dem hern schatzmeister, der ist vor castellanns Radomien. gewesen, palatinatum Syradien., das er vor gehabt, hatt man hern Andrea graffen zu Gorkha geben, sein castellaney zu Posen hatt man hern Opalinski, der jungen Kunig. Maj[t] hoffmeister geben, der ist vor castellanus Gnesnen. gewesen, palatinatum Russiae hatt man hern Odrowasch geben, der was vorhin palatinus Podoliae, denselben palatinatum Podoliae hatt man dem hern Tworowski geben, einem veinen haubtmann, palatinatum Belzensem hatt man dem hern haubtman von der Colomey, dem weidlichen ritter, so man nennet choraczicz Jazlowyeczky, palatinatum Mazoviae hatt man hern ertzbischoffs bruder geben, palatinatum Lancicien. hatt man geben dem hern Kosczyelyetzky, der vor

Brzescensis war, denselben palatinatum hatt man geben dem hern Chodzyesky, palatinatum Ravensem hatt man geben castellano Plocensi, palatinatum Iunivladislaviensem hatt man geben eim jungen hern Koschyelyetzky, ist vorhin gewesen succamerarius des reichs, ist ein weiter sprung vber alle castellan ein woywodt zue werden, aber das cammermeister ambt hatt järlich 500 gulden einzuekhommen vnnd dise woyewodschafft 0.

Das bißtumb von der Koya ist noch nit vergeben, hatt vil competitores, man versicht sich, es werdt es der herr Sobotzky, der ko^n Maj^t schenkh bekhommen, ein fein jung gelert man, wol deutsch vnnd welsch zue sambt fein polnisch beredt, ist Melanchtonischer zucht vnd auch gemut[1]. Der almechtige will Euer F. D. in langwiriger gesundtheit vnnd gluckhlichem regiment vnnd mich in Euer F. D. genaden erhalten. Datum zur Krakha den 27ten Decembris 1542. Euer F. D. gantz dienstlicher Jost Ludwig Dyetz zu Wolya etc.

Der eingelegte Zettel enthält folgende Niederschrift. Sacrae Reginalis M^tis Poloniae etc. dominae et dominae nostrae clementissimae perlectis literis illustrissimi principis et domini domini in Prussia ducis etc. domini mei graciosissimi in causa eximii viri d. Abrahami Culvensis scriptis et ad ea, quae Jostus L. Decius per filium eius Maiestati ea in re significavit, benigna responsio.

Dicas patri tuo, rem istius viri boni sic habere. Quando venit ex Italia, quoniam meae est dicionis in dominio Kawnensi, ad me venit et certe, quia eruditus iuvenis fuit, fui et ego illi graciosa, et frequenter me adiit incepitque multos filios nobilium apud se fovere, interea temporis quaedam dixit et loquebatur, quae non erant dicenda. Ego illum saepius admonui, ne illa faceret, solebat namque de sacerdotibus et clericis nonnulla dicere, multorum postea in se odium attraxit et praesertim d. episcopus Vilnensis maximo illum odio prosequebatur. Ego tandem videns

1) Thomas Sobocki hat 1525 in Wittenberg, wo er am 10. Juni immatrikuliert ist, studiert.

haec iussi illum abire in locum aliquem, ubi tutus vivere posset, propterea quod, cum ego debueram ex Lithuania abire, non potuissem illum tueri. Ille iussu meo discessit et ivit in Prussiam scripsitque ad me ex Prussia res suas in districtu Kawnensi sibi acceptas esse. Ego statim his auditis ad officiales meos Kownenses, quoniam districtus ille in mea potestate est, scripsi cupiens ex eis scire, quare illius bona accepissent; illi mihi iterum significaverunt, nulla illius bona esse accepta, sed dominus episcopus Vilnensis incarceravit matrem suam et amicos illius adegitque matrem praefatam ad iuramentum, ne ullas unquam a filio sua acciperet vel aliquas ad eum ipsa mulier paupercula daret literas. Ego ad dominum episcopum Vilnensem scripsi, cur ipse subditos meos ita molestaret, ad quos nullam haberet iurisdictionem, non condemnatos neque iure convictos incarceraret.

De proventibus autem hoc cito fieri non potest propter causas etc.

Et ita dicas patri tuo, ut scribat domino duci Prussiae, quod illum apud se teneat, nam ille voluit in Lithuaniam domum suam ire et metuendum est, ne illum comburant vel suspendant, nec dimittat, etiam si debeat nolentem in cathena retinere. Nam certe illum comburerent vel suspenderent, antequam ego rescirem.

X.

Herzog Albrecht an Jobst Ludwig Dietz.

Wir haben gantz gerne vernommen, das ir des d. Abrahams sache so ganz vleissig vnd nicht onhe frucht bei der kon^{en} Maj^{t} ausgericht. Weill es dan auf deme stehet, das noch ferner trosts zur sachen, begeren wir mit allen gnaden, ir wollet nach ewerm hohen von gott verlihenen vorstand in diesem handell noch hinfort das beste thuen, als der die bequemste weis, zeit vnnd maß zutreffen weis, damit dem guten man möchte gerathen werden. Das wirt er alles seines vermögens vmb euch vnd die eweren vordienen, so beschicht vns daran zu sondernn gefallenn. Er wirt auch nach kon^{er} Maj^{t} willen diese ding in gebürender

geheimb halten, damit disfals nicht nachteil zu befurchten. Wir sind auch mit euch einig vnd befinden, das nicht an allen orten mit ausbreitung gotliches worts vnnd der straff inn geistlichen vnd weltlichen dingen recht maß gehalten, welchs wir nicht loben können. Wollen aber den waren gott bitten, er wolle allen predigern seines heiligen evangelii benedeiung vnd solchen geist geben, damit sie das alleinseligmachende wort dermaßen furen vnd dem volck furtragen, das es zur besserung gereiche, frucht bringe vnd in allen menschen christliche vnd rechte erkentnus becrefftige. Daneben ist vns in rechter warheit eine hertzliche frolockung davon in haus kommen, das wir vermerkt, der ware gott also vill vleissiger zuhörer bei euch verleyhet vnd das liebe wort zu predigen auch die hohen heupter mit angezeigter maß gestatten, zudeme das wir vormerkt, die könig[e] Ma ire hohe weißheit als woll inn heiligen gotlichen, als anderen heilsamen dingen mit sonderer beschedenheit vernemen lest . . . Dat. 13. Januarii 1543.

XI.

Andreas Rippe und Johannes Lohmuller an König Sigismund August.

Post humillimam ac debitam nostrorum servitiorum commendationem cupimus S. R. M. V. nomine et commissione illustrissimi principis ducatus Prussiae non latere. Postquam doctor Abrahamus, R[iae] M[tis] V[rae] natus subditus inclyti magni ducatus Lituaniae, modo vero dicti ill. principis servitio obstrictus, vir eruditione haud vulgari aliisque praeclaris virtutibus praeditus, intellexerat, eundem illustris. principem nos ad S. M. R. V. destinare constituisse, eidem ill. principi humiliter supplicavit, ut sua ill. d. vellet certa quadam et percreta intercessione per nos destinatos nuntios illum apud S. R. M. V. commendare ac significare, quod ille idem Abrahamus absque ullo suo demerito hactenus per aliquod tempus se extra dictum magnum ducatum, dulcissimam suam patriam

paternosque et haereditarios lares, continere coactus sit, quam humillime suo nomine supplicando, et S. R. M. V. pro sua regia virtute ac pietate in innocentes et fideles subditos suos dignaretur eum una cum matre sua extremo senio consecta ac bonis suis paternis et haereditariis in regiam suam protectionem suscipere et susceptum retinere, prout hoc latius in eadem sua supplicatione continebatur. Quandoquidem ill. princeps noster haud immerito suis fidelibus servitoribus semper cupiat clementer consultum suaque ill^ma d^io ante haec ad dicti doctoris Abrahami instantiam apud S. seniorem R. M. ad faustissimas celeberrimasque R. M. V. nuptias pro eodem similiter intercesserit, ac desuper votivum clementissimumque a seniore R. M. obtinuerit responsum, ut R. S. M. promitteret ad amplissimos ordines huius inclyti magni ducatus scribi demandare, ut eundem doctorem Abrahamum in eodem magno ducatu libere morari, ire ac redire permitterent, non potuit sua ill^ma d. dicti Abrahami precibus non clementer annuere. Quare nos immeriti oratores et nuntii praefati ill. principis commissione eiusdem ill. d. suae ac praefati doctoris Abrahami nominibus S. R. M. V. supplicamus quam humillime et instantissime, ut S. quoque R. V. M. ex singulari sua regia clementia dignetur benignissime concedere, ut saepe dicto doctori Abrahamo liceat, sub R. M. V. sacris diplomatibus seu litteris autenticis et sigillatis ac regia sua protectione libere absque ullo discrimine et impedimento corporis et rerum suarum dictam carissimam suam patriam, parentem paternosque lares, quando et quotiescunque sibi opus et oportunum fuerit, invisere illicque morari, ire redireque fructusque paternae suae haereditatis absens, praesens percipere possit, et valeat nobisque easdem literas liberi commeatus seu passus tradi, facere eidem perferendas, quandoquidem supradictus ill. princeps summo studio, nos vero una cum dicto Abrahamo subditissimis servitiis nostris erga eandem R. M. V. promereri recompensareque studebimus. S. R. M. V. humillime subditi et servitores Andreas Rippe, capitaneus Caymensis. Johannes Lohmuller.

XII.

Herzog Albrecht an Johann Bielewicz.

Magnifice et generose. Cum honestus atque doctus fidelis nobis dilectus Abrahamus utriusque iuris doctor propter certa quaedam tam publica quam privata negotia in patriam suam proficisci in animo haberet, petiit a nobis, ut eum Mag^{iae} V^{rae} commendaremus. Cum autem praedictum doctorem Abrahamum propter fidelia eius servitia ac diligens in rebus nostris procurandis studium plurimum diligamus, petimus a V^{ra} M^{tia} etiam atque etiam, velit eundem nostro nomine commendatum habere eique in negotiis nostris ac suis consilio atque re adesse ab omnique iniuria protegere atque defendere. Si qua simili in re aut maiore etiam V^{rae} Mag^{iae} gratificari poterimus, dabimus operam, ne studium et diligentiam nostram desideretis. Haec certo sibi Mag^{ia} V^{ra} persuadeat nobis hoc officium tam gratum fore quam gratissimum, ipse quoque Abrahamus omni debita submissione erga Mag^{iam} V^{ram} promereri studebit. Datum Regiomonti 7. Octobris 1543.

XIII.

Herzog Albrecht an Nikolaus Radziwill.

Venerabilis ac doctissimus fidelis nobis dilectus Abrahamus Culvensis doctor saepe apud nos non modo virtutes Mag^{iae} V^{rae} eximias et heroicas, sed etiam de propensa in nos voluntate ac mirifico studio praedicare solet, quantaque Mag^{iae} V^{rae} apud omnes sit auctoritas. Quibus rebus fretus sperat se Mag^{iae} V^{rae} opera, quod vult quodque aequum iustum est, facile obtinere posse. Cum itaque is negocia sua in Lithuania habeat nosque illi clementer consultum cupiamus, Mag^{iam} V^{ram} vehementer petimus, ut dicti Abrahami matrem desertam et desolatam viduam negociaque sua omnia commendata sibi habere sicque dare operam velit, ut res negotiaque sua integra conservet neque detrimenti quid inde capiat. Hoc officium deus abunde Mag^{iae} V^{rae} renumeraturus est, tum dictus Abraham in perpetuum propterea eidem

erit devinctior et nos amicis studiis promerebimur. Bene feliciterque Mag^{ia} V^{ra} valeat. Dat. Regiomonti. 2. Januarii 1545.

XIV.

Herzog Albrecht an Nikolaus Radziwill.

Etsi nobis minime dubium est Mag^{iam} V^{ram} etiam sine nostra commendatione bonis ac honestis hominibus sua ope, auxilio et autoritate adesse solere, attamen ut intelleximus nobilem ac eruditum sincere nobis dilectum magistrum Georgium Sablocium a quibusdam suis adversariis sine causa male accipi ac indigne tractari, facere non potuimus, quin ad V^{ram} Mag^{tiam} eius nomine scriberemus eumque V^{rae} Mag^{iae} protectioni ac patrocinio committeremus. Qui cum literarum bonarum studio suum animum excultum reddiderit atque praeter singularem morum modestiam pietatis syncerae sit amantissimus, dignum eum profecto existimamus, cuius patrocinium a principibus viris suscipiatur atque contra vim iniustam et violentiam malevolorum defendatur. Proinde V^{ram} Mag^{iam} tanto studio, ut maiore non possumus, amice ac obnixe rogamus, ea cum ipsius magistri Georgii indigna fortuna commota tum nostra commendacione, quam non parum ponderis apud eandem Mag^{iam} V^{ram} habituram confidimus, adducta eundem magistrum Georgium nostro nomine commendatum habere inque suorum clientum numerum recipere ac contra violentiam malevolorum ac inimicorum sua autoritate defendere, breviter talem se erga eum ostendere velit, ut is intelligat hanc nostram commendationem non vulgarem exstitisse eamque illi apud Mag^{iam} V^{ram} magno adiumento fuisse. Quae spes eum ne fallat, magnopere rogamus idque nos erga V^{ram} Mag^{iam} vel maiori officiorum genere amice promerebimur . . . Dat. Regiomonti. 10. Januarii 1545.

XV.

Herzog Albrecht an Fabian Zemen.

Edler vnd ernvhester besonder lieber.

Wir wissen euch genediger meynung nit zubergenn, das vns gegenwertiger zaiger, der achtbar vnd wolgelarte vnser

lieber besonder magister Georgius Sablot jnen ahn euch zu uorschreybenn jns demütigiste anlangenn lassenn, verhoffend solchs jme zutreglich vnd nutzlich sein solle. Weyl wir dan vermerkt, das gemelter magister Georgius ein wolgeschickter man, der sich vff guthe kunste sehr bevliessen vnd daran keyn mühe noch gelt gespart, aber durch etliche als der der reynen lere anhengig sein soll, verfolget wirt, so haben wir jme solche furschrifft ahn euch nicht abzuschlahen gewust, sonder die mit gnaden gern geben lassenn. Ist demnach ahn euch vnser genediges synnen vnd begeren, jr wollet vmb vnserret willen berurten magistrum Georgium ihn zimblichenn vnnd billichen also vill thulich bey kon[er] Ma[t] vnnserm gn. herren vnd andern hohen stenden, do ir es fur ersprießlich achten thut, furderlich vnnd sunst rethlich auff sein ansuchen vnd bitten erscheinen, damit er für seinen abgarstigen desto sicher sein möge, auch hirin vnserm genedigen vertrauen nach, daran wir dan mit nichts zweifeln, wilferig ertzeigen, das sein wir umb ewer personn ihn allenn gnaden anzunemen gewogen. Data Königſpergk. 15. Januarii 1545.

XVI.

Johannes Bielewicz und Johannes Kmita an Herzog Albrecht.

Dignetur V[ra] Cels[do] scire, quod nobilis regiae maiestatis eximius vir d. doctor Abrahamus, qui V[rae] Cels[nis] munificentia aliquot annis utebatur, ipse his temporibus reversus in patriam ac aliquot hebdomadas morbo gravi detentus, tandem die sexta mensis Junii ante solis ortum extremum diem vitae suae certe cum ingenti dolore omnium nostrum suorum amicorum christianice clausit. Quia autem is praedictus piae memoriae nobilis ac eximius vir contulerat se ad V[ram] Cels[nem] ac proficiscens detulerat secum non parvam supellectilem librorum, vestium et caeterarum rerum, quam postea nihil dubitamus non modice ex munificentia V[rae] Cels[nis] eum adauxisse, dum vero modo isthinc a V[ra] Cels[ne] in patriam rediret, eam omnem supellectilem ibi reliquit, mater itaque suae nobilitatis videlicet eximii viri ac

famuli haud infidelis V^{rae} Cels^{nis} modo defuncti, cum sit sub patrocinio nostro, qui modo sumus ex mandato regiae maiestatis vicem tenentes capitanei Samogitiensis, venit ad nos obsecrans, ut V^{ram} Cels^{nem} super hac re rogaremus, quo V^{ra} Cels^{do} eius viduitatis commiserescens ac filii ipsius servitia humillima in recenti memoria servans misereri dignaretur eamque omnem supellectilem ei ut integre redderetur. Mandare V^{ra} Cels^{do} dignetur, ne misera vidua iam orbata unico filio etiam illius rebus in maiorem cordis sui dolorem privetur. Quare et rogatu ipsius misimus in hoc negotio cum literis nostris ad V^{ram} Cels^{nem} hunc adolescentem Stanislaum Vilcomiriensem famulum nostrum, qui olim fuit illi egregio viro famulus et hac ratione V^{rae} Cel^{ni} non ignotus, ut ita V^{ra} Cels^{do} eam supellectilem facilius restituere viduae lachrymanti dignaretur. Quapropter rogamus V^{ram} Cels^{nem} pro ista et cum ista vidua, ut V^{ra} Cels^{do} dominus piissimus atque iustissimus eius misereri dignetur per eundemque famulum nostrum ei omnem supellectilem relictam a filio restituere non dedignetur. In quo nihil dubitamus V^{ram} Cels^{nem} non aliter facturam. Tandem nos ipsos clementissimae gratiae V^{rae} Cels^{nis} commendamus. Datum Wydukli[1]) 13 mensis Junii 1545 V^{rae} Cels^{nis} regiae maiestatis subditi Joannes Bilewicz et Joannes Kmytha gubernatores terra Samogitienses obsequentissimi.

XVII.

Elisabeth Hadathowna an Herzog Albrecht.

Ille haud infidelis V^{rae} Cels^{nis} famulus et, quem V^{ra} Cels^{do} loco filii semper adamavit, meus infoelix natus doctor Abrahamus, postquam reversus est ad me a V^{ra} Cels^{ne} mox, ut opinor die quarto, ah infortunium, Vilnam proficiscebatur futurus adiutomento cuidam magistro tunc pro veritate evangelica cum magistris spiritualibus illic decertanti. Postea illic agenti, dum ei nescio

---

1) Widuklew oder Widuckle in Samegitien unweit von Rosienie hatte noch 1704 eine evangelische Kirche. Vergl. Lukaszewicz, Geschichte der reformierten Kirche in Lithauen II S. 73.

quid levis morbi suboriretur, et volenti mederi physicus, quem consuluit, pharmacum ei porrexit. Hic itaque metuo, illustrissime dux, ne pro pharmaco venenum, ut est audacia nostrorum episcoporum, infelicissimo iusserint porrigi. Nam reversus domum statim graviter decumbebat et paulo post mors subsecuta est, et nihil dubito, illustrissime princeps, quin ad incrementum meorum dolorum illi ipsi non siverint defunctum in templo sepiliri, sed eiecerunt in campum, ut hoc pacto et mihi dolores augerent et ei dedecens pararent et amatoribns veritatis territamentum exhiberent. Ah deus omnipotens, vide meos labores, dolores considera et festina ad vindicandam me miserrimam mulierculam. En carnifices atrocissimi non sunt contenti, quod vivente meo amato filio furiam suam indicendis modis efflamaverant, sed etiam in mortuo atque ipso funere voluerunt se satiari. Agite, sanctissimi, cum iam habetis eum vobis expositum, convertite eum in vestrum, qui vobis videtur, commodissimum usum. Saltem me sinite dolorosissimam eius matrem meis satiari lachrymis! Ah fili mi, praestitisset, si nunquam reversus esses ad matrem, praestitisset, nunquam venisses in patriam, praestitisse, nunquam reliquisses tuum herum clementissimum vel verius tuum patrem aut plus quam patrem! Adhuc superstes esses, adhuc de te bona laetaque audirem, non tam cito adhuc factus esses cibus semper desideratus istis vocacissimis lupis veritatis, qui te propter veritatem odio habuerunt, non tam cito contristasses meam defessam aetatem tuo tam lachrymabili fato. Sed sit modus lachrymarum et tantum est, illustrissime princeps, de immaturo obitu filii mei. Nunc autem restant gratiae V^{rae} Cels^{ni} pro donis et beneficiis, quae in meum natum ac pariter in me eius matrem a V^{ra} Cels^{ne} cumulatissime collocata sunt, haec autem ipsa si enumerare deberem, et sermo et tempus me deficeret. Ex quibus tamen hoc unum et ex animo praefabor V^{ram} Cels^{nem} meum natum loco filii amavisse et ideo minus mihi sufficere ad agendas debitas V^{rae} Cels^{ni} gratias, verum deus, qui est renumerator talibus benefactoribus, ipse rependet V^{rae} Cels^{ni}. Praeterea dignetur V^{ra} Cels^{do} scire, quod domini gubernatores terrae Samo-

gitiensis d. Joannes Bielewicz et d. Joannes Kmytha causa precum mearum miserunt isthum adolescentem Stanislaum Vilcomiriensem, olim famulum filii mei, ad V^{ram} Cels^{nem} cum literis suis interpellantes pro me, ut supellex relicta filii mei apud V^{ram} Cels^{nem} mihi restitueretur. Quare rogo V^{ram} Cels^{nem} dominum clementissimum atque ducem iustissimum, dignetur V^{ra} Cels^{do} supellectilem mei nati per hunc adolescentem mittere. Ego autem pro omnibus beneficiis V^{rae} Cels^{nis} partim in filium meum partim in me ipsam collatis sedulas preces ad deum omnipotentem fundendas polliceor, ut V^{ram} Cels^{nem} diu foeliciterque in imperio sedentem clementer et conservare et gubernare et provehere dignetur. Tandem me commendo clementiae V^{rae} Cels^{nis}. Datum Culvae 15. mensis Junii anno domini 1545. V^{rae} Cels^{nis} Elizabeth Hadathowna mater doctoris Abraham fidelis et assidua ad deum exoratrix.

XVIII.

Herzog Albrecht an Joh. Bielewitz und Joh. Kmita.

Literas vestras 13. mensis Junii Widukli datas accepimus, quae nobis non mediocrem maerorem attulerunt, quippe ex quibus cognovimus eximium ac eruditum nobis fideliter dilectum doctorem Abrahamum sexta die huius mensis extremum suum clausisse diem, quod nobis quidem tristissimum accidit. Erat enim ea doctrina, eruditione, iis etiam moribus praeditus, ut ipsum nostrae recens instauratae academiae magnopere profuturum speraremus. Cum autem deo opt. max. sic visum sit, ut ipsum ex hac terrena momentanea plena tristitiae et aerumnarum vita ad perpetuam felicitatem et gaudia nunquam interitura evocaret, nos quoque omnipotentiae dei, qui dixit omnes capillos capitis nostri numeratos esse et eorum sine voluntate patris coelestis nullum decidere, hoc totum committimus certi, quod ipsum propter propagationem et confessionem verae religionis cum omnibus sanctis in die iudicii maxima cum laetitia visuri simus. Quod ad supellectilem illius attinet, etsi citra vestram intercessionem matri cognatisque

proximis dicti doctoris Abrahami facile libenterque concessuri essemus, vestris tamen moti precibus diligentius exsequendum id curavimus dedimusque operam, ut per praesentium ostensorem Stanislaum Vilcomiriensem universam supellectilem, quae reliqua fuerit post solutum aes alienum, quodquod ab ipso d. Abrahamo, dum hic ageret, contractum est, acciperet. Dat. Regiomonti 29 Junii 1545.

XIX.

Herzog Albrecht an Elisabeth Hadathowna.

Honesta et sincere nobis dilecta. Literas vestras tristitiae et doloris plenas non sine magna animi affectione accepimus, ex quibus non modo eximii sincere nobis dilecti d. Abrahami iuris utriusque doctoris lamentabile fatum cognovimus, verum etiam quod vos ex immatura eiusdem morte tanquam mater de salute filii merito sollicita acerbum vulnus acceperitis. Quae res aetati vestrae, quae per se satis aerumnarum secum adfert, gravissima est. Utinam autem diutius hoc vitae curriculum nobiscum vivere potuisset. Sperabamus enim mediante dei gratia eruditionem et doctrinam eius, qua certe non vulgari erat praeditus, non tam rei publicae quam scholasticae nostrae iuventuti ac recens instauratae academiae maxime profuturam. Cum vero summi parentis, in quo vivimus, movemur et sumus, ea voluntas sit, ut communem mortalium legem nemini evitare liceat, sed quandocumque nos vocavit deus, hinc continuo emigrandum sit, non est, cur ob eam universi mortalium generis conditionem inter tam densa iuvenum ac senum funera tantopere animo discruciemur. Ferendum enim est, quod mutari non potest. Consolemur nos eo, quod de Davide scriptum legimus. Cui simulatque pueri, quem unice diligebat, mors renunciata est, confestim solo se erexit, pulverem abstergens lotus et mutato vultu alacris ad epulas accessit. Id factum mirantibus amicis inquit, spes erat fore, ut meo luctu flexus deus puerum meum servaret, nunc nullis lachrimis ille ad nos revocari potest, nos ad illum brevi properabimus. Itaque quo inevitabilius

fatum est, eo magis orandus est deus, ut adversam hanc sortem et tristem casum patienti et moderato animo tolerare possimus, praesertim cum illud solaminis habeamus certaque nobis spes supersit nos ex hac vita omnium periculorum, morborum et miserarum plena ad aeterna gaudia emigrare. Quod vero tantopere animum vestrum excruciat, filio unico pietatis et doctrinae christianae studiosissimo sepulturam in coemeterio, quem locum papistae et alii verae doctrinae adversarii conservatum habent, negatam esse atque cadaver in campum pro explenda sua libidine odio veritatis eiectum, non est, cur ob id tantum tristemini, cum constet eum propter cognitionem, propagationem et confessionem verae et sacrosanctae religionis etiam inter vivos existentem a persecutione non fuisse liberum, ut non mirum, si etiam in demortui cadaver saeviant nonnulli, quibus nihil aeque ac piis hominibus insultare cordi esse solet. Et quamvis in loco prophano sepeliri opinione hominum corpori molestum sit, animae tamen, quae iamdudum beata quiete fruitur, aeque est salutare. Neque enim dubitamus a deo summo pontifice nostro conservata esse omnia, et certum est eundem vestrum filium, etsi hoc loco putrescat, cum omnibus sanctis aeterno piorum consortio in sinu Abrahae laetitia ineffabili perfrui. Cuius ut vita sancta et irreprehensibilis fuit, ita procul dubio ex his miseriis et aerumnis evocatus veris apud deum patrem nunc affluit gaudiis. Porro quod tantas nobis habetis gratias pro beneficiis filio vestro collatis, iis certe opus ad nos non erat. Quidquid enim factum a nobis est, totum id laborum, officiorum ac studiorum suorum praemium fuit, daturique fuissemus operam, si diutius superstes fuisset, ne quid de clementia nostra desiderasset. Supellectilem apud nos relictam, quam a nobis remitti petivistis, praesentium exhibitori Stanislao Vilcomiriensi una cum eiusdem inventario, quod legitimum et iustum esse duceremus, ad vos transvehendam dedimus. Si quid porro clementiae vobis exhibere possumus, dabimus operam, ne quid in nobis desideretis. Ex Regiomonte 29. Junii 1545.

XX.

Inventarium omnium librorum et supellectilis d. doctoris Abrahami.

Textus iuris civilis in 4 partes.
Plinius. Livius.
Platonis opera graece.
Aristoteles in duas partes graece.
Homerus cum commentario.
Dioscorides graece et latine.
Laurentii Vallae opera.
Apuleius cum commentario Beroaldi.
Prutenicus libellus.
Aristoteles de historia animalium.
Paraphrasis in duas epistolas Petri.
Urbani grammatica graeca.
Aristophanes graece.
Lactantius.
Hesiodus cum commentario.
Ptolomaei geographici libri.
Commentarius in Hesiodum.
Joannes Huß.
Xenophontis opera in duas partes.
Luciani una pars.
Epitome historica Vadiani.
Cicero de senectute et somnio Scipionis.
Hesiodus.
SyntaxisPhilippiMelanchthonis
Quaestiones musicae.
Tragoediae Euripidis.
Euripidis Rhesus.
Aesopus graece et latine.
Psalterium Pomerani.
Theocritus.
Dictionarius hebraicus.
Sophoclis tragoediae.
Ptolomaeus cum tabulis.
Isocrates. Varro.
Grammatica hebraica.
Cato de re rustica. Columella.
Ph.MelanchthonusinDanielem.
Aristotelis ethica latine.
Dionysius.
Quaestiones dialecticae.
Erasmus de servo arbitrio.
Theocritus cum commentario.
Grammatica graeca Ph. Melanchthonis.
Grammatica graeca Munsteri.
Grammatica graeca Ph. Melanchthonis.
Plutarchus de educatione liberorum.
Ph. Melanchthon in orationem pro Milone.
Polonicus libellus.
Oratio de vita Aristotelis et de interdicto esu carnum.
Epistolae Hieronymi.
Tabulahebraicaconiugationum.
Valla in Novum Testamentum.
Valerius Maximus.

Paradigmata Ciceronis.
Polybius graece.
Statuta regni Poloniae.
Physica Aristotelis.
Quaestiones de anima.
Postillae latinae. Virgilius.
Tabula in grammaticam hebraicam.
Grammatica Cingularii.
Horatii epistolarum libri duo.
Dialectica Ph. Melanchthonis.
Psalterium graecum et hebraicum.
Cato. Glarianus.
Physica Alberti Magni.
Acta Ratisbonensia.
Nicander graece.
Ph. Melanchthonis dialectica.
Francisci Philadelphi epistolae.
Avicenna. Priscianus.
Anatomia. Arcula.
Mappa magna.
Hesiodus.
Grammaticorum graecorum liber.
Grammatica Diomedis.
Ph. Melanchthon de anima.
Annotationes in institutiones Justiniani.

Supellex.

4 cantari.
1 sponda.
1 pelvis cum mantile.
2 orbi (?)
1 candelabrium.
1 mensa.
1 cista.
1 lectus.
1 scutella.
3 pulvinaria.
2 sediles.
1 tapetum.

Herzog Albrecht an den Marschall von Lithauen Nikolaus Radziwill.

Mag[tiam] V[ram] celare non possumus, quod rev. ac doctissimus fidelis nobis dilectus Stanislaus Rapagelanus in academia nostra Regiomontana theologiae professor subiectissime nobis retulit ac non sine quaerimonia significavit de iniuriis et gravaminibus parenti suo Georgio Swiatzko Rapailowitz a Mag[tia] V[ra] illatis vehementer etiam atque etiam suppliciter petens, ut Mag[tiae] V[rae] ea de re scriberemus, ne illi porro intollerabilia onera praeter ius et fas imponeret imponive permitteret. Cum igitur praedicto doctori Stanislao multis magnis et iustis de causis clementer faveamus, praetermittere non potuimus, quin

ipsum sui voti compotem redderemus, clementer postulantes ac petentes, Mag^{tia} V^{ra} non modo ab iniuriis hactenus illatis et porro inferendis desistere velit, verum etiam nostro sibi nomine Georgium Swiatzko commendatum habere eoque favore, quem quilibet dominus suis subditis debet, prosequi causisque suis iustis ac aequis tueri ac manu tenere dignetur. Dat. Regiomonti 26. Januarii 1545.

XXII.

Herzog Albrecht an Nikolaus Radziwill.

Praesentium literarum exhibitor Nicolaus de nova natione, Stanislai Rapagellani theologiae olim in academia nostra Regiomontana professoris consobrinus, ad nos venit conquerens se a ditionis Mag^{tiae} V^{rae} subditis magnam iniuriam pati idque humiliter etiam atque etiam a nobis petiit, ut illi ad Mag^{tiam} V^{ram} literas commendatitias daremus, ut eo facilius Mag^{tiae} V^{rae} auxilio, ope et auctoritate interposita ius suum obtinere posset. Cum itaque laudabilis memoriae d. doctor Stanislaus nostrae universitati feliciter instauratae multum sua opera in studio profuerit, non potuimus praedicto Nicolao commendationem nostram denegare, praesertim cum tantopere eam a nobis peteret et causae suae illam multum profuturam speraret. Clementer igitur postulamus, Mag^{tia} V^{ra} velit huic inopi suo auxilio subvenire eiusque causam suscipere et defendere, nihil enim magis pium, nihil generoso viro magis dignum, quam miseris succurrere, illos consilio et re iuvare . . . . Dat. 4. Junii 1545.

XXIII.

Herzog Albrecht an Nikolaus Radziwil.

Literas Mag^{tiae} V^{rae} Vilnae 21 mensis Junii datas, quibus nobis fratrem eximii fidelis nobis dilecti Stanislai Rapagellani theologiae doctoris pie defuncti commendat, utque illi relicta eius bona tradi iubeamus petit, accepimus. Etsi autem nos non tantum V^{rae} Mag^{tiae} commendatione, quae quidem apud nos merito

plurimum valet, verum etiam ipsa rei aequitate adducti libenter ac benigne id faceremus, attamen tantum aeris alieni, quod doctor Stanislaus in instruenda re domestica ac comparanda supellectile nec non coemendis libris contraxerat, atque ipse multis praesentibus in extremo tempore vitae se debere testatus est, relictum est, ut etiam illius magnitudo relitorum bonorum pretium longe supersit, ut taceamus relictae illius viduae nullo dotalicio, ut moris est, esse prospectum. Qua de causa qui a fratre eius huc missus fuerat animadvertens in haereditate plus incommodi propter aes alienum quam commodi inesse, eam adire noluit. Dat. Regiomonti 4. Septembris 1545.

XXIV.

Nos Albertus dei gratia Marchio-Brandenburgensis in Prussia dux etc omnibus et singulis, cuiuscumque dignitatis, gradus, status aut conditionis fuerint, ad quos hae nostrae literae pervenerint, primis vero iis, quorum interest, notum esse cupimus, quod discretus Joannes Radzwilowitz in plenipotentia nobilis Pauli Rapagelani nos adierit petens, ut relicta eximii fidelis nobis dilecti d. Stanislai Rapagellani theologiae doctoris non ita dudum vita functi bona ad praenominatum fratrem Paulum iure haereditario devoluta sibi tradi mandaremus. Quod quidem cum ipsa rei aequitate tum singulari clementia, qua in dictum Stanislaum fuimus, adducti fieri iussimus. Cum autem non tantum harum terrarum consuetudine, verum etiam omnium gentium iure constitutum sit, ut qui commodum cupit, idem et onus ferat, atque praedictus Joannes Radzwilowitz intellexisset aes alienum, quod doctor Stanislaus et instruenda re familiari ac comparanda supellectile nec non coemendis libris contraxerat, bona ipsa haereditaria superare, quin etiam viduae eius dotalicio non esse prospectum, eandem doctoris Stanislai praedefuncti nomine fratris haereditatem adire recusavit et renuit animadvertens eam sibi maiori incommodo quam commodo futuram. Atque ut huius rei sibi testimonium daremus, quoquomodo res se haberet, saepedictus

Joannes obnixe petiit. Quod quidem ei ut non iniquum petenti non gravatim dedimus, quemadmodum etiam hisce literis nostris patentibus illi id datum volumus. In cuius rei evidens signum ac testimonium secretum nostrum hisce est subimpressum. Dat. Regiomonti.

XXV.

Herzog Albrecht an Johann Bielewicz.

Magnifice ac generose singulariter nobis dilecte. Cum in ducatu nostro Prussiae propter obitum quorundam praedicatorum et verbi divini ministrorum aliquot parochiarum officia hoc tempore vacent et pastoribus careant, nobis autem, quod sine ostentatione dictum volumus, non minimae curae sit, ut subditi nostri noticia Christi servatoris nostri imbuantur, quapropter Mag^tiae^ V^rae^ filium praesentium exhibitorem, ut quantum fieri posset, nobis aliquot doctos et linguae Lithuanicae peritia instructos viros adduceret, isthuc ablegavimus clementer etiam atque etiam petentes, Mag^tia^ V^ra^ filium suum in hoc delegato sibi negotio diligenter iuvare idque studio, cura et industria sua efficere velit, ut aliquot eruditos ad praedicandum dei verbum et reliquum ecclesiae munus idoneos homines istinc consequamur. Id nos clementer et amice erga Mag^tiam^ V^ram^, quam Christo observandam committimus, promerebimur. Dat. Vilnae. 8. Maii 1546.

XXVI.

Herzog Albrecht an Martin Mosvidius[1]).

Honeste et erudite sincere nobis dilecte. Commisimus eximio ac doctissimo nostro physico Johanni Bretschneydero medicinae doctori, ut nostro tibi nomine, quae et nostra et tua non parum

1) Mosvid ist laut Matrikel erst nach diesem herzoglichen Schreiben an der Königsberger Universität inskribiert worden, am 5. April 1548 ward er zum Baccalar promoviert. Schon 1547 gab er einen Katechismus und ein Gesangbuch in lithauischer Sprache heraus. Vergl. Tschackert III. S. 176. Einen Neudruck dieses Katechismus und Gesangbuches bietet Bezzenberger, Littauische und lettische Drucke des 16. Jahrhunderts Göttingen 1874. Seinen lithauischen

interessent, referret. Quapropter clementer a te postulamus, ut primo quoque tempore huc ad urbem nostram Regiomontanam accedas dictumque doctorem Bretschneiderum adeas, auditurus ex eo quae de animi nostri sententia et voluntate ispse tibi exponet. Ea in re nobis tam gratum feceris, quam quod gratissimum dabimusque operam, ut clementer a nobis compensetur. Bene vale. Ex Regiomonte 8. Junii 1546.

XXVII.

Herzog Albrecht an Stanislaus Kieyzgalo.

Accepimus Mag^{tiae} V^{rae} literas per concionatorem eiusdem d. Laurentium[1]) nobis redditas, quibus ille de meliore nota commendatur nobis. Quod quidem supervacaneum reputavimus, illud enim persuasum sibi Mag^{tia} V^{ra} habeat, nos non modo verbi dei ministros et praecones singulari voluntate et clementia complecti, verum etiam omnes bonarum literarum studiosos nobis esse commendatissimos. Essemus igitur ipsum Laurentium, si commodum ei fuisset ac integrum, diutius hic retenturi, nisi Mag^{tia} V^{ra}, ut ipsum istuc remitteremus, petiisset. Et quoniam intelligimus, eum in magno ducatu Lithuaniae hoc praesertim nataliciorum Christi tempore non mediocriter nec a paucis desiderari, noluimus ei, quonimus ad suam vocationem redire tempore possit, impedimento esse, praesertim cum posthoc saepius ad nos sit commeaturus. Dat. Regiomonti 20. Decembris 1546.

XXVIII.

Herzog Albrecht an Stanislaus Kieyzgalo.

Significavit nobis spectabilis ac eruditus magister Fridericus Staphilus, academiae nostrae Regiomontanae professor theologicus

---

Ambrosianischen Lobgesang, der 1549 bei Weinreich erschienen war, hat Celichowski aus den Schätzen der Kurniker Bibliothek herausgegeben. Vergl. M. Mosswida Waitkuna przeklad litewski piesni te deum laudamus. Posen 1897. Am 18. März 1549 ward M. zum Pfarrer in Ragnit verordnet.

1) Der bekannte Laurentius Discordia hat laut Universitätsmatrikel 1538 in Krakau studiert.

et fidelis nobis dilectus servitor, se negociorum suorum causa iter in Lithuaniam moliri, quae quo eo facilius expedire posset, petiit, ut eum literis nostris commendaticiis ad Mag^{tiam} V^{ram} prosequeremur. Quas illi tanquam viro docto et de academia nostra bene merito denegare noluimus. Quare a Mag^{tia} V^{ra} clementer et gratiose petimus, velit dictum servitorem nostrum gratia fovere ac benevolentia sua prosequi ipsumque, si Mag^{tiae} V^{rae} autoritate, consilio et auxilio in expediendis suis negociis opus habuerit, nostro nomine sibi commendatissimum habere. Dat. Regiomonti 12. Januarii 1547.

XXVIV.

Herzog Albrecht an Stanislaus Kieyzgalo.

Redditae sunt nobis binae Mag^{tiae} V^{rae} literae priores duos nobis commendantes adolescentes, alterae respicientes spectabilis et eruditi Friderici Staphili exsecuta in Lithuania negotia, quibus promovendis illi Mag^{tiam} V^{ram} auxilio fuisse cognovimus. Quod priores attinet, quoniam bonarum literarum studiosos ea, qua debemus, clementia et favore prosequimur, erunt duo illi adolescentes cum tertio Georgio[1]) Mag^{tiae} V^{rae} servitore nobis commendatissimi. Porro quod Mag^{tia} V^{ra} se erga praefatum magistrum Fridericum Staphilum adeo benigne in exsequendis nostris negotiis exhibuit, magnas Mag^{tiae} V^{rae} agimus gratias daturi operam, ut clementer et amice id promereamur enixe petentes, ne quid porro quemadmodum Mag^{tia} V^{ra} coepit, in propaganda evangelica veritate intermittat ac verbi divini ministros citra metum ullum ad id depraedicandum iuvet et exsuscitet. Factura in hoc Mag^{tia} V^{ra} rem deo pergratam nobis autem amicis studiis compensandam. Dat. 22. Martii 1547.

XXX.

Herzog Albrecht an Stanislaus Kieyzgalo.

Cum ingenuus adolescens Johannes Melanops Lithuanus[2]) visendi patriam desiderio tenetur, petiit, ut se V^{rae} Mag^{tiae} com-

1) Wahrscheinlich Georg Zablocki vergl. oben Nr. 3, 4, 14 und 15.

2) Vergl. Staphylus an Herzog Albrecht bei Tschackert III, S. 207 „Est in schola nostra adolescens Johannes Melanops Lituanus, qui opuscula quaedam

mendaremus. Quamvis enim de V^{rae} Mag^{tiae} erga omnes Christianos et verbi dei amatores animo nequaquam illi dubium esset, quin sine ullis etiam literis dilectione tantum christiana adducta ipsum contra adversarios quoscunque V^{ra} Mag^{tia} defenderet, tamen nostram autoritatem et intercessionem sibi non infrugiferam fore putavit. Quam ob rem honesta petenti, cuius mores et in studiis diligentia singularis nobis perspecta essent, deesse noluimus ac petimus a V^{ra} Mag^{tia}, ut adolescentem illum promovere, iuvare et defendere velit, ne aliquid mali et adversi ab evangelii hostibus patiatur . . . Dat. Regiomonti 19. Junii 1548.

XXXI.

Johannes Graf von Thentzin an Herzog Albrecht.

. . . . Magnificus dominus Paulus Zophia magni ducatus in Lithuania marschalcus affinis meus induxit animum filios suos[1]) ad Regium Montem mittere, ut istic bonis literis operam navent aninumque doctrina, virtute ac bonis moribus excolant, qui postulavit a me diligenter, quo illos V^{rae} Ill^{tati} meis litteris commendatos efficerem. Ego vero nolim amico apud illam hoc officio deesse, itaque Ill^{tati} V^{rae} diligenti studio commendo . . . Dat. 5. Juli 1548.

XXXII.

Herzog Albrecht an Albert Kunzewitz Kmita.

Exposuit nobis supplicissime Martinus Albertides Mossuidius artium baccalarius se ratione debiti pro Valentino Buinid spopondisse, sibi hactenus nihil muneratum esse. Quam ob rem petiit, ut se suaque negocia V^{rae} Mag^{tiae} commendaremus. Quod ei cum officii nostri sit promovere et iuvare omnes in rebus iustis

---

latina in polonicam linguam vertit atque hic edidit. Is cum vellet quaedam exemplaria devehere in Lituaniam, petit itaque literas passuum a Cels^{ne} V^{ra} et commendationem ad d. Kisgalem".

1) Nicolaus und Johannes Sophia sind laut Matrikel 1548 im Sommer in Königsberg immatriculiert.

et honestis denegare nequaquam voluimus. Petimus itaque a Mag^{tia} V^{ra}, ut velit dictum Valentinum Buinid et parentes eius ad solutionem compellere, quo creditori satis fiat et ipse Martinus Albertides Mossuidius onere suo citra rerum suarum detrimentum levetur. Dat. Regiomonti 21. Octobris 1548.

XXXIII.

Herzog Albrecht an Hieronymus Chodkiewicz[1]).

Quod Mag^{tia} V^{ra} tam per literas quam ore eximii magistri Friderici Staphili tanta erga nos utitur gratiarum actione minime opus fuisset. Nam quicquid hactenus Mag^{tiae} V^{rae} filio favoris et benevolentiae praestitimus, id omne ex ea, qua erga Mag^{tiam} V^{ram} ferimur, propensione animi emanavit. Quod vero Mag^{tia} V^{ra} eundem filium suum huc remittere statuit, non videtur nobis consultum; etsi pestis tantopere hic non saeviat, tamen nec omnino desiisse audimus. Quam primum autem disponente deo mitior et salubrior aura spiraverit, dabimus operam, ut id Mag^{tia} V^{ra} cognoscat. Dat. 9 Maii 1549.

XXXIV.

Herzog Albrecht an Gabriel Therla.

Sintemal der achtpar vnd hochgelerte vnser vnd lieber getreuer Fridericus Staphilus seiner gelegenheit vnd notturfft nach sich inn ko^{r} Maj^{t} landenn zu begeben bedacht, damit ehr aber souiell eher vnd vnuorhinderlicher seine gescheffte vollbringen mochte, seinth wir vntertenigst angelangth, wir wolten ime von irer Maj^{t} einen offenen paßbrieff, den ehr zu seiner notturft gebrauchen muchte, befürdern vnd weil wir dan nicht zweiffeln euer person vonn ko^{r} Maj^{t} solchs leichtlich erhalten

1) Chodkiewicz, in den preußischen Urkunden Kotkowitz geschrieben, war Generalstarost von Samogitien. Sein Sohn, als Joannes a Cotkawitz dominus et castellanus Trocensis immatrikuliert, hat seit 1547 in Königsberg studiert, als Joannes Chodkowicz comes Asklaw castalinides Trozensis capitaneides generalis Samaitiensis begegnet uns sein Name Wintersemester 1550 in der Leipziger Universitätsmatrikel.

vnd zu wege bringen mugen, so ist vnser gantz gnedigst begeren; ir wolleth ire Maj vonn vnserrnt wegen disfals ersuchen vnnd bitten, dieselb geruhe vns zu ko[r] wilfarung vnd genanthem vnsern diener zu gnaden eine offene freie paßbort, vff das ehr inn irer Maj[t] landen vnd ahnn denen orthen, dohin ehr sich begeben thet, heineswegs gehinderth oder vffgehalten, sonder vill mehr, do es ime von nötten vmb ko[r] Maj[t] willen gefordert werden mochte, angesehen das ehr nicht allein vnser diener, sonder auch irer Maj[t] vndersas mith ist, vnd da solch offener briff oder paßbort als wir vns vorsehen erhalten, wollet vns inen mith dem ersten bei zeigern zuschicken, denselben ferner vnsern diener behendigen lassen. Den 12. Mai 1549.

XXXV.

Herzog Albrecht an Stanislaus Kieyzgalo und Nikolaus Radziwill [1]).

Illustritatis V[rae] literas, quibus nobis Laurentium a Prasznisch verbi divini praedicatorem diligenter commendare dignata est, accepimus easque legendo probe cognovimus. Esti autem is homo non tantum propter eruditionem suam haud vulgarem et vitae modestiam singularem, verum etiam propter confessionem purioris doctrinae evangelii constantem et laudabilem, quam cum discrimine vitae fortunarumque suarum hactenus professus est, satis per se nobis commendatus sit, cui etiam de conditione parochiali non contemnenda, quam is ipse desideravit, prospeximus, tamen accedente Ill[tis] V[rae] tam accurata commendatione erit nobis Laurentius multo quam antea commendatior. Dat Regiomonte 14 Augusti 1552.

---

1) Auch an zwei kleinpolnische Magnaten, an die Grafen Johann von Tarnow und Stanislaus von Thentzin gingen gleichlautende Schreiben. Letzterer hatte Danzig, den 9. August, dem Herzoge geschrieben: Post discessum hinc Cels[nis] V[rae] manserat hic venerabilis d. Laurencius verbi dei minister cum ob alias plures causas tum ob eam potissimum, quod eo tempore stipendium pro servitiis suis a S. R. M[te] ea conditione obtinuit, ut extra regnum Suae M[tis] maneret. Quam ob rem V[ram] Ill[mam] Cels[nem] obsecro, ne haec ipsius mora V[ram] Ill[mam] Cels[nem] offendat, tum ut eo sacerdotio, quod illi iam per Cels[nem] V[ram] designatum est, provideri queat, ubi quietem studiis operam dare et vocationi suae respondere possit. Est enim homo eruditione non contemnenda, vitae integritate et probitate conspicuus.

XXXVI.

Stanislaus Kieyzgalo an Herzog Albrecht.

Intellexi ex litteris Ill^mae Dom^nis V^rae ad me scriptis, qua munificentia et clementia Laurentium a Prasznisch[1]) verbi divini concionatorem cum propter professionem doctrinae evangelicae et eruditionem ipsius vitaeque integritatem tum propter commendationem quoque meam prosecuta sit. Pro qua summa gratia et clementia Ill^mae Dom^ni V^rae maximas ago gratias, quod et literas suas tantae gratiae et clementiae plenas ad me dare et petitionis ac commendationis meae rationem habere non dedignata sit. Promitto itaque me vicissim omni obsequiorum meorum ac studiorum genere ad quaevis iusta et imperata Ill^mae Dom^nis V^rae paratissimum fore. Datae Gedani 18. Augusti 1552.

XXXVII.

Bernt Pohibel an Herzog Albrecht.

Die ko^e Maj^t werden diessen konfftigen freytag von hynnen nach Grodno. Der her Radzywill hat allenthalben tzymlich

1) Wie 1546 war Laurentius auch 1550 in Königsberg gewesen. Unter dem 19. November gab ihm damals der Herzog einen Empfehlungsbrief an den Bischof von Pomesanien Paul Speratus: „Gegenwertiger zeiger Laurentius Discordia, welcher eine weil zeit Kon^r Maj^t zu Polen prediger gewesen, hat vns bericht, wie ehr willens euch zu besuchen. Demnach haben wir nicht vnderlassen mugen mit disem vnsern schreiben inen als ein diener gotlichs worts euch zubeuehlen gnedigst begerend, ihr wollet im moglich vnd furderlich erscheinen“. Jetzt erhielt Laurentius die Pfarre Biala in Masuren. Aber bald liefen aus diesem Städtchen und den unweit der Grenze gelegenen masovischen Flecken Kollen und Wagenschloß schwere Klagen über sittliche Vergehen wider ihn in Königsberg ein. Vergebens suchte er sich im Oktober in zwei längeren Schreiben zu rechtfertigen, am 9. Dezember hält ihm der Herzog sein großes Sündenregister vor. Sechs Tage später bestimmt er, daß eine Kommission, bestehend aus dem Rate Baltasar von Quingenberg, dem Neidenburger Erzpriester Johann Chirek und dem zuständigen Johannisburger Superintendenten Martin Glossa am 4. Januar in Biala Laurentius und die Zeugen wider ihn vernehmen sollten. Die Untersnchung fiel so zu Ungunsten des ehemaligen polnischen Hofpredigers aus, daß er im Februar seines Amtes entsetzt wurde. Noch richtete er im Vertrauen auf die Empfehlungsbriefe der polnischen Magnaten im vergangenen Jahre ein Bittgesuch um Aufhebung des Urteils an den Herzog, aber unter dem 28. Mai 1553 bestätigte dieser die Amtsentsetzung.

ausrichtunge gethann, jdoch nichts vbrigs, helt eynen statlichen hof, wie fürstlich all seyn frauenzimmer, das meyste auff wellysch, seyn gesindt dergleichen zum teill, lest die ceremonien jn der kirchen vff polnisch haltenn, das ein jeder verstehen kan, auch sub utraque reychen. Wiewol jtzo ethwas styll, dennoch weyl der hoff hiegewesen alzo geschrei, wird vonn jdermenniglich (ausgenommen von den geystlichen nicht) gelobt, das man die kyrchen alzo reformyrt. Der bischoff von Lützki ist vbel zufrieden, das solchs alzo gehalten, worauff er auch geschribenn, aber zur antwortt hat jm Radzywil mit ryem vf polnisch gedreuet zu schlagenn, mag mit der zeit was seltzam weiter erfolgen. Helt etzliche vnther seynem gesindt, die sich mit vnsern pfaffen nit vil reden eynlassenn. Martinum Luther hat er jm Niderlande gantz werklich jn seyden vf eynem großen tepicht samt dem verstorbenen hochlöblichen gedechtnis alten churfürsten, darbey die tauffe Christi durch Johannem jm Jordan geschenn, schön abkonterfeyen lassen vnd alhier im großen sal, do jre Maj[t] teglich zu erscheinen pflegen angeschlagen. Breszke, den 4. Mai 1554.

XXXVIII.

Bernt Pohibel an Herzog Albrecht.

Was die prädicanten anbetrifft, so inn des hern wilnischen woywoden dinst gewesen vnd noch sindt, hab ich mich so viel möglich dem handel nach erkundet vnd vrsach jres abzihens nicht anderst erfaren mögen, allein das sie sich jn dem beschwerenn, das jnen offentlich jnn kyrrchen zu predigen nicht wirdt durch die geistlichenn zugelassenn, sonder müssen, gleich als were es nicht gottes wort, andere stell vnd orther, die vngewönlich, hyn vnd her besuchen. Zudem ist an dem der grose mangel, das der bäpstliche legat[1]) dieser zeydt hier jm lande ist, welcher fast mancherley jn seyner legation fürgegeben, hoff aber, der liebe got wirt ane allen zweyfel jre anschlege vnd praktiken zu nichte machenn vnd das angefangene gothlich

1) Aloysius Lipomani, Bischof von Verona.

wort gnediglich vollenden. Denn jrer viel sind, die des legats list vnnd tücke durch erkannte warheit got lob wol merken. Zu dem hat vorgangen mitwoch kön^r^ Maj^t^ prädicant Lucas[1]) solchen statlich sermon gethan jn beysein des gantzen hofes, hoch vnd nyder standes, das solchs jedermann wunder gehabt. Im selben sermon nymandts verschoneth, der kön^n^ Maj^t^ voraus ernstlichen jrer Maj^t^ auffgelegten von got boffelichen nach zugeredt, darnach den geistlichen, prälaten jrer grosen nachlesigkeit halben nichts vndern stull gesteckt, sonder frey vnd offentlich heraussor gerufen vnd den zorn gots vber sie der grosen vorblendung nach genugsamlich angezeigt, welches ich itzo E. F. D. nicht alles erzelen kann. Solchs hat gemelter Lucas zum newen jar den pfaffen ausgeteylth. Dapey zu spüren, das got der almechtige ferner wie alwegen seine arme kirch wohl erhalten wirdt. Es sind auch die prädicanten des herren woywoden nicht gevrlaubt, sonder haben sich nach Breszken, doselbst etzlich bücher aus dem latein jns polnisch zutransferiren aus befel des hern woywoden begeben[2]). Was sich ferner zutregt, sol E. F. G. kurtzlich vnvorhalten pleiben. Wie ich negst E. F. G. auch gemeldt, das mich meyn her[3]) jn etzlichen vertrauten hendeln gern, so palt der weg ein wenig pesser, hynab an E. F. G. abfertigen will, welchs noch also bey meinem hernn entschlossenn, weyl alles der feder nicht zugetrauenn. . . . Eylent Wilde am abent trium regum 1556.

XXXIX.

Herzog Albrecht an Nikolaus Radziwill.

Literas Ill^tis^ V^rae^, quibus a nobis Johannem Maletium ad opus typographicum in triennium sibi concedi petit, accepimus

1) Unter dem 13. November 1552 schreibt derselbe Pohibel über diesen Hofprädikanten: „Das weis ich vnd höre von glaubwirdigen, das der jtzige predicant her Lucas stracks bei seyner (nämlich des Osiander) leren vnd was er hat lassenn ausgehen, ist vnd pleibt".

2) Vergl. Hosii epistola II, Nr. 402.

3) Gabriel Therla.

Nos cum Illti Vrae non in his tantum, verum rebus multo etiam excellentioribus pro facultatum nostrarum posse perlibenter gratificemur, denegandum hoc Illti Vrae non putavimus. Itaque facultatem eidem Maletio fecimus, ut per triennii decursum suam Illti Vrae operam navet. Ac nihilominus parochiam suam, in qua pastorem nunc agit, relicto in ea aliquo vices eius tenente interim obtineat, in cuius testificationem diploma ei quoque, sicut Illtas Vra volebat, dedimus[1]) . . . Regiomonte 25. Junii 1556.

XL.

Herzog Albrecht an Nikolaus Radziwill.

Quandoquidem Illtem Vram doctis et eruditis viris praecipue vero iis, qui puram evangelii doctrinam profitentur, favere scimus, ut non tantum notitia eos sua dignetur, sed benevolentia quoque singulari complectatur, praetermittere non potuimus, quin reverendo et clarissimo viro Petro Paulo Vergerio episcopo sub pontifice exuli apud nos nunc agenti de Illte Vra verba faceremus. Qui inde arrepta occassione et quod intellexerat Illtem Vram ad legatum pontificium quendam scripsisse[2]) has ad Illtem V ram literas dare constituit illasque per nos mitti petiit. Itaque et litteras eas mittimus et virum clarissimum Illtis Vrae notitiae ac benevolentiae maiorem quo possumus in modum commendamus. Est enim talis, ut magnorum hominum favore dignum ac non in postremo amoris loco habendum esse existimemus. Dat. Regiomonte 26. Julii 1556.

XLI.

Herzog Albrecht an Nikolaus Radziwill.

Literae Illtis Vrae per nobilem et egregium Andream Tricesium ad nos missae non potuerunt nobis non esse iucundissimae. Nuntiabant enim, quod Illtas Vra rev. virum d. Vergerium non tan-

1) Vergl. Fr Koch, Der letzte Druck des Lycker Erzpriesters Johann Maletius. Königsberg 1903. S. 18.

2) Vergl. Duae epistolae, altera Lipomani, altera vero d. Radivili. Regiomonti 1556.

tum propter illius doctrinam et praestantiam, verum etiam nostris adducta precibus amore suo complexa esset. Quo argumento ut Illtas Vra non obscura pietatis suae testimonia in ipsa iam pridem conspicuae edere videtur, ita rem nobis adeo gratam praestitit ut quam gratissimam. Faxit deus, ut quae interYlltem Vram et egregium hunc atque pietate insignem virum licet facie ei adhuc ignotum coepta est amicitia, nunc illus praesentia stabiliatur ac in perpetuum duratura confirmetur[1] . . . . . Caetera ex eodem Tricesio intelleximus, quo in nos Illtas Vra affectu feratur ac quantopere sua nobis studia comprobata cupiat, quae omnia ex Illtis Vrae fraterni in nos amoris abundantia porficisci facile colligere possumus. Dat. Regiomonti 3. Oktober 1556.

XLII.

Herzog Albrecht an Nikolaus Radziwill.

. . . . Rev. virum d. Vergerium et expectationi Illtis Vrae et nostrae quoque commendationi per omnia respondisse, vel potius eam sua praestantia superasse ex literis Illtis Vrae cognitum nobis fuit iucundissimum. Is reversus iam ad nos de Illtis in nos Vrae studio et amore singulari et, quod honorifice exceptus ab illa esset, multa praeclara retulit. Tametsi quam plurimis antea argumentis nobis non ignota, eo tamen ipso referente gratiora, quo maiore fraterni amoris affectu Illtem Vram prosequimur. Intellexi praeterea tam ex eo ipso quam literis quoque Illtis Vrae, quo consilio adducta cupiat a nobis eundem Vergerium in castellum quoddam ditionis nostrae ducatui Mazoviae finitimum mitti, quod nos pro honore divino et ecclesiae Christi salute non gravatim facturi sumus. Constituimus itaque eum Soldavium mittere[2]) atque ipsi volente deo nos eo conferre. Is autem locus

---

1) Vergerio muß nach diesem Schreiben Anfang Oktober noch in Wilna gewesen sein. Den Druck der beiden Schriften „Duae epistolae“ und „De Gregorio papae“, welcher Königsberg, den 1. Oktober 1556 datiert ist, mag er durch seinen polnischen Freund Trzecieski haben besorgen lassen.

2) Von Mitte Dezember bis um den 20. Januar 1557 weilte Vergerio in diesem masurischen Städtchen. Vergl. Th. Wotschke, Francesco Lismanio, in der Zeitschrift der histor. Gesellschaft der Prov. Posen. Bd. 18, 254 ff.

a Varsovia itinere tridui saltem distat . . . . . Pro literarum exemplis nobis communicatis gratias Illti Vrae agimus, quod vero nobis suasor est, ut nostros quoque consiliarios ad conventum Varsoviensem mittamus, de eo adhuc ambigimus. Inconveniens enim esse existimamus aliquem ad consilium accedere non vocatum. Itaque de ea missione nihil nisi mente S. R. Mtis prius nobis indicata statuendum esse videtur. Dat. Regiomonti 20. Novembris 1556[1]).

XLIII.

Herzog Albrecht an den Kastellan von Troci H. Chodkiewicz.

Mathias Virowitta, aliquamdiu in academia nostra Regiomontana nostro stipendio literis operam dedit et conditionem ecclesiasticam, quae hactenus illi commoda contingere non potuit, expectavit. Is hinc ad Magtiam Vram rediturus literas nostras intercessorias et clementem dimissionem vehementer expetivit. Quare cum incommodum illi esset, diutius hic haerendo conditionem praestolari, noluimus illi et missionem denegare et commoda illius impedire diutius. Itaque illi et discedendi veniam libenter concessimus et viatico clementer prospeximus eumque Magtiae Vrae etiam atque etiam commendamus non dubitantes ipsum studia sua, quibus graviter hic incubuit, eo directurum, ut ecclesiis istic usui esse possit. Ex Monte Regio.

XLIV.

Herzog Albrecht an Nikolaus Radziwill.

Hic typographus noster[2]) Vilnam profecturus atque ibidem libros aliquot divenditurus a nobis petiit, ut nostra ad Illtem

1) Am 27. November schreibt Andreas Aurifaber dem Herzog: „Vergerius, wie mir der her selbst gestern angezeigt, wil hie drucken lassen konfessionem Wirtembergensem, das erst teil der schutz schrifft Brentii wider den Asotum, syntagma oder wie es den Wirtembergischen gesamten zu Trient ergangen vnd seine beid actiones, die zuuor hat lassen drucken. Das gewiß alles sicher ins papir, also auch ins geld wil lauffen.

2) Der Königsberger Buchdrucker Daubmann, der Wilna als einen guten Markt für die verschiedenen in seiner Offizin gedruckten Schriften Vergerios kannte.

Vram commendatione facultatem ei impetraremus, ut tuto et sine alicuins periculi metu eosdem istic libros venales habere ei concedatur, quod denegandum illi esse non putavimus. Itaque Illtem Vram amanter rogatam habemus, ut sub umbra et protectione Illtis Vrae is ipse typographus libros istic venum exponere et divendere ne prohibeatur. Regiomonti 14. Januarii 1557.

XLV.

Bernt Pohibel an Herzog Albrecht.

Es ist E. F. D. voriger wirdt alhie Anders Marstein jn kortzen tagen jn godt vorstorbenn, weyl er aber das sacrament vnter beder gestalt jn letzten zugen begerdt vnd genommen, haben unsere geistlichen prälaten jn die kyrchen zu begraben keynes wegs gestaten wollen vnd ist alzo vor die stadt jns feldt gelegt worden. Do den bey vnd an gewesen ist der her wilnisch woywod sambt vilen hern vnd hoffgesyndt, welche hynaus jns feldt gefaren, gedachten Marsteinum erlich in erden bostetiget, haben den pfaffen kirchen vnd kirchoff gelassen. Dem herrn woywoden ist auch solcher fall mit seinem hofgesind eim edelman begegnet, der auch jn das feldt gelegt wordenn, wirt hernacher ein sonderlich begrebnis doselbst aufgericht werden vnd lassen den pfaffen jre kirchen alzo in rue pleiben. . . . . Wilde, den 7. Februarii 1557.

XLVI.

Erhard von Kunheim[1]) an Herzog Albrecht.

Es hat mir des hern Radziwils diener einer in vortrauen vermeldet, das er, der her Radziwil, einen nach Polen schicke, der den hern Lasken, so die zeit heer sich an frembden ortten auffenthalten, hieher gen der Wilde holen vnd bringen solle vnd wenn er ankumpt, stracks in seinen des hern Radziwills hoff

1) Erhard v. K. war Herzog Albrechts Geschäftsträger. Er entstammte dem bekannten preußischen Geschlechte gleichen Namens, 1549 begegnet er nns unter den Frankfurter Studenten. Vergl. auch Illgen, Symbolarum ad vitam Socini particula II S. 23.

einziehen, lest jn vndterwegens allenthalben frey halten mit 12 pferdenn. Wilde, den 26. Februarii 1557[1]).

XLVII.

Erhard von Kunheim an Herzog Albrecht.

Den 17. tagk Martii ist alhie ankummen der her Johannes Lasky vndt denselben abendt noch bey dem hern vnterkantzler[2]) gewesenn vnd ein ebene zeit heimliche vnterredung mit jme gehalten. Volgenden tagk ist er bey der ko^n^ Maj^t^ gewesen vnd daselbst offentlich jm beysein der fürnemsten hern und hofleut ein stattliche rede gethann, irer Maj^t^ erstlichenn glück vnd heil gewunscht zu jrem regiment vnd darnach vrsach angezeigt, warumbt er wider jnn sein vaterlandt kummen. Auf dem abendt ist er auch bei der konigin gewesen[3]). Was aber sein fürnemen, kann man eigentlich noch nicht wissen, soll aber zu seiner zeit E. F. D. vnuorhalten bleybenn. Zur Wilde, den 21. Marcii 1557.

XLVIII.

Herzog Albrecht an Erhard von Kunheim.

Nachdem gegenwertiger zeiger der erenueste Claudius Dorothius wegen bekentnuß der reinen lehre von vnserm hern vndt heilandt Christo aus Frankreich gewichen, viler könige vnd fürsten hofe besucht vnd disser tage bey vns in willens an

---

1) Am 23. Februar war Laski von Krakau aufgebrochen. Am 5. März schreibt Kunheim dem Herzoge: „Wie ich auch E. F. D. geschrieben, so kumme ich noch heutt in erfarung, das der her Lasky bereits zur Breschke an der polnischen grenzen bey Lublin ankummen sey vnd hott jm der herr Radziwill entgegen geschickt vnd lest jnn vollendts hieher holenn". Pohibel berichtet gleichfalls aus Wilna unter dem 17. März: „Der her Lasky, welcher lange in Englandt auch Friesland gewesen, sol alhier zur Wilde seyn. Doch sich gar eyngezogen heldt, das nit viel leuthe merken, also hab ich gehördt".

2) Johannes Przerembski.

3) Vergl. Opera Calvini XVI Nr. 2652. Nach dem Briefe Laskis vom 13. April 1557 an Herzog Albrecht hätte auch der Hofmeister der Königin Gabriel Therla Näheres über Laskis Aufenthalt in Wilna nach Königsberg berichtet, doch habe ich dessen Schreiben nicht auffinden können.

kon^{e} Maj^{t} zu Poln sich zu begeben abgetreten, haben wir aus allerley vnderredung, so wir mit jme gehabt, vermerckt, das er vieler Dinge erfarenheit habe, fürnemlich aber weß zu kriegshendeln gehörigk, also das wir auch zuuorn seines gleichen nie gehort. Weil wir dann durch vnsere vorschrifte jn an die kon^{e} Maj^{t} jn gleichnuß dem hern wilnischen woywoden ins best commandirt, ist an dich vnser beuelich, du wollest ime, worin du kanst, fürderlich sein, in sonderheit das er möge mit der kon^{n} Maj^{t} zu reden, desgleichen bey anderen hern in kundschafft kommen. Den 11. Dezembris 1557[1]).

II.

Herzog Albrecht an Nikolaus Radziwill.

Binas Ill^{tis} V^{rae} literas eodem tempore datas simul accepimus, ex quibus alteris Ill^{tis} V^{rae} verum et pium affectum erga christianam religionem et maximum studium propagandae veritatis divinae liquido cognovimus. Quae res maxima sane et mirifica nos laetitia perfudit precamurque deum, ut suum opus, quod in Ill^{te} V^{ra} operari coepit, magno cum fructu et emolumento totius orbis christiani perficiat et confirmet. Et quamquam eam laudem, quam Ill^{tas} V^{ra} propter propagationem verae religionis nobis tribuit, haud quaque agnoscamus, tamen gratissimum nobis est Ill^{tis} V^{rae} praeconium atque utinam ex animo et tota mente veram religionem omni promotam cupimus, sic ad eam amplificandam et propagandam deus omnipotens nobis successus foelices et fortunatos largiatur, nos certe studium et conatum nostrum numquam desiderari patiemur. Quod alteris suis literis Ill^{tas} V^{ra} petit, ut scripta eiusdem ad electores et principes Germaniae destinata[2])

---

1) Am 5. Januar 1558 spricht Andreas Trzecieski dem Herzoge sein Bedauern aus, daß der König den Dorothius nicht in seinen Dienst genommen habe.

2) Durch Vergerio war Radziwill in Verbindung mit deutschen Fürsten, besonders mit Herzog Christoph von Wirttemberg getreten und hatte sie ersucht, eine Gesandtschaft an den polnischen König zu senden, damit er den Anhängern der Augsburgischen Konfession freie Religionsübung gewähre.

sine mora transmittere ac istam Ill^{tis} V^{rae} respondendi cessationem propter castrensia negocia factam nostris literis apud ill^{mas} cels^{nes} suas excusare velimus, hoc sane primo quoque tempore facturi sumus. Regiomonti 8. Januarii 1558.

L.

Herzog Albrecht an Nikolaus Radziwill.

Cum histe diebus nobis ab ill^{mo} d. duce Wirtembergensi fasciculus literarum allatus esset funulis compactus, inscidendo laesimus alteram ligaturam eius fasciculi, quem Ill^{ti} V^{rae} cum hisce mittimus, propterea quod inscriptio illius pone nostris alligata literis non apparebat. Hoc cum per errorem omnia scilicet ad nos pertinere arbitrantes factum sit, amice Ill^{tem} V^{ram} rogatam habemus, ut hanc nobis improvidentiam ignoscat. Latere autem Ill^{tem} V^{ram} nolumus dictum ill^{mum} d. ducem Wirtemb. nec non d. Vergerium in hanc fere sententiam literas ad nos dedisse, quod diuturna adeo mora responsi Ill^{tis} V^{rae} varias illis cogitationes pariat, ac si ea res, de qua agitur, non usque adeo cordi esse quibusdam minusque serio agi videatur. Nos sane singulis literis Ill^{tem} V^{ram}, ut se res habet, excusavimus causasque morae exposuimus. Verum ne in animis illorum virorum suspicio maior crescat atque ita in mittendis, prout necessitas negocii postulat, nunciis suis sententiam mutent, Ill^{tem} V^{ram} petimus, ut primo quoque tempore animos ancipites de certitudine confirmare pergat illisque cogitationes ab re alieniores eximat, ut quod Ill^{tem} V^{ram} non modo pie coepisse, sed constanter quoque promovere omnibus constat, in amplificanda gloria divina ac propaganda animarum salute magis magisque adniti omnes homines cum immortali Ill^{tis} V^{rae} nominis celebritate depraedicent. Regiomonti 10. Februarii 1558.

LI.

Bernt Pohibel an Herzog Albrecht.

Der wylnische woywod hertzog Radzywil hört man, das seine fürstliche gnaden jnn Polen mit kon^{r} Maj^{t} zihn werden.

Die pfaffen schreyen auff den canzeln sein itzt new angefangene ceremonien, nemlich das man die sacrament anderst dan vorhin gibt[1]), welchs den grosse jrrunge macht, das man von eynem zum andern greifft. Man hat alhier auch gesagt, wie der her Lasko bey E. F. G. jn guter gnediger vorhaltunge sey, auch alzo das er von E. F. D. mit eynem eigenen hausse vnd dernach mit gutter notdorfft vorsehen wer, wie dem in allem weis ich nicht. Man gesorgt, das er villeicht in Preussen auch was anrichten wirt, weyl er sich jnn den orth begeben. Die leuth reden vnd schreiben viel, was aus dem aber zu glauben, gibt die zeith. Wilde, den 26. April 1558.

LII.

Bernt Pohibel an Herzog Albrecht.

Der her Radziwil ist den 12. Juli von der Wilde am abent späte sampt seyner hertzogin vnd allem hoffgesindt abgeschieden vnd nach Polen erstlich nach Breszken vorruckt. Man redt vbel von seyner jtzigen angefangenen neuen religion, sonderlich mit dem sacrament macht eynn grosse zwiespalt vnd ergernus auch alzo, das man E. F. D. bey vielen jm besten gedenkt, das dieselbe pey voriger ordnunge, wie es allenthalben gehalten, eintrechtiglich pleibenn vnd nicht vorendern vnd wirt mit diesem des hern woywoden vnbillichen vornhemen vyel geschreyes wie vorgeseen von vornhemen leuten eingehalten. Ich vbersende hyneben E. F. D. eynen druck, welcher meynem hern kortzlich von eynem guten freunde aus Deutzschland zugeschickt, so E. F. D. derogleichen nit bykommen hetten, werden E. F. D. zur müssigen zeit mancherlei darynnen vornhemen. Wilde, den 12. Juli 1558.

---

1) Jetzt nach schweizerischem Ritus. In Wilna war auch erzählt worden, Laski hätte den Herzog in den Apriltagen, da er in Königsberg weilte, für seine Abendmahlslehre gewonnen. Vergl. Wotschke, E. Trepka. Posen 1903 S. 122. Am 10. Mai schreibt der Herzog seinem Agenten Pohibel zurück: „Das her Laski vnd seinen beyhabenden nach vnserm geringen mugen guter wille widerfaren, achten wir nicht vnpillich, müssen aber geschehen lassen, was die leuthe jeweilen reden“.

LIII.

Herzog Albrecht an Nikolaus Radziwill.

Binas Illtis Vrae literas, quibus quaternos nobis pueros ex laudatis familiis nobilitatis Lithuaniae oriundos et ad studia literarum capescenda huc in academiam nostram Regiomontanam misssos commendare dignata est, accepimus. Et quia omnes bonarum artium morumque studiosos singulari hactenus clementia prosecuti sumus, itaque et illos ipsos pueros non modo propter literarum virtutisque amorem, sed multo etiam magis propter Illtis Vrae accuratam commendationem peculiariter nobis commendatos habebimus. Regiomonti 23. Novembris 1558[1]).

LIV.

Herzog Albrecht an den König Sigismund August.

Johannes Worobiowski[2]) S. R. M. V. subditus ex magno ducatu Lituaniae, qui ad triennium in academia Regiomontana bonis literis operam navavit et non poenitendum studiorum suorum fructum cepit, honesti et liberalis hominis officio functus est seque hactenus omnium collegatorum aliorumque testimonio hominum modeste et decenter gessit, is cum in patriam negocii cuiusdam sui causa profecturus esset, petiit se literis meis ad S. R. M. V. commendari, quod ei quidem petenti tum propter honestarum artium studia tum etiam propter claram et nobilem suam familiam libenter et quidem mea sponte praestiti. 20. Januarii 1560.

LV.

Eustachius Wolowicz an Herzog Christoph von Württemberg.

Tametsi non sum cognitus Illmae Celsni Vrae, tametsi etiam nulla fidei, nulla observantiae meae in illam exstent testimonia,

---

1) Unter dem 28. November 1558 schreibt der Herzog an Ostaphius Wolowicz, der seine Neffen zum Studium nach Königsberg geschickt hatte. Deselbe Wolowicz empfiehlt einen anderen in Königsberg studierenden Neffen, Johann Wiesiolowski, dem Herzog Albrecht unter dem 5. April 1559 von Krakau aus.

2) Ist laut Matrikel am 3. Juni 1556 an der Universität inskribiert worden.

quae tamen est nominis illius celebritas, quod animi non minus excelsi quam humani temperamentum, minime dubitabam Ill^{mam} Cels^{nem} V^{ram} literis meis compellare. Ignotus quidem, uti dico, homo ignotum principem sed toto pectore totaque voluntate in observantiam et venerationem clarissimi et nobilissimi principis propendens, cuius laudes heroicaeque virtutes principe vere dignae prudentia, sapientia et eximia erga synceriorem regionem pietas, tametsi saepe ante clare satis et vocaliter aures nostras a longinquo personarent, tamen cum hic apud nos adesset rev. et clariss. vir d. Petrus Paulus Vergerius, proximius propinquiusque et vocalius personare visae sunt. Cuius sermone adductus mitto in Ill^{mae} Cels^{nis} V^{rae} scholam Tubingensem nepotes et consanguineos meos Joannem[1]) et Josephum Wolowicz, Joannem et Petrum Wiesielowsky[2]), Corsacum Poloczanin et Fridericum Skumin, quibus in praeceptorem et inspectorem adiunxi pium et eruditum virum Georgium Zaboloczki, ut in illo nobilissimo rei literariae emporio, quod magnopere ab omnibus praedicatum, consistant, virtutem et studia literarum capescant, linguam utramque latinam et germanicam apprime apud nos propter communem cum Germanis consuetudinem necessariam ediscant, imprimis vero ut cum honestis disciplinis et politiori literatura synceram pietatem coniungant nullaque paparum idolomania et superiorum temporum superstitionibus contaminatam a primis incunabulis, ut dicitur, una quasi cum lacte ex purissimis verbi dei scaturiginibus hauriant, quo in posterum salutares huius rei publicae cives esse possint. Hic enim scopus est et haec meta, in quam isti collinere hoc studium, in quo currere debent, ut autem isthic in hoc suo curriculo commodius faciliusque absque quovis impedimento currant et versentur, commendandos eos Ill^{mae} Cels^{ni} V^{rae} esse duxi idque cum maiori et accuratiori diligentia, quam mihi illorum recta in-

---

1) Von ihm besitzen wir ein in Tübingen niedergeschriebenes Epitaph auf Katharina Wolowicz. Vergl. Melchior Gedrotius, In mortem Catharinae Wolovicz S. B 3.

2) Als Petrus Vessolowski am 29. Dezember 1558 an der Königsberger Hochschule inskribiert.

stitutio maiori curae et sollicitudini est. Quicquid autem Illma Cels^do V^ra pro innata sua bonitate proque semel suscepta verae pietatis et religionis promotione, patrocinio propagationeque in illos tanquam futurae rei publicae plantaria seminariaque clementiae, favoris et benignitatis suae contulerit, habebit eo nomine in coelo hilarem liberalemque renumeratorem meque cum multis mei similibus ad nominis sui immortalem venerationem perpetuo coniunxerit. Ac si in qua re vicissim hic Ill^mae Cels^ni V^rae inservire potero, nihil erit tam arduum tamque difficile, quod mihi pro nomine Ill^mae Cels^nis V^rae ad mandatum illius susceptum non sit quam iucundissimum futurum. Vilnae 4. Marcii 1560.

LVI.

König Sigismund August an Herzog Christoph.

Magnificus Eustachius Wolowicz marschalcus, notarius et consiliarius noster in Mohilow et in Miedniki capitaneus adductus celebritate nominis Ill^tis V^rae et vel inprimis literarum pietatisque studiis, quae in schola Tubingensi florere dicuntur, mittit quosdam pueros nepotes et consanguineos suos Joannem et Josephum Wolowicz, Joannem et Petrum Wiesiolowski et Corsacum Poloczanin in eandem scholam Tubingensem, ut ibi literarum studiis vacent et honestas disciplinas una cum virtute capescant et quod caput est, sinceriorem religionem et pietatem a teneris imbibant. Cum autem in honesto loco in laudatis familiis nobilitatis nostrae Lituanicae nati sint et aliqui inter pubem cubiculi nostri versati, commendandos eos Ill^ti V^rae tanquam futurae rei publicae seminaria esse duximus. His se quoque adiunxerunt alii duo Fredericus Skumin et Stanislaus Kmitha, itidem marschalcorum et consiliariorum nostrorum filii[1]). Hos itaque si gratia, si propenso

1) Die Tübinger Universitätsmatrikel bringt unter dem 14. August folgende Namen mit dem Zusatz „hi omnes ex magno ducatu Lituaniae“: Melchior Gedrotius (in Königsberg am 12. Februar 1551, in Wittenberg am 14. Februar 1560 als M. Goderitz inskribiert), Fridericus Skumin, Stanislaus Kmitha, Joannes et Josephus Wolafitsch, Petrus et Joannes Wesolovius, Petrus Rorsag,

suo favore et benignitate Illtas Vra amplecti dignabitur, erit nobis id tam gratum, ut quid gratissimum nostris vicissim amicis officiis referendum. Wilnae 4. Marcii 1560.

LVII.

Joh. Kmita[1]) an Herzog Christoph.

Ea est nominis Illmae Celsnis Vrae celebritas, id promovendae gloriae dei, honestarum dissiplinarum ac imprimis verae pietatis et religionis studium, ut eae laudes ad nos homines ignotos longe lateque dissitos quoque penetrarent et personarent semper in auribus nostris. Quibus adductus mitto filium meum Stanislaum Kmitham in scholam Tubing. virtutis, rei literariae, sincerae religionis et pietatis capessendae ergo idque eo potissimum consilio, ut non modo scholam, sed etiam aulam Illmae Celsnis Vrae videat, inspiciat et politioribus moribus assuescat, quo in posterum salutaris civis huius rei publicae esse possit. Commendo itaque eum Illmae Celsni Vrae summa cum humilitate, oro et obtestor Illmam Celsnem Vram, ut pro innata sua bonitate, heroicis et principibus viris propria et peculiari dignetur eum isthic clementia sua prosequi. Inprimis vero si forte remissior in studiis fuerit, coeperitque eum literarum, quod omnino nolim, sacietas, ne dedignetur eum in album servitorem suorum ad aulam suam referre, ut Illmae Celsni Vrae inserviat, linguam Germanicam, in qua non mediocriter iam exercitatus est, usu et habitu confirmet . . . . Vilnae 4. Martii 1560[2]).

Martinus Heyn, Georgius Zablotius praeceptor praecedentium, Stanislaus Clementis et Thomas Reschi. M. Heyn war der Sohn des Vogts von Kauen. Von Gedrotius haben wir das schon erwähnte Epicedion auf den Tod der Katharina Wolowicz, das an Petrus Wesolovius gerichtete Vorwort ist Tübingen, Nonis Januarii 1561 datiert.

1) Marschalcus in magno ducatu Lithuaniae in Wilkomiria et Onisch capitaneus.

2) Unter dem 4. März 1560 schrieb auch N. Radziwill an Herzog Christoph. Vergl. Kausler und Schott, Briefwechsel Herzog Christophs mit Verger. 1875 S. 225 ff.

LVIII.

Johann Maczinski[1]) an Vergerio.

Literas Dnis Vrae Rmae ad me ex propinquo pago scriptas legendas principi meo exhibui et de singulis materiis responsum et declarationen petii et in primis, quod ad d. Mumerum attinet, respondit se illi velle 24 aureos ungaricos mittere. Robertus Mtis Rtis medicus libellum apologorum inter libros invenire non potuit, mitto illius credulam, quam ea de re ad me rescripsit. Thorunensium negotium[2]) principi meo est curae et ego, quantum in me est, instare et urgere non desinam. Similiter et negotium Elbingensium[3]), quibus me mea sponte aliquid officii debere intelligo propter illorum benevolentiam et humanitatem, quam aliquando in me declararunt. Literas passus d. Lehwalt mitto, nepoti[4]) Rmae Dni Vrae respondit princips se velle in singulos annos 60 taleros studiorum gratia numerare et fortassis iam nunc ad annum currentem pecuniam mittere. Exemplum literarum de novo papa accepi quidem a d. Nicolao Wedrogosky[5]) pastore Wilnensi, verum illud mihi reliqui, nihil enim refert, quod ad mundum descriptum non sit. ego mihi describi ipse curabo, ut

---

1) Maczinski war der Sekretär des N. Radziwill. Vergl. Th. Wotschke, Francesco Lismanino, in der Zeitschrift der hist. Ges. der Prov. Posen XVIII S. 306.

2) Am 9. Januar 1560 hatte Herzog Albrecht wie schon am 5. Sept. 1555 und am 18. Februar 1558 für die Stadt Thorn, die ob ihres ev. Bekenntnisses vom Kulmer Bischof exkommuniziert war, sich beim Könige verwandt. Die Nachrichten, die ihm Vergerio bei seiner Rückkehr aus Wilna überbrachte, ließen ihn am 14. März eine erneute Bitte für die Thorner und ihre ev. Prediger an den König richten.

3) Für die Elbinger hatte der Herzog schon unter dem 8. April und 7. Nov. 1556, unter dem 9. März und 22. Aug. 1557 usw. usw. bei dem Könige Religionsfreiheit zu erwirken gesucht.

4) Aurelio Vergerio, der durch die Inquisition aus Italien vertrieben nach Deutschland flüchtete und sich am 3. Dez. 1560 in Heidelberg immatrikulieren ließ. Im Auftrage seines Oheims reiste er in den folgenden Jahren verschiedentlich nach Preußen und Polen.

5) Über Wedrogowski vergl. Lukaszewicz, Geschichte der reform. Kirche in Lithauen II, S. 96 ff.

interim ad alios et alios spargam tam hic in Lithuania quam in Polonia. Mitto Dni Vrae exemplum literarum Roma per distortum illum et blaesum Caligulam Hosium, itidem de novo papa scriptarum, quia egregie quadrare et correspondere videntur epistolae Dnis Vrae Rmae sc. ex diametro plane et ex opposito. Scriptae autem sunt eae literae ad d. Stanislaum Karnkowsky, Mtis Riae referendarium illum apostatam, de quo me in itinere ex arce veniendo interrogabat, quis esset. Mitto etiam exemplum ad ill. ducem Wirtemb. et aliud exemplum ad reliquos principes, nam fere uno et eodem exemplo ad illos scriptae sunt excepto d. Joanne Ungnate, ad quem paulo diversius, quod cum hoc principi meo notitia et familiaritatis usus aliquis intercedit.

Ex literis principis nostri Dtio Vra Rma intelliget, quomodo sathan per organa sua et pseudoprophetas zizania sua interspargere sataget et a recto fidei tramite ser. regem Maximilianum[1]) abducere, quod eo magis dolendum et timendum nobis est, quod hic non admodum magnae, sed parvae et modicae fidei adhuc est. Video principem meum esse ex hac novitate contentum, sed multo minus ex altera illa nuptiali sc. et successionis. Ego vero ne tantillum ea re moveor, altera enim istarum non nostra, sed dei causa est. Deus non deerit causae suae, etiamsi omnes reges et principes desint. De hac vero altera itidem in utramque aurem dormio, Polonus sum, videor mihi multorum in Polonia sensus nosse, quam aversas quamque alienatas voluntates Poloni erga hanc domum habent, ex qua nobis successor regni obtruditur. Dicant et cooperentur et satagant, quantum volunt isti, videntur mihi aerem prorsus verberaturi esse. Video mihi Polonos in

---

1) Die Nachrichten, die Vergerio über Maximilian nach Königsberg brachte, veranlaßten Herzog Albrecht ein Trostschreiben an dessen ev. Hofprediger Sebastian Phauser unter dem 27. März zu richten. „Cum d. Vergerius ex Lituania ad nos rediisset, secreto nobis communicavit literas Rdae Dnis Vrae, ex quibus cum afflictam Dnis Vrae sortem intelligeremus, non potuimus illi non toto pectore condolescere. Cum d. Vergerio egissemus, ut R. Dtio V., si ita casus ferret, hospitio ab illo exciperetur, eum autem ultro ad id paraturum esse animadvertimus“.

comitiis centuriatis magna voce inclamaturos, nolumus hunc super nos regnare, nolumus, qui fratres nostros Bohemos, cum quibus una gentis propago et unus populus sumus, misere vexavit, exturbavit, eiecit, proscripsit, multorum bonorum virorum et innocentium in bona causa sanguinem effudit, vicinos vero nostros Silesios miris et inauditis expilationibus ad sanguinem usque emunxit emungitque et exugit quotidie. Haec Polonis nostris digitis et unguibus notiora sunt et saepe commemorare audivi et multo magis commemoraturos esse video, cum primum illud in auribus eorum personaverit, quod sc. per belli rationes (id enim a Due Vra Rma audivi) hoc sibi regnum quaerere satageret; nondum hoc sciunt, at scient ex me. Interim mihi summae curae hoc erit, quod Rma Vra Dtio de ill. et sanctissimi senis huius Brandeburgii filiolo, summae spei puero, communicavit. Et si quid fidei, si quid studii, diligentiae et sedulitatis in me est, totum hoc excellentissimo et integerrimo seni huic reverenter recipio, Rmae vero Dni Vrae est me accurate ill. celsni suae commendare et vicissim a me omnia addictissimi hominis officia exspectare. Dat. Vilnae 7. Martii 1560.

LIX.

Herzog Albrecht an Nikolaus Radziwill.

Accepimus Illtis Vrae literas cum rev. d. Vergerio nobis missas, quae cum in exordio singularem quandam gratiarum actionem pro qualicunquue nostro in S. R. Mtem officiolo continerent, non potuere nobis non esse gratissimae, licet gratiarum actione tanta ad nos opus non fuisset. Inter cetera nobis iucundissimum fuit tam ex literis Illtis Vrae quam ex ipsius d. Vergerii relatione cognoscere, quod non exigua fundamenta constituendae necessitudinis arctae inter S. R. Mtem et quosdam Germaniae principes iacta sint. Dominus deus haec ipsa exordia ad nominis sui gloriam et aedificationem ecclesiae fausta et ex omni parte foelicissima esse velit. Dat. 16. Martii 1560.

LX.

Herzog Albrecht an Erhard von Kunheim.

Weß du in dem eingelegten zetel deines eigenen handschreibens[1]) vom hern Vergerio anzeigest vnd bittest, ist vnnß zu uernehmen vnlieb gewesen, tragen von solchen schrifften kein wissen, weil wir aber vermerken, das der kon^{n} Maj^{t}, do solche sachen alhir getruckt werden, zuwider, vnß auch irer Maj^{t} erachtens schedlich sein möchte, wollen wir vnß, do wir disfals von hern Vergerio angelanget, also zuerzeigen wissen, damit irer Mag^{t} bedenken in acht gehabt, dan wir auch ohne das irer Maj^{t} weß zu wider keinswegs gefunden wolten. Das sich aber der h. Vergerius sonsten wol gehalten vnd vnsere handel zum treulichsten gefordert, hören wir gerne, wir wollen auch deinen bitten nach, das du diesen seinen gehabten fleiß durch dein schreiben bei vnß gerühmet nach gelegenheit gegen ihme ingedenk sein. 16. Martii 1560.

Nachtrag. Vnd so wir auf der kon^{n} Maj^{t} embsiges begeren das bekentnuß des berwulfs beyliegend mitschicken, als gut es an ime ist, so wollest ire Maj^{t} vonn vnserntwegen vnderthenigst[2]), das es nicht in weitleufftige wissenschafft komme auß denen vrsachen, weil vnsers erachtens wol souil lügen als warheit daran sein magk, zu deme das etzliche Baiern darinne namhafftig gemacht. Wolten demnach ungern den nahmen haben, als keme ein solchs von vnß, möchte vnß auch allerley nachrede, verkleinerung vnd vnglimpf bey verstendigen geberen, zweifeln aber nicht, du werdest dem allen gute vnd gebürende maß zugeben wissen.

LXI.

Bernt Pohibel an Herzog Albrecht.

Ich kan E. F. D. vnderthenigst nit pergen, das E. F. D. hoffpredicant Epplinus alhir vor wenig tagenn ankommen vnd

1) Dieser Brief des herzoglichen Geschäftsträgers in Wilna ist leider nicht mehr vorhanden.

2) Das Prädikat fehlt.

durch meynen hernn[1]) vor die kon^e Maj^t zur audienz am abendt vorgebracht. Dieweyl dan etzliche geistliche personen mit irer Maj^t jn pallast kommen, haben ire Maj^t dasselbe puch vnvormerkt meynem herren zubehalten gebenn vnd des andern tages widderumb holen lassen vnnd mit fleis zuvbersehen eyner sonderlichen personen jnn boffelich geben. Dem hern wilnischen woywoden dergleichen ist der herr predicant auf gudtdünken meynes hern zu seiner gnaden gen Lawryschken jnn hoff gefaren vnd doselbst das ander puch sampt E. F. D. briff jnn aigener handt zugestelth, welches seyne gnaden mit gnaden ganz gern von jhm angenommen vnd vnvermerkt vorschaffunge gethan, das gedachter her Epplin durch des hern woywoden doctores ist zum morgenmall vm etzlicher vntherredungen willen geladen wordenn, jn welchen vorsammlungen sich allerley zu reden sonderlich vom sacrament zugetragen. Wiewol sich her Epplinus nicht fast hadt vm vordachts willen mit viel worten eyngelassenn, doch letzlich nach vieler gehabter collocution ire meynunge stückweis in schrifften vberzugebenn begert, welchs sie zugesagt, hoff dem auch also nachkommen sein. Dan der her woywod hat den her Epplinum anreden lassen vnd bogerdt, das er als morgen am tage Jacobi eyn sermon jn des hern Gastolts houe, welcher itzo dem hern woywoden zukompt, thun soll, welches auch alzo bewilliget . . . . Datum Wilde am tage Jacobi 1560.

1) Gabriel Therla (Tarlo). Am 14. Juli hatte der Herzog an Kunheim schreiben lassen: „Weil sich vnser hoffprediger an Kon^e Maj^t vnd den hern woywoden begebt, darumb das er ire Maj^t vnd Liebden mit seiner arbeit, die irer Maj^t er zugeschrieben, beehren will, ist vnser begeren, du wollest von vnserntwegen ime fürderlich sein". Ottomar Epplin hatte sein umfangreiches Werk „Selectiora vetustissimorum ac probatissimorum patrum iudicia de praecipuis evangelistarum narrationibus" unter dem Himmelfahrtstage 1560 dem polnischen Könige gewidmet. Von der ihm in Wilna vom Könige bewilligten Audienz lesen wir auch in seiner gegen den ermländischen Bischof Hosius gerichteten Schrift „Manifestissima et irrefragabilis assertio, quod sacramentum corporis et sanguinis d. nostri Jesu Christi etiam laicis non nisi sub utraque specie administrari possit", die unter dem 20. Oktober 1560 gleichfalls dem polnischen Könige zugeeignet ist.

LXII.

Gabriel Therla an Herzog Albrecht.

Ich kann E. F. D. nicht vorhalten, das mir E. F. D. gnedigst schreiben das durch den würdigen vnd achtbarenn h. mgro Epplino, E. F. D. hoffpredicanten, alhier ist zukommen, inhalts allenthalbenn wol eingenommen vnnd habe E. F. D. begerenn nach gemelten h. Epplinum, weil er dieße 14 tage alhier hat vertziehen müssen, dann viel vnnd mancherley gescheft mitlerzeit fürgefallen, 2 mal vor die konigliche Maj[t] jn bequemer stellen gebracht, wie vnd welcherlei gestalt jre kön[e] Maj[t] mit jme allenthalben geredt vnnd geschlossenn vnnd was der hendel meher sindt, werdenn E. F. D. jn seyner ankonfft bas dann durch meyn viel schreyben durch müntlichen bericht genugsam jnn gnaden eynnehmen. Dieweyl gemelter h. Epplyn sich sonderlich kegen ire Maj[t] hodt vornhemen lassenn, das jnn E. F. D. furstentumb Preusen nichts anderst dan dy Augspurgische confession gelehert vnnd gepredigt wirt, haben sich solchs ire kon[e] Maj[t] sonderlich vnnd gnediglich gefallen lassenn wie gemelter h. Epplyn sich alhir offentlich jn der deutzschenn predigt, ßo inns herrn Woywodenn hoff gethan, vnther anderenn hat vor jdermenniglich jn seiner lehren horen lassenn. Zw dem sindt auch etzliche des hern woywoden schrifft erfarnenn prädicanten pey jme gewesen vnnd vom sacrament vnd anderm mit jme sonderlich durch bequeme worthe geredt, wie sie in der sachen ayns vnd was E. F. D. hoffprädicant jn kortz mit jnen geschlossenn, zweiffelt gar nicht, wirt E. F. D. vnvorhaltenn pleibenn. Hab auch, so viel mir jmer müglich gewesenn vm abfertigunge, damit er desto eher an E. F. D. gelangen mochte, pey der kon[en] Maj[t] treulichen angehalten. Weyl dann sonderlich hier am hofe jmerzu gescheffte fürfallen, hot man zur abfertigunge nicht eher komen mogen, sonder hot 14 tage alhier verzihenn müssenn. Wie vnnd welcherley gestalt er seine abfertigunge bykommen, werdenn E. F. D. durch jnen fernern eynnehmenn, weis got, ich hab an meinem fleis nichts abgehen lassen. Es hodt mich auch der her

von Trokken jtziger, welcher woywod zu Kyoff gewesenn, her Gregorii Kothkowitz, meyn jnsonder gudt freundt, angelangt vnd gepethenn, ich seyne 2 ßone E. F. D., domit die pey seyner F. G. dem jungen hern Fridrich Albrechtenn jnn der kammer vnd allenthalben vff den dynst aufwarthen oder sonst, wie es E. F. D. jn gnaden vor gudt ansehen, kegen E. F. D. mit fleiße kommandiren wolthe, welche seyne pidt ich seiner gnaden nicht habe wissenn abzuschlagenn, hoff E. F. D., nach dem dieselbenn mit dem hern Kothkowitzenn jtzo lengist jnn kentschafft seyn, werdenn mir hyrauff, wornach man sich ferner zu richten, mit gnediger andtwort begegnen. Im fall es dies mal nicht gescheen kende, mus man weyter myttel vnnd wege suchenn, domit dy jnn E. F. D. fürstentumb zur zucht und aller tugent mogen erhalten vnd vntergepracht werdenn. Denn ich hertzlich gern sehe, das der junge hertzogk mit der zeit, geb got, ichs mit freudenn erleben möge, der polnischen sprachen mit der hülffe des almechtigenn auch kündigk werde, bidt derwegen E. F. D. vm gnedige vnd schriftliche antword. Ich zweyffel nicht, E. F. D. sich zu erynnern, das dy hern Kothkowitzen sampt der gantzen freuntschafft E. F. D. mit sonderm fleyß gern dynen, auch hot her Gregorii Kothkowitz, der knaben vatter, E. F. D. jn seyner jugendt gedynth, welchs er sich sampt den seynen noch zu thun ganz willig erpeuth. Der eyne knabe, der eldist vonn 11 jaren, heist Andreas, der ander Alexander ist vonn 10 jaren vngeferlich. Wie ich diesen bryff hab schließenn wollen, haben gleich jre kon^{e} Maj^{t} nach mir gesant vnd fordern lassen vnnd jnn boffelich gebenn, ich E. F. D. schreybenn solthe, das jre kon^{e} Maj^{t} den zugefertigten jren hoffpredicanten jn koniglichen gnaden sambt vbersendunge des buchs gern gesehen vnnd angenomen, mit gedachtem prädicanten etzlich vntherredunge aigner königlicher person gehabt. Ire kon^{e} Maj^{t} findt solchs kegen E. F. G. gnediglich vnd freuntlich dankpar. Das aber jre kon^{e} Maj^{t} E. F. D. das mol mit jrem schreiben nit ersucht, pitten jre kon^{e} Maj^{t} ganz genediglich, E. F. D. wollen solchs nicht zu vngudt verstehen vnd annehmen. Denn ire Maj^{t} mit sonder-

lichen geschefftenn ethwan beladenn . . . . Dat Wilda, den 3. Augusti 1560.

LXIII.

Erhard von Kunheim an Herzog Albrecht.

Nach erbitung meiner gantz vnterthenigen dienste kann E. F. D. ich jn höchstem vnterthenigstem vertrauen nit bergenn, das des Radziuils diener, so mit Vergerio gezogen wider komen, bringt böse zeitung, nemlich das aus dem handel so er wegen der freulein[1]) alhier so ernstlich trieb, nichts werde, entschuldigt sich in seinem schreiben hoch vnd beschuldigt den jungen hern von Sachsen, der jme nit glauben gehalten. Ich merke, es thut dem Radziuil hertzlich wehe, dann er die sachen getrieben vnd Vergerium für sein abgott alhier gehalten. Dis ist noch gantz heimlich, es wissen auch nit viel, das gemelter diener widerkomen, mir aber hats ein person vertrawet, so darumb weis. Radziuil gibt für, Vergerius hab ein schrift hierein geschickt, darin jme der mitler her von Sachsen zeugnus giebt, das er vorhin dem Vergerio solch handel zutreiben aufferlegt. Weil aber sich indes ein andere freyheit zugetragen, war er erbütigk, etzliche fürsten zwsamen zwbringen vnd sich zu erkundigen, ob jmandt von jnen lust hierein hett. Ob deme jm grundt also sey oder ob sich damit Vergerius beschönen will, laß ich jn seinen würden beruhen, es sthenn die sachen seer weit. Mann hat Vergerium jn grossem verdacht, er hab mer ausgericht, als jme beuolen vnd hab nur geschenk gesucht. Es sey aber wie jm wolle, hab ich als viel jch erfahren mueg, E. F. D. im vertrauen wie gemelt nit wollen vnangezeigt lassen. Von meiner gnedigen

---

1) Sigismund August hätte durch Radziwills Vermittlung seine Schwester Katharina oder Anna gern an einen deutschen Fürsten vermählt und Vergerio erbot sich zum Unterhändler. Schon gelegentlich seines ersten Wilnaer Aufenthaltes hatte er auf Johann Wilhelm von Sachsen, Sohn des Confessor-Churfürsten Johann Friedrich, hingewiesen. Allein dieser verlobte sich — zuerst heimlich — mit Dorothea Susanna, Tochter Friedrichs III von der Pfalz und führte sie 10. Dezember 1560 heim.



frawen vnd khunigin thue E. F. D. jch hiemit ein brieflein vberschicken, jre kon^e Maj^t ist got lob zimlich woll wider zw paß. Heut ziehen wir alle 3 meilen von hier gen Lauarischky zum Radziuil auf 3 tage. Acht tag nach der widerkunft gen Wolkiniky auf die jagdt auf 8 tage . . . . Dat in grosser eil Vilnae den 11. Augusti 1560[1]).

LXIV.

Erhard von Kunheim an Herzog Albrecht.

. . . . Vbersende E. F. D. einen brieff, so mir vonn den deutschen allhier vberreichett worden, die mich daneben gebeten, ich auch für meine person ihrenthalben bei E. F. G. jnntercedieren wollte, damit sie vmb so viel eher vnd leichter einen geschickten mann erhalten vnd vberkommen möchten. Weil ich aber E. F. D. ohne das zur beforderungk der ehre gottes vnd außbreithungk seines gottlichen worts geneigt weiß, hab ich für vnnöttigk geachtet, solchs mit ferneren wortten auszuführen. Was sie sich aber jnn deme zuuorsehen, weil ich ohne zweiffel viel vberlauffs derhalben von jhnen haben werde, also bitt ich vnderthenig, E. F. D. mich des gnedigst woltten verstendigen lassen . . . . Zur Wilde, den 1. Oktober 1560.

---

1) Am 13. September antwortet der Herzog: „Die ausrichtung des hern Vergerii ist etwas vordrieslich vnd ist leicht zuermessen, daß solcher handel obgedachtem hern Vergerio allerley bedenkliche kummernuß verursacht wirt haben, den er warlichem dieser tage gar beschwerlich derhalben an vnß geschrieben. So wissen wir auch gewisse, das er ohne genugsamen beuelich in diesem hochwichtigen handel nichts angefangen, darumb er warlich zur vnbilligkeit in verdacht vnd thut für vnsere person nicht vnbillich zum hochsten beschweren, daß der hochgeborene fürst vnser lieber oheim, schwager vnd sohn dergestalt mit dem handel vmbgangen. Erachten bey vns, das vielleicht die kon^e Maj^t hin vnd wider argwohn schöpfen mögen, das wir in seinen orth stellen müssen, übersenden dir aber im vertrauen eine copie, dies vns im vertrauen zugeschickt, darumb du alle gelegenheit zubefinden vnd do es nötig verdechtige leuthe zu entschuldigen wissest". Am 18. Oktober berichtet Kunheim zurück: „Die copia den Vergerium belangende habe ich empfangen, sol weiter nit, als da es vielleicht dermal eins von nöten, doch nichts weniger auff vertrauen außgebreitet werden."

LXV.

Bernt Pohibel an Herzog Albrecht.

Das puch, so der h. Volmer Epplinus hier der kon[n] Maj[t] gebracht, haben jre Maj[t] dem hoffpräcicanten hern Pekorisky vberandtworten lassen, welcher gefragt, wie es jm gefallen, gesagt, wüste an dem keynen mangel sonderlich nicht, were mit grosen fleis zusammen getragen .... Wilde, den 4. Oktober 1560.

Herzog Albrecht an die deutsche Gemeinde und Einwohner zur Wilde.

Wir haben eur schreiben den 25. Septemb. datirt empfangen, jnhalts, welchen wir zuerwidern vnnotig achten, lesendt eingenohmen vund welcher massen jr wegen eins christlichen gelarten vnd treuen selsorgers, welcher mit der Augspurgischen confession vnd reiner götlicher lehre einstimmig bey vns ansuchung thut, daraus verstanden. Wissen vnß auch, weß durch vnsern hoffprediger magistrum Othmarum Eplinum verschiener zeit disfals bey vnß gesucht, jn gnaden wol zuerinnern. Nun sollet jr vnß gewiß glauben, daß wir euch nicht allein zu trost eurer gewissen vnd derselben heil und seligkeit dergleichen nhun zu zuhandeln geneigt, sonder erkennen vnß auch solchs zuthun vund alles daß, so zur forderung gottes ehre vnd seynes allein seligmachenden worts gereichen magk, zubefurdern schuldig, wie wir denn auch auf gedachts vnsers hofpredigers des Eplini erstes disfals gethanes anregen nachforschung nach dergleichen personen pflegen lassen. Es seint aber solche leuthe, wie vnß jn eurem schreyben describiert vnd die derer geschickligkeit sein, nicht wol zu bekommen. So bedenken wir auch, das nicht ein schlechter prediger dahin dienet, sonder ein solch man, der mit stadtlichen vnnd wolgegrundten der heiligen götlichen schrifft spruchen der papisten meinung jederzeit zuwiderlegen geschickt sey. Sollten wir euch nun einen, ob er gleich rein, clar vnd der Augspurgischen confession gemäß das wort gottes lehrete, zuschicken, welcher jn zufellen den papisten nicht zu-

begegnen wüßte, wissen wir nicht, was für gefallen euch daran geschehe. Doch wollen wir, nachdem es gottes ehr vnd ohne zweifel frommer leuthe gewissen, heil vnd seligkeit betrifft, disfalls an vnß nichts erwinden lassen, damit wir auch eine solche person, so guth wir die jtziger zeit vnd mit gelegenheit vf vnd zuwege bringen kennen, ins sonderlichste als muglich zuschicken mugen. Den 16. Oktob. 1560.

LXVI.

Herzog Albrecht an die deutsche Gemeinde zu Wilda.

Ersame vnd weise, liebe besondere. Welcher massen jr wegen eines cristlichen gelerten vnd treuen sehlsorgers, welcher mit der Augspurgischen confession vnd reiner gotlicher lehre einstimmig durch schriften auch sonsten müntlich bey vnß ansuchung thun lassen, weß wir euch auch darauff geantwortet, wissen wir vnß jn gnaden zu erinnern. Ob wir nun wol zu trost eurer gewissen vnd beforderung gotlicher ehre vnd seines heiligen nahmens vnd allein selig machenden worts, euch eine solche person zuzuhandeln an vnserem fleiß nichts erwinden lassen, haben wir doch biß dahero vnd in eil (nachdem dergleichen leuthe vbel vnd noch schwerer, die der geschickligkeit vnd reiner gotlicher lehre dermassen gegrundet sein, durch welche jeder zeit der verfurischen meinung mit gutem grunde vnd spruchen christlicher lehre widerleget könne werden, aufzubringen) dazu nicht kommen können. Weil wir aber bedenken, weß euch, nemlichen euer heil vnd seligkeit, daran gelegen vnd das es ja zu gottes ehre gereicht, haben wir vnß souil mehr zu disem handel bemühet vnd entlichen keinen geschickteren, der euch dienstlich sein vnd wir entrathen konten, den briefs zeigern den würdigen vnsern lieben getreuen Simonem Wohnraben, welcher der Augspurgischen confession vnd cristlicher wahrhafftiger gotlicher lehre anhengig vnd verwanth, seines wandels, wie wir jn erkanth auch von andern berichtet worden, vnsträfflich aufbringen können, schicken euch denselben auch hiemit zu. Und ist vnser gnediges begeren, jr wollet euch denselben gonstiglichen vnd mit dem besten lassen

beuolhen sein, jnen auch, do er etwann der heiligen cristlichen lehre halben oder sonsten von jemands (das gott gnedig verhütten wolle) solte angefochten werden, wie denn das göttliche wort in der argen welt ohne verfolgung nicht sein kan, nicht trostlos lassen vngezweifelter hoffnung, wann solchs geschicht vnd das er ehrlich versorgt, jr werdet an jme nicht allein ein genügen vnd ein gonstiges gefallen haben, sonder es werden auch dadurch eure vnd vieler gewissen gesterkt vnd auff den rechten wegk geleitet vnd entlich zum ewgen leben gebracht werden. Im fall jr inen aber bey der reinen cristlichen lehre nicht werdet schützen können oder auch an jme nicht ein gefallen oder genüge hättet, begeren wir mit gnaden, jr wollet demnach hiedurch vnsern gnedigen wolmeinenden willen vnd des guten frommen manns geneigte gutwilligkeit betrachten vnd jnen hinwider an vnß sicher vnd ehrlich ane alle gefahr bringen vnd beleiten lassen. Den 7. Novembris 1560.

LXVII.

Herzog Albrecht an die deutsche Gemeinde zur Wilda.

Wir haben euer schreiben empfangen, jnhalts lesendt eingenohmen vnd welchermassen jr nochmals vmb einen prädicanten bey vnß vnderthenigs ansuchung thut, daraus verstanden. Mögen euch darauff gnediger meinung nicht bergen, das wir jn arbeit sein, euch forderlichst einen hinauf zu verordnen, wie jr dann auß dem schreiben, so dieselbige person mitbringen wirt, zu uernennen haben werdet. Das wir aber dieselbige person kon^r^ Maj^t^ zu Polen, jn gleichen dem herrn wilnischen woywoden also auch dem wilnischen bischoff commendieren solten, derwegen tragen wir noch zur zeit pilliche nachdenken jn erwegung, das wir von hoch gedachten personen in diesem handel nicht ersucht worden. Do es aber fernerher vnd mit der zeit die gelegenheit geben würde, das dadurch etwas fruchtbar konte geschafft werden, wollen wir vns in dem, so zu gottes ehr vnd forderung seines heiligen nahmens gereichen mag, auch in allem anderen

aller christlichen fürstlichen gebür zuuerhalten wissen. Den 10. Novemb. 1560[1]).

LXVIII.

Nikolaus Radziwill an Herzog Albrecht.

Hic adolescens nobilis Marcus Hellium Paulus ante sex annos cum generoso d. Georgio Kurinieczky, olim capitanei Pinscensis filio, in hac regiones venerat integroque illo sexennio apud eundem d. Georgium versatus est, a quo virtutis honestaeque et fidelis conversationis testimonia refert. Cum autem aliqua ex parte pietatis et syncerioris religionis studia degustarit linguamque germanicam supremis labris attigerit, non prius in patriam redire statuit, quam et in vera pietate et in lingua germanica maiores progressus fecisset, proinde supplicavit mihi et cum eo multi Mtis Riae aulici, ut eum Illmae Celsni Vrae commendarem . . . . Dat. Vilnae 20. Novembris 1560.

LXIX.

Herzog Albrecht an Gabriel Therla.

In eurem schreiben befinden wir, welcher massen ir vnsern hofprediger befördert, für solchs seint wir dankbar. Vnd ob wir wol mit ime zum grundt nicht geredet, ist vnnß doch nicht lieb, das wie wir gleichwol sonsten erfaren, die Augspurgische confession (dabei wir auch in irem rechten verstande bis an vnser ende zuuerharren gedenken) also wie wir bericht gedrehet vnd gezogen solle werden. Wen wir nun von vnserm hoffprediger ferner vermerken werden, wie er die sachen disfals verlassen vnd wir mit vnserer einfalt zu cristlicher vergleichnis etwas dienen konnen, wollen wir vnns dortzu ganz treulichen erboten haben, auch an vnkosten, muhe vnd arbeit nichts erwinden lassen, vf das wirklich zu spüren, wir der rechten reinen lehre mit

1) Aehnlich ließ der Herzog auch an Kunheim schreiben, welcher die Briefe der deutschen Gemeinde in Wilna zuzustellen hatte.

hertzlichem eifer anhangen vnd solche zu befordern gedenken[1]). Ferner vermerken wir, weß ir wegen des h. Gregorii Kottkowitzen 2 söhne halben an vnß schreibet. Nun ist nicht ohne, das wir h. Kottkowitz als vnserm alten diener mit gnaden gewogen, so wir dann seiner jungen hern alter vermerkt vnd wir bey unserm geliebten sohne 10 knaben polnisches vnd deutsches gezunges haben, auch die ordnung gemacht, das irer vber solche zal nicht mer sein sollen, welche dermassen gehalten werden, das sie ob sie wol etwas elter als vnser sohn dennoch in forcht leben, auch alle willigkeit vnd das auf vnd ablaufen ganz vermeiden müssen. Solchs seint auch nur einzelne knaben, den wir keine sondere diener zuordnen lassen, daneben hat es auch mit vnserem sohne die gelegenheit, das er nach gelegenheit des alters vnd irer constitution, darinnen sie ohne zweifel bisher erhalten, nicht gleich sein kann. Den er erst im alphabet vnd catechismum, auch das abc zumahlen anfehet. Sollten dann die beiden jungen hern derhalben in irer lehre etwas verhindert werden, das wolten wir nicht gern, so wolt auch vnsern sohn mit schwerer lehre zu belegen bedenklich sein, damit er desselben nicht gar vbertrussig gemacht. Diß schreiben wir euch als vnserm vertrauten vnd begeren, ir wollet als für euch vnd vnserer vnuermerkt bei hern Kottkowitz erkundigen, wie er einen oder bede seine sohne gern gehalten sehe vnd ob er auch viel leuthe, vf sie zuwarten (welches wir bey unserm sohne in anmerkung, das vil vnzucht vnd anders bey solchen aufwartenden bisweilen vnterleufft, zum hochsten vermieden) zuordnen bedacht, vnd vnß solchs mit erstem vermelden. Dan wir dem ehrlichen man alle gnade erzeigen wollen, hatt es aber auch die meinung, das er bedacht were, sein sohn dermaßen, wie sein bruder der her starost auf Sameiten seinen sohn alhie helt, in studiis zu vnterhalten, wollen wir vns dieselben ganz gnediglich beuolhen sein lassen, auch die verordnung thun, das sie mit

1) Vergl. den Bericht des Wilnaer Predigers Wedrogowski auf der Synode zu Pinczow am 8. Mai 1560 bei Dalton, Lasciana S. 502.

preceptoren vnd guter disciplin versorget werden sollen. So wolten wir sie auch als vnsere vnd vnseres sohnes diener achten, das sie nach ihrer gelegenheit vnd ohne verseumnuß irer studia bey vnß ab vnd zugehen mögen. . . . 17. August 1560.

LXX.

Herzog Albrecht an den König Sigesmund August.

S. R. Mtem V. celare non possum, quod communitas hominum Germanorum, quae Vilnae est, et literis et internuntiis suis apud me diligenter agendum curavit commemorando et recensendo, quoniam sanctum dei verbum et evangelium nunc passim per universam propemodo Europam his temporibus ex immensi dei misericordia innotuerit, se quoque miro teneri desiderio audiendi verbi dei pure, syncere et iuxta Christi servatoris institutionem, petere itaque officiose et obnixe, dignarer pro amplificando regno, nomine et gloria Christi eo incumbere, ut doctum, pium et fidelem ecclesiasten, qui synceram Christi doctrinam iuxta Augustanam confessionem profiteretur, mea opera nancisci possent. Mihi vero etsi rem pressius consideranti multa occurrebant obstacula, quae me non immerito deterrere de hac re poterant, praesertim vero quia apud multos adhuc haec Christi doctrina id loci exosa est et quod christiani concionatores multis et magnis periculis expositi sunt, tamen amplificatio nominis et honoris Christi et preces eorum hominum, qui salutem animarum suarum sitiunt, apud me praevalnerunt dedique operam, ut pro ipsorum aeterna salute comparanda pium doctum et Augustanae confessioni adhaerentem virum Simonem Wanraben, qui pacis, quietis et tranquillitatis studiosissimus est, consequerentur. Quam quidem facti mei rationem, ut S. R. Mtas V. mihi in meliorem partem interpretari nec aut temeritati meae aut intempestivae curiositati aut studio novandarum rerum adscribere, sed pro honore et gloria nominis Christi amplificanda a me factam esse sibi persuadere velit, oro et humillime peto, ut huic pio viro cum bona venia et sub tutela ac clementissimo patrocinio S. R. Mtis V. verbum dei pure iuxta propheticam et apostolicam doctrinam

istic profiteri et homines de dei voluntate et aeterna salute instituere liceat. Nihil enim potest S. R M^tas V. praeclarius, nihil deo acceptius facere, quam si in hoc omni ratione contendat, ut verbum dei sacrosanctum recte doceatur et large spargatur. Quodsi S. R. M^tas V. necessarie etiam duxerit, rev. d. episcopum Vilnensem hoc nomine appellare, cui ipsi quoque rem per literas meas significavi, vehementer peto, ut id ea ratione et modo faciendi curet, quibus decet haec Christi negotia magna cum gravitate fideliter et religiose tractare. . . . . . . Regiomonti, 4. Januarii 1561[1])

LXXI.

Herzog Albrecht an Nikolaus Radziwill.

Honestus Hieronymus Maletius in usum rei literariae et iuventutis, quae materna alias quoque imbibere linguas studet, editurus est dictionarium Latino et Germano-Polonicum, quemadmodum prima eius editionis iam coepta pagina ostendit, quam hisce cum literis mittimus. Ut autem et laboris et impensae fructum aliquem perciperet, petiit[2]), ut nostra commendatione privilegium a s. r. maiestate impetraremus de non recudendo eo opere intra regni et terrarum s. r. maiestatis fines ad decursum usque octennii. Qua in re etsi s. r. maiestatem minime difficilem fore arbitramur, duximus tamen operam quoque hac in re Ill^tis V^rae requirendam esse. Quae cum apud s. r. maiestatem valeat plurimum, amanter illam rogatam habemus, ut concessionem eam privilegii impetrari iuvet. 12. Aprilis 1561.

LXXII.

König Sigismund August an Herzog Christoph.

Ablegati erant ex magno ducatu nostro Lithuaniae certi nobiles et ingenui adolescentes in scholam Tubingensem liberalis

1) Zwei ähnliche Schreiben richtete der Herzog an demselben Tage an Nikolaus Radziwill und den Wilnaer Bischof.

2) Das Bittgesuch bietet Fr. Koch, Der letzte Druck des Lycker Erzpriesters Johann Maletius. Königsberg 1903.

institutionis et literarum causa et a nobis Illmae Dnis Vrae commendati. Hi nunc inde revocantur ad alias scholas et academias Germanicas, quia vero benigne habiti sunt isthic et habita est illorum ab Illma Dne Vra ob nostram commendationem ratio, egerunt nobis consiliarii nostri eo nomine gratias habentque et agunt ac gratitudinis ergo petebant, ut de hac ipsa gratitudine deque gratiarum actione apud Illmam Dnem Vram literis nostris testaremur. Dat. Vilnae 2. mensis Maii 1561.

LXXIII.

Nikolaus Radziwill an Herzog Albrecht.

Quia Illma Celsdo Vra ad me et ad s. r. maiestatem perscribere dignata est de utili opere excudendo Latino-Germanico et Polonico dictionario, quod ven. vir d. Hieronymus Malecius verbi dei minister prae manibus habeat deque privilegio apud maiestatem r. obtinendo et de non recudendo eo opere, in eo quidem quemadmodum in reliquis rebus omnilibenter me iam gessissem Illmae Celsni Vrae, verum celare Illmam Celnem Vram non debeo eiusmodi privilegium et multo etiam in largiori forma pro se et haeredibus suis obtinuisse gen. Ioannem Maczinsky secretarium meum, qui tale dictionarium ante quattuordecim annos in studiis literarum adhuc in Germania versando partim ex Latino-Germanicis Petri Dasipodii et Ioannis Frisii Tigurini, partim ex Latino-Gallicis tum etiam ex thesauro linguae latinae compilavit et extremam manum operi iam dudum imposuit, quem librum s. r. maiestas et fere tota aula hic vidit et qui exercitatos sensus in re literaria habent, affirmant non inutilem eum navasse rei literariae operam, et recte factum est, quod et typographus Illmae Celsnis Vrae Regiomontanus Taubmann et ipse d. Hieronymus Malecius hic adfuerunt, cum quibus de imprimendo libro ipse Ioannes Maczinky transegit idque sub ratihabitione approbationeque eiusdem Illmae Celnis Vrae, quem contractum hic inclusum mitto et cum illum approbari tum et ipsi typographo Taubman ex autoritate Illmae Celsnis Vrae serio demandari postulo, ut in

excudendo libro sedulam et diligentem navet operam, non extrahat tempus nec moras non necessarias nectat. Ac mittit una et librum ipse Ioannes Maczinsky, quem d. Hieronymus Maletius Illmae Celsni Vrae exhibebit, opus iustae magnitudinis, cui etiam adhuc multum accedet ex contrario dictionario Polonico et Germanico-Latino, quod idem d. Hieronymus ex hoc ipso dictionario intra corrigendum colligere et ad calcem operis adicere debet, quae res tametsi satis per se favorabilis est et publicis scholarum usibus destinata multum proderit nostrae iuventuti, tamen hoc impressionis negotium in gratiam eiusdem secretarii mei Illmae Celsni Vrae commendandum esse duxi ac una petendum, ut contractum hunc per Illmam Celsnem Vram approbandum eidem secretario meo ex cancellaria sua in autentica forma extradere iubeat. . . . Vilnae 22. Junii 1561.

LXXIV.

Nicolaus Radzivil dei gratia in Olyka et Nieszwiesch dux etc.

Significamus praesentibus literis, quia comparantes coram nobis gen. Joannes Mazinsky, secretarius noster et s. r. maiestatis in cancellaria Lithuanica expeditionis latinae notarius ex una et ven. vir d. Hieronymus Malecius verbi dei minister nec non famatus d. Joannes Taubman civis et typographus Regiomontanus parte ex altera talem inter se fecisse et iniisse contractum recognoverunt sub ratihabitione tamen et approbatione ill. principis d. d. Alberti de et super dictionario latino polonico imprimendo per praefatum Jo. Maczinsky interpretato et collecto, quod videlicet praefatus typographus sumptibus eiusdem Jo. Maczinsky imprimendum sibi sumpsit dictionarium eius generis, dominus vero H. Malecius sumpsit sibi operam corrigendi preli typographici modis et conditionibus infra scriptis. Primum et ante omnia ita conventum est, quod 500 exemplaria non plus nec minus imprimi debent, ad eum autem numerum exemplarium si unum quoque exemplar 300 arcus papiri recipiet, 315 resae pro toto opere sufficient, unam autem quamlibet resam 23 grossis polonicis

computando papirus constabit 241 florenos grossos 15, quam summam imprimis pro camparanda charta reponere debebit ipse J. Maczinsky apud spect. et fam. virum d. Jacobum Brandt, civem et advocatum Regiomontanum in Kneiphoff amicum suum, et quidem Taubman typographus chartam bonam eius qualitatis et quantitatis subministrabit, in quali non ita pridem catechesim vel confessionem Augustanam sermone polonico impressit, non autem aliam nec deteriorem, tum semper aequam non dissimilem, pro qua d. Jacobus Brandt pecuniam numerabit, chartam vero apud se in domo sua vel alio loco commodo et, si fieri potest, in ipsa arce Regimontana impetrato ad id ab ill. d. duce Prussiae certo concamerato loco deponet, quam ipsi typographo pro ratione operis erogabit subministrabitque et illud, quod impressum fuerit, ad eundem locum a typographo recipiet, ita autem inter partes conventum est, quod ad summum intra 24 septimanarum spatium opus hoc integrum imprimi et absolvi debet. De precio vero et labore typographico ita inter partes conventum est, quod d. Taubman typographo ab una qualibet papiri resa impressa 28 grossos polonicos idem J. Maczinsky numerabit, quod si opus 315 resas capiet, tum merces typographi constituet 244 polonicos, cuius dimidiam partem vel saltem certam quotam ipse J. Maczinsky apud d. Jac. Brandt deponet, ipse vero typographo pro ratione operis in singulos menses pecuniam pro impressis resis ad dimidium operis numerabit, reliquam vero precii partem a dimidio opere donec integrum opus absolverit, idem typographus expectabit, correctori vero d. H. Malecio tam pro victu quam pro correctura preli typographici 35 grossos polonicos in singulas septimanas idem d. Jac. Brandt ex pecunia Ioannis Maczinsky numerabit. Dabit autem operam idem d. Hieronymus corrector, ut quam diligentissime et emendatissime liber imprimatur idque citra ullius temporis iacturam. Non solum autem correctoris munus d. Hieronymus obibit, sed et collectoris ex eodem ipso dictionario latino-polonico contrarium dictionarium polonico-latinum, quod ad calcem huius operis collocabit, id etiam relictum est in arbitrio eiusdem d. Hieronymi correctoris et collectoris contrarii dictionarii polonico-

latini, si voluerit germanicas appellationes apponere, ut una et eadem opera et polonico-germanicoque latinum ad calcem operis adiciatur dictionarium tum et nomenclatura rerum omnium lingua triplici latina germanica polonica. Pro ea vero opera et labore eius praefatus J. Maczinsky eidem d. Hieronymo 40 florenos polonicos a perfectione operis numerabit, postquam aliquam partem exemplarium distraxit. Verum hoc etiam sedulo, diligenter et caute observabit d. Hieronymus, ne plura quam 500 exemplaria imprimantur, neve vel unicum exemplar aut donetur aut distrahatur alicui. Hoc etiam inter partes conventum est, quod idem typographus imprimet 20 vel plures chartas titulum tantum una cum initio dictionarii continentes idque ratione exempli seu speciminis operis, iuxta quam illi a Jo. Maczinsky praescriptum fuerit, quas primas chartas primo quoque tempore ad ipsum Jo. Maczinsky mittet, opus vero impressionis et calcographiae a festo s. Bartholomaei proxime instanti inchoabit et ad perfectionem elaborationemque operis omni studio contendet nec tempus frustra extrahet, quo facto ibidem Jo. Maczinsky tradidit librum suum d. H. Malecio. Tenebunt autem et observabunt partes praefatae contractum eius modi inter se solide integre sine fraude et dolo sub poena 4000 ungaricorum in auro veri iusti et boni ponderis. Dat. Vilnae 20. Junii 1561.

LXXV.

Alexander Suchten[1]) an Herzog Albrecht.

Disses meines an E. F. D. schreibens ein vrsach ist, E. F. G. buchdrucker Johan Taubman, von welchem ich vorstanden, das im E. F. G. offt befolen, wen er auff die mergkt Leipsig, Frankfortt gezogen, das er nach d. Teophrasti von Hohenhaim bücher fleissig fragen vnd sie E. F. D. bringen solt. Diweill ich nun desselben Theoprahsti bücher etlich hie im land, so er in der arznei geschrieben, in Baiern aber viell mehr hab, die er in der theologia als ein doctor vnd prediger derselben, der er auch

1) Der bekannte evangelische Arzt in Wilna.

gewesen ist, geschrieben mit solchem ernst vnd grundt, das diejenigen, so seine theologica lesen, von ihm dorffen rühmen, das nach den aposteln vnd dem hailigen Hierotheo vnd Dionisio keiner von der gehaimnuß der theologiä grundtlicher geschrieben, so hab ich von den büchern der arznei dem erbarn Hanß Taubman zwei tractetlin geben (den itzo zur zeit nit mehr bei mir abgeschrieben ist) von der krankheit podagra, dieselben soll er E. F. G. zeigen vnd so es E. F. G. nit zu widder drucken. So es auch mitt E. F. G. erlaubnuß geschehen möcht, wolt ich die andern arzneischen bücher, so bei mir sein desselben Theophrasti drucken lassen nit von meinetwegen, den ich sie onhin hab, sonder allen zugefallen, so die wahrheit der arznei lieben vnd suchen vnd den kranken zum trost. Den es sein ja ander principia medicinae, ist auch viell ein ander arznei den die, in welcher münch, nonnen, diebhenker, hundtschlager, altweiber, juden vnd was sonst leichtfertigs volcks ist, die doctores in der cur vbertreffen. Sie haben, die gutten herren, inen so viell mit der weil genommen, das se hetten mogen erfaren ein ander grund der arznei, sonder sie glauben iren erlogenen, wie Theophrastus sagt, preceptoren, diweill doch nit glauben, sonder sehen vnd greiffen die arznei ist. Aus solcher vnwissenheit vnd onmächtigen begierden zu vorleumden diejenigen, so iren betrug zuwidder sein, haben sie E. F. G. beret, ich geb den kranken mercurium sublimatum, praecipitatum calinatum, wie er den ein namen haben mag, welchs sie nit darumb reden, das sie es wissen, oder das es war sei, sonder aus haß vnd neidt, damit nit offenbar werd der betrug, do sie mit vmbgen. Ich aber frag nit nach irem geschrei, diweil ich in meinem gewissen vnd in der cur vorwardt bin. Sie sein in lugen doctores worden, mit lugen wollen sie ire kunst vorfechten. Sie werden es müssen erdacht und erlogen haben, die solchs bei E. F. D. vnd anderen mir nach reden. Den ich hab mein lebenlang das mercurium, do sie von reden, niemands eingeben, bin auch denen alzeit zu widder gewesen, so in brauchen, wie offenbar ist auß dem buchlein, das ich an konigliche doctores von irem vnd meinem

consilio geschrieben, auff welches sie verstummet, mir bis auff diesse stundt nit geantwordt, dieweil doch das büchlein inen von der maiestät selber vbergeben ist. Ich will, so fern es gott haben will, in kurz all meine cur mit namen ain jeden krankhen anzeigende, so mir in diessen landen Preussen vnd Littauen geraten vnd nit geraten, in druck lassen ausgehen, domit jdermenniglich wisse, was ich in einem jar vnd mein widderteil gethan. Soll nit dorumb geschehen, das ich allen kranken helfen kan, den so ein arzt ist nie gewesen, würdt auch nit kummen, aber das viel von der vormeinten arznei in die gruben fallen, die erhalten mochten werden, wie ich von denselben hie vier in Preussen drei so auffs letzt kummen vnd durch die vormeinten ärzt ires lebens schon beraubt, widder auffbracht hab. Was nemen E. F. G. gutts darauß, das sie den fürsten E. F. G. onklen herzog von Meklenburgk so schändlich vorwarloset, den doch ein alt weib hat helffen konnen? Ich het billich von diesen Dingen viell zu schreiben, aber wil es bleiben lassen, bis die bücher so derhalben vorhanden in drugk kummen, darin ich der lugen so obgemelt vnd andern mehr, so sie mir als ein teufelsbanner zumessen, mich entschuldige. Bitt E. F. G. wollen diß mein schreiben in kein vngnad aufnemen, ire lügen machen, das ich mich bei E. F. G. entschuldigen muß, würd mir nit woll anstehen, so ich solchs mit stillschweigen vberginge. Wilde, den 2. Juli 1561.

LXXVI.

Herzog Albrecht an Nikolaus Radziwill.

Lectis Ill^{tis} V^{rae} literis de privilegio pro Maletii dictionario impetrando intelleximus, quid obstiterit, quod nostrae intercessioni et Maletii precibus satisfieri non potuerit, in quo, si quidem ita accidit, acquiescendum nobis est. Quod vero ad dictionarium ab Ill^{tis} V^{rae} secretario concinnatum privilegiumque de non recudendo eo attinet, in eo sane libenter postulationibus V^{rae} Ill^{tis} gratificaremur, nisi nobis in Ill^{tis} V^{rae} et ipsius quoque Maczinski sententiam per omnia non descendere religio esse videretur. Etsi

enim editionem eius operis non improbamus, tamen multorum iudicio privilegium tale in perpetuum et aeviternis temporibus de non recudendo eo a dilectione et charitate proximi alienissimum esse dicere quis non posset? Prudenter enim Ill^{tas} V^{ra} intelligit pietatis esse, ut qui ecclesiis inservire, bonas artes provehere, de iuventute optime mereri, sibi vero nominis celebritatem aliquam comparare student, illud imprimis pensi habeant, ne plus privetur paucorum compendiis, quam utilitati publicae et plurimorum commodo tribuatur. Cum itaque communibus omnium literatorum studiis, ut taceamus alios, opus dictionarii per se evulgatione dignum et utilissimum sit futurum, non melius laborem suum secretarius Ill^{tis} V^{rae} posuisse videbitur, quam si longe lateque spargi illud et manibus multorum innotescere patietur. Quo enim operis illius editio pluribus orbis christiani oris inclarescet et quo crebrior illius evulgatio fuerit, eo nominis existimatio et laboris dignitas autori futura erit excellentior. Quam ob rem Ill^{tem} V^{ram} rogatam habemus, ut secretario suo suasor esse velit, ne perpetuitatis privilegio suam septo instar claudi operam patiatur, sed orbi christiano communicet ac privilegium de non recudendo in certum aliquem annorum decursum ita moderetur, ut christianae dilectioni et commodo publico inservire illum omnes iudicent, hoc si fecerit, ac plura etiam exemplaria quam 500 excudi nunc curaverit, nos quoque de non recudendo eodem dictionario suo sub jurisdictione nostra ad certum annorum spatium ei gratificabimur, si minus, Ill^{tas} V^{ra} reputet, grave durumque nobis esse contractum cum typographo nostro et Maletio per omnia approbare atque ei rei assensum et calculum nostrum praebere, quae iuri et libertati nostrae ac posterorum nostrorum derogare et quasi frena iurisdictioni nostrae inicere videntur, siquidem in eum finem prelum hic typographicum non parvis sumptibus instauravimus privilegio etiam peculiari a nobis donatum, ut quicunque libri ecclesiae, rei publicae et bonis literis utiles censerentur, iussu et approbatione nostra accedente libere iu publicum exeant, cudantur recudanturque, quando et quoties nobis visum fuerit, exemplariorum etiam numero placito nostro sive lege aliqua reservato. Caeterum

quandoquidem intelligimus dictionarium subditi nostri Maletii polonico-latinum sub munificentia nostra ab ipso collectum ac iam pridem nobis dicatum adici debere dictionario secretarii Ill^{tis} V^{rae}, aequitatis esse videtur, ut privilegio regio de non recudendo scilicet perpetuis temporibus exemptum libertate sua peculiari gaudeat. Dat. Regiomonti 8. Novembris 1561.

LXXII.

Bernt Pohibel an Herzog Albreccht.

. . . . Kan E. F. D. nicht pergen, das diesenn vergangnen sontag eyn neuer teutzscher prädicant, welcher vorhyn zu Konigsperg jm Lebenicht vffen berge vor eyn kappelan gedint, auch gepredigt, auf der canzel gepredigt, do dan eyn große menge der teutzschen auch andere nation, ßo der sprachen kundigk kegenwertig gewesenn. Man gibt jm eyn zimlich lob, ist jn vielen landen versucht, jn der schrifft wol erfarenn. Weyl der vorige, welchen E. F. D. hierauff geschickt bisweylen ethwas schwach, hot man disen vf ein versorgen angenomen, wie das endt ferner ausgehenn wirdt, gibt die zeit zuvornhemen. Der her ertzbischoff von Gnyzenn ist von diser welt geschieden. Man hat das ertzstifft dem jtzigen vntercanzler widderumb angeboten, wie man sagt, hat er es nicht wollen annhemen vnnd viellyber pey dem Crokyschen bistumb vnd cantzeley nix an vrsach, dan es tregt viel, zu pleiben Kön^{e} Maj^{t} gepethen, alzo das es itzo darauff steht, das der bischoff von der koya, der her Ochansky[1]), mochte eligiert werden. . . . . . Dat. Wilde, den 27. Januarii 1562.

LXXVIII.

König Sigismund August an Herzog Albrecht.

Hochgeborner furst, freundtlicher lieber ohem. Wyr fügen E. L. freundtlicher meynung zv wissenn, das wir derselben antwortt auf vnser nechstes schreyben der predicanten halben ge-

1) Vergl. Wierzbowski: Uchansciana, Warschau 1884.

than empfangen, verlesenn vnnd eingenummen vnnd gantz gerne daraus vermercket, was sich E. L. also weitleuftigk darin wegenn desselben handels gegenn vns erkleren wollen. Wiewoll wir aber an solchem E. L. gemuett vnd willenn niemals gezweyfelt, auch leicht bey vns ermessen können, als wenigk E. L. gesinnet, solche leute jnn jrem fürstenthum zuleydenn, durch welche vneynigkeit vnnd zertrennungen vndter dem volk angericht vnnd gestiftet werden muegen, also wenigk sie auch des fürhabens dieselben jn vnsere lande zu befördernn. Nachdem vns doch glaubwirdigk fürkummen, das jn deme allerley gesucht vnnd practiciert wordenn entweder durch die leutt selber, so frembder leere zuegethan vnnd sich gern alhier eindringen wolten oder aber durch jren anhangk vnnd wir demselbenn gernn jnn zeyttenn fürkummen wollenn, als sindt wyr vorursacht worden, weil dieselben leutt jnn E. L. fürstenthumb, nechstes schreybenn an E. L. zuuorfertigen, welchs auch E. L. ander nit zuuorstehenn oder auszuelegenn. . . . . . Dat. zur Wilde, den 1. tagk May im 1562. Jahre.

LXXIX.

Erhard von Kunheim an Herzog Albrecht.

E. F. D. schicke ich hiemit jn aller vndterthenigkeit zw, das die khunigkliche antwortt auf E. F. D. nechstes schreiben der Predicanten halben an sein khun[e] Maj[t] gethan, wie E. F. D. aus demselben zuersehen, welchs auch E. F. D. zw gelegener zeit hinwiderumb werden zwbeantwortten wissenn. Dieweil nun E. F. D. jn demselben handell auch etwas an mich schreiben lassen, daraus ich mit schmertzenn beynahe so viel vorsehen muessen, als sey ich jn verdacht, das jch die khun[e] Maj[t] zw dem ersten schreiben durch mein angeben vorursacht, vieleicht von deswegen das jch denselben brief mit eigner handt geschrieben, als hab jch keinsweges vndterlassen können, mein vnschuldt jn dem fall E. F. D. zu entdecken vnnd sollen es E. F. D. eigentlichen dafür halten, als zum ersten mal die khun[e] Maj[t] mit mir von demselben handel geredt, das jch den halben teil so viel nit

gewust, als mich seine Maj[t] selbst berichten theten. Welchs mich den vmb so viel weniger wunder genummen, weil jch kurtz hernach erfaren, das des redens die gantze statt alhier voll gewesen vnd man sich mit briefen vmbher getragen, so von E. F. D. hoff anhero geschrieben auch von denen, so E. F. D. nit wenig vertrawet, wie solchs mit jren eignen handtschriften vnd mit stadtlichem zeugnuß zuerweisen, die dan ausdrücklich rhümen, weil derselbe predicant (nemlich Veigelius) der Caluinischen leer zugethan vnd also mit des woywoden predicanten alhier vbereinstimmet vnnd derohalben an denen ortten nit will gelieden werden, das sich etzliche personen alhier sein annemen vnd die sachen beim hern Radziuil dahin bearbeiten wollen, damit derselb Veigelius[1]) hierauff gefördertt werden muchte. Dissen grundt als jnen die khun[e] Maj[t] erfaren vnd vngern wolte, das die itzige deutsche predigt, so vermuge der Augspurgischen confession alhier aus sonderlichen gnaden des allerhöchsten getrieben gehindertt oder geschwechet, ist sein Maj[t] verursacht worden, gemelte schreiben an E. F. D. zuuorfertigen. Dann weil dieselben sachen haimlich practicirett, dauon E. F. D. vieleicht wenigk wissen tragen, haben sein Maj[t] E. F. D solchs durch jr schreiben vermelden wollenn vnd vnangesehen die person jn seiner Maj[t] schreiben aufdrücklich nit gemeldet, so verstehen doch sein Maj[t] keinen andern als vielgemelten Veigelium. Mir auch jm letzten vndterschreiben aufdrücklich beuholen, die sachen bey E. F. D. dahin zw bearbeiten, damit jme Veigelio jus

1) Georg Weigel stammte aus Nürnberg und studierte seit dem 14. Sept. 1558 in Wittenberg. Hier ließ er 1559 erscheinen: „Explicatio dilucida epistolae Judae" und „Historia de quodam episcopo a muribus consumpta" ferner 1561 „Epicidion in honorem et memoriam obitus Phil. Melanchthonis". In demselben Jahre berief ihn Herzog Albrecht als Prädikant nach Königsberg. Vergl. Προπέμπτικα scripta reverendo viro d. Georgio Weigelio Noribergensi liberalium artium magistro vocato ad ministerium verbi divini ab illustrissimo Borussiae principe Alberto Seniore etc. Witeberga discedente. Witebergae excudebant haeredes Georgii Rhaw 1561 in Quart, drei Bogen. Dreizehn Freunde, unter ihnen Justus Jonas, widmen ihm Verse; zum Schluß findet sich ein Gedicht Weigels „ad Witenbergensem academiam". Dezember 1562 kam Weigel mit Briefen Herzog Albrechts zu Vergerio nach Tübingen.

erst vnd fürderlichste ernstlich eingebunden, er solchs auch bey seim höchsten zuesage vnd vorspreche, das er der khun^{n} Maj^{t} lande meyden vnd sich mit leeren vnd predigen darin nit finden lassen wolle, wie jch dann solchs auch hiermit nit allein wegen des khuniglichen beuhelichs, sondern vielmer wegen der pflicht damit jch E. F. D. zuegethan, ausgericht vnd volzogen haben will, vnderthenigst bittende E. F. D. mir solchs jn allen gnaden auflegen vnd sich des zu mir versehen wollen, das jch bey der khun^{n} Maj. in dissen handell das gedacht vnnd vorttgestelt, damit aigentlich E. F. D. nit wenigk gedienet vnd jch für gott vnd E. F. D., da es von nöten, umb so viel leichter zuuorantwortten. Begeren auch E. F. D. die personen zuwissen, von welchen solchs auskommen vnd die mit denen praktiken vmbgehen, trag ich kein scheu, da es vertraulich vnd mir vnnachteiligk zugehen soll, dieselben zuentdecken. Lust hab ich nit, mich mit ainigen menschen jn vnfreuntschaft einzulegen, aber damit jch dennoch entschuldiget vnd man auf den rechten grundt kummen muge, will jch meinen pflichten nach als dasjenige tun, so E. F. D. mir beuhelen werdenn . . . . . Dat. zur Wilde, den 3. May 1562.

LXXX.

Herzog Albrecht an Erhard von Kunheim.

Wir haben den jnhalt des jungsten der Kon^{n} Maj^{t} vndt deynes schreybens denn bewosten predicanten belangende notturfftig verstanden, nhun ist vns lieb, das ire Maj^{t} mitt vnnser jungest gegebenen antwortt friedlich, vormerken auch daraus, woher erstmals ire Maj^{t} derwegen ahn vns zuschreyben gevrsacht vndt aus was gemhutt vndt bedenken solchs hergeflossenn, dabey wir es auch nhumehr billich beruhen und ire Maj. diesfalls mit fernern schreyben vnbemuhet lassen. Du aber hast irer Maj^{t} von vnsertt wegen zu vermelden, das wir niemalls jnn vnsere gedanken genhomen, bewosten predicanten dahin zubefodern vnd where vns auch nicht lieb, das es durch jmands anders geschehen

sollte, dafür wir auch, souiel ahn vns, jnn allewegen seynn wollenn, vns auch nit zu ihm versehen, daß er sich selbst eindrengen werde. Souil aber deine person belangt, das es erstmals von dir ahn die Kon^e Maj^t nicht gebracht vnd das ire Maj^t zuuor mehr dan du dauon wissenschafft gehaptt, du dich auch erbietten thust, vns die personen, durch welche die dinge practicirett namhafftig zu machen, auch solches mit jrer eygen handtschrifften vndt sonsten stattlichen zeugnus zuerweyssen, seint wir mit solcher deyner entschuldigunge, ob wir wol anfangs allerley nachdenken gehaptt, jnn gnaden zufrieden, begeren aber gnediglich, du wollest deynem erbitten nach vns mit dem ersten alle gelegenheytt des handels entdecken, die personen namhafftig machen, auch derselbigen handschrifften, wo du sie hast odder wo nicht, doch derselbigen copeyen vns zuschicken. Insterburg, den 10. May 1562.

LXXXI.

Herzog Albrecht an Nikolaus Radziwill.

Ill^tis V^rae literae 26 Junii Vilnae datae proficiscentibus nobis recreandi animi gratia in venationem redditae sunt. Intelleximus ex iis anxium desiderium consequendi et in numerum ministrorum suorum cooptandi magistrum Georgium Weigelium, quem ad institutionem et informationem filii sui maioris natu adhibere velit. Eo itaque nomine Ill^tem V^ram celare non possumus, quod etsi dictum Weigelium in numerum ministrorum verbi dei acceptaveramus eiusque opera pro concionatore aulico uti statueramus, tamen cum ex una atque altera eius contione, quas hic in arce nostra Regiomontana habuit, auditores varie afficerentur, cum res ad longam disceptationem spectare videretur, consultum nobis visum est, ipsum ad academiam aliquam vel Tubingensem vel aliam remittere, ut studia illic sua continuare tandemque et nobis et ecclesiae rectius servire posset. Quae cum ita sint cumque praeterea ipsum Weygelium Ill^tis V^rae filio ex primis fere elementis eluctato, uti Ill^tas V^ra scribit, et solidiori iam cibo in

re literaria indigenti satis utiliter et cum fructu in erudiendo praeesse posse dubitemus, petimus, ne in deteriorem partem Illtas Vra accipiat, quod Illti Vrae communicando hoc viro hisce quidem temporibus et rebus sic se habentibus gratificari non possumus. Regiomonti 12. Augusti 1562.

LXXXII.

König Sigismund an Herzog Christoph von Württemberg.

Hic, qui has Illti Vrae dabit, Joannes Kiszka clara imprimis gente splendidisque natalibus insignis puer ex proceribus et optimatibus Lithuaniae prognatus est, profectus autem isthuc partim excolendi bonis liberalibusque disciplinis ingenii, partim ut mores populorum lustret et urbes ingenuo et liberali homine digno accensus in tenera hac aetate sua desiderio. Quare illum Illti Vrae diligenter commendamus ac ab illa petimus, ut adolescentem hunc gratia favoreque suo excipere ac complecti velit . . . Vilnae 20. Augusti 1563[1]).

LXXXIII.

Eustachius Wolowicz an Herzog Christoph.

Cum aliquanto tempore tenuerim in celebri academia Tubingensi nepotes meos Joannem cum Josepho Wolovitios[2]) ac Petrum et Joannem Wesolovios uberioris assequendae disciplinae gratia non minus in moribus ac virtutibus quam honestis literarum studiis, nunc demum certis ac gravibus ex causis inde revocaturus eos officii mei esse existimavi eidem Illmae Celsni Vrae, quemadmodum par est atque convenit, quam maximas agere

1) In Tübingen scheint Johannes Kißka nicht studiert zu haben, außer den am 14. August 1560 an dieser Hochschule immatrikulierten Lithauern weist die Universitätsmatrikel bis 1570 nur noch einen Lithauer auf, den am 20. Oktober 1564 immatrikulierten Praecelaus Irzykonnes de Backzyki. Dagegen bringt das Schülerverzeichnis des Carolinum in Zürich uns Kißkas Namen unter dem Jahre 1564. Als er in die Heimat zurückkehrte, begleitete ihn der Sohn des Baselers Professors Curiane Leo.

2) Unter dem 11. Juli 1567 mit dem Lithauer Georg Sapicha in Wittenberg immatrikuliert. Vergl. auch Schott und Kausler, Briefwechsel zwischen Herzog Christoph und Vergerius.

ac habere gratias pro ea singulari benignitate atque clementia, quibus hos nepotes meos toto tempore complecti atque prosequi dedignata non est . . . . Vilnae 26. Septembris 1563[1]).

LXXXIV.

Georg Weigel an Herzog Albrecht.

Nachdem ich auß dem Würtembergischen colloquio[2]), so von E. F. D. mir das nechstuerschinen jar auferlegt worden wider gen Kunigsperg ankhomen vnd E. F. D selbst persönlich dort kürtzlich relation gethan, ist mir nach gnediger vberreichung diß zuuor gemelten colloquio weittere personliche erclerung gnedigst zugesagt worden, welche doch hernachmals vmb fürfallender hochwichtiger gescheffte willen ist vermiden blieben. Nichts destoweniger hab ich mein notwendiges bedenkhen auf die gelesne acta gestelt vnd E. F. D. vbergeben. Mittler zeyt, als ich mich meines guten gewissens gegen gott vnd E. F. D. vertröstet vnd entweder vmb gnedige restitution oder endtliche dimission vntertheniġst anhielt, bin ich allzeyt auf schrifftliche gewisse beantwortung E. F. D. vom hern präsidenten gewisen worden. Letzlich ist mir in abwesen E. F. D. kurtz mündlicher abschidt gegeben worden, ich möge meiner gelegenheit nach hinziehen, wo ich wölle, da habe ich meine abfertigung semel pro semper, darnach ich mich richten möge. Bald darauff hat mir der herr burggraff im namen E. F. D. beide meine dienst vnd tisch ganz spöttlich auff ein stundt lassen absagen vnd verspotten, man soll mir weiter nichts darreichen. Solche gantz frembde dimission hab ich angenommen, biß ich eines gewisseren berichtet würde. Bin derhalben in solcher fürfallenden beschwer vnd nott mit meiner armutt stracks der Wiln zugezogen, dan ich in solcher spöttlichen abweisung sunst nirgent

1) Am 7. November berichtet Vergerio dem Herzoge Christoph, die Lithauer wollen innerhalb 15 Tagen reisen und dem Herzoge sich empfehlen.

2) Dezember 1562 kam Weigel nach Tübingen, vergl. Schott S. 369.

wüste mit meinem zuuor lang vmbgefürten vnd schadenhafftigen haussrethlin eine lenglichere winterherberg zusuchen. Darnach bin ich zuuor offtermals aufs freundlichst von jnen dahin geladen vnd zum predigampt erfordert worden. Zum dritten wurde mir ein ehrliche heiratt noch zu Konigsperg bey inen angetragen, welche noch verbleibt. Zum vierdten were es mir spöttlich vnd verdechtlich gewesen, wider hinauß gen Heidelberg oder gen Zürich zu ziehen, sonderlich wenn sie gesehen, daß ir vnterthenige commendation an E. F. D.[1]) mir wenig genutzet, E. F. D. mir genedigst mitgeteilte offentliche commendation, ir hoffnung vnd mein zuuor gethaner bericht mit solcher dimission sich nit wol reimeten. Darauß dan allerley gedanken altenthalben hätten folgen mögen, welche also vermiden bleiben. Bitt demnach, E. F. D. wölle meine hieher gethane reyß in gnaden verstehn vnd dieselbe nit vbel angesehenem rath zuschreiben, bin sonst jederzeyt nach wie zuuor gantz willig vnd bereyt E. F. D. zu dienen, hab mich derhalben noch bisher in kheine gewisse bestallung jrgent eingelassen, biß ich endlich vnd grüntlich verstehe, was ich aus E. F. D. gnedigem beuelch mit guttem gewissen weiter fürnemen könne. Datum Wilna, den 17. Novembris 1563.

LXXXV.

Nikolaus Radziwill an Herzog Albrecht.

Prodiit non ita pridem ex mea Brzestensi typographica officina sacrosanctus bibliorum liber in polonico sermone sumptibus quidem meis sed opera doctissimorum quorundam virorum Germanorum, Gallorum et Polonorum ex ipsis fontibus interpretatus et quidem prodiit sub nomine et titulo s. r. maiestatis. Etsi autem probe intelligebam sacrum hunc librum Ill. Cels^nem V.

---

1) Vergl. Bullingers Schreiben vom 20. April 1563 an Calvin: „Concionator aulicus ducis Prussiae missus a suo principe contulit cum Brentio de coena, ego Weygelium, ita enim concionator ille appellatur, de omnibus institui, ut iam rectius de te sentiat“. O. C. XIX N. 3937.

hoc sermone legere non posse et in latina vel in sua lingua habere et legere interpretationes perquam luculentas, non alienum tamen me facturum esse existimavi a fide et observantia mea in Cels[nem] V. tum et nec alienum ab illius in veram pietatem studio atque affecto singulari, si hunc librum illi ad illius bibliothecam mitterem mnemosymon sc. atque testimonium, ut dico, obsequentissimi mei in Ill. Cels[nem] V. studii, officii et observantiae. Non enim dubito, quod studium Ill. Cels[nis] V. magnis claris et illustribus monumentis ad propagacionem evangelii in his nostris regionibus attulit, cum in hac eius optima et ingravescente aetate haec res sit aliquam consolationem illi allatura, quod homines harum regionum sacrosanctum hunc librum suo sermone legere et scutari scripturam et exinde vera imbui religione poterunt, quo beneficio Polonia a suscepta et professa fide christiana hactenus caruit. Hunc itaque librum mitto Ill. Cels[ni] V. per hunc notarium Jo. Maczinsky illi et notum et toto pectore addictum servitorem. Ac una coniungo supplices et devotas preces ad viventem in omni aeternitate deum patrem d. n. Jesu Christi per hunc aeternum naturalem et consubstantialem filium eius, deum sc. verum de deo vero et verum lumen de lumine in utriusque spiritu, ut et colligat, protegat et servet sibi ecclesiam in his regionibus, quae illum in omni aeternitate glorificat atque celebrat, cum et de hoc ipse eidem perpetuo viventi deo gratias ago, qui nobis dedit voluntatem, dedit et perficiendi huius operis facultatem, non enim mecum aliter statuo, quam quod a praepotenti et liberali manu dei hic liber nobis sit porrectus tanquam summi sui in nos harum regionum homines, qui hac lingua utimur, favoris benignitatisque monumentum. Atque hanc meam gratitudinem erga tam illustre et insigne dei beneficium apud Ill. Cels[nem] V. principem sc. in his nostris regionibus populi dei testatam relinquo, ut sc. quemadmodum ego de Cels[ne] V. Ill. saepe mecum gratulari solitus sum, quod d. deus per illius medium atque instrumentum res praeclaras principe viro dignissimas non minus in civili politia quam in ecclesia gessit et adhuc gerit, cuius rei ipse sum locupletissimus testis, ita et ego mei

affectus atque studii in salutarem ecclesiae dei institutionem propagationemque habeam olim in iudicio dei Ill. Celsnem V. testem. Ceterum idem secretarius meus eo consilio se Regiomontem confert, ut cum typographo Taubmanno de impresso suo libro latino-polonico lexico, iuxta quod inter eos pactum et conventum est, transigat et librum tandem scholis necessarium adiectis eis, quae adicienda in praefatione sunt, publicet, qua in parte si gratiam et auctoritatem Ill. Celsnis V. contra eundem typographum imploraverit, non enim omnia ad rationem et praescriptum inter eos initi contractus dicitur adimplevisse, quin et plura exemplaria, ut quidem volunt, quam conventum erat, impressisse, rogo, ut clemens et benignus illi favor Ill. Celsdo V. in hac parte adsit. Fecit enim magnos ad eam rem sumptus, quos non ita facile recuperabit, si typographicus non omnia ei exemplaria tradiderit, reservaverit vero eorum aliquam pro se in huius detrimentum partem. .... Warschaviae 23. Februarii 1564.

LXXXVI.

Nikolaus Christoph Radziwill[1]) an Herzog Christoph.

... Misit mihi dilectissimus parens meus biblia polonica suis inpensis impressa atque mandavit, ut ea Ill. Dni V. suo nomine praesentarem, ea Ill. Dni V. per hunc servitorem meum transmitto ac rogo, ut huic libro a bono amico et servitore sibi misso in sua splendida bibliotheca aliquem dignetur dare locum, quod si non ornet, saltem augeat librorum seriem ... Argentinae 15. Martii 1564[2]).

1) Unter dem 6. Mai 1563 hatte Nikolaus R. von Brzest aus seinen nach Straßburg zur Schule reisenden Sohn dem Herzoge Christoph empfohlen, diesem wurde das Schreiben am 3. August in Hirsau präsentiert.

2) Von Nurttingen aus sendet der Herzog Christoph unter dem 22. März dem jungen Radziwill seinen Dank für die polnische Bibel. Am 15. August 1564 schickt Radziwill ein Exemplar der polnischen Bibel auch an König Maximilian.

LXXXVII.

Herzog Albrecht an Nikolaus Radziwill.

Literae Ill^{tis} V^{rae} una cum exemplo sacrosanctorum bibliorum, quae nuper ex typographia Brzestensi in lingua polonica prodierunt, sunt nobis ab eiusdem secretario Jo. Maczinsky redditae. Etsi autem verum quidem est nos istum vere sanctum et omnibus mundi opibus anteferendum librum legere in eo sermone non posse, tamen nihilo minus laetamur vehementer his tandem ultimis temporibus deum per Ill^{tem} V^{ram} tantos suos thesauros Poloniae aliisque eius linguae peritis gentibus exhibuisse, cuius clementiam ardentibus votis precamur, ut hos tam pios Ill^{tis} V^{rae} labores ad divini nominis gloriam ac quam plurimorum salutem dirigat. Quod nos in eo genere praestitimus, quamquam id cum hoc Ill^{tis} V^{rae} opere collatum sit perexignum, tamen studium in eo nostrum Ill^{ti} V^{rae} aliisque recte iudicantibus probari est nobis gratum, id autem omne aeterno deo et trino eiusdem ecclesiae consecramus. Inprimis vero eundem deum supplice oramus, ut isti quantulicumque nostri conatus ad reprimendos evertendosque impios istos errores atque haereses, quae ad oppugnandam filii dei cum patre coaeternitatem nunc passim in Polnia pullulare dicuntur, multum ponderis habeant. Nam profecto Ill^{tem} V^{ram} omnia sua studia eo, ut ne istae haereses latius spargantur viresque acquirant, directuram Christique causam strenue adiuturam esse, certo nobis pollicemur. Secretarium Ill^{tis} V^{rae} habuimus nobis commendatum, ac si opera ei nostra in negotio, quod cum Daubmanno habuit, opus quoquo modo fuisset, non fuissemus illi defuturi. Dat. 15. Aprilis 1564.

LXXXVI.

Balthasar Lewalt an Herzog Christoph.

Tam diu abest nuntius a seniore principe meo promissus et a iuniore tantopere desideratus, ut verear, ne haec diutina expectatio me et pecuniis destituat fortassis, principem meum

seniorem hoc tardiorem in mittendo nuntio facit, quod filio suo apud Ill. Celsnem V. minime male posse esse persuasum habet. Non tamen dubito brevi aliquem cum pecuniis et aliis rebus advolaturum, modo mora non esset molesta. Interea tamen in tempore oportuit me esse sollicitum et per praesentes Ill. Celsni Vrae supplicare, ut per praesentium exhibitorem ad praefectos vel ad aliquem alium certum hominem schaedulam dare dignetur, qui mihi hic Tubingae ex mandato Illmae Celsnis Vrae absque tamen rumore sexcentis taleris in usum mei principis non desit, solvam ego brevi et fortassis citius, quam ipse existimaverit, imo obligo me quoque, quod pedem Tubinga non sim relaturus, antequam fidem liberavero et solvero . . . . . Missa sunt ad me a Tigurinis et Genevensibus theologis[1]) scripta contra antitrinitarios, ea me oportet celerrime ad seniorem principem meum ablegare, ut sciat, quam suis theologis cum aliis ecclesiis conveniat. Quare cum hic praesentium exhibitor ad me redierit, statim aliquem cum istis scriptis mittam in Lituaniam. Non possum ea perlegere eo, quod obsignata mittuntur, ex literis tamen Bullingeri ad me datis colligo illos non probare, imo improbare et refutare sententiam de trinitate ex Lituania missam. Deus conservet ecclesiam in concordia et perdat spiritus non quaerentes pacem. Binas iam accepi literas Noriberga, quibus mihi significatur mortuum esse huius domini parentem, qui hic apud principem meum est. Erat is summus in regno Poloniae senator et reliquit magnam vim paratae pecuniae ad aliquot tonnas auri,

1) Seit 1563, da Lehwalt mit dem jungen Radziwill nach Deutschland reiste, ging der Briefwechsel zwischen den Schweizern und Lithauern durch seine Hände, so gab z. B. der Klecker Pfarrer Simon Budny sein Schreiben vom 18. April 1563 an Bullinger ihm bezw. dem Klecker Präfekten Hieronimus Macovius zur Beförderung nach Zürich mit. Am 19. Oktober 1564 schreibt Lehwalt aus Tübingen bei Übersendung des Radziwillschen Briefes vom 14. September 1564 an die Züricher Theologen: „dum hic cum filiolo principis d. Nicolai Radziwili studiorum causa versor, missae sunt ad me literae, quas Excel. V. per praesentem offero rogoque vehementer, cum de ecclesiae emolumento res agatur, Excel. Vrae non graventur paucis praenominato principi ad haec scripta respondere“.

fortassis fratres volent istum filium eius, qui hic est, ad dividendam haereditatem vocare, et pro illo una cum nuntio principis mei mittere, quod etiam puto in causa esse, cur nuntius principis mei tardius absolvatur. Tubingae 23. Maii 1565[1]).

LXXXVII.

Herzog Albrecht an Joh. Maczinski.

Literas vestras, quibus illustris principis piae memoriae d. Radziuili fratris nostri dilecti mortem multis bonis viris dolendam commemoratis, simul et officia vestra offertis accepimus. Vestram itaque operam nobis gratam esse sciatis, et quanti faciamus fidem et diligentiam vestram ex d. Lismanino consiliario nostro intelligetis. 11. Augusti 1565[2]).

LXXXVIII.

König Sigismund August an Herzog Christoph.

Pergratum nobis fuit iutelligere de gratia et benevolentia Illtis Vrae, qua magn. Nicolaum Radivillum clarissimi olim viri Nicolai Radivili palatini Vilnensis filium dicitur per id tempus fuisse prosecuta. Nunc quoniam is alias quoque orbis christiani regiones visere constituit ad ornandam aetatem hanc suam variorum quoque morum et institutorum externorum cognitione, ab Illte Vra postulamus, ut qua gratia et advenientem illum et deinde istic commemorantem fuit prosecuta, eadem illum dimittat . . . Datum Lublini die 23. Maii 1566.

---

1) Stuttgart, den 25. Mai schreibt der Herzog zurück „an Balthasar Lewalten Radziwillyschen Hofmeister jetzo zu Tübingen": lassen dir bei gegenwertigem brifs zeiger vnsern landtschreiber her Walther Hans Ulrich Neuffern 600 daler (dann es in der enge vnd stille bleiben thue) begerter massen zukommen, die weiß also von jme gegen gebürender bekantnus zu empfangen".

2) An demselben Tage schrieb Paul Skalich an Maczinski: „Delectaverunt me summopere literae tuae, delectaverunt et principem, qui laus deo optime valet. Gaudeo te salvum et incolumem rumoresque de morte tua ad nos perlatos falsos esse. Amo te ex animo. Quod autem verum est, ex literis Lismanini patris nostri facile intelliges".

LXXXIX.

Johannes Chodkiewicz an Herzog Albrecht.

... Memini et grata mente saepe praedico beneficia educationis pariter et institutionis in Regio monte accepta, certe ingratissimus sim, ni recolere et pro mea portione recompensare studeam. Mitto autem in Regium montem rev. virum d. Georgium Weigelium et de tota Lituania bene merentem sua eruditione et mihi sincere dilectum, ut ibi quendam libellum orthodoxae de trinitate fidei Tuae Cls[nis] auctoritate et consensu publicandum curet. Quem libellum hoc magis exstare publice cupimus, quo longius ab ariana haeresi in his regionibus grassante absumus, eum et de Weigelii et aliorum theologorum iudicio publica luce dignissimum et his regionibus utilissimum putamus. Quapropter Tuam Cels[nem] oro, ut a theologis ibi inspectum et approbatum publicis typis excudi permittat et solitam Weigelio gratiam exhibeat, qui me grata beneficiorum tuorum commemoratione saepe oblectavit. Ad Tuae Cels[nis] autem academiam potissimum mitto, quod eam doctissimis viris recte de doctrina Christi et universa literatura iudicantibns affluere sciam. Beneficii loco ducam, si Tuae Cels[nis] iussu liber iste Weigelio praesente quam primum editus in lucem fuerit. Caunae raptim 7. die Octobris 1566.

XC.

Herzog Albrecht an Joh. Chodkiewicz.

Literae Mag[tiae] V[rae] a magistro Georgio Weigelio nobis redditae sunt. Librum contra arianismum in inclito regno Poloniae et magno Lithuaniae ducatu nunc temporis in dies magis magisque proserpentem scriptum, cum in articulo trinitatis, quem potissimum adserit, ab Augustana confessione non dissentire et editio illius rei christianae magno usui et emolumento futura videretur, non solum non inviti typis hic excudi passi sumus, sed ut id fieret, sedulo curavimus. Faxit deus, ut is ad confutandos opprimendosque arianorum tetros errores tantum conducat, quantum eius ecclesia Christi desiderat. Cum autem Mag[tia] V[ra] ad honorem in magno ducatu Lithuaniae fere prae-

cipuum divinitus evectae curae tuendae conservandaeque verae religionis non postrema incumbat, hortamur Mag^tiam^ V^ram^ perquam diligenter, ut non solum arianismum sed et ceteros errores omnes cuiuscunque nominis ab Augustanae confessionis veritate quoquo modo discrepantes tanquam venenum non corpori, saltem verum ipsi quoque animae mortem afferens summa perspicuitate fugiat nihilque, quod ad restinguenda eiusdem incendia, si quando alicubi exoriuntur, usum esse possit, praetermittat. Dat. 30. Novembris 1566.

XCI.

Die Ältesten der Gemeinde zu Wilna an Herzog Albrecht Friedrich.

Nach wunschung vonn gott dem allmechtigen zeitlichen vnd ewigen segen endtbitten wir prediger vnd eldisten einer ganzen erbaren deutschen gemein alhier zur Wilde Confessionis Augustanae E. F. D. sampt derselben vielgeliebten fürstlichen gemahell, vnserer gnedigen fürstin vnd frawen, beuor vnser emsiges gebeth vnnsern freundlichen grus. Fügen demnach in aller demuth E. F. G. ganz vnderthenigk zu wissen, weil der treue gott vnns aus lautter gnaden sampt anderen nationen dieser örther auch vnseres glaubens genossen so wol hohes als niedrigen standes ein fackell des heiligen gottlichen worts nu allhier eine zeitlang hat leuchten lassen, also daß wir vnsere offentliche christliche zusammenkunfft doch nicht sonder merkliche widerwertigkeitt aus einem orth in dem andern gehabt, spuren vnnd merken wir noch täglichen, das vnnsere gemein von tagk zu tagk durch gottes gnade sich immer mehret vnnd zunimpt. Vnnd ferner nu vor wenig jharen durch rath vnnd furderungk vnserer zugethanen herrschafften auch beystandt anderer gutter leutte einen gewissen eigenen raum vnnd platz für vnnser gelt erkaufft[1]), auf welchen wir weiterung

1) Die Gemeinde hatte den Platz 1579 von Nikolaus Radziwill, Fürst auf Dubinski und Birze, für achttausend Schock Groschen gekauft. Das königliche Privilegium für diesen Kauf, das Wilna, den 20. Oktober 1579 datiert ist, findet sich abgedruckt bei Friese, Beiträge zur Reformationsgeschichte in Polen und Lithauen. Breslau 1786 II, 2, 124 ff. und Lukaszewicz, Geschichte der reformierten Kirchen in Lithauen. Leipzig 1848 II, S. 74.

halber zum gehör gottliches wortts vnnd austheilung des hochwirdigen sacraments notwendigk eine grossere kirche auffzubawen vns vorgenommen. Welcher kauff vns denn etwas mat gemacht, auch der krigk den vnnsern hierin nicht wenig geschadet, befinden wir, das man ihre milde handt zur genzlichen volnziehungk dieses gebeudes fast verkurzet, also daß wir allein den angefangenen christlichen baw langsam auch schwerlich zum ende bringen werden können. Gelanget derowegen, weil es ein alther christlicher brauch, E. F. D. sampt Ihrem fürstlichen lieben gemahell, vnnser gnedigen fürstin vnnd frawenn, vnnsere fleissige vnnd demüttige bitte, sie wollen vns in diesem christlichen vornemen auf diss mahll womit gnedigst zu hülffe kommen, damith dieses schon angefangenes werk gott dem almechtigen zu ehr vnd preis volendt möge erhalten vnnd gebawet werden. Vagens der hoffnungk derselbige wirdts E. F. D. sampt irem fürstlichen gemahell allhier mit langwiriger leibes gesundtheit vnnd glugseliger regierung der irigen demnach auch dort laut seiner vätterlichen zusage vnnbelohnet nicht lassen. Wir aber, denen sólche wolthat widerfehret, wollen es iederzeit so fern wir können und mögen, E. F. D. vnnd allen iren vnnderthanen in der sachenn mit hochster demut vnnd wilfertigkeit wieder zuuerschulden vnns dienstlichen befleissigen. Datum Wilde, den 21. May 1583. E. F. D. allzeit bereitwillige diener, prediger vnnd eldisten der kirchen daselbst Confessionis Augustanae.

Aus dem Leben des Pfarrers Christian Friedrich Puttlich.

Von

Arthur Warda.

> Charakteristisch für das achtzehnte Jahrhundert ist der überreiche Schatz an Briefwechseln und Tagebüchern, den es uns überliefert hat.
>
> Erich Schmidt.
> Im neuen Reich. 1873. Nr. 10.

I.

1763—1799.

„Der alte Pfarrer Puttlich zu Böttchersdorf in Ostpreußen ist zwar kein berühmter Mann gewesen.“ Mit diesen Worten beginnt Fräulein Olga Plaschke ihre Mitteilungen „Aus einem alten Stammbuch“ in der Morgenausgabe der „Königsberger Hartungschen Zeitung“ vom 20. Oktober 1901. Es ist wohl richtig, der Pfarrer Puttlich ist weder berühmt gewesen noch geworden. Indessen gehört er nicht zu denjenigen Männern, deren Namen des Andenkens der Nachwelt nur deshalb für wert zu erachten sind, weil sie das Glück hatten, ein Stammbuch mit Eintragungen von der Hand berühmter Männer als eigenes zu besitzen. Der Pfarrer Puttlich hat sich auch ein Verdienst erworben, das ihm für alle Zeiten ein Andenken, wenigstens im Kreise der Gelehrten sichern dürfte, nämlich um die Erforschung der Jugendgeschichte Joh. Gottfr. v. Herders. Dieses Verdienst, das bisher nur wenigen Spezialforschern auf dem Gebiete der deutschen Litteraturgeschichte bekannt sein dürfte, in weiteren Kreisen, namentlich in der Heimat beider Männer bekannt werden zu lassen, ist der Zweck dieser Arbeit.

Es wäre aber ein Bild ohne Rahmen gewesen, wenn ich dabei die Lebensumstände Puttlichs völlig außer Acht gelassen

hätte, und man wird es mir um so weniger verdenken, daß ich dem Leben Puttlichs einen besonderen Teil gewidmet habe, da dasselbe, wie sich zeigen wird, in manchen Verhältnissen Puttlichs und dessen Beziehungen zu verschiedenen berühmten Männern, insbesondere Ostpreußens, nicht wenig Interessantes darbietet.

Ermöglicht ist mir diese Arbeit durch das überaus gütige Entgegenkommen des inzwischen verstorbenen Herrn Rittergutsbesitzers Oscar Tischler zu Losgehnen und seiner Familie, sowie des Herrn Professors Dr. R. Reicke, welche mit größter Bereitwilligkeit mir das in ihren Händen befindliche Material für diesen Zweck zur Benutzung überlassen haben. Es ist ja, wie Joh. Sembritzki schreibt (Altpr. Mon. Bd. XXXIX S. 665), eine „Forschern auf dem Gebiete der Provinzialgeschichte bekannte Tatsache, daß es im Familienbesitz viel mehr handschriftliche Tagebücher, Reisebeschreibungen, Briefsammlungen und Aufzeichnungen giebt, als man glaubt, indem sie als „Familiensachen" meist sorgsam vor profanen Augen verborgen werden, obwohl manches davon wohl wert wäre, veröffentlicht zu werden." Um so dankbarer erkenne ich hier die Liberalität an, mit welcher die Familie Tischler mir die Einsicht der Tagebücher und Briefe Puttlichs gestattet hat.

Christian Friedrich Puttlich wurde am 20. Februar 1763 zu Mohrungen als Sohn des Glasermeisters Friedrich Puttlich und seiner Gattin Sophia Puttlich geb. Walter geboren. Von seinen fünf Geschwistern starben vier, drei jüngere Brüder und eine ältere Schwester im jugendlichen Alter, auch seine 1766 geborene Schwester Anna Regina, die sich 1785 mit dem Kaufmann und späteren Bürgermeister Wolinski in Mohrungen verheiratet hatte, starb bereits 1793 mit Hinterlassung von drei Kindern. Nachdem Puttlich am 26. Oktober 1777 von dem Pfarrer Skubich eingesegnet und dann vom 6. Januar 1778 ab noch ein Vierteljahr bei dem Kantor Obler in Mohrungen in die „Spielstunde" gegangen war, reiste er am 27. Mai 1778 nach Königsberg i. Pr. und wurde am 3. Juni 1778 in das Kollegium Fridericianum aufgenommen. Hier als Schüler bereits begann

Puttlich tagebuchartige Aufzeichnungen zu machen, die er später teils in Form eigentlicher Tagebücher, teils als Eintragungen in Schreibkalendern fast ununterbrochen bis zu seinem Tode fortgesetzt hat[1]). Diese Aufzeichnungen geben uns ein beinahe vollständiges Bild seines äußeren Lebensganges und auch durch die eingestreuten Betrachtungen ein Bild der Entwickelung seines Geistes- und Gefühlslebens, das durch den zum größten Teil erhaltenen Briefwechsel Puttlichs mit seiner Braut und späteren Gattin wesentlich vervollständigt wird. Aber nicht nur ihn selbst lernen wir aus diesen Aufzeichnungen kennen, sondern viele Personen, mit denen er in nähere Berührung gekommen ist[2]). So manche seiner charakteristischen Bemerkungen über verschiedene literarisch und sonst bedeutende Männer würden von Interesse sein, aber die Mitteilung derselben geht über den Rahmen dieser Skizze hinaus; nur einzelnes über Personen und Ereignisse jener Zeit habe ich aus dem Tagebuch im Anhang zusammengestellt.

Am 23. März 1782 wurde Puttlich auf der Universität zu Königsberg i. P. immatriculiert. Hier hörte er zunächst mathematisch-physikalische, rein philosophische, erst später theologische Vorlesungen, bei den Professoren Buck, Kant, Reccard, Schulz, Pisansky, Hasse u. and. Am meisten scheinen ihn die Vorlesungen von Buck und Reccard interessiert zu haben, wie aus seinen vielfachen Aufzeichnungen aus denselben in seinem Tage-

---

1) Schreibt er doch selbst später in einem Briefe an seine Braut vom 6. November 1792: „Jede genossene und durch die Rückerinnerung wieder vergegenwärtigte Freude ist so herzlabend, daß ich in dieser Rücksicht schon jedem. der sich in seine vorige Lage gerne wieder zurückdenken mag, das Halten eines Tagebuchs empfehlen würde.“

2) So war Puttlich in seinen Knabenjahren und auch bei seinen späteren öfteren Besuchen in Mohrungen mit vielen Personen bekannt geworden, die uns in Herders Lebensgeschichte begegnen. Der Sohn der Schwester Herders, Christian Neumann, war sein Mitschüler in Mohrungen gewesen. Ueber S. F. Trescho hat Puttlich in seinem Tagebuch gleich an erster Stelle vermerkt: „Anno 1733 d. 9. Decembr: ist Sebastian Friedrich Trescho gebohren, als Diaconus bey der Mohrungschen Kirche ist er vom Hr. Erzpriester Pisansky d. 28. Septembr 1760 introducirt worden.“

buch hervorgeht[1]). Kant scheint im Vergleich zu anderen Professoren weniger Eindruck auf Puttlich gemacht zu haben; er hörte bei Kant namentlich Anthropologie und physische Geographie, erstere im Wintersemester 1782/83 und 1784/85, letztere im Sommersemester 1782 und 1785. Seine Kolleghefte nach diesen Vorlesungen sind noch vorhanden, dieselben sind indessen nur Abschriften von den Kollegheften anderer (über Anthropologie von seinem Freunde C. Weber, über physische Geographie von G. L. H. Nicolovius), aber mit Bemerkungen noch aus viel späterer Zeit versehen, woraus zu schließen ist, daß Puttlich dauernd diesen Gegenständen sein Interesse dargebracht hat[2]). Die meisten Vorlesungen hat Puttlich wohl unentgeltlich gehört; seine Eltern konnten ihm ausreichende Unterstützung nicht geben, und er war daher genötigt, sich seinen Unterhalt größtenteils durch vielfaches Unterrichten und Anfertigung schriftlicher Arbeiten zu erwerben[3]). Eine Zeitlang wohnte Puttlich bei dem Kammersekretär John, dessen Kindern er auch Stunden gab, und sein Tagebuch giebt interessante Aufschlüsse über die eigenartigen ungeregelten Verhältnisse, in denen dieser in der damaligen litterarischen Welt Königsbergs berühmte Mann lebte (vgl. Goldbeck Litt. Nachr. v. Preußen Bd. I S. 61 Bd. II S. 40). Hier lernte Puttlich auch ver-

1) Zwischen G. C. Pisanski und dem Diaconus Trescho, der ihn anj enen empfohlen hatte, vermittelte er oft Briefe, sobald er nach Mohrungen fuhr oder von dort zurückkehrte.

2) Das Heft über Anthropologie ist im Besitz des Herrn Prof. Dr. R. Reicke, das Heft über physische Geographie in meinem Besitz.

3) So schrieb Puttlich in der Zeit vom 25. November bis 7. Dezember 1782 für den Kandidaten Friedr. Sam. Mohr (vgl. Goldbeck Litter. Nachr. I, 87. II, 78) den Katalog des Saturgusschen Naturalienkabinets zum Druck ab, der von Mohr herausgegeben unter dem Titel erschien: »Beschreibung verschiedener Seltenheiten der Natur, der Kunst und des Altertums, welche in dem Kabinette des Commerzienrath Saturgus zu Königsberg in Preußen einige Aufmerksamkeit und Betrachtung verdienen, in zweien Theilen, verfertiget im Jahre 1782« (kl. 8⁰, 111 S.) und am Schluß vom 23. Wintermond 1782« datiert ist. Irgend welche Erwähnung einer Tätigkeit Kants bei diesem Naturalienkabinet findet sich auch hier nicht (vgl. Altpr. Mon. Bd. XXXVI S. 523).

schiedene andere litterarisch tätige Männer, wie den Referendar Herklots und den späteren Stadtinspektor Brahl und außerdem manche Schauspieler kennen, die häufig bei John verkehrten; damit aber hatte er auch häufig Gelegenheit zum Besuch des Theaters. Während seiner Universitätszeit verkehrte Puttlich namentlich mit den ihm von der Schule her befreundeten Genossen, so mit Carl Bernhard Fleischer, dem Sohn des Kammer-Kanzleiverwandten Fleischer, C. Weber, Loschitzky u. and. Eine besonders innige Freundschaft verband ihn aber mit Georg Heinrich Ludwig Nicolovius (vgl. Nicolovius, Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius. Bonn 1841), der am 28. September 1782 aus dem Kollegium Fridericianum entlassen wurde. Diese Freundschaft währte, wenn auch später infolge der dauernden Trennung beider der Briefwechsel zwischen ihnen nicht mehr rege war, doch bis zu Puttlichs Tode. Nicolovius machte ihn auch mit seinen beiden Brüdern Friedrich Matthias, dem späteren Buchhändler (Neue Preuß. Prov.-Bl. IX S. 284 ff) und Theodor Balthasar, dem späteren Regierungspräsidenten (Preuß. Prov.-Bl. Bd. VIII S. 93 ff) bekannt und auch mit diesen blieb Puttlich noch viele Jahre befreundet.

Eifrig war Puttlich in seinen Universitätsjahren bemüht, sein Wissen auch außerhalb der Hörsäle zu erweitern. So nahm er an einem Lesezirkel des Schulkollegen Falk teil, wo er verschiedene auswärtige gelehrte Zeitungen las; mit Nicolovius zusammen las er die Jenaische Allgemeine Litteraturzeitung. Frühe auch schon spricht er in seinem Tagebuch von seinem Streben, sich eingehende Menschenkenntnis zu erwerben, da ihm dies für die Zukunft, namentlich bei dem Berufe eines Geistlichen von großem Nutzen sein würde. Eine Lieblingsbeschäftigung Puttlichs, besonders in seinen Universitätsjahren, war es, sich genaue Notizen über die Witterung eines jeden Tages zu machen; er schreibt selbst hierüber einmal an seine spätere Braut:

„Bald würden Sie mich für einen Wetterpropheten halten können, und ich würde auch, ohne Großsprechung, nicht gemeine Einsichten in die Witterungskunde besitzen, da ich vor einigen Jahren ein so fleissiger und emsiger Wetter-

beobachter war, dasz selbst mein Freund Nikolovius, da er die Aufzeichnung von jeder abwechselnden Witterung so sorgfältig und genau in meinem Tagebuch aufgezeichnet fand, mich den preußischen Meteorologen nannte und sich bey mir öfters Raths erholte, wenn es auf Vorausbestimmung des Wetters ankam. Dies Studium habe ich aber schon seit einiger Zeit aufgegeben und stelle jetzt beständig bey einem andern Barometer Betrachtungen über die Witterung in der moralischen Welt an, davon der Erfolg mit größerm Nutzen für mich und andere verbunden ist."

Über den Grund, weshalb er jene Beschäftigung bereits im Jahre 1787 freilich nicht endgültig — denn Witterungsnotizen hat er auch noch in viel späteren Jahren gemacht — aufgab, schreibt er unter dem 10. Januar 1787 in seinem Tagebuch:

„Ich zeichnete mir jetzt meine tägl. Bemerkungen über die Witterung nicht mehr auf, weil ich alle Hofnung aufgab je ein Meteorolog zu werden, und ward hierin auch durch einen Aufsatz im November der Berl. Monatsschrift von 1786 Ueber Wetterprophezeyungen vom Pred. Gronau der auch hierauf Verzicht gethan, noch mehr bewogen."

Indessen war es Puttlich nach Beendigung seiner Studien auf die Dauer nicht möglich, seinen Unterhalt in Königsberg zu bestreiten, und er entschloß sich zu Anfang des Jahres 1787 eine Erzieherstelle außerhalb Königsbergs anzunehmen. Durch den Hofprediger Crichton wurde ihm die von seinem Freunde Fleischer bereits ausgeschlagene Stelle eines Hofmeisters im Hause des Grafen v. d. Gröben zu Gr. Klingbeck angeboten, wo er vier Söhne Louis, Hans, Ernst und Sigismund unterrichten sollte. Am 1. März 1787 trat er, von Crichton mit Ratschlägen in betreff der Erziehung der Junker und seines Benehmens im adlichen Hause unterstützt, diese Stellung an und hat dieselbe bis zum 29. April 1793 inne gehabt, da die beiden jüngsten Junker alsdann in das Gräflich Gröbensche Stipendienhaus in Königsberg aufgenommen wurden. Der Aufenthalt in Gr. Klingbeck ist für Puttlich in mehrfacher Beziehung von Bedeutung gewesen.

Wie es von Kant erzählt wird, daß er während seiner Hauslehrerzeit bei dem Verkehr mit adligen Familien „in der feinen Lebensart manches" angenommen habe, so gilt dies auch

von Puttlich, und es mag sein, daß er durch den jahrelangen Umgang in diesem Hause, wo so viele adlige Familien und hohe Standespersonen verkehrten, verwöhnt wurde, so daß es ihm später in den beschränkten Verhältnissen als Dorfpfarrer nie recht gefallen mochte, und ihn sein Verlangen immer nach Königsberg zog, zumal da er auch für seine geistigen Interessen in der Abgeschiedenheit eines Landgeistlichen nicht die genügende Anregung fand. Leicht wurde es ihm, durch sein gefälliges Wesen, sein vielseitiges Wissen und auch — seine Geschicklichkeit in Arrangements bei Familienfestlichkeiten sich im Gröbenschen Hause bei allen in Gunst zu setzen und auch das Wohlwollen der dort Verkehrenden zu erwerben. Nur mag Puttlich auch vielleicht hierauf zu große Hoffnungen für die Gestaltung seiner Zukunft gesetzt haben, denn als er später so oft hier und dort bat, aus mancher unverschuldeten traurigen Lage befreit zu werden, mußte er die bittere Erfahrung machen, lediglich mit Worten getröstet zu werden, wo er auf tatkräftige Hilfe rechnen zu können glaubte. Da mag er denn auch die Wahrheit jenes Spruches erfahren haben, den Kant 1757 in ein Stammbuch schrieb:

„Großen Herren und schönen Frauen
Soll man wohl dienen, doch wenig trauen."

Der Aufenthalt in Gr. Klingbeck wurde aber in einer andern Hinsicht für Puttlich viel bedeutungsvoller; er machte hier die Bekanntschaft seiner späteren Braut und Gattin. Zu den in Gr. Klingbeck häufig verkehrenden Gästen gehörte nämlich die Familie v. Brederlow auf Gr. Lauth. Gegen Ende des Jahres 1789 wurde der junge Sohn der Frau v. Brederlow aus erster Ehe, Eduard v. d. Golz, zur gemeinsamen Erziehung mit den Gröbenschen Junkern nach Gr. Klingbeck gegeben, während er bisher in Gr. Lauth unter Aufsicht des als Gesellschafterin im Brederlowschen Hause tätigen Fräuleins Wilhelmine Assum gewesen war.

Friderike Wilhelmine Luise Eleonore von Assum war als Tochter des Königlich Preußischen Kapitäns Johann Wolfgang von Assum und seiner Gemahlin Sophia Christina

Franzisca Sauer (Tochter des Amtmanns Franz Jacob Sauer aus Wertheim) zu Berlin am 21. Januar 1768 geboren. Ihre Eltern waren nach der Hochzeit im Jahre 1767 aus ihrer gemeinsamen Vaterstadt, der freien Reichsstadt Wertheim, wo die Mutter im regierenden gräflichen Hause erzogen war, nach Berlin gezogen. Infolge bald eingetretener trauriger Familienverhältnisse wurde Wilhelmine Assum (— sie selbst hat sich nie des Adelsprädikats bedient —) von einem Landrat von Zinnow eine Zeit lang als Kind angenommen, erhielt hier aber keine gute Erziehung. Als ihre Mutter später durch eine Verwandte die Bekanntschaft der Geheimen Rätin Ballhorn machte, erfuhr sie von dieser, daß deren Bruder, der Kriegsrat Deutsch, der an der Verbesserung der Erziehungsanstalt für Offizierstöchter im Königlichen Waisenhause zu Potsdam arbeitete, eine Erzieherin bei dieser Anstalt suchte. Wilhelmines Mutter war bereit, diesen Posten zu übernehmen. „Es war im Jahr 1776 am 13. Februar", so schreibt Wilhelmine Assum an Puttlich in einem Briefe vom 7. Februar 1792, in welchem sie ihm die traurige Geschichte ihrer Jugend erzählt, „als wir den edlen Mann und Menschenfreund zuerst kennen lernten. Es ist ihm eigen sogleich aller Herzen zu gewinnen — auch die unsrigen wurden ihm am ersten Tage zugethan". Ostern 1776 trat Wilhelmines Mutter ihre Stellung an, starb aber bereits am 3. Oktober 1778. Wilhelmine Assum blieb anfangs bei Verwandten und bei Kriegsrat Deutsch und wurde dann in die Zahl der Waisenhauszöglinge aufgenommen, unter denen sie bis zu ihrem 14. Jahre verblieb. Als Kriegsrat Deutsch etwa 1782 sich auf das Gut Graventin bei Pr. Eylau zurückzog, nahm er vermutlich Wilhelmine Assum mit sich und behielt sie wohl bis zum Antritt ihrer Stellung im Brederlowschen Hause bei sich. Ihr Vater soll etwa 1790 unweit Wertheim gestorben, sein Tod, wie Wilhelmine Assum selbst erzählt, in der Literatur- oder einer anderen Zeitung angezeigt gewesen sein, ohne Nennung des Namens, doch kenntlich für die, welche ihn kannten.

Im Sommer 1790 scheint die erste Begegnung zwischen

Puttlich und Wilhelmine Assum stattgefunden zu haben; beide sahen sich dann öfters bald in Lauth bald in Klingbeck. Es war nur natürlich, daß beide, gleichermaßen erfüllt von sittlich ernster Lebensauffassung und beseelt von einem jugendlich warmen Gefühl für alles Schöne und Edle sich zu einander hingezogen fühlten und sich bald gegenseitig Vertrauen darbrachten. Wilhelmine Assum behagte es in ihrer Stellung nicht, da die Lebensweise in jenem Hause ihr nicht zusagte, sie auch bei der Frau des Hauses kein Verständnis und Entgegenkommen fand, dessen sie als Waise doch so sehr bedurfte. Niemand in ihrer Umgebung nahm aufrichtiges Interesse an ihr, keinem teilnehmenden Herzen konnte sie sich dort anvertrauen, und so war es kein Wunder, daß sie gerade Puttlich, bei dem sie aus ihren gemeinsamen Gesprächen ein warmes Mitgefühl erkannt hatte, mit ihrer traurigen Lage bekannt machte. Es entspann sich zwischen beiden ein reger Briefwechsel, der nicht nur durch den Gedankenaustausch über ihre beiderseitigen Verhältnisse und Zukunftspläne ein herrliches Bild von dem Seelenleben der Beiden gewährt, sondern auch durch die Besprechung mancher Ereignisse in der politischen Welt ein kulturgeschichtliches Interesse darbietet. Ich muß mich jedoch auf einige wenige Auszüge aus dem Briefwechsel beschränken.

Am 12. Januar 1792 schreibt Puttlich:

„Doch kann es ohne dies auch leicht geschehen, daß ich meinen Wanderstab ergreife und mich aus den preußischen Staaten entferne, denn nach der jetzt errichteten Religionskommission in Berlin finde ich Anlaß genug dazu, weil ich, wenn ich nicht ein ganz steifer Orthodoxe sey, und das nicht glaube u lehre, was Hermes, Woltersdorf, Hillmer u Konsorten glauben und lehren, auch nicht mit gutem Gewissen ein Volkslehrer in den preußischen Ländern werden kann. Sie werden fragen: woher ich das weiß und fürchte? Aus einer ganz neuen Schrift, liebe Freundin, die ich nur vor einigen Tagen von Nikolov zugeschickt erhielt und die den Titel führt: „Freymüthige Betrachtungen und ehrerbietige Vorstellungen über die neuen preußischen Anordnungen in geistl. Sachen[1]).“ O Freundin! nicht leicht hat je eine Schrift solche Sensation

1) Freimüthige Betrachtungen und ehrerbietige Vorstellungen über die neuen Preußischen Anordnungen in geistlichen Sachen. (Motto) Germanien 1791.

bey mir erregt als diese, die es recht einleuchtend zeigt wie man jetzt gegen alle wahre Aufklärung eifert und das Licht verdunkelt das, so wohlthätig die preußischen Länder erleuchtete, ja wie die Instruktion für die Examinationskommission in geistl. Sachen dem allgemeinen Gesetzbuch für die preußischen Staaten offenbar widerspreche, das da sagt: „Jedem Einwohner im Staate muß eine vollkommene Glaubens- und Gewissenfreyheit gestattet werden.“ Könnte ich sie doch Ihrem aufgeklärten Freunde Deutsch zum Durchlesen vor Augen legen, damit er mir seine Meynung über diese wichtige Sache sagen möchte.“

Wilhelmine Assum antwortet darauf am 7. Februar 1792:

„Auch Kriegsrath Deutsch hatte grade die neue Schrift mitgetheilt erhalten, von der Sie mir Freund sagen — daß sie bei Ihnen soviel Sensation erregt hat — nehmlich die den Titel führt — „Freymüthige Betrachtung u ehrerbietige Vorstellungen über die neuen preußischen Anordnungen in geistlichen Sachen“ auch er eifert sehr wider das ganze Chor der Herrn Meinungs und Glaubensrichter, unter denen nach der Kenntniß die er von ihnen hat, mancher ist, von dem ein andrer ehrlicher Mann, wenn er nicht zu bescheiden dazu wäre, mit Recht sagen könne, sie sind nicht werth mir die Schuhe zu lösen, und solche werfen sich jezt auf, suchen sich gültig zu machen und wollen ganze Länder reformieren. Doch glaubt er auch daß von der ganzen Sache mehr Lärmen und Geschrei ist als dabei wirklich zu befürchten sei — und daß von der sehr strengen Instruktion für die Examinations Commission wohl wenig erfüllt werden dürfte, es dürfte nur einer freimüthig auftreten und den HE. selbst die Frage vorlegen: was Sie eigentlich Ortodoxie nennen — und er sei überzeugt daß wenn man sie in den gewöhnlichen Sätzen annähme, die Herrn — besonders vom Königsbergschen Konsistorium — verstummen würden: indem sie sich nach ihren eignen Meinungen, gewiß nicht als Ortodoxen geltend machen können und auch nicht im Stande seyn würden einen guten geschickten Mann unglücklich zu machen. Freilich lautet es abschreckend, wenn es heist: „Alle Candidaten die sich zum Kirchen- und Schuldienst melden, müssen vor dem Examen genau geprüft werden, ob sie auch von der sogenannten Lehre der Erleuchteten angesteckt sind, damit sie in diesem Falle von den Kanzeln entfernt u Kirchen u Schulen nur mit recht gearteten Dienern Jesu bestellt werden.“ — — Aber dennoch lieber Freund, dächte ich warteten Sie noch etwas ab, ehe Sie Ihren Wanderstab ergreifen u sich aus den preußischen Staaten entfernen, ich hoffe noch immer, daß der jezt aufsteigende Nebel sich nicht wird verbreiten können, daß er gleich einem leichten Rauch bald vertheilt sein und so dem Licht nicht mehr hinderlich sein wird seine

(108 S.) Dagegen erschien: Anmerkungen zu der Schrift: Freymüthige . . . . 1791. Berlin, 1792. (46 S.)

wohlthätigen Strahlen zu verbreiten, ein jeder wahrhaft Aufgeklärte wird dann auch sein Licht leuchten lassen können frey vor den Leuten, so gut und so hell er kann —."

Später, in einem Briefe vom 24. April 1792, kommt Puttlich noch einmal auf diese Angelegenheit und auch auf den Religionsprozeß des Predigers Schulz zu Gielsdorf, eines der ersten Opfer der Examinations-Kommission,[1]) dessen Schicksal ihn sehr interessierte, zu sprechen:

„Ich hoffe, daß ich dann auch einen nähern Aufschluß von dem Erfolg der Religionskommission haben werde, so wie von dem Schicksal des Prediger Schulz zu Gielsdorf, dessen Vertheidigungsschrift von Kriminalrath Amelang ich in voriger Woche aus der Nikoloviusschen Buchhandlung geheftet erhalten, mit Erstaunen durchgelesen habe .... Wären Sie mir doch näher damit ich Ihnen dergleichen Sachen zuschicken könnte, damit Sie daraus urtheilen, wie meine geäußerten Besorgnisse nicht ohne Grund sind."

Wilhelmine Assum schreibt ihm darüber ihre Ansicht am 13. Juni 1792:

„Gestern da das Regenwetter uns keinen Spatziergang vergönnte, las ich Nachmittags die Amelangsche Vertheidigung des Prediger Schulz zu Gielsdorf vor, von welcher Sie mir geschrieben, daß Sie sie mit Erstaunen gelesen, ich wünschte Sie hätten sich näher über die Art Ihres Erstaunens erklärt, ob über die Lehren des Schulz, seine Feinde oder seinen Verteidiger: um zu wissen, ob mein Staunen mit dem Ihrigen einerley Quellen gehabt. .... Da ich weiß, daß Sie nicht eifriger Anhänger von Hermes und Hilmer sind, so darfs ich wohl ohne von Ihnen verketzert zu werden hier frey gestehen, daß mir das Schicksal des armen Prediger Schulz, der jezt wirklich sein Amt verlohren haben soll, sehr nahe geht. Höchst unzufrieden bin ich mit den bösen Inquisitoren, von denen vielleicht keiner einen so moralisch guten Lebenswandel aufzuzeigen hat, als er, der bis zu seiner eigenen gerichtlichen Aussage — wo er auch alle unsre Religionssätze verwirft meinen völligen Beifall hatte. Seinen Handlungen nach stimmte er ganz mit dem Ideal überein, welches ich mir von einem guten Landprediger mache. Ueberhaupt möchten nur alle Volkslehrer so uneigennützig Lehrer, Wohlthäter, Väter ihrer Gemeine seyn und sie so zu ihren Pflichten treuen Menschen bilden, als Schulz in Gielsdorf that, wo alle durch sein 26jähriges Beispiel geleitet, gut und untadelhaft lebten. Aber dessen werden sich wohl wenige rühmen können; ich kann wenigstens hier aus der um-

1) Vgl. L. Volkmar, Religions-Process des Prediger Schulz zu Gielsdorf, gen. Zopfschulz, ein Lichtfreund des 18. Jahrh. Leipzig 1846.



liegenden Gegend mit allem Recht ihrer 4 zählen die wohl alle was ihre Lehre anbetrift Ortodoxen sind, die aber alle ihren Stand entwürdigen; die sich durch ungebührlichen Stolz, oder zu genaue Vertraulichkeit mit gemeinen Leuten, durch Eigennuz und Habgier oder zu großer Anhänglichkeit an Acker und Gartenbau, worüber die Gemeine hintenangesetzt wird, alles Vertrauen verscherzen, sich verwerflich machen. . . . Mir fällt immer die Schriftstelle ein: wo unser erhabenster Lehrer Jesus selbst sagt: „Es werden nicht alle die zu mir sagen Herr! Herr! ins Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun deß der mich gesandt hat."

Inzwischen, wohl im April 1792, hatte Wilhelmine Assum ihre Stellung in Lauth aufgegeben, nachdem sie von ihrem väterlichen Wohltäter Deutsch ein liebevolles Ermahnungsschreiben (vom 11. November 1791) erhalten hatte, das ich zur Charakteristik des Schreibers hier im wesentlichen mitteile:

„Sie haben nicht dem Rathe eines Freundes, sondern Ihrer eigenen Erfahrung die Erkenntniß zu danken: daß Unbesonnenheit uns leicht elend und unglücklich machen kann; daß selbst unsere Unschuld uns nicht hilft wenn wir durch eigne Schuld den Schein gegen uns haben: und daß ein Mädchen nicht vorsichtig genug verfahren kann, wenn es auf die Erhaltung ihrer Tugend und ihres guten Nahmens ankommt. Was helfen uns die herrlichsten Erfahrungen, wenn wir sie nicht benutzen. Lassen Sie daher in Ihren künftigen neuen Verhältnissen nichts von der strengen Aufmerksamkeit auf sich selbst, nichts von der zuvorkommenden Gefälligkeit gegen Ihre Dame, nichts von der Genauigkeit in Erfüllung Ihrer Pflichten, nichts von der aufmerksamsten Beobachtung Ihrer selbst nach. Sie sehen, mein Kind, daß es von unserer Seite nur ernsthafter Entschließungen bedarf. Sie sehen, daß wenn uns auch einer oder der andere verkennt und falsch beurtheilt, sich immer andere finden die uns Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Aber vergessen Sie nie, daß es besser ist Gerechtigkeit erlangen zu können, als um Nachsicht und Mitleid bitten zu müssen! Sie sind nun in einem Alter, wo Sie die Zügel Ihrer eigenen Selbstbeherrschung führen müssen; wie wenig würden Sie im Stande sein andere da anzuführen, wenn Sie dies nicht wolten oder nicht könnten! Handeln und denken Sie immer, sich selbst bewußt, daß der Richter der Welt Zeuge der verborgensten Handlung, Zeuge des geheimsten Gedankens ist. Bringen Sie es dahin, daß Sie sich selbst hochschätzen können, und ich bin Ihnen Bürge für die Achtung eines ieden guten Menschen[1]."

1) Unter den großen Männern Ostpreußens aus jener Zeit, deren Charakter ein Vorbild für alle Zeiten sein muß, ist Kriegsrat Deutsch fast nie genannt,

Nach kurzem Aufenthalt im Deutschen Hause trat Wilhelmine Assum eine neue Stellung als Gesellschafterin der Gemahlin des Rittmeisters von Domhardt iu Jesau an[1]). Hier verlebte sie den Sommer meist auf dem Lande, während sie zum Winter mit der Familie v. Domhardt in deren Haus in Königsberg, später nach der Scheidung der Domhardtschen Eheleute ganz dahin übersiedelte. Wie eine Mutter hat die Dame dieses Hauses, die selbst in traurigen Familienverhältnissen sich befand, sich ihrer angenommen und für sie gesorgt.

Puttlich hatte im August 1792 eine Reise nach seiner Vaterstadt zum Besuch seiner Mutter gemacht und teilt seine dortigen Erlebnisse in einem Briefe an Wilhelmine Assum vom 10. November 1792 mit. Er erwähnt den im Hause seiner Mutter wohnenden Lieutenant v. Krokow, Sohn des Oberst von

während ihm ein Platz zur Seite Scheffners gebührt. Eie Biographie dieses würdigen Mannes, dessen Nachkommen noch heute im Besitze von Graventin sind, wäre eine Pflicht ostpreußischer Geschichtsforscher. Es sei hier nur auf die Charakteristik Deutschs von Hippel in seinen Briefen an Scheffner (Hippels Werke Bd. XIV S. 273 und 343) hingewiesen. Ich füge noch eine Stelle aus einem Briefe von Deutsch an Wilhelmine Puttlich vom 26. April 1811 hinzu, worin Deutsch für ihren Glückwunsch zu seinem Geburtstage dankt und schreibt: „Nur die Hofnung einer nahen Ruhe jenseit des Lebens macht es diesseit erträglich! Doch warum sollte ich klagen? habe ich nicht mein Gutes reichlich genossen? und mit welchem Rechte solte wohl ich? eine Ausnahme von dem allgemeinen Elende fordern, unter dem izt alles seufzt. und wehmüthig auf den noch Elenderen hinsicht, ohne helfen oder retten zu können? . . . . In einer Zeit wie die gegenwärtige ist glaube ich, das beste gar keinen Plan für die Zukunft machen da ihn vielleicht der nächste Augenblick, noch ehe er fertig war, zertrümmert. Thun was man kann, und Gelingen oder Mißlingen der Vorsicht zu überlaßen. Wer ist izt wohl im Stande seinen Kindern durch Erziehung eine Richtung zu geben, wie sie vielleicht die nächste Generazion brauchen wird. Aufopferungen, Entbehrungen, Entsagung ihrer heiligsten und billigsten Forderungen — das werden sie fürchte ich nicht entbehren können. Wie sollen wir sie das lehren? — Die Zeit wird es thun so wie sie endlich, freilich wenn wir schon lange von des Lebens Mühe ausruhen, auch alle Wunden heilen wird. . . . . Wir wollen so sorgfältig es sein kann die Blumen am Wege des Lebens pflücken; sind es in diesem rauhen Winter auch nur Schneeblümchen — es wird ja einst wieder Sommer werden — Die Rosen werden — wenigstens unsern Nachkommen blühen.“

1) Ueber die Familie von Domhardt vergl. Preuss. Archiv, October 1791.

Krokow „auf seinen Gütern hinter Danzig in Pommern“, nennt dessen Mutter eine sehr geistvolle Dame und Korrespondentin des Grafen v. Herzberg und erzählt dann weiterhin aus Mohrungen.

„Kaplan Trescho, durch seine Sterbebibel und andere Schriften in der gelehrten Welt bekannt genug, ist in seinem Cölibat noch so völlig wie sonst, und scheint in seinem angehenden Alter sich garnicht zu verändern. Die Mohrunger schreiben ihm einen geistlichen Stolz zu, und hierin mögen sie wohl nach meinem Urtheil auch nicht so unrecht haben. Er bat mich einmal für ihn zu predigen, welches denn auch geschah. Nach der Predigt bat er mich eine Tasse Kaffee mit ihm in seinem Gärtchen zu trinken, wo er mir aus Unvorsichtigkeit fast die ganze Kanne brühenden Kaffees auf die schwarze Kleidung goß. Es ist aber nicht viel davon mehr zu kennen und das Wenige ist mir Erinnerung an ihn u jenen Sonntag. Er deprecirte mich deswegen sehr und machte Abends beym Essen alles durch seine aufgeweckte Laune wieder gut, ob ich ihm gleich diesen kleinen Fehler auf der Stelle von Herzen gern verzieh. Sonst lebt er einen guten Tag, und ist doch dabey recht wirtschaftlich. Wenn der liebe Mann sich nur nicht so sehr in alle Angelegenheiten der Morungschen Gemeine mischen möchte. Viele sind deswegen mit ihm nicht so ganz zufrieden.“

„Am 27 August besuchte mich Vormittag der Landschaftskanzellist Fritsch und bat mich mit meinem Schwager auf Nachmittag zu sich. Ich nahm diese Einladung um so lieber an, da ich dann Anlaß fand von dem neuen Institut der Mohrungschen ökonomisch physikalischen Gesellschaft näher unterrichtet zu werden. Es freute mich sehr nicht nur hierin zu meinem Zweck zu kommen, sondern auch das neu angelegte Naturalienkabinet und die zum Behuf der Experimentalphysik angeschafte Instrumente zu sehen. Mit der vorletzten Post hatte die Mutter des genannten Grafen v. Krokow einen sehr ansehnlichen Beitrag von vielen zum Theil seltnen Naturalienstücken der Gesellschaft als ein Geschenk geliefert, und es zugleich als ihr Mitglied mit einem Schreiben, das ich als etwas Interessantes zum Durchlesen erhielt, begleitet. Da dies Geschenk noch so wie es angekommen war in einem Behältniß eingepackt sich befand, so bat mich der Kanzellist Fritsch, der zugleich Bibliothekar der Gesellschaft ist, ihm in Anordnung und Aufstellung dieser Sachen nach der Anweisung des dabey befindlichen Verzeichnisses behülflich zu seyn. Dies that ich recht gerne, und sahe da manches schöne Stück das mir noch nie zu Gesicht gekommen war, Alles war für mich sehr interessant, sowohl die Sammlung von Conchylien als Mineralien. Unter den erstern gefiel mir ungemein die große Flügelschnecke mit rother Mündung, die Pabst-

krone und Bischofsmütze, eine Anzahl feiner Perlen, u unter letztern sah ich verschiedne Marmorarten, besonders ein Stück Kararischen Marmor, rohe Erze, und verschiedene Versteinerungen, auch noch den Asbest und Otaheitische Leinewand. Unter der ältern Sammlung, welche ein Geschenk von der Generalin von Schulz auf Karmitten ist, befinden sich unter andern Seltenheiten verschiedene Petrefakten, die Rose von Jericho, die in ein Glas Wasser gesetzt die Nacht über aufblühet, einen kleinen künstlichen Spinnrocken aus Elfenbein gedrechselt, dessen Ringel man nur durch ein Mikroskop erkennen kann. Die Generalin hat der Gesellschaft auch drey Alterthumsstücke geschenkt, die ich in meinen Händen hielt und mit besondern Empfindungen betrachtete. Eins ist eine Helleparde aus der bekannten Tannenbergschen Schlacht vom 14ten Jul. 1410 her; das andere ist ein Tatarisches Messer dessen Stiel schon etwas petrefecirt ist und das dritte Stück ist ein alter silberner Sporn, den die deutschen Ordensritter getragen, und von den heurigen in Ansehung seiner Form sehr abweicht. Diese Antiquitäten sind beym Auspflügen des Ackers im Oberlande gefunden worden. Die Gesellschaft hat auch viele hölzerne Modelle von neuen Ackergeräthschaften verfertigen lassen, nach diesen werden größere gearbeitet und damit Versuche gemacht. Das Junkersche Sonnenmikroskop mit allem Zubehör besitzt sie auch, und der Graf v. Dohna auf Schlobitten hat für sie eine große Elektrisirmaschine mit dem vollständigen Apparat angekauft. Dieser Graf läßt auch in dem Schlosse einen langen Speisesaal für sie, so wie ein besonderes Zimmer für ihre Bibliothek bauen, und wendet überhaupt viel darauf. Ehe wir noch fortgingen, las ich zuerst die vom Könige u dem Grafen v. Herzberg unterzeichnete Urkunde u Bestätigung dieser Gesellschaft durch, u ließ mir zugleich einen Abdruck von ihrem großen Siegel geben. Der große Graf v. Herzberg nimmt sich dieses Instituts sehr thätig an, und will vorzüglich dabey die größere Seidenkultur beabsichtigen. Er erwähnt in seinen in der öffentlichen Versammlung der Akad. d. Wissensch. gehaltenen Vorlesungen am 26ten Januar d. J. der drey itzt gestifteten patriotischen Gesellschaften in den preußischen Ländern, nehmlich (wie die Berl. Monatschr. es anzeigt) in ökonomischer Absicht: 1. zu Mohrungen in Preußen, 2. zu Potsdamm in der Kurmark, 3. zu Hamm in der Grafschaft Mark; dann auch der militärischen Gesellschaft in Wesel. Die Akten der Mohrungschen Gesellschaft sind neulich gedruckt, u. den 1sten Band davon hat Nikolovius in Commission"[1]).

1) In seinem Tagebuch hat Puttlich unter dem 27. August 1792 vermerkt: „. . . . nachher das neuangelegte Naturaliencabinet der vereinigt physikalisch-ökonomisch-patriotischen Gesellschaft besehen, wozu die Generalin v. Schulz auf Karmitten u. die Mutter des Grafen v. Krokow manche seltne Stücke der Gesellschaft geschenkt hatten. Es war auch eine Elektrisirmasehine vom verst. Prof. Buck in Königsb. wie auch das Junkersche Sonnenmikroskop wie auch

Wie Puttlich in früheren Jahren gelegentlich von Klingbeck aus, jedoch nur auf wenige Tage, nach Königsberg gefahren war, geschah dies auch Ende Januar 1793. Hier schloß nun Puttlich den Herzensbund mit Wilhelmine Assum, ergreifend sind die Worte, die er unter dem 1. Februar 1793 in seinem Kalender eingeschrieben hat.

„Einer der wichtigsten meiner Lebenstage, denn an ihm knüpfte die auf reine Freundschaft gegründete Liebe ein schönes Band zwischen mir und meiner Assum, da sich unsere Herzen wechselseitig ihre Zuneigung zu erkennen gaben u. zwar mehr durch redende Blicke als Worte. Mit dem festen Vertrauen auf die allsegnende Gottheit, die uns nach so manchen Prüfungen einander finden ließ, knüpften wir unter der Aufsicht unsers Allvaters das Band, um gemeinschaftlich nach seinem gütig weisen Willen mit vereinten Kräften auch unser Scherflein zum Besten der Menschheit beyzutragen u. bey diesem Streben das Gute dieses Lebens zu genießen“[1]).

Bald sollte nun Puttlich öfter als früher Gelegenheit zu persönlichem Verkehr mit seiner Braut haben, denn auch seine Stellung in Gr. Klingbeck erreichte in diesem Jahr ihr Ende, da seine jüngsten Zöglinge in das Groebensche Stipendienhaus in Königsberg i. P. aufgenommen wurden. Ende April 1793 verließ Puttlich Klingbeck und zog zunächst nach Königsberg[2]). Von hier aus finden wir ihn dann besuchsweise abwechselnd in

Modelle verschiedener Ackergeräthschaften u. andrer ökonomischer Sachen befindlich. Das Schloß gehört dem Grafen zu Dohna auf Schlobitten u. er ließ jetzt noch einen großen Speisesaal wie auch Bibliothekzimmer der Gesellschaft auf den Flügel bauen. Fritsch gab mir einen Abdruck von dem großen Siegel der Gesellschaft u. zeigte mir auch die vom Könige u. dem Grafen v. Herzberg unterzeichnete Dokumente u. Urkunden vor.“

1) Bei einem Besuch in Mohrungen bringt er am 23. Februar 1793 die Gesundheit seiner Braut lauter als die „für unsern würdigen Professor Kant“ aus.

2) Von einem Besuch der Loge hier berichtet er in seinem Tagebuch unter dem 4. Mai 1793: „Nachmittag . . . . führte uns HE. v. Br[uinvisch] in die 3 Kronenloge am holländschen Baum . . . . Wir spazierten im Logengarten umher, sahen die Bibliothek u. wurden auch unter dem Versprechen zu schweigen oben in den Logensaal geführt, wo wir verschiedene sinnbildliche Statuen u. Gemählde, die sich auf den Orden beziehen, sahen. Im Hintergrunde war eine Sonne mit den 3 Kronen, dem Triangel, Zirkel usw. u. mehr nach vorne der Rednerstuhl. . . . .“

Mohrungen[1]), Lauth, Jesau, auch Klingbeck. Im Juli 1793 machte Puttlich mit dem Rittmeister v. Domhardt eine Reise ins Oberland, auf welcher sie in Mohrungen die Sammlungen der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft besuchten und sich als die ersten in das Buch der Besucher des Kabinets einzeichneten.

Da aber Puttlich sah, daß er auf die Dauer seinen Unterhalt in Königsberg nicht würde bestreiten können, und ohne ein einigermaßen sicheres Einkommen auch an eine Heirat noch nicht denken konnte, entschloß er sich gegen Ende des Jahres 1793 zunächst zur Annahme einer Stellung bei dem General von Frankenberg in Osterode, dessen Gemahlin eine Schwester des Rittmeisters von Domhardt war, — als Erzieher des einzigen Sohnes Moritz und Lehrer von zwei Töchtern. Diese Stellung die Puttlich im Anfang des Jahres 1794 antrat[2]), sollte ihm durch das wenig fügsame und manchmal lieblose Verhalten seines namentlich von der Mutter sehr verwöhnten Zöglings oftmals verleidet werden, so daß Puttlich sich schließlich genötigt sah, brieflich die Autorität des meist von Hause dienstlich abwesenden Generals anzurufen, jedoch ohne andauernden Erfolg. Da trat ein Ereignis ein, das Puttlich aufs neue ernstlich an die Sicherung seiner Zukunft denken ließ. Am 1. Januar 1795 starb plötzlich der General von Frankenberg, nachdem er kurz vorher nach Hause zurückgekehrt war. Puttlich lag es nun zunächst ob, im Auftrage der Generalin an den König, den Kronprinzen an die Prinzen und verschiedene hohe Staatsbeamte die Nachricht von dem Tode des Generals zu übermitteln. Er benutzte diese Gelegenheit, um in einem besonderen Briefe vom 14. Januar 1795 an den Kronprinzen sich mit Moritz „seiner huldreichen Fürsorge" zu empfehlen. Er erzählt dies in einem Briefe an seine Braut vom 7. Februar 1795:

„An die königliche Prinzen . . . . schrieb ich nun im Namen der Generalin Trauerbriefe, ja mit ihrer Bewilligung fügte ich dem Schreiben an

1) Hier hat er am 21. November 1793 ein Gespräch mit dem Pfarrer Copinus über Kants „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft".

2) Er wohnte dort im Hause des Buchbinders Leppert.

den Kronprinzen ein eignes von mir bey, worin ich Moritzen und mich selbst seiner von mir geglaubten viel vermögenden Fürsorge empfahl. Doch wurde ich in der Folge durch mehrere Erzählungen von seiner vorsätzlichen Entfernung alles Einflusses auf Regierungsgeschäfte in seinen gegenwärtigen Verhältnissen veranlaßt einen günstigen Erfolg davon zu bezweifeln, wie Du . . . . hernach lesen wirst."

Denn bereits am 3. Februar hatte Puttlich in seinem Tagebuch vermerkt:

„Alle meine auf einen günstigen Erfolg meines Schreibens an den Kronprinzen gegründete Hoffnungen waren vergebens, denn die Generalin erhielt heute folgende Zuschrift vom Kronprinzen:

Wohlgeborne, besonders liebe Frau Generalin!

Sie können überzeugt seyn daß das Ableben des Generalmajors von Frankenberg, Ihres Gemahls ein aufrichtiges Bedauern bei mir gefunden hat und daß sein Andenken einen unveränderlichen Werth bey mir behalten wird. Sollte ich im Stande seyn wenigstens Ihrem HE. Sohne davon in der Folge Beweise zu geben; so wird solches mit Vergnügen geschehen, obgleich ich bedauern muß, daß ich die Wünsche seines Erziehers wegen einer Feldprediger Stelle in meinem Verhältnisse und nach meinen Grundsätzen nicht befördern kann. Indessen danke ich Ihnen desto mehr für die in dem Schreiben von 11. Januar mir geäußerte Ergebenheit und verbleibe gegenseitig Ihr

Berlin
den 24ten Januar
1795.

wohlaffectionirter Freund
Friedrich Wilhelm.

Durch Bitten der Generalin ließ Puttlich sich bewegen, noch weiter in seiner Stellung zu verbleiben.[1]) Indessen bereits am 31. März 1795 starb auch die Generalin v. Frankenberg, und nun mußte Puttlich auf sein weiteres Schicksal bedacht

---

1) Gegen Ende März ist er während einiger Tage in Königsberg, wo ihm der Buchhändler Nicolovius erzählte, „daß sein älterer Bruder in Deutschland eine Tochter des Geheimenraths Schlosser (des berühmten jetzt in Anspach privatisirenden Gelehrten) heyrathen würde. Ferner auch von der Vergiftung seiner Schwester, der Feldpredigern Jedosch, davon jedoch die Sache immer im Dunkel blieb". Bezüglich des ersteren Vorfalls vergl. Nicolovius, Denkschrift S. 58, bezüglich des letzteren s. Neue Preuss. Prov. Blätter Bd. IX S. 295.

sein. Moritz v. Frankenberg sollte in Königsberg in die Armee eintreten, und seine Schwestern ebenda weiter erzogen werden. Am 17. Mai 1795 verließ Puttlich mit den Geschwistern v. Frankenberg Osterode, um dieselben nach Königsberg zu begleiten; am 21. Mai wurde Moritz v. F. dort als Soldat vereidigt, am 10. September bereits wurde er Offizier. Auf der Fahrt nach Königsberg hielt Puttlich sich mit den Geschwistern v. Frankenberg noch einige Tage auf dem Gute des Geheimen Finanzraths von Domhardt, ebenfalls eines Bruders der Generalin v. F., in Worienen auf. Ich möchte es mir nicht versagen, die eingehende Schilderung, die Puttlich von dem dortigen Park etc. entwirft, im Anhang mitzuteilen.

In Königsberg nahm Puttlich zusammen mit seinem Freunde C. B. Fleischer Wohnung in der Magistergasse in dem Billardhause bei Freudenberg (zwei Treppen hoch), und nun wurde von ihnen beiden die Gründung einer Erziehungsanstalt in ernsthafte Erwägung gezogen, deren Plan Fleischer bereits bei Puttlichs Anwesenheit in Königsberg im März erörtert hatte. Um den Text der Darstellung nicht zu sehr zu unterbrechen, verweise ich betreffs der Ausgestaltung und Ausführung des Plans auf die im Anhang abgedruckten Auszüge aus dem Tagebuch Puttlichs.

In der gedruckten „Andündigung einer Erziehungsanstalt für zwölf Zöglinge", — — —[1]) heißt es: *„Eine Erziehungsanstalt einzurichten, in welcher wir Knaben und Jünglingen Gelegenheit darbieten können, gute und wohl unterrichtete Menschen zu werden, dies ist der Gegenstand unseres Vorhabens"*. An die Darlegung, wie die Zöglinge zu „guten Menschen" und wie sie zu „wohl unterrichteten" Menschen in der Anstalt erzogen werden sollen, schließt sich folgende Ausführung:

„Beyde, moralische und wissenschaftliche Bildung nun, zu der wir unsern Zöglingen Gelegenheit geben wollen, können

---

1) . . . . „welche am ersten November dieses Jahres zu eröffnen entschlossen sind *Christian Friedrich Puttlich* und *Carl Bernhard Fleischer*, Privatlehrer hierselbst. Königsberg, am 1sten Julius 1795. Gedruckt bey G. L. Hartung, Königl. Preuss. Hof- und Universitäts-Buchdrucker."

jedoch nur dann Fortgang und Anwendung haben; *wenn ihr Körper eines dauerhaften Wohlbefindens genießt.* Dies also zu erhalten, zu fördern, und zu befestigen, soll zunächst uns angelegentlich und unausgesetzt beschäftigen. Und zwar sind wir überzeugt, hiefür am einfachsten und unfehlbarsten durch die natürlichen Mittel sorgen zu können, welche *eine vernünftige Lebensordnung vorschreibt.* Diese aber sind keine andern als zweckmäßige Thätigkeit, verbunden mit mancherley Erholungsbelustigungen, (z. B. kleinen Gartenarbeiten, Spaziergängen und Spazierfahrten,) ferner, eine nach den besten Regeln der Diätetik veranstaltete Wahl und Bereitung der Speisen und Getränke, so wie eine jenen angemessene Mäßigkeit im Genuß derselben. Daß wir zu diesem Behuf eines durch eine freye Lage und innere Bequemlichkeit begünstigten Wohngebäudes, versehen mit einem geräumigen Hofplatz und Garten, bedürfen, ist eben so ausgemacht, als es uns daher willkommen seyn muß, *dies ganz unsern Wünschen entsprechend, bereits erhalten zu haben*".

Auch sollten nicht in die Anstalt aufgenommene Knaben an einzelnen Unterrichtsstunden daselbst mit geringem Kostenaufwand teilnehmen dürfen. „Für Wohnung, Beköstigung, Feuerung und Bedienung" wurden 166 Rth. 60 gr. gefordert, und „außer der notwendigen Kleidung und Wäsche" sollte jeder Zögling „die erforderlichen Betten, ein Bettgestell, ein Gedeck Tischzeug, einen silbernen Eßlöffel und ein Paar Messer und Gabel" mitbringen.

Die Ankündigung hatte einen guten Erfolg, vorzugsweise Söhne von Adligen wurden als Zöglinge angemeldet, und das Unternehmen war daher gesichert, so daß Puttlich nun an die Erfüllung des lange von ihm und seiner Braut gehegten Herzenswunsches, ihre eheliche Verbindung denken konnte. Nachdem am 14. Oktober 1795 die Frau Rittmeister v. Domhardt in ihrer stets hilfsbereiten Herzensgüte erklärt hatte, als Mutter das Hochzeitsmahl zu geben, fand am 26. Oktober 1795 die Trauung des Paares in der Hospitalkirche durch den mit ihnen befreundeten und von ihnen innig verehrten Pfarrer Fischer statt.

Mit regem Eifer und Interesse widmeten die jungen Gatten sich alsbald der Ausbildung ihrer Zöglinge, und während der nächsten Jahre hatte die Anstalt auch einen guten Fortgang, wenngleich Puttlich sich zu einem öfteren Wechsel der Lehrkräfte genötigt sah, teils weil diese nicht immer sich als tüchtig erwiesen.[1]) Auch Fleischer trat bereits Ende März 1796, „weil er viele Schulden zu haben vorgab," aus der Anstalt aus, wohl nicht zum Schaden derselben, da Puttlich schon vorher von mancher Seite vor der Mitbeteiligung Fleischers wegen des Charakters desselben gewarnt war, beide blieben aber Freunde. Das häusliche Glück Puttlichs wurde noch erhöht, als ihm am 4 August 1796 ein Sohn Friedrich Otto Wilhelm und am 10 Juli 1798 eine Tochter Emilie Friderike Wilhelmine geboren wurde. Aber es scheint, als ob im Jahre 1798 die Erziehungsanstalt nicht mehr einen guten Zuspruch hatte, denn wir finden in Puttlichs Tagebuch die Notiz, daß er sich am 24. September 1798 schriftlich und mündlich, gestützt auf Empfehlungen des Kanzlers v. Ostau und des Professors Schmalz, dessen Kinder seine Zöglinge waren, an den damals in Königsberg anwesenden Minister v. Massow mit der Bitte um „Versetzung in eine andere Lage" wandte, jedoch erfolglos.

Durch seine früheren Königsberger Bekanntschaften, die Bekannten seiner Gattin, durch die Familien der Zöglinge seiner Erziehungsanstalt sah sich Puttlich bald in einem Kreise von Geselligkeit, der ihm manche seiner geistigen Beanlagung erwünschte Anregung bot. Im Jahre 1799 erneuerte Puttlich auch die Bekanntschaft mit einem damaligen Lehrer am Kollegium Fridericianum, dem Prediger Johann Friedrich Usko, den er auch nach Verlassen der Schule öfters im Jahre 1782 im Koll.

---

1) Im October 1797 fand auch ein Wohnungswechsel statt, denn am 12. October, heißt es im Tagebuch, „zogen wir aus unserer bisherigen Wohnung in der Wilhelmstraße aus in das große neue Konopatzkische Kaufmannsstift, nahe der Tragheimschen Kirche, in die Wohnung, die bisher Oberst v. Holleben gehabt u die er nun verlassen hatte, weil die verwittwete Frau Majorin v. Funk ihren Mietskontrakt an mich abgetreten hatte".

Frid. besucht hatte.[1]) Was Puttlich über den Aufenthalt Uskos, dieses durch seine Schicksale interessanten Mannes,[2]) in Königsberg im Januar und Mai 1799 in seinem Tagebuch berichtet, lasse ich im Anhang folgen.

---

1) Unter dem 20. November 1782 hatte Puttlich in seinem Tagebuch vermerkt: „Nachmittag nahm ich von HE. Usko Abschied, der als Prediger der evangelischen Gemeine nach Smirna reiste. Er erhielt denselben Tag von den 3 obern Klassen im Kollegio noch ein Abschiedsgedicht" und unter dem 29. September 1784: „Nachmittag kam der mittlere HE. Nikolovius der Morgen mit seinem jüngern Herrn Bruder dimittirt werden sollte zu mir. . . Ich ging denn mit ihm zusammen zu ihm. . . Nikolovius zeigte mir verschiedene Schriften von Herdern und auch einen Brief den der HE. Prediger Usko (unser vorige Lehrer im Coll. Fr.) mit warmen Gefühl u voll Feuer, wie er dachte u handelte aus Smirna geschrieben hatte u ohngefähr nur einen Monath unterwegens gewesen war. Er schrieb, daß es ihm da sehr gefiele, daß er die Pest glücklich überlebt hätte u daß er nächstens nach Arabien gehen würde um seine große Begierde Arabische Handschriften aufzusuchen befriedigen könne".

2) Vergl. über Usko Neue Berlinische Monatsschrift. März 1799. S. 234ff. Altpr. Monatsschr. Bd. XXXIX S. 227 u. später.

Anhang.

Auszüge aus den Tagebüchern Christ. Friedr. Puttlichs.

1782.

15. April ging in das erste Kollegium in die Logik bey dem HE. Professor Kant um $6^1/_2$ Uhr Morgens.

16. April. Vormittag bat ich den HE. Professor Kant das Kollegium der physischen Geographie gratis zu hören u. ich erhielt es auch.

17. April sollte ich zwar das physisch geographische Kollegium schon von 8 bis 10 Uhr hören . . . .

20. April. Morgens wiederholte noch nicht der HE. Professor Kant die Logik sondern er las nur von 8 bis 10 die phys. Geogr.

21. September. Der HE. Professor Kant schloß die physische Geographie.

14. October. Der HE. Professor Kant fing von 7—8 die Metaphysik an.

15. October. Ich ging um 9 mit dem HE. Nicolovius zum HE. Prof. Kant. Ich bat mir das Kollegium frey aus u. HE. Nicolovius pränumirirte u. subskribirte.

16. October. Der HE. Professor Kant fing die Anthropologie an.

5. November. Ich war pro hospite in der philosophischen Moral beim HE. Prof. Kant.

18. November. Ich wohnte den Feierlichkeiten der Schule in der Altstadt bei, die das Jubiläum ihres Lehrers Rektor Daublers, der schon 50 Jahr Rektor gewesen war, feyerte. Die Schule war gedrängt voll von Geistl., Doktoren, Professoren, konditionirten Leuten u. Studenten. Es war Musik mit Pauken u. allerlei Instrumenten. Eine jede Klasse brachte ihm ein Karmen. Er selbst wurde so sehr gerührt daß er weinte, wie er Gott dankte auf der Katheder in Prima. Dies geschahe Vormittag.

1783.

5. Januar. . . . . schrieb beym HE. Mohr das Vorspiel betitelt der Opferpriester eine Scene der Vorwelt, wovon HE. Mohr selbst Verfasser war und es mir diktirte, um es der Madame Schuch zu geben, die es auf den Krönungstag aufführen wollte.

11. Januar. Vormittag kam ein Rigischer Kaufmann HE. Behrends in die Anthropologie.

24. Januar. [Königs Geburtstag] . . . . von 11—12 hielt ein Junker vom Henkelschen Regiment Engel Ludwich Stach a Golzheim, der auch die physische Geographie bey Kant gehört hatte, eine lateinische Rede.

29. März. HE. Prof. Kant schloß die Anthropologie.

7. Mai. Morgens um 8 Uhr ging ich zu HE. Prof. Kant der die physische Geographie zu lesen anfing. Entschloß mich aber zugleich wegen Kürze der Zeit nicht dies Sommmerhalbe Jahr zu wiederholen.

3. October. In dieser Nacht starb HE. Lauson ein Dichter, von dem seine Stegreifverse bekannt sind.

21. Oktober. HE. Konsistorialrath Rekkard erwähnte des seel. Probst Süßmilchs u. des Herders Schrift: die Frage betreffend ob das erste Menschenpaar die Sprache mittelbar oder unmittelbar von Gott empfangen hätte. Worauf HE. Konsist. Rekk. jener das Lob u. den Vorzug vor dieser ertheilte ob Herders Antwort auf diese Preisfrage gleich gekrönt worden ist. Ueberhaupt schien er wenig auf Herdern zu halten. Süßmilch behauptete in einer ganz planen deutlichen doch dabei philosophischen Styl sie hätten sie unmittelbar von Gott erhalten. Letzterer behauptete in einer finstern dunkeln Schreibart das Gegentheil.

28. November. HE. Doktor [Rekkard] rühmte Kants Kritik der reinen Vernunft.

29. November. [bei John] Es wurde verschiedenes von gelehrten Sachen gesprochen. Unter andern, daß sich der König bei dem Kanzler Korf erkundigt hatte, ob hier noch die deutsche Gesellschaft existirte, die jetzt wieder errichtet werden sollte u. Kirchenrath Hennig der Director davon seyn sollte. HE. Kammersekretär war auch Ehrenmitglied davon u. er fragte mich nun ob ich dazu auch in Vorschlag gebracht werden sollte? HE. Brahl wollte sich dazu nicht verstehen.

1784.

19. Mai. [Bei John] Abends war die Stritzeln u. Herklots der wieder in Königsberg war, zum Essen. Brahl auch dazu. Es wurde von verschiedenen litterärischen Dingen gesprochen. Nikolais Reisen wären von keinem sonderl. Werth, sowie Sanders. Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland die berichtigt und verbessert herauskämen wären schön. Verfasser davon ist HE. von Brenkenhof in Speyer bey dem Madame de la Roche Herausgeberin der Pomona für Deutschlands Töchter logirte. In Göckings Journal kämen zuweilen in Nachrichten von Correspondenten Unrichtigkeiten vor wie die unter dem Artikel aus Königsberg von Oberbauinspektor Dietrich u. Hofseiler Walter (u. doch wohl

wahr.) Göckings Correspondent in Königsberg wäre wohl HE. Prof. Holzhauer. Brahl sagte die Recension von Metzgers Medicina rurali in den letzten Dengelschen Zeitungen wäre von Hofrath Metzger selbst, der sich außerordentlich sehr selbst gelobt hätte.

24. Mai. [Bei John] Bey Tische wurde von vielen Dingen gesprochen als daß Bahrdts Briefe über die Bibel im Volkston sehr schön wären, daß der Licentinspektor Hamann die Nachricht daß Reimarus wirkl. Verfasser der berüchtigten Fragmente oder wie sonst ihr Titel: Über den Zweck Jesu u. seiner Jünger wäre, aus einer sichern Hand hätte (Dies widerspricht ganz dem was Rekkard davon erzählt wie auch dem daß Oberkonsistorialrat Silberschlag ein Schwärmer wäre) ferner daß der Candidat Jänisch alle Woche einen Freytisch bey dem eben verstorbenen Minister Rhod gehabt. Jänisch wurde nehml. dem Rhod zum Vorleser empfohlen, aber er gefiel ihm hierin nicht, doch aber gab er ihm jede Woche einen Tisch. Es wurde gesagt der Minister Rhod wäre sehr geitzig nun fiel das Urtheil verschieden. Brahl erzählte, daß Prof. Kant gesagt haben sollte: Der Geiz bey Reichen wäre von ganz andrer Art als der bey Geringeren. Letztere nehml. lebten ganz karg u. verschließen sich ganz einsam um keinen Aufwand zu machen. Erstere aber haben oft große Gesellschaft bey Tisch traktiren herrlich aber auf Kosten der Untergebenen u. andrer Leute, denen sie von ihrem Verdienst etwas abzuziehen suchen.

19. Juli. . . . . hörte ich alle halbe Stunde auf dem Colleg. Albertin. klingern ich ging hin u. fand ganz unerwartet, daß Prof. Mangelsdorf disputirte, er war Praeses. Ein gewisser Student Wichert, der aber nicht viel zu sagen wußte, war Respondens u. die Studenten Hahnrieder u. Kruse waren Opponentes. Nachmittag ging wieder hin, traf da auch den Nicolovius. Opponenten waren der Prof. Köhler, der mit dem Mangelsdorf gut davon kam (denn der Student Wichert sagte mir sehr wenig u. schlecht, aber der Prof. Reusch, eben nicht ein guter Freund von Mangelsdorf, zankte sich mit ihm brav herum, kam aber endlich auf lächerliche Dinge, um 5 Uhr wurde alles geendet.

22. Juli. . . . . ging ich ins Audit. max. wo der Prof. Gräf disputirte. Es war zieml. voll. Der Oberhofprediger [Schulz] war Präses, Prof. Gräf Respondens u. Opponenten erstl. der Student Keber, den ich wenig hörte, aber seine Sache gut machte, hernach der Student Jenisch, der lange u. mit vieler Heftigkeit opponirte, so daß ihm selbst der Oberhofpr. sagte, er möchte seine Lunge nicht so stark angreifen. Er sagte darauf, laut sprechen wäre gut, auf die Art könnte ihn jeder verstehen. Er wurde sehr hitzig u. gestikulirte sich schwitzig, redete fertig latein u. ließ den Präses u. Respondens selten zum Wort kommen. Der Student Brandt,

des Kaplan Brandt Sohn, war der Dritte. Der machte es weniger gut, u. konnte auch nicht im Latein fortkommen. Beym Herausgehen dankte der Kaplan Brandt dem Oberhofprediger u. dem Doktorandus für die geneigte Belehrung, die sie seinem Sohne gegeben hätten. Nachmittag ging ich wieder hin u. nach drey Uhr erst wurde wieder disputirt. Nun opponirte erst der fertige Lateiner HE. Dokt. Pisansky mit vielem Feuer recht lange u. hernach der Dokt. Rcecard nicht viel kürzer. Der Oberhofprediger trug seine Sachen zwar nicht in solchem schönen Latein als Pisansky doch aus dem rechten Punkte vor. Gräf konnte nicht viel Latein sprechen u. also nicht so viel auf die Sachen als die Sprache merken.

29. Juli. Ich ging . . . . ins Auditorium Maximum, wo der Prof. Gräf zum Dokt. erwählt wurde. Musik u. Pauken waren da. Ein zahlreiches Auditorium. HE. Oberhofprediger Schulz hielt erst eine lange Rede u. verglich den Sokrates mit Christus. Nachhar trat der Akademische Sekretär Wattmann auf, las dem Doktorand Gräf den Schwur vor. Gräf legte den Finger auf den Zepter u. sagte iuro. Am Ende stieg der Doktorand Gräf auf die höhere Katheder zum Oberhofprediger. Letzterer setzte ihm den Doktorhut, einen runden Purpurhut, auf, steckte den Doktorring auf Gräfs Finger, gab ihm einen Kuß als Mitbruder u. machte ihm eine große Bibel auf, sagte, er sollte auch über die Sache selbst nachdenken u. andere dergleichen Ceremonien. Um 12 war der Aktus zu Ende.

1785.

10. Januar. Nachmittag hörte ich wieder den HE. Doktor Pisansky, der seine Vorlesungen in der christlichen Moral fortsetzte. Der gute Mann denkt wirklich ziemlich steif in Ansehung der Meynungen einiger Religionssätze, so wie überhaupt sein ganzer Anstand, sein äusseres Betragen ausserordentlich steif und peinlich ist.

11. Januar. Herr Buchhändler Dengel kam zum Berdau . . . . Der Mann nahm mich sehr für sich ein. Er zeigte sich so zuvorkommend, freundlich u. zuthätig, daß er uns allen sehr gefiel Ich fragte ihn, ob er noch den Buchhandel hätte, weil ich erfahren, daß er ihn an einen andern verkauft . . . . . Er sagte, dem Menschen, der von ihm den Buchhandel kaufen wollte, hätte die Sünde leid gethan u. wäre zurückgetreten, er müßte ihn also noch länger behalten. Berdau sagte, der Hartung thäte ihm großen Abbruch. Er erwiderte, er wolle so lange alles aus seinem Beutel zusetzen, bis sich sein Geschick ändert, vielleicht würde Hartung nachgebender und durch seine Geduld ermüdet werden. Er wolle ihn nicht beleidigen, sondern ihm alles Glück gönnen. Wie schön dachte hier dieser vortreffliche Mann.

18. Januar. Heute feyerte unsre Akademie das Preußische Krönungsfest. Ich ging . . . . ins Auditorium Maximum. Der Aktus war schon längst an-

gegangen und ein Junker v. Wegner vom Anhaltschen Regiment hielt unter dem Vorsitze des Professor Mangelsdorfs eine lateinische Rede. Er hatte viele Zuhörer. Selbst der Generallieutenant u. Gouverneur von Anhalt mit vielen Officieren waren dabey gegenwärtig.

24. Januar. Des Mittags ging ich . . . . ins Auditorium Maximum, wo ein Actus zur 74jährigen königlichen Geburtsfeyer war. Wir kamen eben dahin, wie er anging. Generallieutenant von Anhalt, der Kanzler Korf, der General Rothkirch, viele Officiere, der Senat u. das ganze Auditorium war voll Zuhörer. Professor Mangelsdorf hielt eine lateinische Rede u. zog eine Parallele zwischen Ludwig dem 14ten u. unserm Friedrich u. zeigte die Vorzüge des letztern vor dem Gallier.

8. März. [Nicolovius] erzählte mir im Vertrauen, daß sein mittlerer Bruder Buchhändler einst werden wollte u. in dieser Absicht nach Berlin gehen würde.

25. März. [Charfreitag.] Ich ging mit [Nicolovius] gleich nach der Predigt in die königlich deutsche Gesellschaft, musten aber warten, bis wir endlich hineingedrängt wurden. Lange hernach, wie der Canzler Korf kam, stürzte der ganze Haufe herein u. es wurde sehr voll. Der Kandidat Wutschky hielt eine schöne Rede über die wohlthätige Folgen u. Wirkungen des Todes Jesu. Der Tod Jesu war wohltätig in Ansehung der Ausbreitung reinerer Gotteserkenntnis in Judäa u. auf der ganzen Erde; 2. der Ausbreitung ächter Tugend, Menschenliebe u. Religionsduldung u. 3. der Ausbreituug der Privatglückseligkeit. Es war auch hübsche Musik.

13. April. . . . . ging um 7½ Uhr zu Herrn Prof. Kant, um die Vorlesungen in der Physischen Geographie zum erstenmahl zu wiederholen. Ich sprach da auch den Nikolovius u. den Fleischer. Der Hörsaal war sehr voll Zuhörer.

18. April. Ich versuchte nach dem philosophischen Gange zu gehen u. glaubte es würde noch Eis, Schnee oder viel Wasser u. also schlecht zu gehen seyn, allein wie sehr verwunderte ich mich mit innrer Freude, als ich den Gang so trocken wie auf der Diele fand. Ich begegnete viele Leute u. auch den Herrn Prof. Kant, der einsam in Gedanken vertieft, auch hier wandelte . . . . Um 6 Uhr kam ich nach Hause.

21. April. . . . . ging ich mit dem größten Theil der Rekkardschen Zuhörer zum Oberhofprediger Schulz u. eilte voran. Der Hörsaal aler ward so voll, daß die Herren zur Treppe gedrängt standen. Und wie der Oberhofprediger kam, konnte er nicht hinein. Er sagte also: meine Herren, wollen Sie mir heute Veniam geben, so werde ich morgen im großen Auditorio lesen? Welch ein herablassendes edles u. feines Betragen von dem würdigen in der That geschickten Manne? Gewiß muß ihn jeder, der ihn kennt, verehren. Wir gingen also wieder auseinander.

22\. April. Wie ich von Rekkard kam, ging ich ins Auditorium maximum. Es kamen gewiß an 300 Zuhörer dahin, die christliche Moral zu hören, die der Oberhofprediger Schulz heute auf eine sehr vortreffliche Art nach Töllner vorzutragen anfing. Schulz hatte solche große Anzahl Zuhörer, da der Pisansky in den Moralvorlesungen nur 10 hatte.

25\. April. Mittags erzählte . . . ., daß ein Bauer nahe bey der Stadt zu der Zeit, da der Oberhofprediger aus dem Waysenhause an die Schloßkirche kam, in dem Kneiphofe nach dem Herrn Schulz gefragt hätte. Die Leute sagten, es wären zwey Prediger, die beyde Schulz heißen. Er erwiederte: I na wann ek öhn nor ward sehne so ward ök öhn wohl kenne. Er kam hin u. sah den Oberhofprediger. Ja, ja ök seh all, ök sy recht, sagte er, na min löver Herr ök sy enne ohk so recht god, se motte mök ohk nit utlacke, ök bring hier en bötke Botter u. Aier. Der Oberhofprediger wunderte sich u. sagte, lieber Vater er braucht das ja selbst. Jener antwortete: na myn löver Herr so nehm er dok nor, ök sy öhm ohk recht god, er es dok en braver Mann, ök wer öhm ok Hönerkes brönge. Der Oberhofprediger sagte: Lieber Mann was soll ich mit machen, ich habe noch keine Wirtschaft (damals war er noch unverheyrathet) na bak er sök myn löver Herr Kohkchens, on de Hönerkes kahk on brad er sök. So ein gutes Zutrauen zu dem theuren Mann zeigt gewiß von der edlen Denkart des vortrefflichen Mannes, des Oberhofpredigers.

30\. April. Bey Kant mußten sich die Repetenten u. die Gratuiti zur physischen Geographie unterzeichnen, damit die Repetenten nicht noch einmal wiederholen sollten. Denen die sie zum 2ten mahl nun wiederholen wollten, wurde es versagt. Es meldete sich auch keiner davon. Ich wiederholte sie nun auch zum erstenmal, da ich sie seit 2 Jahren nicht gehört. Kant machte diese Einrichtung um der Zuhörer willen, die die physische Geographie nun zum erstenmal hörten. Kant hatte seine Stuben gar nicht ausmöblirt, nur Rousseaus Bildniß hing über seinem Schreibpult. Das was er heute von dem Gewässer u. dem Kontinent unsrer Erde sagte, was mir größtenteils aus Bergmanns physikalischer Weltbeschreibung bekannt, die er sehr benutzte.

15\. Mai. Vormittag . . . . holte ich mir ein Programm u. die Disputation vom Doktorand dem Magister Joswich, der auf den Dienstag zum juristischen Prof. in Jester Stelle disputiren würde, ab.

17\. Mai. Vormittag ging ich ins Auditorium Maximum, wo ich nach 10 Uhr die Disputation des Johswichs hörte, der als Doktorand ziemlich das Latein sprach. Die Opponenten waren Stehr vor mir aus dem Coll. Frid. dimittirt, der es recht gut machte u. hernach ein gewisser Ziegenspek schwach an Körper u. Geist, der nicht viel Einwürfe machen konnte. Nachmittag wurde auch disputirt.

18. Mai. Unterwegens erzählte er [Nicolovius], daß der Johswich so schlecht im Disputieren Nachmittag bestanden wäre, daß Professor Köhler ihn wenig, der Holzhauer aber ihn brav geprellt und die Studenten ihn sehr ausgepfiffen hätten.

1. Juni. Nicolovius zeigte mir heute bei Kant, daß die Recension in der allgem. Litteraturzeitung über Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit von Kant wäre.

4. Juni. Wir . . . . .gingen nach dem großen Auditorio, wo der Magister Johswich zum Doktor der Rechte gewählt wnrde. Das Auditorium war erstaunend voll. Der Prof. Köhler als Brabeuta wählte den Johswich zum Doktor mit den besondern Ceremonien, da der Akademische Sekretär ihm den Schwur vorlas und er mit den auf den Zepter gelegten Fingern sagte, iuro, drauf ward ihm das Gesetzbuch vorgelegt, hernach setzte ihm Köhler den rothen Doktorhut auf. Hier sah er sehr drollicht aus u. es entstand ein allgemeines Gelächter auch sogar von den Professoren. Der Köhler steckte ihm den Doktorring an den Finger u. küßte ihn, dabey schnitte Johswich solche Fratzengesichter u. wurde noch immer mehr ein Gegenstand des Gelächters. Köhler sagte zu Mangelsdorf, wie er von der Katheder kam, ich habe mich heute mit HE. Johswich durch einen Ring u. Kuss vermählt. Wie Johswich in die Senatsstube ging, wurde ihm von vielen nachgepfiffen.

10. August. Ich blieb bis nach 9 Uhr da [bei Nicolovius] u. er las mir viel aus Herders Volksliedern und seinen andern Schriften bey Lichte vor. Auch erinnerte er sich an unsern bis jetzt verkannten Prof. Kreutzfeld, dessen Verdienste man erst nach seinem Tode schätzen lernt. Nicolovius hatte mit vielen würdigen gelehrten Leuten in der Stadt Umgang u. seine Bibliothek vermehrte sich an reellen Büchern stark.

2. September. [Reccard] verkleinerte heute sehr den Lavater u. stellte ihn als einen Erzschwärmer, besonders in Ansehung seiner Physiognomik dar. Was aber das Lächerlichste war, das er von einem Manne, der mit Lavatern Umgang gehabt hatte, ganz für zuverlässig hatte, war, daß Lavater einst Predigten über den Wunderglauben gehalten hätte u. behauptet, Gott würde ihm Kraft durch solchen Glauben geben, den Toten zu erwecken. Er betete also zu Gott, er wollte nun ein todtes Kind erwecken, das Kind blieb aber todt. Nun verdammte er sich selbst als einen Sünder, der aus dem Gnadenstande gefallen wäre, von der Kanzel u. wollte als ein solcher sein Amt, dazu er sich nicht würdig hielt, niederlegen, ist aber doch Prediger geblieben.

11. September. Heute wurde die theologische Dissertation des Doktor Gräfs pro loco professoris ausgetheilt, ich kam mit einigen andern Studenten zu spät, bekamen aber von Dokt. Gräf selbst noch etwas.

16. September. Vormittag hatte Reccard wenige Zuhörer, der größte Theil war im großen Auditorio, wo ich auch hernach hinging u. die Inaugural Disputation des Dokt. u. Prof. Gräfs auf eine Zeitlang mit anhörte. Der Respondent war Candidat Weitenkampf, der sich nicht viel zu vertheidigen wußte, doch ging noch an, Opponenten waren Heydemann, Wolterstorf, Lehrer auf Prima im Coll. Fridr., u. Schütz, die es gut machten. Gräf hatte im Sprechen die lateinische Sprache nicht ganz in seiner Gewalt. Nachmittag ging ich . . . . auch hierher, aber hörte nichts, da die Disputation erst um 4 Uhr . . . . anfing. Oberhofpr. Schulz u. Reccard waren Opponenten. Es soll bis 6 Uhr gewährt haben.

17. September. Kant schloß heute die Vorlesungen über die physische Geographie. Er eilte sehr am Ende u. schien mit großer Nachlässigkeit zu lesen.

22. September. Ich hörte heute erzählen, daß der Johswich bey seiner Inauguraldisputation gestern wäre ausgepfiffen worden u. daß ihm Nachmittag niemand opponirt hätte.

13. October. [Fleischer] erzählte, daß wie er gehört, Kant in sehr großem Ansehen in Jena stände, u. Studirende hier aus Königsberg es dort um Kants willen gut hätten.

8. December. Reccard erzählte, daß er gestern von einem guten Freunde einen Brief erhalten hätte, worin ihm dieser berichtet, daß der Fürst von Dessau sein Philanthropin oder Erziehungsinstitut wieder auf altem Fuß einrichte, weil er sähe aus den Neuerungen nichts herauskäme, u. daß er in dieser Rücksicht einen alten Schullehrer von Halberstadt dahin berufen habe.

15. December. Reccard stellte in der Dogmatik den Lessing als einen zwar witzigen schönen Schriftsteller, aber als einen Mann von weniger Beurtheilungskraft, als einen Windbeutel und als einen Menschen dar, der in Rücksicht des Betragens gegen den seeligen Reimarus nicht den Namen eines ehrlichen Mannes verdiente. Er sagte, er hätte ihn gut als einen flüchtigen Menschen gekannt u. erzählte viel von seinen Schicksalen u. seinem Leben.

1786.

17. Januar. Reccard sagte heute in seinen dogmatischen Vorlesungen, daß ein vornehmer Herr, der bisher ein Feind der Religion war u. seinen eignen Grundsätzen, die nicht edel waren, lebte, besonders in einer Leidenschaft (der Liebe) zu sehr ausgeschweift hatte, krank geworden wäre. Er hätte zu seinen Bedienten gesagt, sie möchten ihm doch eine Bibel bringen. Diese kommen zurück u. sagten, es wäre keine zu finden. Dieses fiel ihm sehr auf u. er ward über sich selbst unwillig. Er ließ aber gleich eine sich kaufen u. fing an drin zu lesen u. soll sie des Lesens so werth gefunden haben, daß er seinen Bedienten gesagt, sie möchten doch alle die andre verführerische böse Schriften ins Feuer werfen u. sich auch

selbst das herrliche Buch anschaffen. HE. Laudien, der neben mir saß, sagte, das wäre der Prinz Heinrich, unsers Königs Bruder, er hätte das selbst von Reccard gehört . . . . Mittags erzählte HE. v. Maltitz, daß der König dem Kriegsrath Lilienthal, der sich durch seine Einsichten in das Bauwesen seine Gnade erworben, bey der letzten Revue bey Graudenz gesagt, er solle sich eine Gnade ausbitten. Dieser erwiderte, Ew. Königl. Majestät, ich bin ein alter Mann, der mit dem Gehalt, was er von Ew. Königl. Majestät reichlich erhält, sehr zufrieden ist, aber wenn Ew. Königl. Majestät in Rücksicht meiner einzigen Tochter, der ich keine Reichthümer hinterlassen werde, gnädig zu sein geruhen wollten. — Der König sagte, er würde sich ihrer erinnern. Nun hätte er vorigen Sonnabend eigenhändig an ihn geschrieben in folgenden Worten: Mein lieber Lilienthal. Ich erinnere mich an mein Versprechen u. überschicke Eurer Tochter hier vor der Hand 5000 Thlr. u. bin stets in Gnaden Ew. affectionirter Friedrich.

20. Januar. HE. v. Maltitz sagte, in der Hamburgschen Zeitung habe er einen herrlichen Gedanken auf Moses Mendelsohns Tod gelesen: Auch eine Blume auf Moses Mendelsohns Grab hingeworfen: Es ist ein Gott, das lehrte Moses schon, doch den Beweis davon gab Moses Mendelsohn.

24. Januar. Ich bemerkte heute in der Kustodie, wo das Gedicht (zu des Kgs. Geburtstag) ausgetheilt wurde, daß die Herren Studenten, die darin zur Strafe gesessen hatten, gewetteifert, ihre Namen am meisten in die Augen fallend auf die Wand hinzuschreiben oder sie recht tief in den Kalk einzugraben.

14. April. [Charfreitag] . . . ging ich . . . aus der Schloßkirche in die Königl. deutsche Gesellschaft, die nur aus sehr wenigen Mitgliedern bestand. Die Musik war recht hübsch. Die Rede auch gut. Ein gewisser Schroeder aber, der sie hielt, war ein steifer Mensch u. dabey zitterten ihm die Hände vom Anfang bis zum Ende der Rede, er stieß auch öfters an. Er redete von Jesus, dem größten Märtyrer der Wahrheit im Leben u. im Tode I. im Leben u. II im Tode. Der Kanzeleyverwandte Funk las noch ein schönes Gedicht vor. Der Minister Schlieben war nach Korfs Tode Präsident der Deutschen Gesellschaft.

19. Mai. [in Mohrungen] Nachmittag . . . ließen wir [Puttlich und Nicolovius] uns bey Herders Schwester, der Madame Horn anmelden. Wir gingen hin u. sprachen mit ihr von ihrem berühmten Bruder. Sie zeigte uns 2 Bildnisse von ihm. Nikolov bat, daß sie einen Brief an ihren HE. Bruder schreiben möchte, er würde ihn mit nach Königsberg nehmen u. ihn an HE. Licentinspektor Hamann abgeben, der mit Herdern korrespondirte . . . [21. Mai. Nikolovius nahm vom Kaplan Abschied u. ging zur Frau Horn, die ihm einen Brief an den Licentinspektor Hamann mitgab.] . . . Nikolov sagte mir, wie wir schlafen gingen, daß die Herders seine ganze

Hochschätzung verdienen, daß aber Trescho ihm sehr mißfiel. Der wäre nicht sein Mann, sagte er, der andre, die doch wirkliche Verdienste besäßen, geringe schätzte, um sich dadurch nur selbst mehr zu erheben. Er sagte, daß ihm Borowski in Königsberg erzählt hätte, Trescho würde etwas über Katechetik schreiben u. nun wäre er begierig zu sehen, ob dies von vielem Werth seyn würde.

20. Mai. [Nikolovius] erzählte mir viel von seinen Privatumständen u. sagte, daß er u. jeder seiner Brüder 7 bis 8000 Thaler, jede seiner Schwestern aber 1000 Thaler mehr hätten.

5. Juni. Gleich nach 7 Uhr ging ich zum Kaplan [Trescho]. Er aß nur allein mit mir und wir sprachen von vielen Dingen besonders von theologischen Sachen, wo er sich ganz als Orthodoxe zeigte. Er sprach u. fragte mich viel von Kant und Oberhofpr. Schulz. Er fragte auch verschiedenes von Nikolov, besonders fragte er, ob er auch auf der Seite der Neologen wäre. Um $9^1/_2$ ging ich fort.

7. August. [Nicolovius] erzählte, daß der Minister Zedlitz in Berlin gestorben wäre, u. daß auf hiesiger Akademie Mangelsdorf Kabale zu machen suchte, indem er in einer neuen periodischen Schrift, die gedruckt werden sollte, verschiedene Doktoren u. Prof. gar gröblich heruntermachte.

10. August. Gegen Abend ging ich, weil dem Dokt. Buck eine Leichenmusik sollte gebracht werden, nach dem Kolleg. Albertino. Ein gewisser Rutzen war Entrepreneur davon. Dieser hatte vom Protektor der Akademie, dem Minister v. Knoblauch Erlaubnis dazu erhalten, nur Kant als Magnifikus hatte seine Einwilligung nicht gegeben, sondern es öffentlich am schwarzen Brett mit dem Akademischen Siegel unterdruckt verboten u. das Thor vom Albert. sollte gesperrt werden, allein er willigte doch endlich drein. Der Zug nach dem Buckschen Hause in der Magistergasse war sehr ansehnlich mit 3 Chören Musik vorne. Die Hautboisten von Anhalt u. das hinterste Chor vom Vossischen Regiment, beyde mit Pauken. In der Mitte war das Musenchor. Ein Generalanführer mit vielen Adjutanten hielten Ordnung u. diese u. der Karmenträger mit den Chapeau d'honneurs u. Redner waren nobel gekleidet u. überhaupt war der Zug sehr lang, ansehnlich, nur zuweilen unordentlich. Stocklaternen waren nur fast bey den Musikchören. Der Zug fing sich an um nach 9 gegen 10 Uhr. Der Anmarsch, der gespielt wurde, gefiel mir nicht sehr. Vor dem Trauerhause hielt der Zug still. Das Gedicht, das John gemacht und in schwarz Sammet mit Silber brodirt wurde hinaufgetragen, unterdessen spielte das Musenchor einige schöne Symphonien. Dann wurde der Rückmarsch, der besser war, gespielt, u. der Zug ging durch die Kneiphöfsche Langgasse u. Fleischbänkengasse nach dem Koll. Albert. zurück. Hier rief Rutzen aus vollem Halse:

es leben alle Beschützer u. Beförderer der akademischen Freyheit 3 mal hoch, drauf 3 mal hoch der gange Haufen, was er nur konnte. Ersterer rief wieder: hingegen sterben alle Unterdrücker der akademischen Freyheit 3 mal tief u. das tief wurde mit einem entsetzl. Geschrey 3 mal wiederholt. Ich eilte, daß ich nach Hause kam, denn es war schon um Mitternacht halb ein Uhr Einen so ungeheuren Volkshaufen an Zuschauern hatte ich wohl noch nie bey solcher Gelegenheit gesehen, u. der Vollmond, der eben durch durchbrochnes Gewölk blickte, verschönerte die Scene noch mehr.

31. August . . . . . gingen wir um 4 Uhr ins Auditor. max., wo täglich so anch heute eine Versammlung von allen Studenten wegen Verabredung der großen Musik war. Der König wollte nicht gerne, wie ich heute im Speisquartier die Abschrift von der Kabinetsordre las, daß bey seinem Empfang so viel Geld versplittert würde, und er schien es zu untersagen, allein man hielt es blos für ein Kompliment. Nach dem Vortrage des Entrepreneurs Buck im großen Audit. sollte es eine ansehnl. Musik von 5 Chören mit Fackeln u. aller möglichen Pracht seyn. Senioren der Landsmannschaften wurden zu Kollekteurs erwählt. jeder Student sollte 5 fl. geben auch 24 gr. zur weißen Coukarde, u. das übrige wurde auf künftige Konferenz auf morgen u. die folgenden Tage beschlossen.

7. September. Der akademische Senat hatte öffentlich am schwarzen Brett anschlagen lassen, daß die Studenten keine Musik bey schwerer Ahndung veranstalten und jedem sein Kontingent gleich zurückgeben sollten.

10. September. Viele Studenten versammelten sich im Konviktorio. Hier beschloß Buck, daß in dem Falle, wenn die Musik durchaus nicht frey gegeben werden sollte, sie doch ein Gedicht dem Könige bringen würden, nur fehlten noch 600 fl. u. die sollten noch freywillig gegeben werden. Nun kam also alles auf ein Risiko an.

11. September. Hier [Audit. max.] führten Studenten schwarz gekleidet eine Trauermusik auf u. Mangelsdorf hielt auf den verewigten großen Friedrich, dabey er sich recht sehr angriff. Ein jeder war ganz Ohr. Das Auditorium hatte ich noch nie so gedrängt voll gesehen. Die vornehmsten der Stadt waren dabey gegenwärtig. Oben an saßen zur einen Seite erst die Minister v. Gröben, v. Schlieben, v. Finkenstein, v. Knoblauch, dann General Brause, Graf Döhnhof, Vicepräsident Biedersee u. hernach Edelleute u. Officiere, nach unten die Prediger, auf der andern Seite saß der akademische Senat. Die Bänke waren fortgenommen und es stand doch alles gedrängt voll. Nachher war die Musik zum Schluß noch schöner.

14. September. [Nicolovius] erzählte mir, daß unter des jetzigen Königs Regierung die Heterodoxie nicht überhand nehmen würde u. daß Prof. Kant schon befürchtete (aus Hypochondrie) von seinem Brod zu kommen.

16. September. Vormittag ging ich auf Königsgarten, wo bey Kriegsrath Bübner Billette zum Entree auf den Schloßplatz am Huldigungstage konditionirten Leuten ausgetheilt werden sollten. Da ich aber sahe, daß der Pöbel sich nur hindrängte u. Schildwache hingeholt werden mußte, so ging ich nach dem Koll. Albert. wo 500 Billets für Studenten ausgetheilt werden sollten. Wie ich hinkam, fand ich schon einen großen Haufen Studenten. Der Pedell, der sie austheilen sollte, war ganz besoffen; wollte garnicht herauskommen u. fing an sie aus dem Fenster zu vertheilen; aber nun drängten alle mit der größten Gewalt theils ans Fenster theils in die Stube, so daß er sich gezwungen sah, weil ihm schon Fenster zerbrochen wurden, das Packet ganz unter die Studenten zu werfen, wer es nun bekommen hatte, der ist gewiß mit davon gegangen, hernach warf des Pedells Frau noch einige aus. Mir fiel ein Billet im Gedränge auf den Arm, ich erhaschte es, steckte es zu mir und ging davon. Der größte Theil bekam keins. Nachmittag kamen noch immer mehr Menschen nach der Stadt, so daß der Schloßplatz von Einheimischen u. auswärtigen wimmelte. Es waren nun viele Gerüste gebaut, die auch für Zuschauer vermiethet werden sollten. Es fuhren viele Vornehme nach dem Schloß. Abends kamen die beyden großen Minister von Herzberg u. v. Gaudi aus Berlin hier an. Der Thron war nun ganz fertig u. weil es alle Tage regnete, mit Segeltuch behangen. Der König sollte in Prsz. Holland übernachten.

17. September. Vormittag ging ich nach der Schloßkirche, wo eine Huldigungspredigt sollte gehalten werden. Die Thüren waren aber schon früh mit Wache besetzt u. es währte sehr lange, bis ich durchkam. Eben fing die Musik an u. es wurde eine Kantate aufgeführt. Auf Königs Chor war der Minister von Herzberg, ein ehrwürdiger Mann von viel Ansehen mit dem schwarzen Adlerorden, neben ihm der Minister Gaudi, auf der andern der Obermarschall v. der Gröben, dann der Reichsgraf von Finkenstein u. der Minister v. Knoblauch. Hernach war auf der einen Seite der ostpreußische Adel und die Ritterschaft u. auf der andern der westpreußische u. von vielen Orten Deputirte. Erst wurde gesungen: Es woll uns Gott gnädig sein u. dann kam der Oberhofprediger auf die Kanzel u. hielt eine ganz vortrefliche Predigt über 1 Petri 2, 17. Zu den Eingangsworten nahm er Josua 1, 17. Er redete von den vorzüglichsten Christenpflichten als den nothwendigsten Bedürfnissen zum Wohl der Länder I) diese werden nach dem Text angeführt 1) die Furcht gegen Gott, 2) Die Ehre gegen den König, 3) die Liebe gegen die Brüder u. 4) die Ehre gegen Jedermann. II) Diese Pflichten sind wir zu erfüllen schuldig 1) weil wir Menschen, 2) weil wir Christen, 3) weil wir Unterthanen sind. Zuletzt fügte er noch einen recht schönen Wunsch hinzu. Alles war still u. sehr aufmerksam darauf, besonders Minister von Herz-

berg. Drauf wurde das Lied: Herr Gott Dich loben wir gesungen. Die Minister, die Adel- und Ritterschaft gingen heraus u. dicht neben mir vorbey, erst auf den Moskowitersaal u. hernach unten in den Schranken, wo sie aber bald sich ins Schloß verloreu. Es waren sehr viele Wagen. Nach dem Essen ging ich . . . nach dem Schloßberge, wo ein großer Haufe Volks sich schon versammelt hatte. Wir wollten nach der grünen Brücke gehen, wo die Schiffe schön ausgeflaggt u. viele Verzierungen bey der Brücke angebracht waren; allein wir wollten lieber sehen, wie er von der Ritter- u. Adelschaft, die die Treppe von der Kammer besetzt hatte, empfangen würde. Es waren da sehr viele in Ordensbändern, die man nicht kannte. Herzberg, Gaudi, Bischof von Ermland, Bischof von Kulm, Fürst Radzivil, General Platen, viel vornehmer deutscher u. polnischer Adel, die hiesigen Minister u. Vornehmste der Kollegien. Die Menschen häuften sich immer mehr an. Die Wache trat ins Gewehr. Endlich kündigten blasende Postillionen die Ankunft des Königs an. Die Fleischergilde, die ihm mit den Schützenbrüdern und der rothen Garde (Kaufgesellen) bis zum hohen Kruge, wo auf dem Haffe viele Schiffe bey der Ankunft des Königs manövrirten u. feuerten, entgegengeritten waren, kamen zuerst an, dann die Schützenbrüderzunft u. endlich die rothe Garde, aber nicht in völliger Ordnung. Nach sehnlichem Erwarten kam Er dann nach 2 Uhr angeritten. Die ungeheure Volksmenge erhub ein lautes Vivat. Drauf nahm er den Hut ab, stieg erhitzt durchs Jagen vom Pferde, zog das Schnupftuch aus der Tasche, wischte sich den Schweiß ab u. machte gegen sein Volk u. die Vornehmsten desselben Verbeugungen. Er hatte oben eine kahle Glatze auf dem Haupt. Drauf stieg er von Herzberg u. Herzog von Holstein-Beck geführt, die Treppe hinauf. Seine Miene war sehr huldreich und menschenfreundlich, die sehr viel Liebe zu seinem Volk vermuthen ließ. Nachdem kam noch ein Trupp der rothen Garde u. viele Wagen. Ich eilte durch die Volksmenge nach dem Koll. Albert., blickte in die Kneiphöfische Kirche, wo kaum 30 Zuhörer waren. Im Auditorio max. war wieder Studentenversammlung . . . Es wurde hier das nothwendige wegen der Musik verabredet. Der König ließ sich hernach einigemal am Fenster blicken. Es war heute recht schönes Wetter. Abends wurde schon die Trommel geschlagen.

18. September. Ich ging . . . auf Königsgarten, wo der König die Mousquetiere u. Grenadiere exerciren ließ, hier konnte ich ihn ohngeachtet des großen Volkshaufens doch sehen. Im Audit. max. wurde die Musik auf morgen auf den Abend zwischen 7—8 Uhr angesagt, wies der König bestimmt hatte. Ich holte meine Koukarde . . . weil ohne diese niemand im Zuge gelitten werden sollte.

19. September. Heute war der sehr wichtige feyerliche Huldigungstag für Preußen. Ich nahm Billet, drängte mich durch den Volkshaufen, zeigte es vor u. kam auch ohne Schwierigkeit auf den Schloßplatz, der schon voll Menschen war. Die Gallerien waren theuer vermiethet u. stark bebesetzt. Im Schloßthurm standen viel Menschen, auch in der Kirche, wo sie sich die Rauten aus den Fenstern loslösten, um besser sehen zu können. Viele hatten sich die Nacht verschließen lassen, um nur von dieser Begebenheit Augen- und Ohrenzeuge seyn zu können. Nachdem nun alle Landstände u. Deputirten im Schranken waren, wurde auf den Thron der prächtig vergoldete Stuhl des Königs 700 fl. an Werthe zurechtgestellt und gegen $^3/_4$ auf 10 Uhr kam der huldreiche König, blieb aber während der ganzen Handlung stehen u. mit entblößtem Haupte. Alle Mannspersonen standen auch im kahlen Kopfe da, u. es herrschte eine bewundernswürdige Stille, so daß man alles hören konnte. Der Minister v. Finkenstein hielt eine deutsche Anrede an die versammelten Stände im Schranken, die auch vom Landrath v. Ostau von unten herauf beantwortet wurde. Darauf las der Obersekretär Schinemann den Ostpreußischen Ständen den Huldigungseid in deutscher Sprache recht deutlich vor, welcher auch von diesen recht laut nachgesagt wurde, als wenn ein Echo zurückhallt. Der Regierungsrath Mayer las den westpreußischen geistlichen Ständen den Eid mit schwacher Stimme vor. der auch eben so undeutl. u. schwach von den Kapucinern, Dominikanern u. andern Orden nachgesprochen wurde. Dann las der Kabinetsminister v. Herzberg das Avancement unter den Standespersonen . . . . vor u. endlich rief der Obermarschall von der Gröben 3 mal aus: Es lebe der König, welches vom ganzen Menschenhaufen mit starker Stimme wiederholt u. vom Schloßthurm dazu musiziert wurde. Es war eine recht feyerliche Stille, wofern nicht der Wind u. das Kanonendonnern während der ganzen feyerlichen Handlung manches unhörbar machten. So lange war schön Wetter. Nur wie die im Schranken versammelte nach der Kirche gingen um das Herr Gott Dich loben wir zu singen, fing es an zu regnen. Ich eilte zu unterm Konvent nach dem Audit. Max., wo noch das nöthige zur Musik gehörende vorgetragen wurde. Mittags wurden die Deputirten der Landstände auf dem Moskowitersaal bewirthet, aber von jedem Orte nur einer. Drum war auch heute das Speisquartier wieder voll von Deputirten u. Ordensgeistlichen von Katholiken. Der Thron wurde nicht Preis gegeben u. dies war alles Unglück, was dabey zu geschehen pflegte, zu verhindern sehr gut. Es konnte ihn nun ein jeder frey sehen. Der Schranken unten aber wurde gleich weggebrochen. Von Denkmüntzen wurde auch nichts ausgeworfen, sondern es wurden einige unter einige Deputirten auf dem Moskowitersaal vertheilt. Davon der Stadt-

kämmerer aus Mohrungen, der da gegessen, auch eine bekommen hatte, die er mir zeigte u. . . . . in den Zeitungen beschrieben ist. Nachmittag ritten der Generaladjutant Röse in einer Jacke, die mit sehr dicken breiten ächt goldnen Tressen besetzt war, u. die mehr als 50 Adjutanten in einem weißen Reitkoulet mit blausamtnem Koller, Aufschlägen u. Klappen, goldnen Epauletten, Federhüten, ungarischen Hosen, Stulpstiefeln u. gelben Degen in der Stadt herum die Chargen einzuholen. Sie machten nach dem Ausspruch aller Leute (wie es auch gewiß war) mehr Parade als die rothe Garde. Ich trug meine Kokarde an dem Hut, denn wer die nicht angesteckt hatte, sollte nicht im Zuge gelitten werden. Die Adjutanten u. Chargen hatten noch einen Knopf mit F W brodirt. Wie ich ans Kollegium kam, stand schon viel Wache da. Ich kam auf den Platz u. alles hatte sich schon rangiert, ich mußte also ins letzte Chor treten, doch war ich im 5. Chor noch unter den ersten Paaren. Es waren auf 400 Grenadiere vom Bärschen Bataillon zu Fackelträgern bestimmt, die ordentlich ihre Offiziere kommandirten. Um mehr Ordnung im Zuge zu erhalten, waren auf 100 Musquetier mit einigen Offizieren vom Anhaltschen Regiment befehligt, um das Zudringen der Zuschauer in unsre Glieder abzuhalten. Dies machte schon den Zug sehr ansehnlih. Aber noch ansehnlicher wurde er durch den Pauker u. die 5 Trómpeter, die als alte deutsche Ritter gekleidet vor dem Zuge voranritten und in jeder Straße den Zug durch Pauken- u. Trompetenschall ankündigten, durch den Generaladjutanten, durch den Generalanführer HE. v. Elditt in einer ganzen Kleidung von drap d'argent glace, durch den schönen Anzug des Carmenträgers, des jungen Herrn von Gröben u. durch den Redner Graf von Kayserling, der eine Kleidung von Drap d'or hatte, durch die Musik von 5 Chören, besonders das 3te Chor, das Musenchor, welches viel stärker als die übrigen, bey jedem waren Pauken, durch die Kleidung der übrigen Chargen, durch die Himmel von Leinwand, die gemacht waren, um, wenn es regnen sollte, die Musikchöre und Chargen damit zu decken, nun aber weil das Wetter uns günstig und sehr schön war, hinten nachgetragen wurden. Vorzüglich aber zeichnete sich der Zug durch gute Ordnung aus, so daß wohl nie ein Aufzug von dieser Art glänzender u. prachtvoller gewesen ist, als dieser wirklich war. Die Fackeln wurden angezündet u. der Wind wehte etwas bis auf den Schloßplatz, hernach wurde es still. Um 7 Uhr ging der Zug vor sich, nach der Bärenapotheke, dann durch die Schuhgasse, Schmiedebrücke, Schmiedegasse nach dem Schloßplatz. Das letzte Chor war noch auf der Schmiedebrücke, als das erste schon ins Schloßthor einrückte. Ueberall waren ungeheure Volkshaufen, die sich aber nicht in die Glieder zu drängen wagen durften, sondern von

den Soldaten durch Schläge so zurückgewiesen wurden, daß sie wie eine Mauer standen. In den Gliedern unter den Studenten selbst hielten nicht nur die Adjutanten Ruhe und Ordnung, sondern auch die Senioren jeder Landsmannschaft, die schwarz gekleidet mit Epaulettes mit gezogenem Schwerdt zwischen den Gliedern, Fackelträgern u. Adjutanten gingen. Nirgends sah der Zug schöner aus als auf dem Schloßplatz, da er erst einen ganzen Cirkel u. hernach, wie er sich mehr zusammenzog, einen halben Mond bildete, den der König mit Wohlgefallen am Fenster übersehen haben soll. In der Mitte des Platzes war keiner u. die Offiziere gingen auf u. nieder, um ihn leer und schön zu erhalten. Der Generaladjutant, Generalanführer, Karmenträger u. Redner mit ihren Chapeau d'honneurs gingen herauf vor den König, der sie sehr gnädig empfing u. nach Kayserlings Namen fragte. Er ließ hernach die Adjutanten auch heraufkommen u. vor sich vorbeyspazieren, die er dann mit zufriednem Lächeln ansah. Drauf fuhr er zum Obermarschall hin u. befahl, daß alle Studenten heraufgehen sollten, um mit Erfrischungen bewirthet zu werden. Die Offiziere luden uns alle dazu ein. Nun liefen alle hinauf. Auf 12 Tische waren mit Wein besetzt, der aber schon fast von den Chargen ausgeleert war. Doch war noch Konfekt vorhanden, davon ich auch etwas bekam. Wir eilten wieder herunter. Es wurde ein sehr lautes großes Vivat mit Hutschwenken u. Zusammenschlagen der Degenklingen dem Könige unter Pauken u. Trompetenschall gerufen. Nun waren alle auf einem Haufen in der größten Unordnung. Doch währte es nicht lange, so war alles wieder gereihet und der Zug rückte wieder aus. Die Gerüste auf dem Schloß waren eben so wie heute Vormittag besetzt u. Plätze wurden so gar vermiethet. Vor dem Schloß stand in der Länge Wache in Parade. Die Stadt war heute illuminiert u. die große Menge Fackeln von unserm Zuge machten alles noch mehr helle. Es waren auf allen Straßen unbeschreiblich viel Zuschauer. Der Entrepreneur Buck, der fürs Ganze sorgte u. bald hinten bald vorne u. in der Mitte war, ließ den Zug durch die französische Straße, den schiefen Berg, den Roßgarten hinaufgehen nach der Neuensorge zu, wo dem Könige, der beym Obermarschall war, wieder ein Lebe zugerufen wurde. Ferner ging der Zug durch die Landhofmeistergasse die Sackheimsche Kirche vorbey, wo das Vivat vom letzten Chor dem Könige beym Obermarschall gerufen durch die Glieder bis auf den Sackheim fortging, dann die katholische Kirche vorbey über den neuen Markt, die Löbnichtsche Langgasse, krumme Grube, altstädtsche Langgasse, altstädtsche Schuhgasse, die Krämerbrücke, Kneiphöfsche Langgasse, die am schönsten illuminiert war, dann durch die Brodbänkengasse, Köttelgasse, einen Theil der Magisterstraße u. den andern Theil der Kneiphöfschen Langgasse, wieder durch

die Brodbänkengasse, den großen Platz nach dem Koll. Albertino, wo wir gegen 10 Uhr hinkamen u. die ganze Feyerlichkeit noch mit einem lauten Vivat für die akademische Freyheit geendigt wurde. Ich eilte noch nach der Kneiphöfschen Langgasse u. sah die schöne Illumination bey Commercienrath Scherres u. andere sehenswürdige Erleuchtungen in der Stadt.

20. September. Nachmittag besah ich in der Börse die Verzierungen von der gestrigen Illumination, wo auch die Bildnisse der Könige Friedr. Wilhelm des 1sten, des vorigen u. des jetzigen, das aber wenig getroffen war, hingen. Abends gab der König dem gesamten Adel auf dem Moskowitersaal, wo er selbst mitspeiste, ein Souper.

21. September. Der König ritt heute nach der Vestung, wo er viele frey ließ u. den Regierungsrath Glave von der Karre losmachen u. als Staatsgefangnen auf Gnade sitzen ließ. . . . . Er hatte ein schönes ganz schwarzes Reitpferd, das Geschirr stark mit Silber besetzt. . . . . Abends war bey Graf Kayserlings der König. Die Straßen, wo er durchfuhr, wurden illuminirt u. waren voll Volks u. Wagen. Die Erleuchtung bey Kayserlings von Lampen im Namenszuge $^{FR}_{W}$ mit einer Krone von Lampen drüber war recht hübsch. Er fuhr um $^3/_4$ auf 10 mit Erleuchtung von Pechfackeln an den Wagen her wieder ab, weil er morgen wieder nach Berlin früh zurückreisen wollte.

22. September. Heute um 5 Uhr Morgens verließ uns unser vielgeliebte Monarch unter Lösung vieler Kanonen. Gott sey mit ihm! Die Studenten Adjutanten nehmlich waren des Nachts in Duboisruh u. erwarteten ihn da, um ihm noch ein Vivat zu rufen, welches auch geschah. Die rothe Garde konnte ihn kaum einholen, u. die Schützenbrüderzunft kam viel zu spät u. umsonst hin. Der König hatte gestern dem Redner, dem Kayserling, eine schöne goldne Dose mit seinem Bildniß u. Perlen besetzt zugeschickt. Auch Generallieut. v. Anhalt hatte eine solche mit Steinen besetzt von ihm erhalten. . . . . Heute wurden auch die Gerüste u. der Thron auf dem Schloßplatz abgebrochen.

23. September. Heute hörte ich sagen, daß der Karmenträger HE. v. Gröben auch eine goldene Tabatiere vom König bekommen hätte.

25. September. Heute ließ ich die Stunde . . . . ausfallen, weil der Geburtstag unsers jetzigen Königs im Aud. max. mit einer deutschen Rede vom Studenten HE. v. Knobloch, des Ministers Sohn gefeyert wurde. Mangelsdorf hielt zuvor eine kleine Rede von der obersten Katheder. Der junge v. Knobloch machte es gut. Es war keine Musik dabey. Alle Minister u. viele andre Standespersonen nicht in Trauer- sondern Galakleidern auch der akademische Senat war dabey gegenwärtig u. überhaupt war ein zahlreiches Auditorium.

27. September. Abends wurde den Chargen Musik gebracht mit 40 Stocklaternen und 2 Chören Musik, das Musenchor ging hinten. Ich ging im ersten Zuge. Vorher ging ich nach der Börse, die erleuchtet war und noch heute erst des Königs Geburtstag von ehegestern feyerte. Das Kneiphöfische und altstädtische Rathhaus war auch ganz erleuchtet. Erst ging der Zug durch die Magistergasse, wo dem Entrepreneur Buck Vivat geschrieen, dann über den kleinen Platz, die Brodbänkengasse, die kneiphöfsche Langgasse, altstädtsche Schuh- u. Langgasse den Schloßberg hinauf, wo die Soldaten auf der Hauptwache in Gewehr standen, durch die französische Straße auf den schiefen Berg, wo der Karmenträger Graf v. Gröben Musik u. Vivat bekam, dann auf den Roßgarten zu Graf Kayserling, wo dies ebenfalls geschah, hernach zurück auf den Anger, wo dies ebenfalls vor dem Logis des Generaladjutanten Röseke erfolgte. Von hier ging ich nach Hause, weil es schon 10 war. Der Zug soll nach der Altstadt gegangen seyn, wo sich die Chargen ein Haus zur Schmauserey gemiethet hatten. Der Generalanführer v. Elditt bekam nichts, weil er seine Charge nicht bezahlt hatte. Der Generaladjutant hatte für seine Charge 55 Dukaten u. überhaupt zur kostbaren Kleidung u. allem 200 Dukaten ausgegeben. Welch' ein Aufwand! Ich verzehre Abends kaum für einen Groschen.

29. September. [ausgestrichen:] Ich hörte sagen, daß Prof. Kant sehr krank wäre.

1. Oktober. Vormittag war die akademische Rektorwahl, wo Kant es dem Rekkard abgab. Ich war nicht da.

5. Oktober. Ich ging Vormittag zum Herrn Prof. Krause auf den Ochsenmarkt u. bat ihn, da ich so sehr an Geld verlegen war, ob er nicht Opitzens Gedichte annehmen möchte. Er hatte sie selbst. Da ich ihn bat, ob er, da er doch in großer Verbindung stände, mich nicht in eine Kondition empfehlen könnte, so sagte er, vor der Hand wüste er nichts, ich möchte Information in der reformirten Schule annehmen u. mich deswegen an Herrn Prediger u. Rektor Wannowski wenden. Dies wäre der sicherste Weg. Ich möchte zur andern Zeit zu ihm kommen, da er jetzt mit Veränderung seines Logis beschäftigt wäre.

25. October. Vormittag kam Nicolovius zu mir und brachte mir einen Gruß von seinem Bruder, der schon vorige Woche nach Riga abgereist wäre. Er erzählte mir . . . . auch verschiednes von Lavatern, der jetzt in der Sache des Katholicismus sehr viel Aufsehen erregte, und den Nicolovius sehr wie sonst vertheidigte.

31. October. [Nicolovius] sagte mir heute das Geheimnis, das er noch keinem entdeckt u. mir bis jetzt verschwiegen, nehmlich daß er vorher Hoffnung gehabt auf künftiges Jahr eine Reise in Hamanns u. dessen Sohnes Ge-

sellschaft nach Deutschland und der Schweiz zu machen (Hamann hatte es ihm angeboten, weil Prof. Krause, der vorher mitreisen wollte, seinen Entschluß geändert) da er sich dann bey Herdern u. einigen andern lieben Männern wochenlang aufhalten würde, welche Nachricht da er von Mohrungen gekommen ihn bis zum Entzücken erfreute. Jetzt aber gäbe er fast alle Hoffnung auf, da Krause sieh wieder anders bedacht, doch hätte letzterer noch Bedingungen, würden die nicht erfüllt, so hätte er (Nikolov.) noch einige Aussichten, seine Wünsche erreicht zu sehen. Mich interessirte das Geheimnis sehr u. ich gönnte meinem lieben Freunde von ganzem Herzen das große Glück, ermunterte ihn auch noch immer guten Muthes zu seyn. Er sagte, er würde doch einmal zwar reisen, aber doch leider dann nicht in Gesellschaft eines Hamanns. Auch jetzt thäte es Hamann, wenn er ihm nur ein Wort sagte, da er es ihm angeboten, aber wollte sich ihm nicht aufdringen. Er versprach mir nähere Nachricht, wenn Krause sieh wozu entschlossen hätte, zu geben.

5. November. Mittags erzählte der Antiquarius Pilkowsky, daß er auf 600 fl. Bücher 2000 fl. profitirt hätte. Er war aber auch ein wahrer Jude u. wurde deswegen im Speisquartier von jedem verachtet.

23. November. Die Buden von der Schmiedebrücke wurden jetzt weggebrochen weil sie so werden sollte, wie grüne Brücken u. die andern mit Flügeln zum Durchgang der Schiffe, ein gleiches sollte auch mit der Krämerbrücke vorgehen.

26. November. Der neue Prof. der orientalischen Sprachen Herr Hasse aus Jena, der in des Prof. Köhlers Stelle hergekommen, [kündigte an], daß er jetzt seine Vorlesungen anfangen würde nehml. publice über seine hebräische Grammatik u. das Buch der Ruth u. dann Dienstag u. Freitag von 1—2 Uhr über Salomos hohes Lied u. privatim die syrische u. arabische Sprache.

27. November. Heute fing Hasse an zu lesen, ich wollte morgen ihn hören. Er soll einen langen Prolog gehalten und sich verwundert haben, daß er nicht so viel Zuhörer vor sich sahe, welches doch im Anfange etwas ungewöhnliches wäre. Wie er in Jena zu lesen angefangen, so sollen die Studenten so zahlreich gewesen seyn, daß sie Fenster und Thüren ausgehoben haben, um ihn zu hören.

28. November. Reckard behielt heute in der Hermeneutik wenige Zuhörer, weil der größte Theil von ihnen u. ich auch zum Prof. Hasse ging, der in der Tuchmachergasse logirte. Er hatte heute ein starkes Auditorium u. jeder von den Zuhörern war aufmerksam, weil er seinem Vortrag so viel Interesse zu geben wußte. Er trug seine Sachen in einem so fließenden Stile vor, als wenn er sich alles koncipirt hätte. Er stand an einem

kleinen Pulpet u. redete mit vielem Feuer, war aber beständig in Bewegung und wog sich von einer Seite zur andern. Er hatte die Prolegomenen der hebräischen Sprache u. es war ihm recht gut zuzuhören . . . . ging ich gleich nach dem Essen wieder zu ihm hin, denn er las von 1—2 Uhr Salomo's hohes Lied. Er sieht es nicht für ein Buch an, was die Orthodoxen als die christliche Kirche unter dem Bilde der Braut u. ihrem Bräutigam sich denken, sondern erklärt es für ein Buch der reinsten innigsten Liebe, das wohl wegen seines Tones göttlich genannt zu werden verdient, da die Unschuld eines süßen sanften Mädchens drin spricht. Möchte doch, war Hasses Wunsch, jeder Jüngling u. jedes Mädchen so sich lieben, so wüßte man nichts von den Arten des Lasters der Wollust. Er erklärte die Ueberschrift als ein vorzügliches Lied oder mit Herdern Krone der Lieder, Ausbund der Lieder. Seine eigne aber war diese Lied der Lieder wäre eine Sammlung von vielen Liedern, die nicht von Salomo wäre, denn dieser liebte nicht ein Mädchen, sondern wie die Bibel sagt wohl eine Legion. Feldhusen hält es ebenfalls für eine Idylle, wie er das hohe Lied in diesem Jahre übersetzt hat. Diesen machte Reckard nur kürzlich lächerlich u. widersprach also auch hierin dem Hasse, so wie Hasse auch Vormittag sagte (so wie Herder), daß der erste Mensch die Sprache nach den Tönen der Thiere artikulirt und also nach u. nach erfunden habe, welches doch Reckard geradezu verneint u. es mit Süßmilch hält, daß Gott dem Menschen die Sprache gleich anfangs gegeben habe.

2. December. Heute ging ich wieder von 1—2 zum Prof. Hasse. Sein Auditorium war ganz gedrängt voll Zuhörer. Der Mann hatte einen ungemein lebhaften fließenden unterhaltenden u. blumenreichen Vortrag ganz nach Herdern, den er auch oft anführte u. den großen Herder nannte. Er machte die Erklärer des hohen Liedes die lauter Mystik drin antreffen, recht lächerlich u. hielt es für nichts anders als eine Sammlung von verschiedenen Liedern, die der Sammler ohne Auswahl an einander gereihet u. die nichts als süße sanfte Liebe hauchen. Er fing heute noch in den letzten Minuten an die 6 ersten Verse zu übersetzen, las aber nicht den hebräischen Text, sondern bloß seine schöne deutsche Uebersetzung.

9. December. Mittags las ich im Berliner Blättchen, daß Herder in Weimar, dem der Herzog nicht günstig wäre, dem Spalding in Berlin adjungirt werden sollte.

13. December. Nach dem Essen ging ich gleich zu Hasse, dessen Auditorium noch immer erstaunend voll von Zuhörern war. Er übersetzte das hohe Lied sehr schön u. erklärte es, gab aber den Orthodoxen, die er Kreutztheologen nannte, bey Anzeige ihrer Erklärungen derbe Hiebe.

1787.

8. Januar. Vormittag erzählte Rekhard, wie sehr Basedow die Welt mit seinem von ihm gestifteten Philanthropin hintergangen u. welche Reichthümer er sich dabey gesammelt, dahingegen Franke, der das Hallische Waysenhaus stiftete u. Oberkonsistorialrat Hecker, der sein väterl. Erbtheil von 20000 Thl. auf die Realschule zu Berlin verwandt von der Welt des Eigennutzes u. der Habsucht u. falscher Absichten wären beschuldigt worden, bis man endlich den Basedow von einer schlechten, die beiden andern würdigen Männer aber von einer bessern Seite nach ihrem Tode hat kennen lernen.

13. Januar. Hasse zeigte in der vortrefflichen Uebersetzung des hohen Liedes, was für Ungereimtheiten die Mystiker in Erklärung des 4ten Kapitels gezeigt hätten, als unter dem Schleyer verstehen sie den Glauben, unter den beiden Reihen von Zähnen die 2 Symbole nehml. das Nicaenische u. Athanasianische, unter den Purpurlippen das Blut Christi usw.

20. Januar. Wolterstorf erzählte mir heute bey Hasse, daß das Koll. Fr. jetzt immer mehr in Verfall käme. Groß-Sekunda würde nächstens mit Klein-Sekunda in eine Klasse zusammengezogen werden. Es waren jetzt kaum 20 Kollegiasten, u. der Inspektor ziehe den Lehrern für Licht, Logis u. Holz einen großen Theil von ihrem Gehalt ab. Die besten Lehrer wären fort und er wolle auch auf Ostern ausziehen[1]).

31. Januar. Heute disputirte Prof. Hasse im Aud. max. Woltersdorf war Respondent und Meyer, Manitius u. Rink, alle 4 aus dem Koll. Frid. dimittirt, waren Opponenten . . . Die Disputation soll bis halb 2 Uhr gewährt haben. Rink konnte, weil er krank war, nicht opponiren, für ihn thats aber ein gewisser Achtsnicht Lehrer im Koll. Fridr. Es soll recht gut gegangen seyn u. Mangelsdorf hatte von den Prof. allein opponirt u. viel gescherzt.

7. Februar. [Nicolovius] erzählte, daß er ohne Zureden eines andern sich an einem Morgen kurz entschlossen hätte, mit Ostern zu Schiffe nach England zu reisen, so daß er wieder zum Michael hier zu seyn glaubte u. die Rückreise entweder wieder zu Schiffe oder durch Deutschland in Gesellschaft des Hamanns, den er denn wohl in Düsseldorf finden möchte, machen würde. Prof. Kant hatte ihm schon seit einiger Zeit zu solcher Reise angerathen u. ihm versprochen, Personen dort zu finden, an die er sich adressiren könnte.

15. Februar. Vormittag las Reckard nicht, weil heute der Hofprediger Schulz als Prof. disputirte. . . . . Respondent war der ältere Jachmann und

---

1) Unter dem 18. November 1786 spricht Puttlich von der „hierarchischen Gewalt des Domsien“.

Opponenten Zimmermann, Wolf und Gensichen. . . . . Prof. Hasse opponirte zuerst u. tadelte besonders den Titel der Dissertation: De Geometria acustica, sonst aber zeigte er viel Achtung und Freundschaft gegen Schulz, der ihn aufgefordert hatte, ihm in der Sache Einwürfe zu machen, die gar nicht in sein Fach gehörten. Prof. Krause fand manches in den Beweisen u. Berechnungen zu verbessern.

1. März. Nikolov kam noch zu mir u. sagte, daß er nicht nach England reisen könnte, weil das Pupillenkollegium ihm die Reisekosten verweigert hätte.

30. März. Ich plauderte mit dem unglücklichen lieben Manne [Baczko] auf 1 Stunde. Er erzählte mir seine Lebensgeschichte, die ganz voll außerordentlicher Ereignisse war. Zuletzt da er sagte, daß er bald vielleicht, da hier seine Bemühung fürs allgemeine Beste verkannt würde u. auch in denen wenigen Tagen, die er zu durchleben glaubte, nützlich der Welt zu werden suchte, sich gezwungen sähe, Preußen, das er sehr liebte, zu verlassen. Seine Lesebibliothek kostete ihm 600 Thaler, dazu sollte noch nächstens ein Anhang für 200 Thaler Bücher hinzukommen. Er sagte, er wäre arm u. hätte doch ein großes Kapital. Dies bestände darin, daß er auch gelernt hätte, viele Bedürfnisse zu entbehren. Er bat mich, ihn, wenn ich nach der Stadt käme, wieder zu besuchen, aber auf dem mittleren Anger, denn morgen zöge er aus dem Münchenhofe schon dahin.

9. April. Ich bekam vom Prinzipal auf heute Abend zum Durchlesen die kleine, aber sehr wichtige Schrift: „Was ist für und was ist gegen die General-Tobaksadministration zu sagen?“ Die Schrift war von Finanzrath von Bork geschrieben in einem zieml. bittern, aber sehr treffenden u. der Wahrheit gemäßen Tone ohne Benennung des Druckorts und Verf. Nur Bork soll sich selbst beym Könige, der es zu wissen begehrt, angegeben u. den König gebeten haben, es selbst durchzulesen. Der König hat es sehr hoch aufgenommen u. den Ministern im Oberdirektorio große Verweise für den Plan, den sie ihm zur Unterschrift vorgelegt hatten, gegeben. Denn das Land müßte wirkl. in schlechtern Zustand gesetzt werden, wenn zwar Kaffee u. Tabak wohlfeiler würden, dahingegen aber aufs Mehl, Fleisch, und andere nothwendigere Bedürfnisse höhere Abgaben gelegt würden, welches den 1. Juni seinen Anfang nehmen sollte.

24. Juli. Ich besuchte heute auch Herrn v. Baczko, der schon vor einiger Zeit von Berlin zurückgekommen und mir sagte, daß er mit vielen wackern Männern besonders mit Tellern, von dem er sehr viel Gutes sagte, bekannt geworden wäre. Er sammelte sich Vögel u. zeigte mir viele davon, alles vaterländische. Von der allg. Litteraturzeitung hielt er nichts.

27. August. [in Mohrungen] Ich besuchte Herders Schwester, die Frau Horn, die sehr krank war.

15. September. Nachmittag besuchte ich noch . . . . Frau Horn, die sich noch immer schlecht befand, von ihr bekam ich einen Brief an ihren Bruder, den Generalsuperintendenten Herder in Weimar mitnehmen u. durch Nikolovius dorthin schicken sollen.

4. Oktober. Ich gab [Nicolovius] auch den Brief von Frau Horn aus Mohrungen damit er ihn mit dem andern, der noch bey HEn Hamann lag, nach Weimar an den Generalsuperintendenten Herder befördern möchte.

1789.

31. März. fuhr ich . . . . nach Königsberg, um von meinem lieben Nikolovius, der nach England zu Schiffe gehen wollte, Abschied zu nehmen. Ich fand ihn auch noch wirklich in Königsberg. Ich hatte ein Abschiedsepistel auf ihn gemacht und gab sie ihm ab.

7. April. ging Freund G. H. L. Nikolovius von Königsberg nach Pillau ab, um von da auf einem englischen Schiffe, dessen Kapitän John Sharp hieß, nach England zu reisen.

11. April. fuhr Nikolovius bey heiterm Himmel und warmer Luft nach Hull von Pillau ab. Ich . . . . dachte an ihn, wußte aber noch nicht, ob er schon abgereiset wäre, bis ich in der Folge diese Nachricht von seinem Bruder aus Königsberg erhielt.

4. November. Ich schrieb heute an HE. Nikolovius nach Königsberg, ... und

5. November bekam ich einen Brief von ihm, worin er mir unter andern sagte, daß sein ältester Bruder erst in diesen Tagen von London nach Frankreich übergehen würde.

1790.

19. Februar. Ich . . . . ging auch zu Herrn Nikolowius, wo ich auch seinen Bruder, den Buchhändler, fand, den ich seit drey Jahren nicht gesehen. Sobald er das Privilegium aus Berlin erhalten würde, sollte sein Etablissement auf Ostern schon den Anfang in der Kneiphöfschen Langgasse nehmen.

1. Juni. erhielt ich ein Antwortschreiben von Nikolovius, worin er mir zugleich anzeigte, daß sein ältester Bruder schon vor 8 Tagen von seinen Reisen zurückgekommen wäre, er schickte mir die zwey Pfunde Turnipssamen, den er für meine Principalin aus England gebracht hatte. Seine Ankunft machte mir große Freude.

6. Juli. erhielt ich über Post vom jüngern Nikolovius Bücher, auch 3 Exemplare von dem Bücherverzeichnisse aus dem nun schon eröffneten Laden seines Bruders.

2. August. Ich stieg gleich vor der Nikoloviusschen Buchhandlung in der Kneiph. Langgasse . . . . ab u. fand alle 3 Gebrüder zu Hause, u. freute

mich besonders den Engländer zu sehen u. zu sprechen. Wir unterhielten uns auf 3 Stunden . . . .

3. August. Nikolovius . . . . gab mir bis zur nächsten Gelegenheit die Brabantsche Patriotenkokarde, die er sich in Gent hatte kaufen müssen u. die aus rothem, schwarzem, weißem u. gelbem Band bestand, nach Klingbeck mit, zeigte mir auch als Reliquie ein Stückchen von Shakespears Stuhle.

29. Oktober. Ich bekam heute vom jüngsten Nikolovius . . . . nebst einem Briefe über Post, worin er mir Nachricht gab, daß sein ältester Bruder wieder auf eine Zeitlang sein Vaterland verlassen würde. Wohin er aber ginge, wollte er mir künftig sagen.

9. November. Ich schrieb an den ältesten Nikolovius u. schickte ihm die Brabantsche Patriotenkokarde zurück.

16. November. Ich erhielt heute eine Antwort vom ältesten Nikolovius auf meinen letzten Brief. Sie erregte in mir eine bittersüsse Empfindung, denn er schrieb, daß er auf künftigen Monat nach Berlin ginge u. mit dem dänischen Gesandten am Berl. Hofe, dem Grafen F. L. zu Stolberg eine Reise durch Deutschland, die Schweitz u. Italien nach Neapel machen, 2 Jahre wegbleiben u. nachher eine Stelle bey hiesiger Akademie erhalten würde.

1792.

3. Juni. Mittags aß ich bey Nicolovius, der heute noch mit dem Münzbuchhalter [Schiemann] seinem Bruder, dem Buchhändler, nach Danzig mit der Post entgegenfuhr, der ältere wollte nach Briefen von ihm mit dem Grafen zu Stolberg nach Sicilien übergehen und den Aetna besteigen[1]).

1795.

17. Mai. [in Worienen]. Ich besuchte nun vorläufig den schönen Garten, durchwandelte ihn aber bald in größerer Gesellschaft des geheimen Finanzraths, seiner Gemahlin u. deren allerliebsten zwey Kinder Adelheide von 4 u. Alfred von 3 Jahren, Bonnchens u. der beyden Fräulein. Zu jeder Seite der Hälfte des großen Gartens ist zwar ein Bogengang, aber beyde führen wie anfänglich andere Gänge zu dem schönen Naturgarten, auf dessen noch größere Verschönerung der Präsident viel Sorgfalt verwendet. Es giebt viel ausländische Bäume darin, als die nordamerikanische Fichte, die virginische Pappel, der Lerchenbaum, Cypressenbaum, mehrere Akazien-

1) Unter dem 5. Juli 1792 schreibt Puttlich in einem Briefe an seine Braut: „[Theodor N.] erzählte mir, daß sein ältester Bruder mit dem Grafen zu Stollberg von Neapel über die Meerenge nach Sicilien gehen wollte, um den Aetna zu besteigen, da er vorher schon auf dem Vesuv gewesen wäre“.

arten u. s. w., die zum Theil aber bey dem letzten späten Frost etwas gelitten haben. . . . . Außer dem . . . . größeren Teiche, woran der Garten linker Seite grenzt, enthält er in seinem Innern noch zwey andere kleinere Teiche mit Fischen, davon einer mit einem schönen weißen Geländer umgeben ist, dann kommt man im Laubdunkel zu einer von Feldsteinen eingeschlossenen Samaritäne oder zu einem Quellbrunnen, woran ein Sitz von Wurzeln u. Aesten ist. Auf verschiednen sich windenden Pfaden und über Knüttelbrücken kommt man in viele Gegenden des Naturgartens. Ein Hauptgang führt in ein düstres Heiligthum von Mauerpfeilern, 3 verschloßnen eisernen Thürengegittern u. Birken umgeben. Hier sieht man auf einem grünen kleinen Hügel eine große schöngearbeitete Urne von kararischem Marmor, welche der erhabnen goldnen lateinischen Inschrift zufolge auf einer Tafel von schwarzem Marmor im Fußgestell, das ebenfalls von weißem Marmor ist, der geheime Finanzrath mit seinen Geschwistern ihren verewigten Aeltern geweiht haben. Die Aufschrift ist folgende:

D. M. S.
J. F. de Domhardt
et
A. E. Keudell
Parent. O. B. M.
L. L. F. C.
Filii Filiaeque. MDCCLXXXVIII.

Nun durchkreutzen sich krumme Pfade durch das wilde Gebüsch von allerley einheimischen Holzarten. Auf der rechten Seite im Garten neben dem einen Teiche findet man die vielen Mistbeete u. einen Treibkasten, worin viele Ananaspflanzen in Töpfen stehen. Achtzehn davon trugen schon Frucht. Hinter diesem Platz kommt der Blumenflor, in dessen Mitte eine steinerne Sonnenuhr steht. Nicht weit davon ist die gutgebaute Gärtnerwohnung und nebenbey das große Gewächshaus von 27 großen Fenstern, worin man eine schöne Orangerie u. seltne Blumenstauden u. Gewächse findet. Auf der linken Seite des Gartens am großen Teiche steht auf einem grünen Rasenhügel ein Denkmal, das die Präsidentin in diesem Jahr zum Andenken des vorjährigen Besuchs von ihren Geschwistern hat errichten lassen. Es ist eine weiße abgestumpfte Säule mit der Inschrift:

Meinen Geschwistern
Ignat. u. Cath. v. Radolinski
MDCCXCIV

Zu beyden Seiten stehen zween große geflochtene Blumenkörbe, worin Blumen gepflanzt sind. Im Hintergrunde des Gartens wird man durch den Anblick einer Einsiedeley überrascht, die mit Tannenrinde

bedeckt ist. Vor ihr auf beyden Seiten stehen Birken, unter denen an einer der Einsiedeley am nächsten, ein Täfelchen mit folgender Aufschrift hängt:

Trage Deine Ketten und schmücke sie mit Blumen.

In der Einsiedeley selbst, deren Wände mit Moos bekleidet sind, trifft man in der Mitte einen Tisch von Baumrinden an. Ueber dem Kamin lieset man die Worte:

Das Gesetz
der
Wiedervergeltung
ist eine
ewige Naturordnung.

Ueber einem kleinen Altar in der Ecke hängt eine pyramidenförmige weiße Tafel mit der Inschrift:

Niemand sage, daß ein ungünstiger Gott das Schicksal
des Menschen lenke und neidend es von seiner Höhe zu stürzen
trachte; die Menschen sind einander selbst ihre ungünstige Dämonen

---

Wahrheit und Tugend sind selbsterworbene Güter
und verbleiben dem Eigenthümer diesseits und jenseits des Grabes.

Vor der Thür zu beyden Seiten der Einsiedeley stehen zwey Bänke wie an dem Quellbrunnen. Den großen Garten zieren noch Pfauen, deren 20 seyn sollen u. die hier ihren gewöhnlichen Aufenthalt haben, denn man begegnet sie fast auf allen Pfaden. — Nach dem Essen besahen wir die schönen Zimmer des Hofes, besonders gefiel mir die Büchersammlung u. das Bilderkabinet. In meinem Zimmer hängen die Familiengemählde u. ich habe eine hübsche Aussicht . . . Nun führte mich auch der Präsident in seinen Pferdestall, der wohl vielleicht der einzige in seiner Art hier in Preußen ist, denn er gleicht einem Hofe, ist ein langes massives Gebäude mit Dachziegeln gedeckt, hat einen hübschen Thurm mit einer Uhr, die auch sogar Viertelstunden schlägt und auf vier Seiten Uhrscheiben hat. Im sehr reinlichen netten Stall mit einer Gypsdecke und herabhängenden Laternen stehen schöne Pferde in Abtheilungen, wie denn auch die Arbeitspferde sehr wohl aussehen u. zum vorzüglich guten Gestüte gehören. Aus einer Pumpe sprudelt unaufhörlich klares frisches Wasser hervor. Uebrigens ist in dem Gebäude alles bequem u. trefflich eingerichtet. Ueberhaupt gehören die Worinenschen Güter zu den beträchtlichsten in Preußen und sind ein Fideikomniß.

19. Mai. Nachmittag lustwandelten wir ins Getreidefeld, durch eine schöne Allee auf der Landstraße, wo an einer Linde eine Blechtafel mit folgenden Worten angeschlagen war: „Suche nicht rauschende Freuden in der stillen Wohnung des Landmannes.“

20. Mai. . . . kam der Präsident zu mir, wo er sich mit mir über den traurigen Zustand seines ältern Bruders unterhielt u. mir auch seine eigenen Schicksale bey Verzichtleistung auf den geheimen Finanzrathsposten nach seiner Vermählung mit seiner Gemahlin u. die gegen ihn gespielten Kabalen erzählte.

25. Mai. Alles war reisefertig u. wir empfahlen uns dankbar gerührt dem Worinenschen Hause. Der Präsident war bis zu Thränen gerührt u. sagte: Da sehen Sie wieder das alte Weib in mir[1]).

26. Mai. [in Königsberg.] Nun wurde von unsern allerseitigen künftigen wichtigen Verhältnissen gesprochen. Es betraf die gemeinschaftliche Gründung einer Erziehungsanstalt, dazu Freund Fleischer schon fast ganz den Plan entworfen hatte. Dem zufolge sollte die Sache von Michael d. J. den Anfang nehmen u. wir dann vereintes Doppelpaar unsere Kräfte gemeinschaftlich zur Bildung junger Weltbürger anwenden. — Ob die Sache gleich schön war, so mußte ich dennoch an einem günstigen Erfolg zweifeln, und ich wünschte lieber mein Leben auf dem Lande thätig verleben zu können als in einer großen Stadt. Doch wollte ich den Wünschen meiner Minne nicht entgegen seyn u. erst in den folgenden Tagen den Entwurf von Fleischern lesen.

23. Juni. Vormittag ging ich mit Fleischern u. meiner Minne die Wohnung des Frl. v. Bohlschwing in der Wilhelmstraße in Augenschein nehmen, die wir zu unserm Institut miethen wollten. Wir besahen die Gelegenheit u. fanden sie für 90 Thaler gut für unsern Zweck, denn sie hatte 6 Stuben, 3 Kammern, 3 Küchen, einen Stall, Boden u. Hofraum. Dann zeigte uns Frl. v. Bohlschwing auch ihres Vaters Garten, den wir zu miethen auch willens waren. Kriegsrath Deutsch . . . . warnte uns vor der Unbedachtsamkeit bey unserm Vorhaben u. rieth uns wohl alles gehörig zu überlegen.

28. Juni. . . . . ging ich mit [Fleischer] zum Kammerherrn v. Bohlschwing, dessen Wohnung wir für 90 Thaler u. den Garten, den wir vorher besahen für 50 Thaler mietheten. Der Contract wurde auf 3 Jahre geschlossen u. der Kammerherr schrieb ihn selbst.

2. Juli. Nachmittag, nachdem ich nochmals den von Fleischer u. mir entworfnen Plan zu unserm Erziehungsinstitut durchgesehen hatte, ging ich mit ihm zu Hartung, um ihn abdrucken zu lassen. Dieser meynte die Censur würde uns viele Schwierigkeiten machen, doch wolle er den Plan zu diesem Zweck gleich an den Prof. Reusch, der jetzt philos. Dekan war, schicken, welches auch geschah.

---

1) Am 24. Mai hatte Puttlich noch in eine Linde in Worienen die Buchstaben J. S. F. P. und die Zahl 1795 eingeschnitten.

9. Juli. Heute war der Abdruck von der Ankündigung unserer Erziehungsanstalt fertig u. ich theilte ihn Nachmittag gleich der Frau v. Domhardt mit. [am nächsten Tage dem Rittmeister und dem Präsidenten v. Domhardt].

12. Juli. Heute Vormittag fuhr ich mit Fleischern im Wagen des jungen Bruinvisch zu den angesehensten Häusern der Stadt, wo wir unsere Ankündigung der Erziehungsanstalt mittheilten. Vom Stadtrath Salzmann, bey dem wir ausstiegen, machten wir den Anfang auf der Insel Venedig, fuhren dann durch die kneiphöfische Langgasse, wo wir in verschiedenen Häusern Exemplare einreichen ließen, dann durch die Koggengasse, den Steindamm hinauf, die Junkerstraße, auf den Prinzessinplatz, wo wir bey Prof. Kant ausstiegen. Der würdige große Mann empfing uns gütig u. freundlich, und unterhielt sich lange mit uns über unser wichtiges Vorhaben, dazu er uns mit herzlicher Wärme viel Glück wünschte, uns von seiner Empfehlung versicherte u. uns manchen guten Rath u. Winke gab. Dann gings auf den Tragheim zum Kanzler v. Finkenstein, der unserm Unternehmen Glück wünschte und uns seines Beystandes versicherte, dann zum . . . . . in die französische Straße, wo wir bey Madame Louis ausstiegen u. mehrere Exemplare da ließen. Am schiefen Berge stiegen wir beym Assistenzrath Schmidt u. Doktor Liebeskind aus. Dann auf den Roßgarten u. die neue Sorge, wo wir beym Gerichtsassessor Höpfner u. bey Frau v. Domhardt ausstiegen u. bey der letztern von der guten Frau v. Keudell mit Himbeeren, Erdbeeren u. Konfekt gelabt wurden; dann zum Landhofmeister, der uns lange auf sich harren ließ, bis er erschien, da ich ihm dann die Ankündigung überreichte. Er meynte zwar, daß wir den Schulen dadurch Abbruch thun könnten, als wir ihm aber vorstellten, daß in unserer Anstalt die Zöglinge für den Unterricht in öffentlichen Schulen vorbereitet würden, wünschte er uns dazu viel Glück. Nun fuhren wir durch die Landhofmeisterstraße über den Sackheim, neuen Markt, Löbenichtsche Langgasse, über die Holzbrücke auf den Ochsenmarkt, wo wir beym Mäkler Watson ausstiegen, wo Fleischer täglich Unterricht gab. Dann noch zu Madame Pohl, wo sich ihr Bruder der junge Bruinvisch aufhielt, dem wir für den Wagen verbindlichst dankten.

13. Juli. Vormittag ging ich mit Fleischern zum Obermarschall Grafen v. Dönhof, den wir gestern nicht zu Hause fanden u. der uns sehr gütig empfing. Er freute sich über unser wichtiges Unternehmen, das er für ein dringendes Bedürfniß für Königsberg hielt, sicherte uns seine Fürsorge u. Empfehlung als Präsident des Pupillenkollegiums zu, ja versprach uns seinen Besuch in unserer Anstalt, um sich vom glücklichen Gedeihen der jungen Pflanzen in unserer Schule u. vom günstigen Erfolg seiner guten Wünsche für

unsere Sache zu überzeugen. Dies rührte mich zu Thränen. Nicht minder freundlich empfing uns der Consistorialpräsident Kirschkopf, der Hofprediger Krichton, der lange u. populär wie Kaplan Hermes mit uns sprach. Letzterer rieth uns, auch die Schullehrer u. ihre Oberen wie den Prof. Wald nicht mit unserer Ankündigung vorbey zu gehen. Deswegen gingen wir auch Nachmittag zum Kirchenrath Hennig, der sich unsers Vorhabens glückwünschend freute, dann zum Rektor Conradi von der Löbenichtschen Schule, zu Doctor Wald, von dem wir den meisten Widerspruch besorgten, aber schlau sehr höflich that u. uns gleichfalls Glück wünschte (die Zahl der Zöglinge des Collegiums soll von 70 auf 13 geschmolzen seyn) dann zu Consistorialrath Hasse u. Gräf u. Abends noch zum Feldprediger Riemain auf dem Haberberge, mit den wir lange über unsern Plan sprachen.

14. Juli. Nachmittag ging ich mit Fleischern zu Prof. Krause, der lange u. freundlich sich mit uns unterhielt, mit dem ich viel über Osterode sprach, und der uns teilnehmend Glück wünschte, uns auch seinen Besuch versprach, dann zum Magister Weymann, Rektor der altstädtischen Schule, zum Kammersekretär John, der überaus freundlich gegen mich sich zeigte. (Seine Frau hatte sehr gealtert u. sah schmutzig aus. Seine Kinder waren ungemein groß gewachsen). Dann zu Pfarrer Fischer, dem lieben Manne, der freundlich sich mit uns unterhielt, uns gleichfalls teilnehmend Glück wünschte u. seinen Besuch uns versprach. Endlich auch zu Prof. Pörschke, mit dem wir zwo Stunden traulich verplauderten.

22. Juli. Wir sandten heute 100 Stück Exemplare unserer Ankündigung mit der Post ab.

1797.

21. Januar. Vorgestern war mein ehemaliger Lehrer Usko aus Smyrna hier angekommen, welchen ich herzlich zu sehen u. zu sprechen wünschte.

22. Januar. Wurde ich zu Prediger Woltersdorff auf Nachmittag u. Abends eingeladen, wo wir in Gesellschaft des Prediger Göcking u. Castell, des Rektors Nicolai von der Kneiphöfischen Schule u. des Landschaftssyndikus Manitius den Prediger Usko lange sehnlich erwarteten u. welcher zu unserer allgemeinen Freude endlich erschien. Er erkannte mich auf den ersten Anblick wieder u. fiel mir um der Hals. Das war ein frohes Wiedersehen u. ein herrlicher genußvoller Abend, der uns während seinen interessanten Erzählungen schnell verfloß. Wir schieden nach $11^1/_2$ Uhr von einander und mein Usko versprach mir morgen einen Besuch.

23. Januar. Gegen Mittag genoß ich die Freude, meinen würdigen Usko bey mir zu sehen. Er konnte nur eine Weile bey mir bleiben, weil er Mittags zu Prof. Kant eingeladen war.

24. Januar. Gegen Abend besuchte uns wieder der liebe Usko, nachdem er von Graf Dohna gekommen war, auf 2 Stunden u. zeigte uns persische Gemälde vor. Er war zum Abendessen beym Oberhofprediger Schulz.

26. Januar. Besuchte ich Vormittag Pred. Usko, der sich in mein Stammbuch geschrieben u. mich morgen Abend zu besuchen versprach.

27. Januar. Baron v. Vietinghofsche Familie, Frl. v. Wegnern, Frau Generalin v. Bähr, Frau v. Funk, Consistorialrath Schmalz, Geheimrath v. Gossow, v. Besser d. ä., Schindler u. Campe waren Abends bey uns u. harrten mit uns der Erscheinung unsers guten Usko, der sich ziemlich spät einfand, um den sich aber bald nach seinem Eintritt alles hersammelte u. auf seine Erzählungen aufmerksam horchte. Bey Tisch ließen wir ihn oben an sitzen, damit er besser über Tisch sprechen konnte. Er deklamirte auf unsere Bitten persische u. arabische Verse her, was uns viel Vergnügen machte. Nach Tisch blieb er noch bis 11 Uhr bey uns, u. alles schied froh u. befriedigt mit Dank gegen Usko u. uns auseinander. Er versprach wo mögl. noch zu uns zu kommen. Heute war er zu Mittag beym Gouverneur gewesen u. übrigens täglich engagirt.

28. Januar. reiste unser gute Usko schon wieder ab, zunächst nach Lyck zu seiner alten würdigen Mutter, von da er über Warschau, Breslau, Wien, Triest nach Smyrna [wollte] . . . . Er konnte aus Zeitmangel nicht noch einmal zu mir kommen, daher ihm mein liebes Weib ein Gemälde von ihrer Hand zum Andenken nachsandte u. wofür er ihr noch schriftlich dankte, als er im Begriff war abzureisen.

23. Mai. Heute hatte ich wieder die Freude meinen würdigen Freund, den Prediger Usko wieder zu sehen u. zu sprechen. Er war vor ein paar Tagen mit dem General von der Infanterie Graf v. Kalkreuth aus Danzig gekommen, wo er nun eine Professorstelle am Gymnasio erhalten sollte u. nicht mehr nach Smyrna zurückgehen dürfte. Er logirte nun bey Pred. Wolterstorff auf dem Sackheim u. war heute Abend in Gesellschaft bey C. R. Schmalz, wohin auch ich eingeladen war u. außer Usko noch den Major v. Hülleen, Oberrath Pranzel, die Hofrath Metzgersche Familie u. den Feldpr. Riemain fand u. in deren Gesellschaft einen frohen Abend verlebte.

24. Mai. Unser Usko besuchte uns heute vor dem Essen auf eine Stunde u. erzählte uns sehr viel, was besonders meinen Zöglingen viele Freude gewährte.

Das Kant-Bildnis Elisabeths von Stägemann.

Von

Arthur Warda.

Die folgenden Mitteilungen sollen nichts neues bringen, nur Ergebnisse aus lange gedruckt vorliegenden Quellen. Eine solche Zusammenstellung dürfte doch vielleicht nicht überflüssig sein, da die Behandlung der Frage nach dem Kant-Bildnis von der Hand Elisabeths v. Stägemann bisher zu Resultaten geführt hat, die, wenn sie länger ohne Widerspruch blieben, nur zu Irrtümern Anlaß geben können.

Dr. Paul von Lind hatte in dem Aufsatz „Eine erfüllte Prophezeiung Kants" in den Kantstudien (Leipzig 1899, Bd. III S. 170) im Anschluß an den Artikel über Fr. Aug. Stägemann aus der „Allgemeinen Biographie" erwähnt, daß Elisabeth von Stägemann „ein treffliches Bild von Kant geliefert hatte, wie denn Kant von ihren Bildern sagte: Der Geist des Dargestellten spricht uns daraus an." In den Mitteilungen desselben Heftes der „Kantstudien" (S. 255) hat v. Lind unter dem Titel: „Ein Stägemannsches Kantbild" Nachricht von seinen Nachforschungen nach diesem Bilde gegeben und faßt das Ergebnis derselben dahin zusammen: „Dieses v. Stägemannche Kantporträt zu entdecken, ist mir trotz eifrigster Nachforschungen bisher noch nicht gelungen. Auch über die mutmaßliche Entstehungszeit des Bildes kann ich bis jetzt nur unbestimmte Mitteilungen machen. Fest steht, daß das Lob, das Kant den Bildern der Künstlerin zollte, vor 1795 ausgesprochen wurde; nimmt man hinzu, daß Elisabeth v. Stägemann 1761 geboren ist, so ergibt sich als naheliegende Vermutung, daß das gesuchte Bild den Meister in der Zeit seines

Lebens zeigt, in der er seine Hauptwerke schrieb." v. Linds seitdem angestellte Nachforschungen scheinen resultatlos geblieben zu sein, denn in seinem Aufsatz über das Kantbild des Fürsten v. Pleß (Kantstudien 1900, Bd. IV S. 102 ff.) bedauert er, daß das Stägemannsche Kantbildnis noch nicht wieder aufgefunden sei, hofft aber, indem er von dem Bilde große Erwartungen hegt, daß die Auffindung gelingen werde, „wenn alle Freunde des großen Philosophen ihre Anstrengungen dazu vereinigen."

Die Nachforschungen v. Linds waren es wohl gewesen, die inzwischen zur Bildung einer Annahme Anlaß gegeben hatten, die auch heute noch zu bestehen scheint, nämlich daß das vom Magistrat der Stadt Königsberg 1897 aus Dresden erworbene Kantbildnis das Bild von der Hand Elisabeths v. Stägemann sei. Das Stägemannsche Bild schien verschollen, was lag näher als die Annahme, daß das vor nicht langer Zeit erworbene Bild, das nicht nur hinsichtlich der Person des Dargestellten berechtigte Zweifel erregte, sondern namentlich in Rücksicht der Person seines Urhebers nicht den geringsten sichern Anhalt bot, das gesuchte Bild war, wenn nur die Malweise übereinstimmte und sonst nichts dagegen sprach. So wurde denn, wahrscheinlich auf die Meinung des Herrn Dr. v. Olfers, des Enkels der Elisabeth v. Stägemann, hin von Professor Rühl in seinen „Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III., vorzugsweise aus dem Nachlaß von F. A. v. Stägemann" (Leipzig 1899, Bd. I S. XXI, Anm. 2) die Ansicht ausgesprochen: „.... aller Wahrscheinlichkeit nach rührt von ihr (Elisabeth v. Stägemann) das Porträt Immanuel Kants her, das sich jetzt als Geschenk des Herrn Oberbürgermeisters Hoffmann im Königsberger Museum befindet." Diese Ansicht wurde dann von Professor G. Diestel in den Kantstudien (1901, Bd. VI S. 113) aufgenommen und mit technischen Gründen unterstützt.

Weder Dr. v. Lind noch Professor Rühl haben aber bei ihren Mitteilungen die gedruckten Quellen genügend berücksichtigt. Es wird nun an der Hand dieser Quellen gezeigt werden, daß

erstens das Königsberger (Dzondische) Kantbildnis nicht von der Hand Elisabeths v. Stägemann herrühren kann, zweitens daß das Stägemannsche Kantbildnis aller Wahrscheinlichkeit nach insofern nicht verschollen ist, als es in einer öffentlich verbreitet gewesenen Nachbildung bekannt geworden ist.

Die Quelle, die uns über das Kantbild Elisabeths v. Stägemann Aufschluß gibt, ist der Briefwechsel zwischen dem Kapellmeister Johann Friedrich Reichardt und Elisabeth v. Stägemann. Die Briefe des ersteren sind auszugsweise abgedrückt in dem Buche: Erinnerungen für edle Frauen von Elisabeth v. Stägemann. 1. Aufl. Leipzig 1846, 2. Aufl. Leipzig 1858 Der Herausgeber dieses Buches, Dr. Wilhelm Dorow, sagt in den vorausgeschickten Lebensnachrichten (S. X): „er (Kant) fand große Freude an Portraits, welche sie flüchtig in Sepia hinwarf, „denn — wie er sagte — der Geist des Dargestellten spricht uns daraus an;" so genügte dem großen Manne namentlich sein eigenes Bild, welches Elisabeth von ihm für Reichardt gemacht; Kant fand es sprechend: „Ja, ja das bin ich" schrieb er an Reichardt darüber. Leider ist dieser Brief Kants, der vor dem 1. März 1797 anzusetzen ist, bisher nicht wieder aufgefunden. Es ist nicht ersichtlich, woraufhin v. Lind es als feststehend bezeichnet, daß Kant sein Lob den Bildern der Künstlerin vor 1795 gezollt hat; etwa deshalb, weil Elisabeth v. Stägemann 1795 ihrem ersten Gatten nach Berlin folgte — dies wäre nicht maßgebend, da Elisabeth v. Stägemann bereits in demselben Jahre wieder nach Königsberg zurückkehrte. Unter dem 1. November 1796 schreibt Reichardt von Giebichenstein aus: „Wenn Sie mir doch die Liebe erzeigen wollten, unsern alten ehrwürdigen Kant zu zeichnen oder zu mahlen, damit ich darnach ein gutes Bild in dem Format von Deutschland stechen lassen könnte! Mir sind alle Kupfer die man von ihm hat so zuwider! Sie werden sich gewiß nicht so sclavisch ans niedergebeugte Alter halten, und seine vortreffliche Stirn und seine sehr feine Nase treu darstellen. O tun Sie es doch und bald. Sie würden mich gewaltig dadurch beschenken." Vier von den Briefen Elisabeths v. Stägemann an

Reichardt aus den Jahren 1796 und 1797 liegen gedruckt vor in: Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten. Herausgegeben von Karl von Holtei, Hannover 1872. Bereits unter dem 19. November 1796 antwortet Elisabeth v. Stägemann: „Um Ihnen recht bald zu zeigen, wie sehr Ihr Brief mich erfreut, mein werther Freund, habe ich ohne Aufschub den Versuch zu einer Zeichnung von Kant gemacht. Vielleicht hätte ich Ihnen etwas Vollendeteres liefern können, wenn ich nicht geglaubt, daß die Zeit zu kurz wäre. — Alle Gemälde die man hier von ihm hat sind beinahe Karrikaturen, und doch habe ich mich einigermaßen daran halten müssen, und übrigens bloß meine Einbildungskraft zu Hilfe genommen, um dem Kupferstecher einen Fingerzeig zu geben, wo er von den zu stark markierten und verzerrten Zügen in den gewöhnlichen Zeichnungen abweichen kann, ohne der Ähnlichkeit zu schaden. — Man findet, daß der Kopf, den ich Ihnen hierbei überschicke nicht ganz ohne Verdienst in dieser Hinsicht ist, und dies gibt mir allein Mut, ihn wirklich abgehen zu lassen. Denn billig müßte ich mich schämen, einem Freunde und Kenner wie Sie, etwas vorzulegen, das so nachlässig hingeworfen ist.“ Hiernach läßt sich die Zeit, in welcher Elisabeth v. Stägemann die „Zeichnung von Kant“ gefertigt hat, genau bestimmen. Der Brief Reichardts vom 1. November 1796 ist sicher länger als eine Woche unterwegs gewesen, die Zeichnung kann also nur in 7 bis 10 Tagen ausgeführt sein. Daher ist eine Identificierung des Königsberger Kantbildes mit dem Stägemannschen Bilde ausgeschlossen, da ein solches Oelporträt wie das Königsberger unmöglich in der Zeit von höchstens 10 Tagen angefertigt sein kann, abgesehen davon, daß Elisabeth v. Stägemann ebenso wie später Reichardt das Bild nur eine „Zeichnung“ nennt, Reichard hatte gebeten, Kant zu zeichnen oder zu malen. Daß Kant die Zeichnung gesehen hat, teilt Elisabeth v. Stägemann nicht mit; doch muß dies nach der von Dorow mitgeteilten Stelle aus dem Briefe Kants an Reichard der Fall gewesen sein.

Unter dem 17. December 1796 dankt Reichardt für das

übersandte Bildnis mit folgenden Worten: „Sie sind eine liebe gute Freundinn, meine Bitte sogleich zu erfüllen. Mir hat die Zeichnung von dem Bilde meines ehrwürdigen Lehrers Kant viel Freude gemacht und ich habe sie sogleich nach Berlin an Unger geschickt um sich darüber mit einem dortigen Kupferstecher zu besprechen. Wenn die Zeit für dieses Jahr nicht doch zu kurz wird!" Diesem Brief lag ein bisher nicht wieder aufgefundener Brief Reichardts an Kant bei, um dessen baldige Abschickung an Kant Reichardt Elisabeth v. St. bat. Diese meldet am 20. Januar 1797 an Reichardt, daß sie seinen Brief diesem durch einen ihrer „Hausfreunde" habe überbringen lassen. Im Briefe vom 1. März 1797 bedauert dann Reichardt, daß Elisabeth v. St. ihm nicht den Namen des guten Hausfreundes mitgeteilt habe und bittet sie, Kant „aufs höchste für seine erfreuliche Zuschrift" zu danken. Man wird annehmen können, daß Reichardt in seinem Briefe von Mitte Dezember 1796 zu Kant von dem Bildnis gesprochen, und daß Kant in seiner Antwort, der im Briefe vom 1 März 1797 erwähnten „Zuschrift", sich über das Bild in der von Dorow erwähnten Weise ausgesprochen hat. Es ergibt sich jedenfalls, daß Reichardt das Bildnis sogleich nach Empfang an den Verleger Unger in Berlin geschickt hat, in der Absicht, dasselbe in Kupfer stechen zu lassen. Ob dies zur Ausführung gelangt ist, darüber ergibt der gedruckt vorliegende Briefwechsel zwischen Reichardt und Elisabeth v. St. nichts. Leider habe ich auch die Originale dieses Briefwechsels nicht auffinden können; nach gütiger Mitteilung des Herrn Dr. v. Olfers befinden sie sich nicht im Besitz der Familie. Nun aber ist tatsächlich im Ungerschen Verlage ein Kantbildnis in Kupferstich erschienen, nämlich als Beigabe zu dem zweiten Bande (Mai—August) des Jahrgangs 1799 der von F. E. Rambach herausgegebenen „Jahrbücher der preußischen Monarchie unter der Regierung Friedrich Wilhelm III.", ein Stich mit der Signatur: Meno Haas S: Berlin 1799[1]). Ich glaube,

1) Im Januarheft desselben Jahrgangs ist auf S. 94—99 ein Aufsatz: Etwas über Immanuel Kant (Aus einem Briefe) von L. F. abgedruckt, des

man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß hier eine Reproduktion des Stägemannschen Kantbildnisses vorliegt. David Minden rechnet in seinem Vortrage: Über Porträts und Abbildungen Kants (Schriften der Physik. ökonom. Gesell. Kbg. Neunter Jahrgang 1868) den Stich von Haas unter die Bildnisse, die sich keiner Hauptgruppe anschließen und als für sich alleinstehend anzusehen sind. Diesem Urteil möchte aber nur zum Teil zugestimmt werden können. Das nicht schön aber wahr erscheinende Bild lehnt sich offenbar an die Vernetschen Originalbildnisse an, dies zeigt sich deutlich bei einem Vergleich des Stiches mit der Wiedergabe eines Vernetschen Originals in Kantstudien (1901 Bd. V). Allerdings weicht es darin ab, daß der Kopf Kants mehr als bei dem Vernetschen Bilde dem Beschauer zugewandt ist, und daß Kant nicht einen Rock, sondern nur ein Hemde trägt. Diese letztere Abweichung hat wahrscheinlich Minden veranlaßt, den Stich als alleinstehend zu behandeln und spricht auch dafür, daß dem Stich eine andere Zeichnung als ein Vernetsches Bild zu Grunde lag, und eben auch nur eine „nachlässig hingeworfene" Zeichnung, nicht ein vollendetes Bild. Aus Elisabeths v. St. Angaben geht hervor, daß sie sich bei ihrer Zeichnung an die vorhandenen Gemälde gehalten und nur ihre Einbildungskraft zu Hülfe genommen hat, um die Züge, der Wirklichkeit entsprechend, nicht so markirt und verzerrt wie auf jenen erscheinen zu lassen. Dies würde bei dem Stiche von Haas durchaus zutreffen; er erscheint als eine Überarbeitung des Vernetschen Originals. Freilich, ein zwingender Beweis, daß es sich um eine Reproduktion des Stägemannschen Bildes handelt, ist keineswegs erbracht, aber auch keine Umstände seheinen mir vorzuliegen, die gegen eine solche Annahme sprechen. Vielleicht dienen diese Ausführungen dazu, auf den rechten Weg zur Wiederauffindung des Stägemannschen Bildes zu leiten.

---

gleichen Inhalts wie das Büchlein: Kants Leben, eine Skizze in einem Briefe an einen Freund. Altenburg 1799.

Kritiken und Referate.

Sebastian Friedrich Trescho, Diakonus zu Mohrungen in Preußen. Sein Leben und seine Schriften, dargestellt von **Johannes Sembritzki-Memel.** Sonderdruck aus den Oberländischen Geschichtsblättern. Heft VII. 176 S. in 8°.

Nachdem Sembritzki in seinem Aufsatze „Trescho und Herder" (Altpr. Monatsschr. Bd. XLI, Heft 7 u. 8) bereits eine Ehrenrettung des Mohrunger Diakonen gegenüber den zum Teil außerordentlich bitteren und scharfen Angriffen unternommen hat, die dieser in den Biographien Herders, namentlich auch in dem Werke Hayms, erfahren hat, gibt der unermüdliche Forscher jetzt eine ausführliche Darstellung des Lebens Treschos und eine Würdigung seines Charakters und seiner zahlreichen schriftstellerischen Werke.

Danach erscheint Trescho als ein Mann, der in dem literarischen Leben Ostpreußens während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen nicht unrühmlichen Platz eingenommen hat und durch seine Beziehungen zu Persönlichkeiten wie Hamann, Borowski, Willamow, Krickende, Lindner, Hermes und insbesondere zu der frommen Susanna Catharina von Klettenberg, Goethes „Schöner Seele", Interesse erweckt.

Als Charakter steht Trescho nach Sembritzkis Darstellung achtungswert da; er war von sittlich reinem Lebenswandel, aufrichtig fromm und bei aller Sparsamkeit wohltätig, wobei er gegen die Personen, die er unterstützte, mit weiser Vorsicht und Umsicht verfuhr.

Hervorzuheben ist, daß Sembritzkis Schrift für die heimatliche Kulturgeschichte während eines langen Zeitraumes (Trescho wurde am 9. Dezember 1733 geboren und starb erst fast ein Jahr später als sein ehemaliger Famulus Herder am 29. Oktober 1804) manchen frischen und ursprünglichen Zug bietet. Sie stellt das Leben und Streben eines Mannes dar, der trotz vielfacher äußerer Hemmnisse unermüdlich an seiner geistigen Ausbildung arbeitete, der es als Geistlicher in dem abgelegenen ostpreußischen Landstädtchen Mohrungen erreicht hat, mit der Bildung seiner Zeit bis zuletzt in Fühlung zu bleiben und durch zahlreiche Schriften auf weitere Kreise auch über die Grenzen Ostpreußens hinaus zu wirken.

Unter den literarischen Erzeugnissen Treschos lassen sich deutlich zwei Gruppen unterscheiden. In denen aus früherer Zeit sind die Stoffe mannigfaltiger, klingt der Ton heiterer und weltlicher; so heißt es am Schlusse eines von Sembritzki (S. 88) mitgeteilten Gedichtes:

„Die Gottheit hat uns nicht erlesen
Zu Klosterschwarzer Traurigkeit,
Licht ist ihr Kleid, Lust ist ihr Wesen
Im Urquell der Zufriedenheit.“

Aber mit dem Jahre 1762, in dem sein am meisten verbreitetes Werk, die „Sterbe-Bibel in Poesie und Prose“, erschien, wandte er sich völlig von der weltlichen Poesie und Schriftstellerei zur geistlichen. Fortan tritt an ihm ein gewisser ascetischer Zug hervor.

Und er eifert nicht nur gegen die Anakreontiker, sondern auch in sehr scharfer Weise gegen die aufgeklärten Theologen seiner Zeit, besonders gegen Crugot und Semler, deren Lehren er socianisch nennt. Da ihm die Gegner nichts schuldig blieben, so wurde er in sehr erbitterte Fehden verwickelt.

Die von Sembritzki mitgeteilten zahlreichen Proben geben ein ungefähres Bild des Schriftstellers Trescho; dazu hat der Referent selbst einige Poesien des Mohrungers im Original gelesen. Treschos Jugend führt in die Zeit, in der die Gottschedsche Sprache und der Gottschedsche Geschmack maßgebend waren, und wenn man genauer zusieht, so erkennt man die Nachwirkung davon auch in Treschos Schreibweise. Daß er gegen Gottsched polemisiert, ist kein Gegenbeweis, das haben viele getan, die von dem ehemaligen Diktator gelernt haben. Im ganzen war sein Standpunkt der der „Bremer Beiträge“, jedoch in seinen Leistungen hat er die Mitarbeiter an dieser Zeitschrift nicht erreicht. Trescho besaß zwar ein nicht unbedeutendes Talent, insbesondere die Gabe der gewandten und witzigen Darstellung, aber diese ist nicht zur vollen Entfaltung gekommen, weil er sich so frühe von allen weltlichen Stoffen abwandte. In seinen besseren Produktionen übertrifft er die zeitgenössischen ostpreußischen Dichter Bock, Lauson und den wackeren Scheffner, dessen Pegasus niemals einen hohen Flug zu nehmen vermochte. Aber bisweilen fällt er gar zu sehr in die Fehler der vorklassischen Zeit; seine Sprache ist dann zopfig, seine Bilder sind wenig glücklich gewählt, die Gedanken haben etwas Gezwungenes oder entbehren der Tiefe. Im seinen religiösen Schriften zeigt er sich als Anhänger strenger Rechtgläubigkeit; sie sind nicht ohne erbauliche Kraft, aber auch nicht frei von dem Geiste der Unduldsamkeit.

Treschos Beziehungen zu dem genialen Hamann, auf die Sembritzki an verschiedenen Stellen zu sprechen kommt, sind recht merkwürdig, aus ihnen geht aber hervor, daß der Magus des Nordens sich zu jenem im Grunde wenig hingezogen fühlte, da das Naturell der beiden Männer gar zu verschieden war. Was das viel erörterte Verhältnis zu Herder betrifft, so scheint mir Sembritzki

hier und besonders in dem Aufsatze „Trescho und Herder“ den Beweis erbracht zu haben, daß die gegen den Diakonen erhobenen Anklagen im ganzen unbegründet sind. Wunderbar bleibt nur eine Tatsache: wie konnte Trescho, der nach Sembritzkis Darstellung ein so lebenskluger und zugleich ein für geistige und wissenschaftliche Tätigkeit so empfänglicher Mann war, fast ein Jahr lang mit dem jungen Herder in täglichem Verkehr stehen, ohne dessen Begabung und heißen Wissensdrang auch nur zu ahnen? Das verschlossene und empfindliche Wesen Herders gibt dafür doch nicht eine völlig genügende Erklärung.

Sembritzkis Arbeit zerfällt in zwei Teile: I. Treschos Leben (S. 1—70), II. Treschos Schriften (S. 70—173). Dann folgen auf S. 173—176 noch einige Zusätze und ein kurzes Register. In II. führt Sembritzki 69 Titel an, gibt zu vielen erklärende Bemerkungen und teilt zahlreiche Proben aus den Schriften Treschos und eine Reihe von Rezensionen der letzteren mit.

Der Verfasser zeigt sich als sorgsamer und sachkundiger Forscher; er hat in dieser Biographie einen schätzenswerten Beitrag zur Kultur- und Literärgeschichte unserer Heimat im achtzehnten Jahrhundert geliefert.

Gottlieb Krause.

Mitteilungen und Anhang.

Ueber die religiöse Frage.

Vom

Amtsgerichtsrat a. D. **Mendthal**-Memel.

Selbst-Anzeige.

Mendthal, Siegfried, Ueber die höchste Persönlichkeit. Berlin, Martin Hildebrandt, 1900 (46 pg.) 8⁰.

„ „ Meine Weltanschauung. Memel, F. W. Siebert, 1904 (15 pg.) 8⁰.

„ „ Schauspielhaus und Gerichtshof. Juristische Dramaturgie. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage mit Anmerkungen. Memel, F. W. Siebert, 1904 (101 pg. 1 Bl.) Gr. 8⁰.

Die religiöse Frage ist zur Zeit einerseits durch orthodoxe Beharrlichkeit, andererseits durch wissenschaftliche Forschung und dogmatische Abweichung so sehr in den Fluß verschiedenartigster Auffassung gekommen, daß es auch dem Juristen freistehen muß in diese Bewegung einzutreten, zumal die Rechtsphilosophie und die Religionsphilosophie innig verschmolzen werden müssen, um beide Wissenschaften zu vertiefen in ihren materiellen Beziehungen, und zu erhöhen in ihrem idealen Aufschwung.

Schleiermacher hat auch betont die Analogien dieser beiden Wissenschaften, und seine Dogmatik beruht auf Kantischen Prinzipien.

Kant hat Gott, Freiheit und Unsterblichkeit als Erfordernisse der reinen praktischen Vernunft aufgestellt, sich aber verwahrt gegen deren dogmatische Grundlagen, und in seiner Anthropologie sogar die christliche Dreieinigkeit zusammengestellt mit dem perpetuum mobile und der Quadratur des Zirkels. Ich habe auch in einigen kleinen noch sehr wenig verbreiteten und beurteilten Schriften die religiöse Frage berührt, namentlich in einer Broschüre „Ueber die höchste Persönlichkeit“ d. h. den Gottesbegriff, dann in meiner juristischen Dramaturgie in einem Anhang zu dem Lessing'schen Stücke „Die Juden“ und endlich in der Schrift „Meine Weltanschauung“.

Wenn letztere kleine Abhandlung zum wiederholten Abdrucke gelangt, will ich ihr zum bessern Verständnis voraussetzen das folgende Vorwort:

Aphorismen kann meine Weltanschauung hier nur geben.

Theonomie möchte ich sie benennen. Wie die Astrologie erlöst ist durch Astronomie, so soll die Theologie ersetzt werden durch Theonomie, Gotteskunde durch Beobachtung und Berechnung.

Pantheismus halte ich für die aufgeklärteste Weltanschauung, doch entbehrt das religiöse Bewußtsein darin das von ihm verehrte höchste Wesen, das nur juristische Gestaltung haben, also die höchste moralische Persönlichkeit sein kann, in der das Individuum sich wiederfindet durch Beobachtung seiner selbst und durch Rechenschaft für Alle.

Der einzelne kann nur selten der Gesamtheit aller Menschen dienlich sein und niemals die volle Wirksamkeit seiner Worte und Werke erleben. Selbst Lessing und Schiller war es nicht vergönnt, mit klaren Worten der Welt ein Geheimnis zu verkünden — in den Gesprächen zwischen Ernst und Falk, und in dem Gedicht „Die Künstler".

In meiner juristischen Dramaturgie habe ich den nach meiner Auffassung bisher verschwiegenen Hauptgedanken der Schillerschen erhabenen Dichtung zu begründen versucht.

Mit Vorbedacht ist in der Dichtung die Ilias erwähnt als Vorbild unserer menschlichen und göttlichen Illusionen.

In der Ilias wird berichtet, daß die Götter Griechenlands darüber in Streit waren, welches Volk im trojanischen Kriege Sieger bleiben sollte.

Und dabei war der trojanische Krieg eigentlich nur ein Liebeskampf gegen die mörderischen Kriege der Gegenwart, und das hölzerne Roß, durch welches die Trojaner überlistet wurden, ein reines Spielzeug gegen die Minen und Bomben, mit denen die Schlachtschiffe voll unglückseliger Menschen in die Luft geschleudert werden.

Aphrodite Urania, die Göttin der reinen und himmlischen Liebe, erschauderte auf den Schlachtgefilden vor allem Jammer und Elend. Sie wird zur barmherzigen Schwester und zerpflückt ihren Venusgürtel zu Scharpie für die Wunden der stöhnenden Krieger.

Nachträge und Berichtigungen[1]).

Zu den von mir in Band 37 und 38 dieser Zeitschrift veröffentlichten Arbeiten sind mir von verschiedenen Seiten wertvolle Bemerknngen und Zusätze zugegangen, für die ich am Besten danken zu können glaube, indem ich sie den Lesern der Altpreußischen Monatsschrift zugänglich mache.

Herr Professor Dr. Martin Wehrmann in Stettin macht zu dem Aufsatz über Dietrich Stange (39, S. 87 ff.) die Bemerkung, daß im 13. Jahrhundert auch am Hofe der Herzöge von (West) Pommern ein Ritter Stange erscheine, Gerwin Stange, 1264 zuerst als Zeuge Wartislaws III für Greifswald (Pomm. Urkdbuch. II n. 751), dann von 1270 bis 1300 (II n. 920 — III n. 1961) in der Umgebung der Herzöge Barnims I., Bogislaws IV. und Ottos I. Der Name Gerwin kommt in den von mir nachgewiesenen Stanges im Osterlande, Mähren und Pomesanien nicht vor; auch um Mühlhausen in Thüringen saßen Stange's im 14. Jahrhundert s. Regesten des Geschlechts Salza (1853) S. 320.

Von Herrn Professor Karl Lechner in Kremsier, dem ich die Beschreibung des Stangischen Siegels (39, S. 92) verdanke, ist inzwischen eine wichtige Publikation zur mährischen Geschichte erschienen: Die ältesten Belehnungs- und Lehensgerichtsbücher des Bistums Olmütz herausgegeben von Karl Lechner, Brünn 1902, Verlag des Deutschen Vereins für die Geschichte Mährens und Schlesiens, Druck von Rudolf M. Rohrer. XLIX, 137, IX, 338 S. gr. 8⁰. In der ersten Abtheilung gelangen vier „Lehnsquaternen“ von 1320—25, 1389—96, 1403—1456, 1460—1482 zum Abdruck, während der zweite Teil die Verhandlungen des Lehnsgerichtshofes von 1353—1393 (Buch 1, S. 1—192), 1398—1410 (2, 192—317), 1437—1462 (4, 317—338) umfaßt: die sehr ausführliche Einleitung verbreitet sich eingehend über die Geschichte des Lehnsgerichts und das Verfahren, daß dem Buche zur Vermeidung noch höherer Druckkosten kein Register beigegeben werden konnte, bedauert Niemand mehr als der Herausgeber selbst. Soweit ich sehe, erscheinen die Stange's in den mitgeteilten Texten nicht; in der Einleitung erwähnt L., die aus dem Cod. dipl. Morav. bekannten Urkunden derselben und erklärt das in der Urkunde von 1277 vorkommende Dorf Brunnaz (39, S. 112) durch Brüany (Bründlitz) bei Wischau (S. XVI oben). n. ö. von Brünn.

M. Perlbach.

1) Durch ein Versehen in der Redaktion, hauptsächlich aber durch Krankheit und Abwesenheit des Herausgebers sind diese und die demnächst folgenden „Nachträge und Berichtigungen“ bisher liegen geblieben. Wir bitten deshalb Verfasser und Leser um gütige Nachsicht. Der Herausgeber.



Buchdruckerei R. Leupold, Königsberg i. Pr.

Heft 5 und 6 erscheinen als Doppelheft Ende September. Der Herausgeber.

Altpreussische

Monatsschrift

neue Folge.

Der

Neuen Preussischen Provinzial-Blätter

fünfte Folge.

Herausgegeben

von

Rudolf Reicke.

† 16. Oktober 1905.

Der Monatsschrift XLII. Band. Der Provinzialblätter CVIII. Band.

Fünftes und sechstes Heft.

Juli — September 1905.

Königsberg in Pr.
Verlag von Thomas & Oppermann.
(Ferd. Beyer's Buchhandlung.)
1905.

Durch den Tod des Herausgebers dürfte sich das Erscheinen des Doppelheftes 7 und 8 (Oktober—Dezember) verzögern, worauf wir schon jetzt aufmerksam machen möchten.

Die Verleger.

Inhalt.

Die Geschichte der reformierten Kirchengemeinde Pr. Holland und ihrer Schule.

Ein Beitrag zur Geschichte der Reformierten in Altpreußen.

Von

Ernst Machholz in Königsberg i. Pr.

Dieser Arbeit liegen folgende Archivalien zu grunde:

Akten der reformierten Kirchengemeinden Pr. Holland, Gr. Samrodt, Mohrungen und Soldau, der Burgkirche zu Königsberg, der ehemaligen reformierten Superintendentur zu Elbing, des Königl. Staatsarchivs zu Königsberg, des Königl. Geheimen Staatsarchivs zu Berlin, des Königl. Konsistoriums und der Königl. Regierung zu Königsberg.

Eine weitere Quelle boten die Kirchenbücher der reformierten Kirchengemeinden zu Pr. Holland, Mohrungen und Soldau.

Es werden behandelt:

1. Die Vorgeschichte.
2. Die Entwickelung der Gemeinde und ihre Schicksale vom Jahre 1697—1807.
3. Die Geschichte der Gemeinde vom Jahre 1807 bis zur Gegenwart.
4. Die Prediger.
5. Der gottesdienstliche Raum.
6. Das Predigerhaus.
7. Der Begräbnisplatz.
8. Das Inventarium.
9. Das Kirchensiegel.
10. Die Schule.

I. Die Vorgeschichte.

Der Ursprung der reformierten Kirchengemeinde Pr. Holland dürfte auf die Niederlassung zugewanderter reformierter Glaubensangehöriger zurückzuführen sein. Die Stadt Pr. Holland und ihre Umgebung wurde von solchen Einwandererströmen im 17. und 18. Jahrhundert mehr als andere Städte des ostpreußischen Oberlandes berührt.

In größerer Anzahl fanden sich besonders Franzosen und Schweizer in der Stadt bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts vertreten, aber auch Schotten, Engländer, Pfälzer und Reformierte „aus dem Reiche" hatten sich hier niedergelassen.

Für die Befriedigung ihres religiösen Bedürfnisses sorgten die Eingewanderten im Oberlande während des 17. Jahrhunderts in der Weise, daß sie an verschiedenen Orten in gewissen Zeiträumen von einem gräflich Dohnaschen reformierten Prediger aus Reichertswalde[1]) geleitete Gottesdienste abhielten. Die Reformierten im Kreise Pr. Holland scheinen diese Übung zunächst mitgemacht zu haben; dann aber trat hierin ein Wandel ein. Einer der damals in Pr. Holland sitzenden reformierten Amtshauptleute (wer es war, ist unbekannt) ließ nämlich den reformierten Prediger Lucas Blaspiel[2]) aus Königsberg im Jahre mehreremal nach Pr. Holland kommen. Zu den durch Blaspiel abgehaltenen Gottesdiensten, Taufen und Abendmahlsfeiern war den Reformierten ein Saal in dem dortigen Schloß eingeräumt worden, der gern der „Reformierte Saal" bezeichnet wurde.

Die Besorgung der Gemeinde durch Königsberger Prediger scheint indes nicht von langer Dauer gewesen zu sein; denn als bei einem Stellenwechsel in der Amtshauptmannschaft ein Amtshauptmann lutherischen Bekenntnisses nach Pr. Holland gesetzt wurde, hörte die Abholung der reformierten Prediger aus

---

1) Reichertswalde liegt im Kreise Mohrungen.

2) Blaspiel hielt 1666 am 5. 12. in Königsberg bei der Burgkirche seine Antrittspredigt; er starb 1693 am 22. 10. ebendort.

Königsberg auf, und die Gemeinde wurde gezwungen, auf andere Weise ihr religiöses Bedürfnis zu befriedigen. Gelegenheit bot sich ihr hierzu reichlich, da der große Teil des oberländischen Adels reformiert war und in seinen „Höfen“ reformierte Gottesdienste abhalten ließ. Hier war es der gräflich Dohnasche Prediger Michael Thomae[3]), der, gleichsam als „Wanderprediger“, von Hof zu Hof gerufen wurde. Wir wissen, daß Thomae, soweit der Kreis Pr. Holland in betracht kommt, außer in der Stadt Pr. Holland wiederholt in Hohendorf, Karwinden, Nahmgeist, Powunden, Schlobitten, Schwoellmen und Spittels Amtshandlungen vollzog.

Die hier und da abgehaltenen religiösen Versammlungen der Reformierten waren des öfteren Gegenstand der Beratungen der Landstände, die, wie aus der Allgemeingeschichte der Reformierten bekannt, den letzteren nichts weniger als günstig gesonnen waren.

Die Art der geistlichen Versorgung der Reformierten in und um Pr. Holland nach Blaspiel war naturgemäß nicht geeignet, der Gemeinde den festen Boden zu gewähren, auf dem sie sich hätte erweitern können. Diesem Zustande abzuhelfen, war das Bestreben des 1693 oder 1695 nach Pr. Holland gesetzten Amtshauptmanns Heinrich von Houwald.[4]).

Selbst reformiert, sorgte er zunächst für einen regelmäßigen Gottesdienst. Gleich seinen reformierten Amtsvorgängern wandte er sich nach Königsberg um Aushilfe. Seinem Bemühen war es zu danken, daß der reformierte Prediger Sylvester Lürsenius[5]) zu bestimmten Zeiten nach Pr. Holland

---

3) Michael Thomae war gegen 30 Jahre Hofprediger in Reichertswalde und starb 1699 oder 1700. Er war in erster Ehe verheiratet mit Catharina Pannowitz; am 12. 3. 1696 heiratete er in Mohrungen (auf dem Schlosse) Eva Helena Heckhuys, eine Tochter des „gewesenen Predigers Heckuys zu Wersterwort“ in Geldern. (Nach dem reform. Kirchenbuch von Soldau-Mohrungen.)

4) Heinrich von Houwald war geboren zu Genf am 7. 12. 1664. 1709 „den tag vor seinem tod, nehml: den 14 December“ reichte ihm der Pr. Holländer reform. Prediger zum letzten Mal das H. Abendmahl.

5) Sylvester Lürsenius war an der Burgkirche zu Königsberg seit 1693 und bis 1707.

kam und hier auf dem Schlosse Gottesdienste abhielt. Mancherlei Schwierigkeiten, die wahrscheinlich in dem Widerstande der lutherischen Bevölkerung und den Quertreibereien der Stände zu suchen sein werden, machten aber auch dieser Einrichtung bald ein Ende.

Ein glücklicher Zufall wollte es, daß der Gemeinde endlich dauernd geholfen werden konnte.

Der damalige Oberpräsident Sylvester Jacob von Danckelmann in Berlin war der Vater des Amthauptmanns von Houwald erster Gemahlin, und dieser vermochte, unterstützt durch den damaligen Konsistorial-Präsidenten in Berlin, Geh. Rat von Fuchs, auf Betreiben von Houwalds vom Kurfürsten Friedrich III. die Berufung eines ordentlichen reformierten Predigers nach Pr. Holland zu erwirken.

Mit dem Erlaß einer kurfürstlichen Order d. d. Königsberg $\frac{8.}{18.}$ August 1697, die die Berufung eines reformierten Predigers nach Pr. Holland genehmigte, setzt die eigentliche Geschichte der heutigen reformierten Kirchengemeinde Pr. Holland ein.

2. Die Entwickelung der Gemeinde und ihre Schicksale vom Jahre 1697 bis 1807.

Die Geschichte von der Gründung der hiesigen reformierten Gemeinde hat nicht nur kirchlichen und historischen Wert, vielleicht trägt sie mehr noch sozialpolitischen Charakter sowohl für den engen Bezirk der Stadt Pr. Holland, als auch für den der weiten Provinz. Sie bringt einen neuen Beitrag zur Kolonisationsgeschichte Ostpreußens, und nicht zuletzt ist sie für den Genealogen von Interesse.

In der Vorgeschichte ist nur kurz vorausgeschickt, wie reformierte Einwanderer hier Aufnahme fanden. Es handelte sich bei diesen Niederlassungen in erster Linie um einen Bruchteil jener Refugiés, die in der Zeit von 1672 bis 1700 dem preußischen Staate gewonnen wurden, dann um Schweizer, Pfälzer, Schotten, Engländer und Holländer, die im siebzehnten

und achtzehnten Jahrhundert Preußen zu ihrer neuen Heimat machten.

Den besten Aufschluß über die Zusammensetzung des Personalbestandes der Gemeinde gibt das mit zwei weiteren Kirchenbüchern beim reformierten Pfarramt in Elbing aufbewahrte Kommunikanten-Register der reformierten Kirchengemeinde Pr. Holland. Dieses beginnt mit dem Jahre 1707, während die Taufregister mit 1698, die Trauregister mit 1700 und die Totenregister mit 1740 anheben. Aeltere Verzeichnisse sind leider nicht vorhanden, und somit ist die Möglichkeit zu einem Nachweis über das Vorhandensein fremder reformierter Elemente in der Stadt Pr. Holland während der weiter zurückliegenden Jahre genommen, daß solche aber schon vor 1698 hier ansässig gewesen sind, beweist das Kirchenbuch der reformierten Gemeinden Soldau-Mohrungen.

Die Geschichte dieser Ansiedlungen kann an Gründlichkeit durch Lokalforschungen nur bereichert werden. Wenn hierunter ein Verzeichnis der in Pr. Holland im 18. Jahrhundert Zugewanderten gegeben wird, so will dasselbe nicht nur einen Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der hiesigen reformierten Gemeinde, sondern auch einen solchen zur Geschichte der Kolonisation des Oberlandes liefern.

In dem Kommunikanten-Register fehlten die namentlichen Verzeichnisse aus den Jahren 1758—1762, 1764 und 1782, in dem älteren hier nur in betracht kommenden Kirchenbuch fehlten die Beurkundungen von 1781—1783. Leider machte die unsaubere und flüchtige Handschrift des Predigers Collins (1768—1780) eine gründliche Prüfung der von ihm angefertigten Register unmöglich.

Die Militärpersonen sind (bis auf zwei Offizierfamilien) in dem hierunter folgenden Verzeichnis unberücksichtigt geblieben. Bemerkt sei, daß sich unter den Zugewanderten auch einige lutherische Familien befanden, die in dem folgenden Nachweis als solche bezeichnet sind.

Die beigefügten Zahlen nennen die Jahre, in denen die Namen vorkommen. Bei weitem die Mehrzahl der Familien und alleinstehenden Personen wohnte in der Stadt Pr. Holland, nur wenige in der Umgegend und den benachbarten Städten.

Ein Stern * vor dem Namen weist hin auf das von Dr. Beheim-Schwarzbach in seinem Buch „Friedrich Wilhelms I. Kolonisationswerk in Lithauen, vornehmlich die Salzburger Kolonie" (Königsberg, Hartungsche Verlagsdruckerei, 1879) Seite 329 ff. gegebene lexikalische Kolonisten-Verzeichnis und die dort mitgeteilte Heimatsbestimmung.

Es ist übrigens sehr interessant, an den bei einigen Namen mitgeteilten verschiedenartigen Schreibweisen zu beobachten, wie an ihnen der Germanisierungsprozeß herumgearbeitet hat.

Verzeichnis.

Badoel, Bathuel, Bodwell[in]. 1707—1714. Frau Kunigunda Bathuel[s] geb. Kaleyin wird 1707 und 1712 als Patin genannt.

Loise Baliardin. 1747.

Bareire, Barreyre, Barreire, Parere. 1738 und später. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (noch 1787) nimmt hier regelmäßig ein Kreis-Steuer-Einnehmer Bareire aus Saalfeld das Abendmahl.

Madem. Margaretha Barrow. 1726.

Baudauvin, Baudevin, Baudouin, Baudovin, Baudowin, Bauduen, Bauduen g, Baudvin, Bodevin, Bodewin, Bodovin, Bodueng, Boudouin, Budovin, Paudeveng[s]. 1735—1757.

Wilhelm Baumeister „ausm Bergischen Lande bei Düsseldorff". 1714.

Johann Bellet. 1714.

Salom. Bertrant. 1745.

Bestvater, Bestvatter (Schönfärber). 1716—1727.

Abr. Betau. 1751.

David von Biel, „ein Frankfurter am Mayn". 1714.

Bivier. 1726.
Jac. Bouillet. 1738.
Madem. Bouranton, Buranton. 1748, 1749.
Bredelan[in] (?). 1754.
Bvenchin (?). 1765.
Buckau. 1711—1718.
*Capiduller. 1772. (Schweitzer).
Cavalier, Cavallier. 1792.
Dav. Chabonniė. 1746.
Challie, Challier, Chaly, Schallié, Schalin, Schalir. 1749—1756.
Chabellier, Chapelar, Chapelier, Chapellie, Chapellier, Scapell. 1733—1757. Das 1733 genannte Familienmitglied war Tabackspflanzer. — In Riesenburg wohnte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Frau namens „Schapillie".
Clapmaier, ein Färber. 1710—1714.
Christian Conrad Clasen, „Laquai bey dem Rittmeister von Brederlow". 1733.
Cliver, Clüver, „Baumanns gesell." 1718 und später. Im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts (noch 1745) nimmt hier des öfteren ein Mann namens Cliver, Clivert, Clüver, Cluvert, Klüfert, Klüvert aus Mühlhausen das Abendmahl.
Collet. 1707—1735. Es ist nicht ganz klar, ob diese Familie in allen jenen Jahren in Pr. Holland gelebt hat; 1714 heißt es, daß sie in Stobnitten (Kreis Mohrungen) ansäßig sei. 1703 und 1705 gibt es in Schlodien einen Koch und Kammerdiener Dionysius Collet.
Mademois. Collein, Collin. 1743, 1744.
Peter Conseng, ein Schmiedegesell. 1734.
Johan Coster, ein „Apothekerjung". 1721—1724.
Madem. Anne Margretha Crepine. 1708.
Dambonette, Dombonett, Tambonet, Tambonette. 1740—1750.
*Dandau. 1718. (lutherisch).
Doblin, „des Advocaten Frau". 1708.
Dominic, ein Knecht, Kutscher. 1746—1753.
Dublin, Acciseeinnehmer. 1700. 1720.

Duchel, Dugel („Jungfer Concorde Dugelin“, Frau „Dugelsche“). 1710—1716, 1748. — Möglicherweise wohnte die Familie in Marienburg und kam nur zum Abendmahl nach Pr. Holland.

Duglass. 1748, 1752.

Dziack. Die Familie erscheint hier schon im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts und noch zu Ausgang desselben.

Jfr. Ellins. 1732. Im Kirchenbuch findet sich Seite 187 die Trauung einer „Jungfer Anna Ellins, seel. Herrn Ellins Englischen Kauffmanns in Elbingen mittelsten Jungfer Tochter“ mit dem Amtmann Dominicus Augustinus Sponagel beurkundet. Die Trauung fand in der Kirche zu Finckenstein am 30. 10. 1731 statt und wurde durch den Pr. Holländer reformierten Prediger vollzogen.

Faut. 1798, 1799.

du Fay, du Feu, Steuerrat. 1741—1746.

Francillion, Stadt-Controlleur. 1792, 1793.

Fraumandiau, Fraumantrion (?), Fraumentie, Fromandjou, „Visitator“. 1744—1746.

Fresewitt, Frösewit, Chirurg. 1744, 1746[5a]).

Madem. Fremincourt. 1718.

Jacob Gilles. 1719.

*Margr[etha] Girard[in]. 1748. (Schweizerin).

Mstr. Frider. Gordon. 1740.

Mademoiselle Suhsanna le Grand. 1739, 1740.

Carl Philipp Gavius (Grovius?). 1740.

Joh. Henrich Gregoire. 1701. Er und seine Frau waren „Refugianten aus Frankreich“.

Gydey, ein Weißgerber. (lutherisch). 1739.

Frau Harret[in], Harett[in]. 1736—1746.

Harries, Harius, Harrius. 1734—1748.

Herbers. 1750.

5a) Ein Niederländer? („Preuß. Prov. Blätter“, 18. Band, Seite 229 und 250).

Madem. Hognel. 1701.

„Jgfr. Holländerin". (Lutherana). 1739.

Jungfer Sara und Anna Hubert[in]. 1713. In demselben Jahre treten in Pr. Holland zum reformierten Glauben über die „Mennisten" Johann Arend Hubert und Anna Maria Hubert[in].

Hugenai, Hugene, Hugenè, Hugenett, Hügne, Hygne. 1748 bis 1754, 1785.

Igane, Iganet, Igano, Iganon, Iganotte. 1765—1781.

Michael Igoly (?) (lutherisch). 1740.

Madem. Janchein, Janchem. 1722.

Jannot. 1725. Der Namen wird nur zweimal genannt, das andere Mal „Mons. Jannot Christi".

Jassoy; schon im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts.

Jac. Jeannet, Schenet, Schoenet, ein Schneider. 1763—1768.

„Johannes, ein Lieutenant des Regiments Cavallerie des Brigadiers du Portal, ein Französischer Refugiant"; seine Frau war lutherisch und stammte aus Westpfalen. 1707.

Mademois. Jouni (?). 1763.

de Kanchin jun. 1729.

Samuel Karkettel. 1712—1714.

Kesler. Schon im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts.

Friedrich Knaust, „ein Magdeburger". 1714.

Lasérre, „Peruquier". 1734.

Claudine Lenning. 1734, 1735.

Leissel, Lesle, Lessel. 1712, 1714, 1735.

Loberi, Lobery, Lobry, Accise-Inspektor. 1732, 1738, 1769—1772.

Lucco, Lockau, Loko, Praecentor und Küster. 1726—1732.

Frau Amtmann Lunert[in], Lunaui (?). 1763, 1765.

Maria la Maitrè· 1738. — „Le 16 e d'Aout 1736, Mr le Pasteur Delombles a batisé dans le Temple de la Fridericstadt[6]), Salomon, né le 12 e à dix heures du soir, fils de Daniel Maitre, Chapelier, natif de Berlin et de Sophie Cathe-

6) Zu Berlin.

rine Himberg sa femme, native de Halberstadt. Il a été presenté par Salomon Pernet, et par Magdelaine Esperaudieu sa femme, ses Parain et Maraine."

Madem. Maussée. 1716—1718.

Merian, Meryan. 1732—1736. (Schweizer?)

Michel, Mischel. Die Familie erscheint in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts und bis in die zweite Hälfte. Zwei Brüder Jacob und Samuel Michel hatten zwei Schwestern Elisabeth und Esther geb. de Sombre (de Sombres) zur Frau; um das Jahr 1730 herum. — Siehe auch „de Sombre"!

Demois. Monod. 1789.

Montagin. 1771.

Stephan Morgeon. 1770, 1772.

Mossinet. 1738.

Monsr. la Motte. 1707—1709.

du Moulin, ein Tabackspflanzer, 1721. — Eine Jgfr. du Moulin lebte 1730 und 1731 in Riesenburg; sie nahm hier das Abendmahl.

Elias Obeditz. 1734.

Ogilfi, Ogilvie, Ogilwy, ein Kauf- und Handelsmann. 1735 bis 1741.

Jfr. Palleien. 1733. Sie scheint aus Spittels (Kreis Pr. Holland) gewesen zu sein.

Peinert, aus Gernrode im Anhaltschen gebürtig. Die Familie erscheint in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts und wohl noch bis in die zweite Hälfte hinein. Um dieselbe Zeit etwa kommuniciert hier der Bürgermeister aus Mühlhausen und ein Zimmermann von dort, beide namens Painert, Pehnert, Peihnert, Peinert.

„Abraham peter Neufchatellois." 1715.

Petersen, Peterson. 1733—1779.

„Frau pfälzerin." 1711, 1712.

Picau, Picaut, Pico, Picod, Picot. 1727—1810.

George Piccart, Calculator. 1724.

Madem. Poullon. 1768.
Madem. Anne Margretha du Prat, (Pral?) 1722, 1723.
François le Queux. 1715.
Roland, Rolland, „Refugiant". 1711—1715.
David Rudolph, ein „Zimmergesell aus der Schweiz". 1739.
Charlotte Saladin[in]. 1712—1715. — Wohl eine Pfälzerin.
Mr. Johann Saliniere. 1724.
Salnè (?). 1750.
Saro. 1794.
Saroin. 1777.
Scetin, Sciden, Scideng, Scider[n], Scidey, Scidin, Skeddin. 1744—1769. — Siehe „Sequidin"!
Scheidt, Scheit, Scheyd, Scheydt, Schulbedienter. 1732 und noch 1756. Aus der Pfalz gebürtig.
Martin Schor, Schur (lutherisch). 1718, 1719; seine Frau Anna Margaretha Wolff[in] stammte aus Detmold in der Grafschaft Lippe.
„Ein Hutmacher gesell ein schweizer." 1718.
„Die Schweizerin bei Herrn la palme". 1713—1716.
Anna Louisa Sequidin, Squedin. 1765. — Ob ein Familienglied „Scetin" etc.?
Josias Simlerus, „Tigurinus", Chirurgus. 1707. (Schweizer).
Jac. de Sombre. 1753. — Siehe auch „Michel"!.
Madem. Tardis. 1719, 1720.
Isaac Thorge. 1726, 1727.
Toussaint, Toussent, Toussin. 1743—1747, 1771.
Vanie (?). 1763.
Venadiè, Venadje, Venadier, Venà Dieu, Venadieu, Venatie, Venatieu, Wenadier, „Perruquemacher". 1738—1768.
Venner, Hutmacher. 1718—1720.
„Monsr. de Vigneul[6a]), Major im Regiment Cavallerie des Brigadiers du Portal, ein Französischer Refugiant". 1707.

6a) „de Vignolles" schreibt v. Mülverstedt; doch wohl dieselbe Familie. („Mitt. der Litt. Gesellsch. Masovia", 8. Heft, S. 31.) Nachrichten über diese

Anton Vilain. 1740.

Joh. Waslart, aus der Pikardie; seine Frau war eine Engländerin. 1701.

Caspar Dieterich Winderfeld „von Rodenburg an der Fulda“. 1714.

Dieser Namennachweis, so unvollständig er sein kann, zeigt doch, daß die Gemeinde, besonders im 2., 3. und 4. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts, zu einem sehr erheblichen Teil von Reformierten fremden Blutes durchsetzt war. Die im 17. Jahrhundert in und um Pr. Holland zugewanderten Reformierten hatten den Grund zur Stiftung der Gemeinde gelegt, der Zuwachs im 18. Jahrhundert, namentlich im 2.—4. Jahrzehnt, festigte sie und gaben ihr die Kraft zu dauerndem Bestand.

Die Kabinetsorder, welche der Gemeinde den ersten Seelsorger gab, lautete[7]):

„Seine Churfürstl. Durchl. zu Brandenburg p. p.

Unser Gnädigster Herr, bestellen Ern Johann Wilhelm Geller zu Dero Evangelischen Reformirten Prediger zu Preüsch Holland dergestalt und also, dass Er alda auff dem Schloss in einem Zimmer, welches Ihm der Hauptmann anweisen wird, Predigen und die Heil. Sacramenta administriren, solches auch bey denen in und umb Riesenburg sich befindenden Reformirten Glaubens-Genossen auff selbigem Ampt-Hause ebenfals verrichten soll. Wohingegen Ihme Se Churfürstl. Durchl. zum Jährlichen Gehalt zweyhundert Thaler und das nöhtige Hart- und Rauch-Futter auff zwey Pferde verordnet, wovon das letztere Ihm aus dem Ampt, und das Geld aus den hiesigen Zoll-Gefällen zu reichen. Uhrkündlich mit höchstermeldter Sr Churfürstl. Durchl.

Familie in der „Evgl.-reform. Kirchenzeitung“ von Thelemann und Stähelin (Erlangen) 1863, Nr. 49, 50.

7) Das Original (auf Papier) befindet sich im reform. Pfarrarchiv zu Pr. Holland.

eigenhändigen Unterschrifft und Insiegel bekräfftiget. Königsberg den $\frac{8}{18}$ten Augusti 1697.

Friderich.

(L. S.)

v. Danckel[mann].

Kaum hatte diese Order des Kurfürsten Kabinet verlassen, als ihr schon unterm $\frac{18.}{28.}$ desselben Monats eine andere an den „Ref. Pr. Hofprediger" in Königsberg gerichtete Weisung folgte, welche die Berufung Gellers „der besorgenden gravaminis halber" nicht öffentlich bekannt gegeben wünschte[8])! Die in diesem Erlaß ausgesprochene Vorsicht wird verständlich, wenn man hört, daß in eben jenem Jahre die Stände berufen wurden, denen das Anwachsen des „Calvinismus" ja von jeher ein Dorn im Auge war.

Nur sehr langsam konnte es den Reformierten in Preußen gelingen, ihren Kirchengemeinden die politische Selbständigkeit zu erringen. Selbst der Beistand des Landesherrn war oft ohnmächtig vor der Gewalt der Stände. Fünf reformierte Gemeinden nur gab es zu Ausgang des 17. Jahrhunderts im heutigen Ostpreußen, die staatlich anerkannt waren: die Burgkirche zu Königsberg, die Gemeinde in Memel, in Tilsit, in Pillau und die französisch-reformierte Gemeinde zu Königsberg. Wäre den Reformierten in Preußen von Anfang an in religiöser — und auch kommerzieller — Hinsicht mehr Bewegungsfreiheit gegönnt worden, dann hätten wir nachmals mehr, und vor allem lebenskräftigere reformierte Gemeinden im Lande gehabt.

Der reformierten Gemeinde zu Pr. Holland war die Selbstständigkeit durch einen direkten Machtspruch des Kurfürsten gegeben worden, aber in weiteren Kreisen war ihre Stiftung geheim geblieben — als fait accompli stand sie dann am Neujahrstage 1698 da. Gleichwohl traute man den Ständen nicht.

In Preußen war damals „die Gewohnheit, dass die Ambts-Eingesessenen von Sr: Churfürstl: Durchl: vor dem Land-Tag

---

8) Das Original befindet sich im Pfarrarchiv der Burgkirche zu Königsberg.

auf das Ambts-Hauss convociret wurden, um über die Propositiones zu deliberiren und einen Deputirten auf den Land-Tag völlig zu instruiren, wann nun diese Convocation zu ende, und der Deputirte instruiret war, so konte nachher die Instruction nicht geändert noch derselben etwas hinzu gefüget werden, wann sich schon unterdessen was neues zugetragen hatte, indem sie sich ohne Sr: Churfürstl: Durchl: Convocation nicht von neuem auf dem Ambthause versamlen durfften. Nun war in diesem Jahr 1697 eine Convocation im Decembr: ausgeschrieben, und der Praeses der Kirchen-Sachen, der Geheime-Rath von Fuchs, sahe es vor gut an, dass weil kein periculum in mora, der neuberuffene Prediger sein Ambt nicht eher antreten mögte, biss die gemeldte Convocation ihre endschafft erreichet: das geschahe nun kurtz vor Weynachten und die Instruction des Deputirten wurde gleich nach Weynachten ausgefertiget, derowegen trat . . . Prediger Geller am Neuen-Jahrs-Tage 1698 erst sein Ambt an, und so geschahe es, daß auf diesen Land-Tag kein Gravamen entstund, des folgenden Jahrs wurde zwar wieder ein Landtag gehalten, wie auch zu Anfang der Regierung . . . . Friederich Wilhelms [I.], aber es ist nie ein Gravamen wieder die . . . Preusch - Holländische Reformirten - Gemeine zum Vorschein kommen; Da auch der Herr Geheimbde-Rath von Fuchs, auf dass alles ruhig möchte vollbracht werden, eine besondere Introduction vor unnöthig achtete, so hatt sich der [Prediger] Geller mit Eröffnung Ihrer Churfürstl: Durchl: gnädigstens Befehls bey dieser neu gestifteten Gemeine selbst introduciret[9])."

Die Gemeinde konnte also nur unter Anwendung ungewöhnlicher Kunstgriffe über ihre Anfänge hinausgebracht werden.

Geller muß ein sehr tüchtiger und gewissenhafter Mann gewesen sein; denn unter seiner mehr als 30jährigen Tätigkeit nahm die Gemeinde an Umfang und Ansehen sichtbar zu. Bei der schwierigen Stellung der Reformirten im Lande war das

9) Nach einem Manuscript im Burgkirchenarchiv zu Königsberg vom Jahre 1733.

gewiß eine große Leistung. Näheres über ihn ist im 4. Abschnitt gesagt.

In Gellers Amtsperiode fällt eine Allerhöchste Order, die sehr geeignet ist, die Sorge Friedrich Wilhelm I. um das Allgemeinwohl seines Landes in vorteilhaftestem Lichte zu zeigen. Ein Originalexemplar dieser Order vom 22. Oktober 1722 findet sich in dem Pr. Holländer reformierten Pfarrarchiv; ihrer Bedeutung wegen wird sie hierunter wörtlich wiedergegeben:

„Von Gottes Gnaden Friderich Wilhelm, König in Preußen, Marggraff zu Brandenburg, des Heil. Röm. Reichs-Ertz-Cämmerer und Chur Fürst pp.

Unsern Gruß zuvor, Andächtiger, lieber Getreuer. Nachdem Wir berichtet worden, auch zum Theil Selbst angemercket haben, daß die in Unsern Preußischen Landen bestellete Prediger nicht genugsahm Fleiß und Mühe anwenden, umb ihren Zuhörern und Eingepfarreten die Liebe, Treue und Gehorsahm, so sie Unß alß ihrem Könige und Höchsten Souverainen Landes-Herrn zuerweisen und zuleisten verbunden sind, gehörig einzuschärffen, da doch die Pflichte der Unterthanen gegen ihren Landes Herrn nicht nur in Gottes-Wort an so vielen Orthen ernstlich gebothen und den Uebertrettern zeitliche und ewige Straffe angedrohet, sondern solche Pflicht auch an und vor sich selbst von solcher Arth- und Beschaffenheit sind, daß ohne deren accurate Beobachtung kein Staat bestehen, viel weniger die Unterthanen zu derjenigen Glückseeligkeit gelangen können, welche aller und jeder Menschen eintziger Zweck und Vornehmste Absicht billig seyn solte; Also haben Wir gut und höchst nötig gefunden, die sämbtle. Prediger in Unseren Königreich, und zwar sowohl und absonderlich auff dem Lande als in allen und jeglichen Städten ernstlich anweisen zulaßen, daß Sie der ihnen desfalß obliegenden Schuldigkeit bey Unterweisung ihrer anvertraueten und auff ihrer Seele gebundenen Gemeinden beßer, als bißhero nicht geschehen, nach zu leben, eüserst bemühet seyn sollen und müßen. Wir befehlen Euch demnach hiemit in Gnaden und wird Euch zugleich auff das schärffeste

eingebunden, sofort nach Einlangung gegenwärtiger ordre, keinen Sonn- oder Fest-Tag vorbey gehen zulaßen, ohne eurer Gemeine in der Predigt von der Cantzel den vollkommenen Gehorsahm, die ungefärbte Liebe und unbefleckte Treue, so sie vor Unß als ihren König und Souverain, der vor ihre Wolfarth, Conservation und Auffnehmen Tag und Nacht unermüdet sorget und arbeitet, ernstlich und beweglich vorzustellen und Ihnen dabey wol zu imprimiren, daß das Geboth vom Gehorsahm der Unterthanen gegen ihre Obrigkeit nicht bloß Menschen, sondern des Höchsten Gottes Geboth seyn, dahero sie dann auch umb soviel williger seyn müßen, ihre geordnete Dienste und praestanda mit freudigem Hertzen zuleisten, mithin Gott zugeben was Gottes ist, und dem Könige was des Königs ist.

Solte jemand von den Predigern in den Städten oder Dörffern negligiren, dergleichen Ermahnungen an seine Gemeine alle und jede Sonn: und Fest Tage zuthun, so wird seine deshalb erfolgende Bestraffung Selbst der Gemeinde zum Exempel dienen, daß wer Unsere Geboth verachtet und übertritt, eben so wenig von der Straffe befreyet bleiben könne, als Wir die jenigen von Unseren Unterthanen, welche Unß mit aufrichtiger Liebe, Treue und Gehorsahm zugethan und ergeben seyn, nicht ohnbelohnet bleiben laßen werden. Seynd Euch mit Gnaden gewogen. Geben Berlin d. 22ten October. 1722.

Auff Sr. Königl. Mayt. Allergnädigsten
Special-Befehl.

M. L. von Printzen. Wilh. Duhram.

An
den Reform. Prediger in
Preusch Holland. Errn Geller.

M. Aschenbach."

In gutem Ruf bei seinen Vorgesetzten und hochangesehen in Stadt und Land, legte Geller im Jahre 1726 das Amt nieder. — Das seiner Amtsentsagung folgende Jahr wird stets ein Blatt

in der Geschichte der Gemeinde bleiben, das nur in tiefer Betrübnis gelesen und nicht schnell genug überschlagen werden wird.

Auf Geller war Marees (Maresius) gefolgt, der bis dahin die reformierte Predigerstelle am Königl. Waisenhause in Königsberg verwaltet hatte. Im Gewissen schwer belastet, war er von dort gegangen und nach neun Monaten schon sah er sich wieder in den Mauern der alten Pregelstadt, diesmal aber, um sich vor dem weltlichen Richter für Vergehen zu verantworten, die heute vom Strafgericht als sittliche Verfehle geahndet werden. Das Verfahren gegen Marees war nach Möglichkeit geheim behandelt worden, und so scheint der Gemeinde der Anlaß zur Verhaftung ihres Predigers unbekannt gewesen zu sein. Im Jahre 1727 erwähnte einmal der „Graf zu Dohna" auf Schlobitten in einem Briefe an den Hofprediger Schrotberg in Königsberg, daß ein in Pr. Holland angesessener alter Schweizer zu ihm (Dohna) gekommen wäre, um ihn in der Mareesiusschen Sache auszuhorchen, da habe er (Dohna) ihm gesagt, daß er nur Gott und den König handeln lassen müsse; ihm scheine, daß Marees ein Atheist gewesen sei, und Gott ihm nur habe Zeit lassen wollen, ihn vor seinem Tode kennen zu lernen. (cf. 4. Abschnitt.)

Die Abberufung des Predigers Marees hatte der Gemeinde schwere Wunden geschlagen; die Kommunikantenzahl war erheblich zurückgegangen, und es bedurfte einer energischen Kraft, um dem gesunkenen Gemeindeleben auf die Höhe der Gellerschen Aera hinaufzuhelfen.

Der gute, vornehmlich aus strenggläubigen Franzosen und Schweizern bestehende Kern war der Gemeinde geblieben, und auf dieser gesunden Basis vermochten die späteren Geistlichen die Gemeinde auszubauen. Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts stand die Gemeinde wieder in hoher Blüte, in den Jahren 1740—67, unter dem Prediger Jacobi, hatte sie die Maximalgrenze ihres Könnens erreicht. Diese Behauptung darf ihre Berechtigung aus der Tatsache herleiten, daß in jenen Jahren die Kommunikantenzahl eine sehr weite, während des Bestehens der

Gemeinde im 18. Jahrhundert die höchste Grenze nach oben gefunden hatte.[10])

Im Jahre 1740 war auch der Sitz der Oberländischen Reformierten Inspektion von Soldau nach Pr. Holland verlegt worden, ein Anlaß mehr, um die Gemeinde in ihrem religiösen Gefühl zu festigen. Der damalige Inspektor, Prediger Jacobi, war daneben Mitglied des Pomesanischen Konsistoriums zu Saalfeld. Alle diese Umstände mögen auf das Gemeindeleben fördernd gewirkt haben.

Jacobis Nachfolger, Collins, vermochte die Gemeinde nicht mehr auf demselben Niveau zu halten; manche Zufälligkeiten trieben sie ihrer Abnahme entgegen.

Schon unter Jacobi hatte der Charakter der Gemeinde ein zum Teil anderes Gesicht erhalten. Ursprünglich bestand sie, wie wir wissen, in der Mehrzahl aus zugewanderten Reformierten. Unter der Menge der letzteren und den der Pr. Holländer Garnison angehörigen Reformierten verschwand fast die Zahl der einheimischen Gemeindeglieder. Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts, und vollends in seiner zweiten Hälfte, war die Zusammensetzung der Gemeinde aber anders geworden. Das fremde Idiom war weit zurückgetreten. Jetzt hatten mehr die einheimischen Reformierten das Übergewicht erlangt. Aber mit diesem Ereignis nahm die Stärke der Gemeinde ab. Sobald Jacobi, im Jahre 1767, durch den Tod vom Amte abberufen wurde, zeigte die Beteiligung der Gemeinde am heiligen Abendmahl eine auffallend absteigende Tendenz. Collins, der von 1768—80 das Predigtamt verwaltete, scheint nicht der geeignete Mann gewesen zu sein, um die Schäden in seiner Gemeinde herauszufinden, vielweniger beseitigen zu können.

Auch unter den Kirchenbeamten tönte ein Mißklang.

---

10) Der Prediger Jacobi versammelte während seiner Amtszeit durchschnittlich im Jahre etwa 46 Kommunikanten um sich, während unter seinem Nachfolger die Zahl der Kommunikanten auf etwa 38 fiel und später, bis 1807, immer weiter sank.

Während der Stellenvakanz nach Collins' Tode war einmal der Prediger Rindfleisch aus Elbing nach Pr. Holland gekommen, um das heilige Abendmahl abzuhalten. Rindfleisch befragte bei jener Gelegenheit einen der Presbyter, ob die Erschienenen die ganze Gemeinde bildeten, worauf dieser zur Antwort gab, daß doch noch mehr Mitglieder vorhanden seien. Aber kaum hatte der Presbyter ausgesprochen, als er von dem anwesenden Kantor (Johann Karl Schmidt?) „sehr angebellt" und „deshalb, daß er das angezeigt hatte, äußerst grob" angefahren wurde. Rindfleisch sagte dazu „kein Wort." In furchtbarer Wut stieß darauf der Kantor die Kirchengefäße vom Altar, riß die Decken herunter und lief „ganz wild" aus der Kirche.

Ein anderes Mal hatte der Kantor in der Kirche nach dem Gottesdienst mit dem Rektor Pico einen so heftigen Streit, daß ein hinzukommender Presbyter keinen Frieden hatte stiften können.

Derselbe Mann verwaltete in der Predigervakanz die Kirchenregistratur. Bei den Charaktereigenschaften, welche ihn sonst noch zierten, — er war „stolz, faul, widerspenstig und ein Taugenichts" —, war ihm wohl zuzutrauen, daß er zur Verwahrlosung des Pfarrarchivs sein Möglichstes beitrug. Heute weist dasselbe bezeichnenderweise aus dem 18. Jahrhundert nur die wichtigsten Privilegien der Gemeinde (die aber Rindfleisch in Verwahrung genommen hatte) und gedruckte Zirkulare der oberen Behörden allgemeinen Inhalts auf. Die eigentlichen Pfarrakten sind fast ganz verloren gegangen.

Collins' Nachfolger, Bornemann, stand der Gemeinde nur etwa drei Jahre vor; sicherlich war es zum Segen der Gemeinde, daß er nicht länger das Predigeramt verwaltete. Er hatte auch die einfachste Pflicht des Geistlichen, die Führung der Kirchenbücher, unterlassen. Aus der Zeit seines Amtes stammt keine Beurkundung, auch kein Verzeichnis der Abendmahlsgäste.

Das Inspektorenamt war nach Collins auf den damaligen reformierten Prediger in Elbing übergegangen.

Als auf Bornemann im Jahre 1783 Waghas folgte, fand

dieser nur noch Reste der Gemeinde, um nicht Trümmer zu sagen, vor. Die Zustände lagen damals schon so, daß man die Aufhebung der Pfarrstelle in Erwägung zog. Doch Waghas hatte, trotzdem die Gemeinde „äußerst unbedeutend“ war, die Stelle angenommen. Zudem waren die Stelleneinkünfte anderen Gemeinden gegenüber gering. — Waghas litt unter dem Verfall seiner Gemeinde. In mehr als einem Gespräch und Brief an den Prediger Wisselinck in Elbing beklagte er ihre traurige Lage. Oft, so sagte er einmal, habe er am Sonntage die Kapelle betreten, ohne eine Seele vorgefunden zu haben, und schweren Herzens sei er dann heimgekehrt. Wenn der Prediger Jacobi bei den einzelnen Kommunionen durchschnittlich 46 Personen das heilige Abendmahl reichen konnte, so betrug die Konfitentenzahl zu Waghas' Zeiten durchschnittlich nur noch 22.

An Waghas lag es nicht mehr, daß die Gemeinde ihrer Auflösung entgegenging; jetzt, da sie einmal durch den Fortzug der alten Familien und durch die mehr oder minder geringe Aufmerksamkeit der Prediger gelitten hatte, war Hilfe zu spät. Der Bestand der Gemeinde war auf ein Niveau herabgesunken, auf dem ihr aber auch die lutherische Gemeinde schaden mußte. Viele Reformierte, die sich in ihrem Gemeindeleben nicht befriedigt gefühlt haben mögen, hielten sich in jener Zeit zur lutherischen Kirche. Diese Zustände führten denn auch schließlich dazu, daß in der Folge die reformierte zur lutherischen Gemeinde in eine gewisse Abhängigkeit trat, die sich besonders auf dem Gebiete der Einsegnung der Kinder aus reformierten Familien und auf dem Gebiete des Begräbniswesens sowie der Kirchenbücherführung äußerte.

Noch im Jahre 1804 war Waghas nach dem Tode des Inspektors Rindfleisch in Elbing mit der Verwaltung der Oberländischen reformierten Inspektion betraut worden; doch ohne in dieser Stellung auf die Zustände der Gemeinde in irgend einer Richtung sanierend wirken zu können, starb er, 54 Jahre alt, am 27. August 1807, als letzter ordentlicher Geistlicher der reformierten Gemeinde Pr. Holland.

Statistisches aus diesem Zeitabschnitt.
(1698—1806.)

	Taufen im Durchschn.[10a]	Einsegnungen im Durchschn.[10a]	Trauungen im Durchschn.[10a]	Kommunikanten bei den einzelnen Abendmahlsfeiern im Durchschnitt[10a]
1698	1	?	—	?
1699	2	?	—	?
1700—1709	3	?	1	?
1707—1709	—	?	—	32
1710—1719	3	?	1	39
1720—1729	5	?	0,5	38
1730—1739	4	?	1	42
1740—1749	5	?	1	44
1750—1752	—	?	2	—
1750—1753	4	?	?	—
1750—1755	?	?	?	49
1768—1769	1	?	?	46
1770—1779	3	?	1	37
1784—1789	3	2	1	25
1790—1799	4	1	1	22
1800—1806	3	1	1	18

3. Die Geschichte der Gemeinde vom Jahre 1807 bis zur Gegenwart.

Waghas hinterließ bei seinem Tode die Gemeinde in einer Stärke von nur etwa einem halben Hundert erwachsener Personen. Dieser Umstand ließ bei den Aufsichtsbehörden den Gedanken reifen, die Predigerstelle nicht mehr zu besetzen; die geistliche Versorgung der Gemeinde wurde vielmehr einstweilen dem damaligen reformierten Pediger und Inspektor in Elbing, Wisselinck, übertragen, und dieser war es, der die Vereinigung der Stelle mit der zu Elbing in die Wege leitete.

Beim Studium der diese Vorgänge behandelnden Akten kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß Wisselinck

10a) In den einzelnen Jahren.

bei seinem Vorschlage — zum Nachteil der Pr. Holländer Gemeinde — von dem Wunsche geleitet wurde, aus deren Aufhebung für seine eigene Gemeinde, und zwar besonders für eine in Elbing zu errichtende reformierte Elementarschule, Vorteile zu ziehen.

Wisselincks Hoffnungen fanden aber keine Verwirklichung.

Ehe wir auf eine Erörterung der in dieser Frage von den Behörden getroffenen Entscheidungen übergehen, ist ein kurzer Rückblick auf die Entwickelung der Besoldungsverhältnisse der reformierten Prediger der Gemeinde Pr. Holland erforderlich.

Bekanntlich waren dem Prediger Geller bei der Berufung nach Pr. Holland durch Kabinets-Order d. d. Königsberg $\frac{8.}{18.}$ 8. 1697 „zum Jährlichen Gehalt zweyhundert Thaler und das nöhtige Hart- und Rauch-Futter auff zwey Pferde verordnet" worden; die 200 Thaler sollten aus den „Zoll-Gefällen" in Bar, das Futter für die Pferde „aus dem Ampt" bereit gestellt werden.

1711 bereits war an die Stelle der Naturallieferung eine Barabfindung im Betrage von 272 Mk. 30 Sch. = 60 Thlr. 50 Gr. getreten. Diese Einkünfte (200 + 60 Thlr. 50 Gr.) bezogen sämtliche Geistlichen bis auf Waghas, dem aus dem Montis Pietatis-Fonds noch eine Zulage von 60 Thlr. bewilligt war. Für die Besorgung der Geschäfte bei den reformierten Gemeinden Riesenburg und Elbing war den hiesigen Predigern keine besondere Vergütung angewiesen, es sei denn, daß diese Gemeinden aus eigenem Antrieb ein Entgelt zahlten. Durch die Lieferung des Futters für die Pferde beziehungsweise die an seine Stelle getretene Geldentschädigung, hatte der Staat die Prediger für ihre Dienstleistungen in Riesenburg und Elbing abgefunden.

Ein Holzdeputat bezog die Predigerstelle zunächst nicht.

Für die Wohnung hatten die Prediger bis 1740 selbst zu sorgen. Erst in diesem Jahre trat hierin Wandel ein, als die Kirchengemeinde aus dem Nachlasse des 1739 verstorbenen Predigers Geller dessen Haus nebst zugehörigen Nebengebäuden

und ca. 28 Morgen Garten- und Ackerland erwarb. Mit jenem Jahre traten die Pr. Holländer Prediger in den Nießbrauch der einzelnen Erwerbstücke, das Stelleneinkommen erfuhr also eine recht bedeutende Verbesserung. Zu den Einkünften des Grundstücks gehörte auch ein gewisses Holzquantum, das sogenannte „Bürgerholz“ [11]) und freie Weide für einige Kühe auf den „Bürgerwiesen“. — Bei dem Tode des Predigers Waghas fiel die Zulage aus dem Montis-Pietatis-Fonds als ein rein persönliches Accidens fort. Über die Verwendung der übrigen Einkommensteile war nun, nachdem man sich darüber klar geworden war, daß die Lage der Gemeinde eine Neubesetzung der Predigerstelle nicht mehr zulassen konnte, Entscheidung zu treffen.

Am 4. September 1809 ward von dem damaligen Minister des Inneren, für den Kultus und öffentlichen Unterricht, Wilhelm v. Humboldt, jener denkwürdige Erlaß unterzeichnet, der für die fernere Entwickelung der Gemeinde von tiefeinschneidender Bedeutung werden mußte.

Dieser Erlaß trifft zunächst die Bestimmung, daß die Predigerstelle in Pr. Holland nicht mehr durch einen eigenen Geistlichen zu besetzen sei, und über die Verwendung der Stelleneinkünfte bestimmt er Folgendes:

1. Die aus der Ostpreußischen Domainen-Kasse gezahlten 200 Thlr. fließen dem Prediger Wisselinck in Elbing zu, der mit der Verwaltung der Predigerstelle in Pr. Holland beauftragt wird [12]).

2. Die aus der Pr. Holländer Amtskasse dem Prediger ge-

11) Näheres über den Charakter dieses Bezuges findet sich bei Conrad, „Pr. Holland einst und jetzt,“ 1897, Seite 65/66.

12) Die Aufhebung der Stelle war von den Aufsichtsbehörden weder beabsichtigt, noch schließlich herbeigeführt worden. Eine Verfügung der Kgl. Regierung d. d. Königsberg 12. 2. 1815 (eine Abschrift befindet sich in den Akten der ehemaligen reform. Superintendentur zu Elbing „Nr. 2 Sect. B. a.“, eine zweite Abschrift in denen des Pr. Holländer reform. Pfarrarchivs betr. „Kirchl. Angelegenheiten, Nr. 68“) betonte noch ausdrücklich, daß die „Stelle nicht zu den aufgehobenen zu rechnen“ sei, sondern sie werde „nur als eine combinirte angesehen, zu Gunsten des Elbingschen ref. Predigers“.

zahlten 60 Thlr. 50 Gr. werden für einen sogenannten reformierten „Schulfonds“ angesammelt und bleiben bis auf weiteres bei der Kirchenkasse asserviert.

3. Die Predigerwohnung dient fortab zur Aufnahme der reformierten Predigerwitwen des Oberlandes[13]) sowie zum Absteigequartier des Elbinger Predigers, sobald er nach Pr. Holland zur Abhaltung von Amtshandlungen kommt[14]). Die Bezüge aus Garten, freier Weide und dem „Bürgerholz“ werden zum Besten der Predigerwitwen bestimmt, während die Pacht des Predigerackers und der Predigerscheune zum Unterhalt des Hauses zu verwenden sind und der Rest zur Kirchenkasse fließt.

Mit dem Eingehen der hiesigen reformierten Schule (1810) wurde die Ansammlung der unter Nr. 2 genannten 60 Thlr. 50 Gr. eingestellt und dieselben in voller Höhe den Bezügen Wisselincks zugewiesen, sodaß er für die Geschäfte bei der

---

13) Durch eine Verfügung der Kgl. Regierung d. d. Königsberg 10. 9. 1810 wurde diese Bestimmung noch dahin erweitert, daß das Predigerhaus nicht allein zum Witwensitz der reform. Predigerwitwen im Oberlande, sondern auch der aus Elbing ausersehen sei. Doch bemerkte eine Verfügung der Kgl. Regierung v. 16. 12. 1810 ausdrücklich, daß das Predigerhaus nur solange die Pr. Holländer Predigerstelle nicht besetzt sei, als Wohnsitz für die reform. Predigerwitwen des Oberlandes und von Elbing zu dienen habe; für die aus Elbing übrigens auch nur insoweit, als der „Elbingsche Prediger dasselbe [nämlich das Predigeramt] auch bey der ref. Kirche in Pr. Holland bekleidet“. (Original im reform. Pfarrarchiv zu Pr. Holland, Akten „Insgemein etc. Nr. 66“). — Das Haus trägt heute die Bezeichnung „Nr. 26“; zu ihm gehören 7,1780 ha. Land, ein 0,1510 ha. großer „Schanzengarten“ und ein Waldanteil.

14) 1858 klagt der Prediger Palmié im Kirchenvisitationsrezeß, daß er bei seiner Anwesenheit in Pr. Holland im Gasthause absteigen müsse, obwohl doch bestimmungsmäßig dem Prediger die Aufnahme im Predigerwitwenhause zustehe. Hierauf ergeht die Verfügung, daß der Prediger v. 1. 10. 1859 ab im Predigerwitwenhause „ohne Entschädigung der Mieterin“ aufgenommen werden solle. — Noch 1874 wurde dem Mieter des unteren Stockwerks von der Kirchengemeinde durch Vertrag die Verpflichtung auferlegt, für den kostenfreien Aufenthalt des Predigers in Pr. Holland und die Gelegenheit zur Abhaltung des Konfirmanden-Unterrichts zu sorgen. Doch bald darauf wurde diese Verpflichtung aus dem Mietsvertrag gestrichen und dem Prediger aus Kirchenmitteln eine Entschädigung für die Aufgabe dieses Benutzungsrechtes überwiesen. — Verfügung der Kgl. Regierung zu Königsberg v. 29. 9. 1877.

Pr. Holländer Gemeinde 260 Thlr. 50 Gr. in Bar bezog. In dem Genuß dieses Einkommens blieb er bis zu seinem Tode, 1835. Als aber im Jahre 1838 sein Nachfolger Behr mit der Versorgung der hiesigen Gemeinde betraut wurde, zog der Staat die 200 Thlr., nachdem sie bereits 1810 auf den westpreußischen Etat übernommen worden waren, „zur Dotations-Verbesserung von zwei Pfarrstellen im Westpreußischen Regierungs-Bezirk" auf Grund einer Kabinets-Order vom 18. April 1838 ein.

Behr bezog nur 60 Thlr., jene Entschädigung, durch welche die Naturallieferungen an die Pr. Holländer Prediger einst abgelöst worden waren. Die überschießenden 50 Gr. verblieben als sogenannte „Kompetenzgelder" der Kirchenkasse. Die Einziehung der 200 Thlr. nach Wisselincks Tode hatte sich das Presbyterium ruhig gefallen lassen und Behr machte keine Anstrengungen, sie der Stelle wiederzugewinnen. Als aber im Jahre 1843 der Elbinger Prediger Faber mit der Verwaltung der hiesigen Stelle betraut wurde, wußte er bald dem Presbyterium das Ungerechtfertigte in der Einziehung des der Stelle bei ihrer Gründung zugewiesenen Hauptgehaltsbezuges klar zu machen, und dann begannen lange Auseinandersetzungen mit den Aufsichtsbehörden, die schließlich doch nicht vergeblich waren. Durch Kabinets-Order d. d. Charlottenburg 24. März 1851 (Ministerial-Erlaß vom 22. April 1851) wurde der Stelle bis auf weiteres aus dem „Dispositions-Fonds der evangelischen Landeskirche" eine Gehaltserhöhung von 100 Thlr. zugebilligt[15]) und auf die Königliche Regierungshauptkasse zu Danzig angewiesen. — Die 60 + 100 Thlr. bilden heute noch den der Predigerstelle aus Staatsfonds gezahlten Gehaltsbetrag.

Bei diesen 160 Thlr. ist es indes nicht geblieben. Eine erhöhte Inanspruchnahme der Kräfte der jeweiligen Prediger für die hiesige Gemeinde bedingte im Laufe des 19. Jahrhunderts

15) Eine Abschrift dieser Kab.-Order befindet sich in den Akten des Kgl. Konsistoriums zu Königsberg „Etat der ref Kirche Pr. Holland. H. XIX. Nr. 6. Vol. 1" bei J. N. 16875 E 1900.



mehrfache Änderungen in den Jahresbezügen der Geistlichen, über die aber die Kirchengemeinde nach ihrer Vermögenslage selbst befand.

In den Festsetzungen über die Verwendung des ehemaligen Prediger-, späteren Pfarrwitwenhauses sind nach 1809 und 1810 seinen neugeschaffenen Charakter ändernde Bestimmungen nicht getroffen worden.

Das innere kirchliche Leben konnte sich aus mannigfachen Gründen im 19. Jahrhundert nicht mehr zu der Höhe des voraufgegangenen, namentlich zu der unter dem Prediger und Inspektor Jacobi, erheben, wenn es auch als eine staunenswerte Leistung angesehen werden muß, daß es den Elbinger Geistlichen gelingen konnte, trotz den Mißverhältnissen, die die Gemeinde um das Jahr 1800 ihrem Ende entgegentrieben, und trotz den in das Gemeindeleben tief einschneidenden Umwälzungen der Jahre 1809 und 1810 der Pr. Holländer unter den übrigen reformierten Gemeinden im Oberlande eine entschieden vorragende Stellung zu verschaffen. An der Hand der Kirchenbücher ist um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein merkliches Anwachsen der Gemeinde nachweisbar.

Über die Tätigkeit und Erfolge des in den Kreisen der preußischen Geistlichkeit seinerzeit sehr geschätzten Predigers und Superintendenten Wisselinck bei der hiesigen Gemeinde läßt sich nichts sagen. Er hielt hier im 3. Jahrzehnt und später nur zweimal im Jahre öffentliche Gottesdienste ab, obwohl durch die schon genannte Regierungsverfügung vom 10. September 1810 angeordnet war, daß er „in Pr. Holland vierteljährlich oder doch dreymal im Jahre die Communion zu halten, auch alle ihm daselbst obliegende Geschäfte, besonders die Confirmation der Kinder zu verrichten“ verpflichtet sei. Wisselinck scheint sich niemals von dem Gedanken haben trennen können, daß die hiesige Gemeinde ihrem Ende nahe bevorstünde. Dieser Umstand mochte in ihm die Zuwendung besonderer Sorgfalt überflüssig erscheinen lassen, und das gab dann die Veranlassung zu lebhaften Auseinandersetzungen zwischen der königl. Regierung

zu Königsberg und Wisselinck, die mit einem strengen Verweise, durch den ihm grobe Pflichtverletzungen der Pr. Holländer Gemeinde gegenüber vorgeworfen wurden, für Wisselinck endeten.

Sein Nachfolger Behr brachte der Gemeinde doch ein größeres Interesse entgegen, das zunächst in der Erhöhung der Gottesdienste von zwei auf vier jährlich bestand. Das heilige Abendmahl wurde bis dahin nur zweimal im Jahre gefeiert. Die übrigen Amtshandlungen (Taufen, Trauungen und Begräbnisse) übte Behr gleich Wisselinck nur soweit sie nicht auf ausdrücklichen Wunsch von den lutherischen Geistlichen vollzogen wurden, aus.

Der größten Verehrung erfreute sich in der Gemeinde der Prediger Faber, der sich um ihre Hebung allerdings auch in einem hervorragendem Grade bemühte.

Die Gemeinde war, als Faber für sie (1843) bestellt wurde, noch immer recht klein. Im Jahre 1848 zählte sie 37, im Jahre 1850 43 Seelen, als Faber 1857 abtrat, war sie etwa 70 Seelen stark. Danach hatte sich die Mitgliederzahl der Gemeinde in 14 Jahren nahezu verdoppelt. 1844 kommunizierten nur 29 Personen (Minimum), 1855 aber 80 Personen (Maximum); die Zahl 80 ist in späteren Jahren nie mehr erreicht worden. Fabers Einfluß auf die Gemeinde zeigte sich auch sonst in vorteilhafter Weise. So erwirkte er ihr die teilweise Wiederherstellung des alten aus Staatsfonds hergegebenen Predigergehalts, worüber bereits gehandelt ist. Das Hauptverdienst brachte ihm aber sein Bemühen um die Erteilung des reformierten Konfirmandenunterrichts in Pr. Holland. Es wurden nämlich — wohl seit Waghas' Tode — bis dahin die reformierten Schulkinder der Gemeinde von den hiesigen lutherischen Geistlichen vorbereitet und eingesegnet und dadurch meist Mitglieder der lutherischen Gemeinde. Erst Faber gelang es, den Konfirmandenunterricht und die Einsegnung der reformierten Kinder in seine Hände zu bekommen (1851).

Hierbei muß hervorgehoben werden, daß sich die Kräftigung der Gemeinde in durchaus friedlicher Weise

vollzog und niemals zu ernsten Trübungen des Verhältnisses zwischen der reformierten und der lutherischen Gemeinde geführt hat.

Die Wirksamkeit der auf Faber folgenden Prediger war zu kurz, als daß sie in der einen oder anderen Weise auf die Gemeinde von Einfluß hätte sein können. Die Predigerstelle bei der reformierten Gemeinde in Elbing war in jenen Jahren sehr gering dotiert, dazu schwer zu verwalten; ihrem Inhaber lag nämlich die geistliche Versorgung noch anderer reformierten Gemeinden ob. Die Stelle wurde nur mehr als eine Durchgangsstation angesehen. Nach Faber, also seit 1857, sind bis heute fünf Geistliche gefolgt. Diesem häufigen Wechsel dürfte zum Teil auch die ständige Abnahme unserer Gemeinde zuzuschreiben sein. Die Union von 1817 schadete ihr merkwürdigerweise nicht. Wisselinck hatte als Gegner der Unionsbewegung ihr Fortbestehen als nichtunierte Gemeinde zu sichern und ihr durch Einimpfung orthodoxer Anschauungen zu einem zähen Charakter zu verhelfen gewußt. Aus dem Gefühl dieses Charakters heraus konnte Faber einst sagen, daß die Gemeinde in Pr. Holland „auf dem felsenfesten Grunde eines lebendigen Glaubens und einer ungefärbten Liebe" stehe und „freudig in der Hoffnung" sei, „daß auch zu ihr gesagt ist das Wort des Herrn „„Fürchte dich nicht, du kleine Herde; denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben."" " Und wenige Jahre später (1862) stellte ihr der reformierte Superintendent Gerdien gelegentlich eines Besuchs das Zeugnis einer von starkem Glaubensbewußtsein getragenen Gemeinde aus. In Begeisterung sagte damals Gerdien: „Wo Glaubensgenossen in der Vereinzelung leben, da strahlt die Freude auf ihrem Antlitze, wenn einmal jemand sie besucht und sich um sie bekümmert. Das habe ich am lieblichsten in Pr. Holland erlebt, wo einige Gemeindeglieder mich überall hin, selbst bis zum entfernt liegenden Kirchhofe begleiteten und ihre Freude über mein Erscheinen nicht genugsam ausdrücken konnten."

Den ihr eigenen stabilen Charakter bewahrte die Gemeinde.

Die übrigen reformierten Gemeinden des ostpreußischen Oberlandes — Schlodien (mit den kombinierten Personalgemeinden Karwinden, Lauck, Schlobitten und Reichertswalde), Soldau[16]), Mohrungen und Gr. Samrodt — sind längst eingegangen, Pr. Holland aber besteht noch heute. Die Zahl ihrer Gemeindeglieder ist zwar von Jahr zu Jahr gesunken, sodaß sie jetzt nur etwa 18 Teilnehmer bei den einzelnen Abendmahlsfeiern nachweisen kann.

Der Prediger Dr. Maywald machte noch einmal den Versuch, auf das Gemeindeleben fördernd einzuwirken, indem er die Zahl der jährlichen Gottesdienste von acht auf zwölf erhöhte, sein Nachfolger und jetzige Prediger Falck behielt diese Einrichtung bei. Die Gemeinde ist so in der Lage, in jedem Monat den Geistlichen bei sich zu sehen[17]).

Es ist gewiß ein schönes Zeugnis für ihren Charakter, daß sie in der Abgeschlossenheit trotz der vielen Fährnisse, die ihr das 19. Jahrhundert gebracht, ihr Bestehen zu wahren wußte.

Möge Fabers Wort auch in Zukunft ihr Leitstern sein!

Statistisches aus diesem Zeitabschnitt.
(1807—1904).

	Taufen im Durchschn.[17a])	Einsegnungen im Durchschn.[17a])	Trauungen im Durchschn.[17a])	Kommunikanten bei den einzelnen Abendmahlsfeiern im Durchschnitt
1807—1842	?	?	?	?
1843—1849	?	?	?	17
1850—1859	6	3	1	29

16) Die reform. Gemeinde zu Soldau besteht heute nur noch dem Namen nach, schon seit einer Reihe von Jahren werden dort keine reform. Gottesdienste mehr abgehalten. (cf. „Mitteilungen der Litt. Gesellschaft Masovia“, elftes Heft.)

17) Das H. Abendmahl wurde in Pr. Holland gehalten jährlich 1708—1726: 4 mal, 1727: 1 mal, 1728: 1 mal, 1729—1755: 4 mal, 1768—1777: 4 mal, 1778: 5 mal, 1779: 4 mal, 1780: 3 mal, 1784—1806: 4 mal, 1843—1890: 2 mal, 1891—1899: 3 mal, 1900: 1 mal, 1901: 3 mal, 1902—1904: 4 mal.

17a) In den einzelnen Jahren.

	Taufen im Durchschnitt	Einsegnungen im Durchschnitt	Trauungen im Durchschnitt	Kommunikanten bei den einzelnen Abendmahlsfeiern im Durchschnitt
1860—1869	5	4	1	27
1870—1879	3	3	3	18
1880—1889	2	?	—	—
1882	—	—	2	—
1885—1889	—	—	—	16
1887	—	—	1	—
1888	—	—	1	—
1890—1899	2	?	—	13
1897	—	—	1	—
1898	—	—	1	—
1900	2	?	—	25
1901	—	?	—	20
1902	—	?	—	19
1903	—	?	—	29
1904	—	?	—	18

An Schenkungen und Vermächtnissen waren der Gemeinde bis zum Jahre 1780 zugefallen:

1709 schenkten die reform. Officiere des in Pr. Holland garnisonierenden Regiments „du Portal“ der Gemeinde „mit dem Beding, umb dem damahligen Kirchen-Bedienten, welcher gar kein Salarium hatte, davon gutes zu thun“ . . . . 111 fl. 20 gr.

1711 fiel der Gemeinde von den Reinhold Boyschen Erben zur Besoldung eines reform. Schulbedienten ein Kapital von 1000 „ — „ zu.

1715 überwies[18]) Christoph Friedrich Graf zu Dohna auf Reichertswalde der Gemeinde

18) Das Original der Schenkungsurkunde (von Christoph Friedrich eigenhändig ausgefertigt) befindet sich im Pr. Holländer reform. Pfarrarchiv (lose).

	meinde gleichfalls zur Besoldung eines reform. Schulbedienten ein Kapital von	300 fl. — gr.
1716	„hatt die Wittwe des seel: Herren von Huwald nachmahlige Fr: Gräffin Truchses Wal[d]burg Lutherana zum Ehren Gedächtniß ihres seel: Herrn . . . zum Schul-Capital legiret"	300 „ — „
1727	schenkte die Obristin von Bodeck „der Kirchen"	30 „ — „
1731	„ist von der Fr: Witwe des seel: Herrn Consistorial Assessors und Richtern Herrn Töpcke das was [der] Kirchen in dessen Testament legiret worden, nehmlich 20 Marck ausgezahlet" mit	13 „ 10 „
1770	(?) fiel der Gemeinde durch Hans Osvald v. Reibniz ein Legat zu im Betrage von	18 „ — „
1770	„op ordre et vor Rekoning van de Heer Franz Arnold Mullendorf te Breslau voor een te Amsterdam gekonde Collecte presenteert der Reformeerte Kerke te preusch-Holland durch Kauffleute von Conigsberg spedirt"	28 „ 19 „

Durch ein nach dem Tode des Vizebürgermeisters Dziack zugefallenes Legat (Testament vom $\frac{17.\ 2.}{16.\ 3.}$ 1778) wurde das Kirchenvermögen erheblich vermehrt. Die Zinsen der ursprünglich 1666 Thlr. 20 Sgr. betragenden Stiftung sind hauptsächlich zu Unterstützungen bedürftiger reform. Witwen und Studierenden reform. Konfession sowie zum Unterhalte armer Kinder bestimmt. Die Verwaltung des Legats geschieht nach einem Vergleich[18a]) durch das Presbyterium. Durch Ersparnisse hat sich das Vermögen des „Dziackschen Legatenfonds" bedeutend vergrößert. Der für die Zeit vom 1. April 1901—1906 aufgestellte Etat des Legats nennt

18a) Der auf Grund des Testaments zwischen den Erben und der Gemeinde geschlossene Vertrag vom $\frac{22.\ 5.}{5.\ 6.}$ 1784 wurde vom Reform. Kirchen-Direktorium unterm 28. 10. 1784 genehmigt. (Abschrift im Pfarrarchiv, Aktenstück Nr. 63.)

ein Barvermögen von 10553,85 Mk. Disponible Bestände werden zinsbar angelegt. — Im 19. Jahrhundert scheint das Kapitalvermögen der Gemeinde keine bedeutenderen Zuwendungen erfahren zu haben.

Der Kirchenkassenetat vom 1. April 1901—1906 weist ein Barvermögen von 16071,15 Mk. nach. Die Zinsen dieses Kapitals und die Einkünfte aus dem der Gemeinde gehörigen Hausgrundstück mit Gärten, Wiesen und Ackerland, ferner die Zuschüsse aus der königlichen Regierungshauptkasse zu Königsberg und Danzig und ein Zuschuß aus dem Dziackschen Legatenfonds im Betrage von jährlich 45 Mk. dienen in erster Linie zur Besoldung des Predigers und der übrigen Kirchenbeamten, sowie zur Deckung der Kosten des Gottesdienstes und zur Unterhaltung des Kirchensystems.

Eine Umlage wird in der Gemeinde zurzeit nicht erhoben.

Die Vertretung der Gemeinde

nach Außen hin geschah ursprünglich durch ein aus dem jeweiligen Prediger und zwei Laienmitgliedern bestehendes Presbyterium. Nach Waghas Tode drohte diese Einrichtung einzugehen, damals lagen die Geschäfte der äußeren Verwaltung in der Hand nur eines Gemeindemitgliedes. Die königliche Regierung sah sich daher veranlaßt, Wisselinck (am 16. Dezember 1810) anzuweisen, für die Bestellung eines zweiten Gemeindemitgliedes als Presbyter Sorge zu tragen, „damit von 2 Kirchen-Vorstehern unter seiner [Wisselincks] Aufsicht das Beste der Kirche besorgt werde", und unterm 15. März 1811 erhielt hierauf die Gemeinde zu ihrem bisherigen Presbyter Kuegler den damaligen Justizamtmann in Pr. Holland, Dessombés.

In dieser Weise wurde die Gemeinde bis zur Emanation der Kirchengemeinde- und Synodalordnung vom 10. September 1873 (Gesetzsammlung, Seite 417) vertreten. Eine im Sinne der §§ 3 und 28 a. a. O. gebildete Gemeindevertretung besteht

nicht. In wichtigeren Angelegenheiten pflegte man hier die wahlberechtigten Gemeindemitglieder zu berufen und anzuhören, eine Praxis, wie sie § 27 Absatz 2 der Kirchengemeinde- und Synodalordnung vorschreibt.

Gegenwärtig besteht das Presbyterium aus dem Prediger und zwei Ältesten, von denen einer von der königlichen Regierung als „Patronatsältester" bestellt ist.

4. Die Prediger.

1. Johann Wilhelm Geller, gebürtig aus der Grafschaft Isenburg-Büdingen in der Wetterau, wurde als Sohn des dortigen Predigers Geller am 10. 10. 1663 geboren. Im Alter von 24 oder 25 Jahren übernahm er im Hause Christoph Friedrichs Burggrafen und Grafen zu Dohna a. d. H. Reichertswalde auf Samrodt[19]) Kreises Mohrungen eine Erzieher- und Hauspredigerstelle. Der Umstand, daß die Mutter der ersten Gemahlin Christoph Friedrichs eine geborene Gräfin Isenburg-Büdingen war, wird zu der Annahme berechtigen, daß diese Familienverbindung dem „Candidatus Ministerii und Informator" Geller zu der Berufung nach Samrodt verhalf. — Im Jahre 1697[20]) begleitete er den Grafen nach Karlsbad, und dort verschaffte ihm der kurfürstliche Hofprediger Ursinus[21]) Gelegenheit vor dem damals auch in Karlsbad weilenden Kurfürsten Friedrich III. zu predigen.

Geller wurde hierdurch bei Hofe bekannt, und als noch in demselben Jahre in dem Samrodt benachbarten Pr. Holland eine reformierte Predigerstelle eingerichtet wurde, ersah man ihn für deren Besetzung aus.

19) cfr. Siegmar Graf Dohna, „Aufzeichnungen über die Vergangenheit der Familie Dohna", Bd. III. 1882 S. 107.

20) a. a. O. Seite 111 und 200.

21) Er war derselbe, der als preuß. Bischof die Salbung des ersten Königs von Preußen vollzog und 1705 in den Adelsstand mit dem Namen von Bär erhoben wurde. („Pr. Archiv". 1790, S. 108—110).

Die Berufungsurkunde ist bereits im zweiten Teile dieser Geschichte nach dem im reformierten Pfarrarchiv zu Pr. Holland befindlichen Original abgedruckt. — Ebendort, in dem Aktenstück betreffend „den Kirchensaal" von 1850, wird das Original (auf Papier) der infolge dieser Berufung an den Amtshauptmann in Pr. Holland, Heinrich von Houwald, ergangenen Kabinetsordre aufbewahrt; sie lautet:

„Seine Churfürstliche Durchleüchtigkeit zu Brandenburg p. Unser Gnädigster Herr, haben in gnaden verordnet, dass dem zu Preüssich-Holland bestelten Evangelisch-Reformirten Prediger, Geller, das nöhtige Hart- und Rauchfutter auf zwey Pferde, gereichet, auch auf dem Schlos daselbst ein bequehmes Losament, zu verrichtung des Gottes-Dienstes, eingeräumet werden soll, Wornach sich der dortige Haubtmann, p. der von Huwaldt, gehorsambst zu achten, und so wol gedachtes Losament anzuweisen, als auch das Futter auf ermelten Gellers, pferden, aus dem Ambt reichen zulassen. Signatum Mossiz den $\frac{18.}{28.}$ Sept. 1697.

Friderich.

v. Danckel[mann]."

Registraturvermerk Gellers auf der Rückseite des Originals:

„Churfl: befehl an den Herrn Hauptmann, theils ein bequehmes losament zur Verrichtung des gottesdienstes auff dem schloß einzuräumen, theils daß das hart und rauchfutter vor zwei pferde mir aus dem ampt soll gereichet werden.

anno 1697. d. 28. Sept. No. 2."

Geller war, wie die Order vom $\frac{8.}{18.}$ August 1697 zeigt, auch mit der Pastorierung der Reformierten in Riesenburg beauftragt worden. Gleich dem Amtshauptmann in Pr. Holland

erhielt denn auch unterm 11. Oktober 1697 von der Regierung der Amtshauptmann in Riesenburg den Auftrag dafür zu sorgen, daß Geller auf dem dortigen Amtshause ein Zimmer zur Abhaltung des Gottesdienstes und des heiligen Abendmahles angewiesen werde.[22]) In seltsamem Widerspruch steht zu diesen Anordnungen eine an das sogenannte Reformierte Ministerium zu Königsberg gerichtete Allerhöchste Order d. d. Cölln an der Spree $\frac{14.}{24.}$ Dezember 1697, nach der es des Kurfürsten „gnädigste intention ist, daß zu gedachtem Preusch-Hollandt bey der dortigen Evangelischen Reformirten Gemeine der dabey bestellte Prediger Geller, bey der Riesenburgischen aber der bey derselben schon seit einiger Zeit sich befindende Prediger Thomae [sc. aus Reichertswalde] wie bisher also auch ferner den Gottes-Dienst und die Sacra versehen soll."[23]) — Gleichwohl hat Geller doch, wie später auch in Elbing, so in Riesenburg pastoriert; wahrscheinlich aber erst nach Thomaes Tode.

Hier mag auch bemerkt werden, daß sich die Tätigkeit Gellers und seiner Amtsnachfolger bei der Riesenburger reformierten Gemeinde auf die Abhaltung nur weniger Gottesdienste und die Reichung des heiligen Abendmahls beschränkt haben dürfte. Nachweislich war dies so gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als immer noch die Pr. Holländer Prediger nach Riesenburg reisten; die übrigen Amtshandlungen besorgte damals der dortige lutherische Geistliche.

Warum Geller nicht schon im Jahre 1697 in Pr. Holland das Amt übernahm, haben wir aus der Vorgeschichte der Gemeinde erfahren; dieselben Gründe litten auch keine öffentliche Amtseinführung. Als Geller am Neujahrstage 1698 der reformierten Gemeinde zu Pr. Holland zum ersten Mal als ordent-

---

22) Kgl. Staatsarchiv zu Königsberg, Akten betr. „den Gottes-Dienst der Reform. auf denen Schlössern zu Riesenburg und Pr. Holland". Fach 51 ee. Et. Min.

23) Burgkirchenarchiv, Akten betr. „die auf die ref. Kirche in Pr. Holland sich beziehenden Kirchenangelegenheiten."

licher Geistlicher predigte, führte er sich selbst ein[23a]). Man hütete sich eben ängstlich davor, die Stände auf diese Neueinrichtung aufmerksam zu machen.

Am 15. Januar 1699 heiratete er die Erzieherin der jungen Gräfinnen in Reichertswalde, Maria Salignière.

Einer seiner Amtsnachfolger, Kleinschmidt, schildert Geller als einen sehr rührigen Seelsorger und führt hierfür als Beleg an, daß während seiner Amtsperiode „nicht allein verschiedene Mennonisten, sondern auch selbst Lutheraner reformirt worden, wie denn anno 1702. Herr Johann Wilhelm Christiani[24]) Doctor Medicinae, Physicus des Ober-Lands und . . . Stadt-Bürgermeister [zu Pr. Holland] sich öffentlich zur reformirten Religion bekennet hat", und „1714 ist . . . Carl George von Weißenfels, Erb-Herr auf dem Adeligen Guth Spitels [der vorher lutherisch war] gleichfals zu [der reform.] Kirche [über]getreten".

In seiner Gemeinde war Geller sehr beliebt. Als er im Jahre 1715 einen Ruf nach Stolp als Hofprediger erhielt, vernahm dieses die Gemeinde „sehr ungerne und der Magistrat schickte selbst Lutherische Deputirte aus dem Rath an Ihm, [um] Ihn im Nahmen desselben wie auch des Luth: Ministerii, mit welchem Er in sehr guten Vernehmen gestanden, zu ersuchen, Seine Gemeine und diese Stadt, wo es anders mögl: wäre, nicht zu verlassen" und Geller überließ „es der ferneren göttl: Direction, da dann bald hernach aus dem Königl: Kirchen Directorio [zu Berlin] ein rescript einkommen, daß Seine Königl: Majest: auf allerunterthänigstes Ansuchen der . . . Gemeine Ihn bey derselben zu lassen, allergnädigst placidiret, nebst Conferirung des Praedicats Ihres Hoff-Predigers".

Im Alter von 63 Jahren legte er sein „rühmlich geführtes Ambt" nieder und hielt „unter häuffigen Trähnen seiner Ihm bissher anvertraut gewesene Gemeine" die Abschiedspredigt.

23a) Siehe Seite 330.

24) Über Christiani findet sich Näheres im Erl. Preußen Bd. IV. (1728) Seite 489, Fußnote.

Widrige Umstände aber wollten es, daß er nach kurzer Unterbrechung von neuem die Kanzel betreten mußte; wir hören hiervon Näheres in dem Abschnitte, der seinen unmittelbaren Amtsnachfolger behandelt.

Geller starb am 7. September 1739[25]) in Pr. Holland. Die für ihn veranstalteten Begräbnisfeierlichkeiten gaben Anlaß zu einem unerquicklichen Streit.

Kaum hatte Geller die Augen geschlossen, als die Reformierten der Stadt den damaligen Amtsverweser Wilhelm Fabian von Saucken bestürmten ihnen zu gestatten, daß der reformierte Prediger aus Schlodien in der lutherischen Kirche zu Pr. Holland ihrem verstorbenen Seelsorger die Leichenrede halten dürfe. Obwohl nun ein königliches Rescript vom 30. März 1737 anordnete, daß in solchen Fällen der lutherische Geistliche zuständig sei, die lutherische Geistlichkeit von Pr. Holland gegen dies Vorhaben der Reformierten auch energisch protestierte willigte von Saucken doch in die Haltung der Leichenrede durch den Schlodischen reformierten Prediger ein. Die Oberräte erteilten von Saucken hierauf eine Rüge. Doch dieser beschwerte sich beim König. Und von Saucken drang durch! Die Oberräte mußten sich eine strenge Kritik ihres Verfahrens gefallen lassen. Ihre Haltung, so hieß es in der Order vom 13. März 1741, könne nicht im geringsten gut geheißen werden; „Vors künfftige werdet Ihr gar nicht fehlen, wann Ihr von dergleichen voreiligen Verordnungen abstrahiret, im Gegentheil aber Euch Bemühet, das Band der Einigkeit zwischen Beyderseytigen religions-Verwandten je mehr und mehr zu Befestigen und dazu alles mögliche Beyzutragen".

2. Friedrich Adolf Marees (Maresius) war i. J. 1691 in Berlin geboren, studierte in Frankfurt a. O. (immatr. 10. 6. 1709) und kam 1721 zu Ostern an das Kgl. Waisenhaus zu Königsberg als Informator und Prediger. Dort scheint er wenig gute

25) Die Angabe im Erl. Preußen Bd. IV Seite 499, Geller sei bereits 1726 gestorben, ist irrig.

Tage gesehen zu haben, denn mit seinem lutherischen Amtsbruder Berend[26]) lebte er in dauerndem Unfrieden. Die Mißhelligkeiten zwischen beiden arteten sogar zu Tätlichkeiten aus und machten das Einschreiten der Aufsichtsbehörde notwendig. Die noch vorhandenen Untersuchungsakten[27]) veranschaulichen diese Auseinandersetzungen in sehr drastischer Weise. — Am 30. Mai 1726 wurde Marees für Pr. Holland vociert und durch den reformierten Inspektor Schrotberg aus Königsberg am 1. September 1726 eingeführt[28]). Nach neun Monaten schon ereilte ihn hier ein böses Geschick. Es war nämlich der Regierung zu Ohren gekommen, daß sich Marees während seiner Amtszeit beim Königlichen Waisenhause in mehreren Fällen Verbrechen hatte zuschulden kommen lassen, die die in dieser Sache geführten Untersuchungsakten[29]) als „Libidines masculae" bezeichnen. Das gegen Marees geführte Strafverfahren ist dadurch besonders interessant, daß es dem König Gelegenheit gab, in den Gang der Verhandlungen persönlich einzugreifen.

Gegen Ende des Monats Mai scheint die Anzeige bei der Regierung in Königsberg eingelaufen zu sein, denn am 28. Mai 1727 wies letztere den Obristen von Glaubitz in Pr. Holland an, „den Ref. Prediger Maresium beym Kopfe nehmen und anhero bringen zu lassen." Bald darauf saß Marees in Königsberg hinter Schloß und Riegel, in Einzelhaft und in einem „Kerker", der „zwar doppelt verschlossen" war, in dem aber „allerorten" der Wind durchstrich. Im September klagt Marees, daß er in dem „schweren und harten Arrest" „bey heran nahenden Winter gäntzlich crepiren" zu müssen fürchte. Schrotberg und die Hofprediger Thomson und Cochius verwendeten

---

26) Berend war beim Kgl. Waisenhause von 1717 bis 1729.

27) Kgl. Staatsarchiv zu Königsberg. Fach 37, 2, b. Et. Min. — Dembowski, „Zur Gesch. des Kgl. Waisenhauses" (Jahresbericht der Anstalt von 1884, S. 8 und 9).

28) Auf Bitten der reform. Gemeinde zu Elbing und mit Genehmigung des Reform. Kirchen-Direktoriums reiste er auch nach Elbing zur Abhaltung des H. Abendmahls. (Es waren zwei Abendmahlsandachten im Jahre beabsichtigt).

29) Kgl. Staatsarchiv. Abteilung „Kgl. Waisenhaus," Et. Min.

sich für ihn, aber vergeblich; zudem schritt die Untersuchung äußerst langsam vorwärts, an seine Befreiung aus dem ungesunden Kerker oder an eine anderweite Unterbringung war nicht zu denken. Die Untersuchung wurde mit großer Härte geführt. Wieder und immer wieder wird auf Marees eingedrungen, der vollen Wahrheit die Ehre zu geben, und immer von neuem beteuert er, nicht mehr getan zu haben, als er selbst zugestehe. Nach einem Vierteljahr etwa konnte das Vorverfahren abgeschlossen werden. Als dem König das Ergebnis der Untersuchung mitgeteilt wurde, befahl er unterm 18. September 1727, daß, wenn Marees „die denuncirte facta nicht gestehen will, und genugsahme indicia gegen denselben vorhanden“, er „mit der tortur beleget werden soll“; und als einige seiner Amtsbrüder den König um Milde baten, dekretierte er am 17. November 1727, daß die angeordnete Inquisition „mit aller vigueur“ fortgesetzt werde. Dabei war man auf möglichste Geheimhaltung des Verfahrens bedacht. Endlich gelangte das Hofhalsgericht zu einem Urteil: Marees sei des Landes zu verweisen. Von einer Tortur hatte man Abstand genommen.

Dem König war dieser Spruch zu gelinde. In einer Order (ohne Datum, präsentiert am 26. Februar 1729) befahl er vielmehr, „das factum nochmals genauer zu untersuchen“ und die Angelegenheit alsdann einer auswärtigen juristischen Fakultät „zum Spruch Rechtens“ vorzulegen, er (der König) „vermeine, daß Er [Marees] das Leben verwirket habe“! — Wieder vergehen Monate, ehe die juristische Fakultät zu Frankfurt an der Oder, der man die Sache unterbreitet hatte, urteilte und wieder lautete das Urteil im Wesentlichen wie das des Hofhalsgerichts zu Königsberg: auf Amtsentsetzung und Landesverweisung, daneben Tragung der Kosten des Verfahrens.

Endlich, im Mai 1730 — nach genau dreijähriger Untersuchungshaft —, kam das Verfahren zum Abschluß. Durch Allerhöchste Order vom 22. Mai 1730 fand das Urteil der Frankfurter juristischen Fakultät die Bestätigung des Königs. Bald

darauf wurde der unglückliche Mann über die Grenze abgeschoben, seitdem ist nichts von ihm bekannt geworden.

Geller mußte diese traurigen Vorgänge noch miterleben. Einen neuen Prediger hatte man nach Marees' Verhaftung nicht gleich finden können, und so wurde denn auf Geller zurückgegriffen, der drei Vierteljahre den verwaisten Gemeinden Pr. Holland, Riesenburg und Elbing predigte.

Zum Nachfolger des Marees war der Rektor der reformierten Schule in Halberstadt, Johann Heinrich Bauer, vom Könige ernannt, der aber während der Reisevorbereitungen (1727) starb[30]). — Nach Bauer wurde

3. Dr. Stephan Arnold Wesenfeld hierher berufen. Geboren am 9. Juni 1701 als der älteste Sohn eines Universitäts-Professors in Frankfurt a. O. wurde Wesenfeld, nachdem er in seiner Vaterstadt studiert und „als Magister zwey Jahre die Stelle seines abgelebten Vaters auf der Universität durch philos. Collegia u. Disputirungsübungen versehen" hatte,[31]) in Berlin am 29. Juli 1728 ordiniert, trat uneingeführt in Pr. Holland am 19. September 1728 das Amt an, ging aber schon am 18. November 1731 als Hofprediger nach Crossen, wo er am 16. März 1732 eingewiesen wurde; er starb am 14. April 1756. — Wesenfeld pastorierte von Pr. Holland aus auch die reformierten Gemeinden Riesenburg und Elbing. Ihm folgte

4. Ludewig Reinhard Kleinschmidt, der als Sohn eines Professors und Predigers in Rinteln geboren war und in Frankfurt a. O. studiert hatte (immatr. 11. 4. 1722). „Er war unter den königl. Candidaten gewesen und hatte als solcher gereiset", war auch Erzieher im Hause des Ober-Hof-Marschalls von Printzen in Berlin und wurde dann unterm 13. April 1731 für Pr. Holland vociert. Bald darauf traf er hier ein, obwohl er erst am 18. November 1731 das Amt übernahm. In der Zwischenzeit scheint

---

30) Hering, Daniel Heinrich, Neue Beiträge zur Geschichte der Evgl.-Reform. Kirche in den Preuß.-Brandenburg. Ländern. 1786. (1. Teil.) Seite 220.

31) Hering, Daniel Heinrich, Neue Beiträge zur Geschichte der Evgl.-Reform. Kirche in den Preuß.-Brandenburg. Ländern. 1786. (1. Teil.) Seite 46.

er dem Prediger Wesenfeld zur Hand gegangen zu sein. Auch er verließ diese Stelle bald. Am 28. Januar 1735 ging er als dritter Domprediger nach Halle, „hierauf 1738 nach Bielefeld, wo er in der Mitte des Junius antrat. Den 20. September 1752 reisete er wieder ab, um dem erhaltenen Rufe zum ersten Prediger an der Peter-Paul-Kirche in Danzig zu folgen und fand da sein klägliches Ende. Er war ein geschickter, beredter, aber hochmüthiger Mann. In der Zeit, daß er in Bielefeld war, bekam er schon einen dreimaligen Anfall von einer großen Verwirrung des Gemüths. Er kam da an einem Sonntage auf die Kanzel, bereuete seinen Lebenslauf, klagte sich mit Thränen als den größten Sünder an, that eine Art von öffentlicher Kirchenbuße und verfiel darauf in eine große Schwermüthigkeit, die etliche Wochen anhielt. Im folgenden Jahre, um dieselbe Zeit, hatte er einen Anfall von entgegengesetzter ausschweifender Freude, in welcher er auch den Prinzen Dieterich von Anhalt-Dessau bey sich bewirthete, und dabey Pauken und Trompeten auf der Straße vor seinem Hause ertönen ließ. Das dritte Jahr, auch um dieselbe Zeit, bekam er wieder eine starke Anwandlung von Schwermüthigkeit. Nachher ist er so wiederhergestellet worden, daß er, so lange er in Bielefeld gewesen, nichts weiter von diesen Zufällen empfunden hat. Eine reiche Bürgermeisterfrau in Danzig, die sich seiner vortreflichen Gastpredigt noch erinnerte, welche er vor 20 Jahren daselbst gehalten hatte, empfohl ihn so den Vornehmsten der dortigen Gemeine, daß er zu jener wichtigen und ansehnlichen Stelle erwählet wurde, zu deren Annehmung er jetzt auch von Berlin aus Erlaubniß erhielt. Er gefiel in Danzig mit seinen Predigten, sie waren gut, ordentlich und vernünftig, ob sie gleich das Feuer nicht mehr hatten, das man ehemals an ihm bewundert hatte. Seine Beförderinn ward nun seine Beherrscherinn und vermehrete ihre Macht über ihn durch die außerordentliche Freigebigkeit, die sie ausübete; aber beides wurde sein Verderben. Sie verschrieb für ihn ein armes Frauenzimmer aus Detmold, gab ihr 20 000 Thaler mit, und er mußte sie wider seinen Willen heurathen. Ihre Wohlthaten gegen ihn

hatten kein Ende. Einmal beschenkte sie ihn mit einem ganzen Hause in der Stadt, ein andermal mit einem prächtigen Garten und Gartenhause vor der Stadt. Jene erzwungene Heurath und das Wohlleben, das aus dieser Überhäufung mit Wohlthaten entstund, benahmen seinem Geist Kraft und Leben. Er predigte seltener, äußerst schläfrich, dabey lange. Einsmals konnte er nach drittehalb Stunden kaum aufhören, wovon er zur Ursache angab, daß er es bloß auf Eingeben des Geistes Gottes gethan hätte. Endlich merkte er doch selbst die Zerrüttung seiner Seele, hielt eine recht sehr rührende Abschiedspredigt, als einer, der nun nicht weiter die Kanzel besteigen würde und nahm sich eine Reise vor, um sich aufzuheitern. Er wollte alle diejenigen Örter besuchen, wo er ehemals als Prediger gestanden hatte; war aber kaum einige Stationen weg, als man ihn schon als völlig verrückt zurückbringen mußte. Er hatte seinen Verstand so völlig verlohren, daß eine beständige Wache von vier Männern bey ihm erfordert wurde. [Er verfiel „in solche Raserey", „daß er in Ketten mußte geleget werden".] In diesem kläglichen Zustande lebte er mit untermischten guten Tagen fast anderthalb Jahre; starb endlich" 1761 am 14. Mai „plötzlich in [der] Nacht, und seine Gönnerin folgte ihm in vier Wochen nach. Sein Schicksahl ist um so mehr zu beklagen, da er von seinen Reichthümern den Dürftigen reichlich Gutes that."[32]) — Er pastorierte auch in Riesenburg und Elbing. Aus seiner kurzen Amtszeit verdient seine Sorge um die Hebung der hiesigen reformierten Schule hervorgehoben zu werden. Nach ihm kam

5. Johann Philipp Conrad Nad; er war aus Hersfeld in Hessen gebürtig, wo sein Vater Prediger war und hatte in Bremen das in dieser Gestalt heute nicht mehr bestehende reformierte Gymnasium Illustre besucht. Vor seiner Berufung nach Pr. Holland war er 3½ Jahre Inspektor am Joachimstal-

---

32) Hering, Daniel Heinrich, Neue Beiträge zur Geschichte der Evgl.-Reform. Kirche in den Preuß.-Brandenburg Ländern. 1786. (1. Teil.) Seite 176 und 237 ff.

schen Gymnasium zu Berlin (seit 1731), wohin er von Bremen gekommen war. Kleinschmidt führte ihn hier am 10. Mai 1735 ein, aber schon am 17. Juni 1740 gab er die Stelle auf, um als Professor an das reformierte Gymnasium nach Halle zu gehen. „In Halle trat er den 20. Oct. 1740 mit einer Rede an de utilitate, praestantia ac necessitate linguarum orientalium in theologia, wie er auch in den orientalischen Sprachen seine größte Stärke hatte. Er ging 1743 wieder ab, da er ordentlicher Professor der Theologie zu Frankfurt an der Oder wurde[32a]); lebte aber auch hier nicht lange, sondern ging 1746 nach Berlin, um sich von seiner Krankheit curiren zu lassen, und starb daselbst den 6. Jul. in solchem Jahre[33]).“ Von Pr. Holland aus pastorierte er auch in Riesenburg und Elbing. Gleich seinem Amtsvorgänger war ihm die Förderung der reformierten Schule sehr ans Herz gewachsen.

Er war nach dem Kirchenbuch mit Dorothea Sophia von Frauendorf verheiratet. — Sein Nachfolger war

6. Johann Heinrich Jacobi, der aus Hoingen in der Grafschaft Solms-Braunfels in der Wetterau gebürtig und vor seiner Berufung nach Pr. Holland in Samrodt (Kreis Mohrungen) Prediger war. Über ihn findet sich Näheres in dem 8. Heft der „Oberländ. Geschichtsblätter“. Er wurde unterm 24. Juli 1740 nach Pr. Holland berufen, ward in diesem Jahr auch Inspektor der reformierten Kirchen des Oberlandes,[34]) sowie Mitglied des Pomesanischen Konsistoriums zu Saalfeld und starb am 28. September 1767 in Pr. Holland. — Jacobi reiste „jährlich 4 mahl nach Elbing und Riesenburg, umb die heyl. Communion zu halten“. — Auf ihn folgte

---

32a) „8. Junii (1744) Johannes Philippus Conradus Nad Hassus, huc vocatus professor theologiae ordinarius.“ (Publ. aus den Kgl. Pr. Staatsarchiven. 36. Band. Ernst Friedländer, „Ältere Universitäts-Matrikeln“. I. Universität Frankfurt a. O. 2. Bd. Leipzig 1888, S. 361).

33) Hering, Daniel Heinrich, Neue Beiträge zur Geschichte der Evgl.-Reform. Kirche in den Preuß.-Brandenburg Ländern. 1786. (1. Teil.) Seite 191.

34) cfr. „Mohrunger Kreis-Zeitung“, Jahrgang 1905, Beilage zu Nr. 30.

7. Carl Collins, ein Sohn des Großbrittanischen Negotianten, Ersten Reformierten Gerichts-Assessors und Kommerzienrats Eduard Collins aus Königsberg, nachdem er in Frankfurt an der Oder studiert hatte (immatr. 18. 4. 1735) und von 1740 bis 1768 Prediger an der reformierten Kirche in Pillkallen gewesen war. Im Jahre 1767 nach Pr. Holland berufen, traf er am 26. Januar 1768 hier ein, hielt am 31. Januar die Antrittspredigt und wurde als Jacobis Nachfolger Inspektor des Oberlandes.[35]) Collins starb am 16. Oktober 1780. — Er pastorierte auch die reformierte Gemeinde in Riesenburg[36]) und seit 1774 mit Genehmigung des Reformierten Kirchen-Direktoriums die reformierte Gemeinde in Marienburg. — Seine Frau Wilhelmine Barker starb nach dem Kirchenbuch am 28. April 1773 im 53. Lebensjahr. — Nach Collins kam

8. Georg August Wilhelm Bornemann. Er war vor seiner nach hierher im Jahre 1781 erfolgten Berufung Informator beim Friedrichs-Waisenhause zu Berlin; der Inspektor Rindfleisch aus Elbing führte ihn ein. 1783 ging er nach Schlodien, wo er im Jahre 1800 starb. Seine Frau (geb. Reinhardt) überlebte ihn; sie bezog seit 1818 die Einkünfte (oder einen Teil derselben) aus dem Pfarrwittum in Pr. Holland und starb am 12. August 1831 in Elbing, wo sie als Witwe lebte. — Bornemanns Nachfolger war

9. Nathanael Gottlieb Waghas, gebürtig aus Stargard in Pommern. Er wurde, nachdem er am 1. September 1783 in Pr. Holland eingetroffen war, durch den Inspektor Rindfleisch eingeführt, war als Nachfolger Rindfleischs seit 1804 Inspektor der reformierten Gemeinden des Oberlandes und starb als letzter ordentlicher Prediger der reformierten Gemeinde Pr. Holland am 27. August 1807 im Alter von 54 Jahren. Seine Frau Johanna Margaretha war eine geborene Reinsdorff. — Waghas pastorierte auch die reformierte Gemeinde Riesenburg, deren

---

35) cfr. Fußnote 34.

36) Die reform. Gemeinde in Elbing hatte seit 1774 ihren eigenen Prediger.

Seelsorge nach ihm der reformierte Prediger aus Elbing, Wisselinck, übernahm.[37])

Seit Waghas Tode üben in Pr. Holland die jeweiligen Prediger der reformierten Gemeinde zu Elbing die Seelsorge aus.

Bisher waren es folgende:

1. Friedrich Wilhelm Carl Wisselinck, geb. in Salzwedel am 6. März 1772, kam 1805 nach Elbing und erhielt daneben die Pflege der reformierten Gemeinden Finckenstein, Graudenz, Gr. Tromnau, Marienwerder, Pr. Holland und Thorn, war seit 1807 Inspektor der reformierten Gemeinden des Oberlandes und von Westpreußen mit dem Charakter als Superintendent und starb am 2. März 1835[38]).

2. Albert Wilhelm Behr wirkte hier nach Conrads „Pr. Holland einst und jetzt" (Pr. Holland. 1897, Seite 204) vom 24. Dezember 1837[39])—1842. (Kommissorium vom 21. Juni 1838). Er starb in Tilsit.[40])

3. Theodor Julius Faber, geb. zu Königsberg den 12. März 1814, seit Ostern 1837 Hilfslehrer der dortigen Burgschule, seit Michaelis 1841 Rektor in Tilsit, als Prediger für Elbing ordiniert am 26. Februar 1843; sein Kommissorium datiert vom 4. März 1843. Er wurde nach Berlin versetzt.

4. Johann Robert Palmié; er war 1821 geboren, und war vor seiner Berufung nach Elbing und Pr. Holland, die am 19. März 1857 erfolgte, in Berlin. Der reformierte Superinten-

---

37) In dem ehemaligen reform. Superintendentur-Archiv zu Elbing (Aktenstück „B. 1.") befindet sich ein Erlaß des Reform. Kirchen-Direktoriums vom 21. 9. 1805, durch den Waghas angewiesen wird, die „seiner Angabe nach verlassene [reform.] Gemeine zu Raudnitz in Westpreußen auf die von ihm angezeigte Weise zu besorgen". Weiteres ist nicht bekannt.

38) cfr. „Preuß. Prov.-Blätter", Bd. 14, Seite 194 ff. und „Neuer Nekrolog der Deutschen" Bd. XIII. 1. Teil, S. 274—279.

39) In der Zwischenzeit kamen der reform. Prediger Elsner aus Gr. Samrodt und Braun aus Soldau hierher.

40) cfr. „Mohrunger Kreis-Zeitung", Jahrgang 1905 Beilage zu Nr. 30.

dent Gerdien aus Königsberg führte ihn hier am 3. Mai 1857 ein. 1867 ging er wieder nach Berlin und starb dort.

5. Johann Karl Heinrich Hoffmann; er war geboren zu Torgau am 11. Mai 1840, studierte in Halle und Leipzig, wurde 1867 ordiniert und ging 1773 an St. Peter und Paul nach Danzig.

6. Karl August Adalbert Daniel Herwig; er war geboren zu Potsdam am 17. April 1833, studierte in Berlin, wurde 1873 ordiniert, war vorher Rektor und Hilfsprediger in Müncheberg, Regierungsbezirk Frankfurt a. O.

7. Dr. Maywald, Gustav Wilhelm Max; er pastorierte hier seit dem 10. April 1885, war vorher Prediger in Buckow, Prov. Brandenburg, und starb am 20. November 1899.

8. Falck, pastoriert hier seit 1900; er kam aus Wossitz, Diözese Danziger Werder.

5. Der gottesdienstliche Raum.

Die Anfänge und Zustände der reformierten Gemeinde zu Pr. Holland weisen mit denen der ländlichen reformierten Personalgemeinden im Oberlande manche Ähnlichkeiten auf; denn auch sie sah ihre ersten Führer in Privatpersonen, deren Stellung und Energie der Gemeinde zur Existenz verhalf. Man darf wohl ohne Übertreibung sagen, daß in den Zeiten der Bedrängnis den reformierten Diasporagemeinden eine gewisse geistige Gemeinschaft innewohnte, die ihre Glieder fest zueinander halten ließ und sie auf gemeinsame Fährte mit gemeinsamem Ziele führte. Am trefflichsten kennzeichnet sich diese Eigenschaft in der Art der geistlichen Versorgung, der in dem Moment der Hergabe der Geistlichen — gewissermaßen als „Wanderprediger" — die Prägnanz verliehen wird. Wie auch die hiesige Gemeinde dieses Vorzuges teilhaftig wurde, zeigt ihre Vorgeschichte.

Daß das reformierte Glaubensbekenntnis in Preußen einen guten Teil seiner Verbreitung dem Adel zu danken hatte,

ist bekannt. Die von diesem in seinen Gutshöfen vielfach eingerichtet gewesenen Hausgottesdienste wirkten auf die Weitertragung der reformierten Religion in der vorteilhaftesten Weise. Zunächst waren es ja wohl nur die eigenen Untertanen, die — nicht immer ohne Zwang — an jenen Privatandachten teilnahmen. Dann hielten sich die Bewohner der weiteren Umgegend nach und nach zu diesen Versammlungen. Die fremden reformierten Kolonisten besuchten sie gern. Aber auch Neugierde mag die lutherische Bevölkerung in jene Kapellen gezogen haben, in denen ein anderer Gotteskultus als der altgewohnte geübt wurde und der, nicht zu vergessen, oft nur heimlich betrieben werden konnte, war doch die Landesregierung und mit ihr die lutherische Geistlichkeit den Reformierten nichts weniger als günstig gesonnen; und wieder wird der Reiz des Verbotenen den schlichten Bürger und Bauer mächtig gepackt und in den Schoß der reformierten Kirche geführt haben.

Solche Privatgottesdienste, wie wir sie im 17. Jahrhundert bei den Burggrafen und Grafen zu Dohna finden, waren auch die ersten gottesdienstlichen Versammlungen der Reformierten in der Stadt Pr. Holland. Als die Seele jener Unternehmungen haben wir bereits einen der dortigen reformierten Amtshauptmänner kennen gelernt, der für die Abholung der Prediger aus Königsberg sorgte und als gottesdienstliches Lokal ein Zimmer im Amtshause, dem durch Markgraf George Friedrich 1578 vollendeten Schloß, bereit gestellt hatte. Erst als im Jahre 1697 die Gemeinde öffentlich ins Leben trat, erhalten wir sichere Nachrichten von der Einräumung eines „bequehmen Losaments“ im Schlosse. Wir werden uns dieses „Losament“, das in der Urkunde vom $\frac{8.}{18.}$ August 1697 „Zimmer“, von Geller im Kirchenbuch oft „Gemach“ und „Convocationsstube“, später gewöhnlich „Schloßkapelle“ auch „Schloßkirche“[41]) genannt wird, als einen nach reformiertem Brauch in einfachster Weise hergerichteten Raum

41) Die erste öffentliche Trauung fand hier am 26. 7. 1716 statt; die vorigen waren Haustrauungen.

zu denken haben. Ein Tisch als Altar und wenige Bänke oder Stühle mögen die Ausstattungsgegenstände der Kapelle gewesen sein. Vielleicht kam damals schon ein Positiv[42]) hinzu.

Dies genügte der jungen Gemeinde. Was hätte sie sich auch mehr wünschen sollen? Die Einfachheit des Äußeren lag ja in ihrem Charakter und die freie Religionsübung war ihr gegeben.

Die örtliche Lage des 1697 der Gemeinde vom Kurfürsten zur freien Benutzung überwiesenen Raumes im Schloßgebäude läßt sich heute mit Sicherheit nicht mehr bestimmen. Von diesem Raum heißt es 1733, daß er „baufällig auch zum beständigen Gottes-Dienst unbequem war" und deshalb „die eine Helffte von dem Corps de logis des Schlosses darzu ersehen" wurde, „wo noch anjetz [also 1733] der Gottes-Dienst ohne alle Hindernüss gehalten wird." Diese Mitteilung ist sehr unklar und deutet nur darauf hin, daß der 1697 eingeräumte Saal nach nicht zu langer Zeit von der Gemeinde aufgegeben werden mußte. Im „Erl. Preußen" Bd. IV (1728!) Seite 498 ist davon die Rede, daß die Kapelle der Gemeinde im Schloß „aus 2 Gemächern . . . . aptiret worden" sei. War dieser aus zwei Zimmern hergerichtete Raum nun die 1697 geschaffene Kapelle oder jener Saal, von dem 1733 gesprochen wird? Der 1733 genutzte Raum lag zu ebener Erde[43]). Lukanus nennt in seiner Chronik „Preußens uhralter und heutiger Zustand" (1748)[44]) Seite 619 den von der Gemeinde benutzten Raum den „großen Schloß-Saal".

---

42) 1769 war ein solches von 6 Registern vorhanden.

43) Königl. Staatsarchiv zu Königsberg, Fach 51 ee. Et. Min. „Wegen Abtretung des gottesdienstlichen ref. Raumes im Schloß zu Pr. Holland als Caserne". (Diese Akten gehörten vormals zum Reform. Kirchen-Direktorium in Berlin.)

1725 und 1726 machte die Garnison der Stadt Versuche, den Beetsaal für ihre Gottesdienste zu verwenden. Nachdem auch einigemal der Militärgottesdienst hier abgehalten worden war, verweigerte die Gemeinde die weitere Benutzung, indem sie ihre Ablehnung damit begründete, daß die Räumlichkeit nicht ausreichend sei. (Ref. Pfarrarchiv zu Pr. Holland „Protocollum Ecclesiasticum Hollandiae in Prussia incoeptum Anno MDCCXXVI".)

44) Manuskript in der Königl. Bibliothek zu Königsberg.

1769 hören wir dann wieder von der Kapelle, als es sich um die Unterbringung der Pr. Holländer Garnison im Schloßgebäude handelte[45]. Damals traten die Militärbehörden an die reformierte Gemeinde mit dem Verlangen heran, ihren Kapellenraum als Kaserne zu überlassen. Die Behörden fanden bei der Gemeinde wenig Entgegenkommen, aber die Energie der ersteren zwang zur Nachgiebigkeit. Die Beschaffung eines neuen Lokals verursachte viel Aufregung. An Vorschlägen mangelte es nicht. Drei Pläne lagen vor. Zunächst dachte man daran, die oberen Räume des reformierten Predigerhauses in einen Kapellenraum umzuwandeln, doch hätten die erforderlichen Umbauten unerschwingliche Kosten verursacht. Dann wandte man sich an die lutherische Gemeinde und bat sie um Bereitstellung der St. Bartholomäuskirche. Die reformierte Gemeinde scheint damals sogar zur Errichtung eines Simultaneums bereit gewesen zu sein; doch dieses Unternehmen scheiterte an dem Widerstande der lutherischen Gemeinde. Sodann war die Einräumung des Sitzungssaales im Rathause in Erwägung gezogen worden, hiergegen opponierten aber Bürgermeister und Rat der Stadt. — Endlich fand sich eine sehr naheliegende Lösung; der Gemeinde wurde im Schloßgebäude ein Raum[46] angewiesen; es ist derselbe, den sie noch heute benutzt. Die Kosten der Einrichtung trug der Fiskus[47], die Gemeinde und das Reformierte Kirchen-Direktorium zu Berlin war mit Allem einverstanden. Diese Kapelle liegt im ersten Stockwerk des nordöstlichen Flügels[48], zu ihr führt eine in dem unteren Geschoß gelegene besondere Eingangstür und Treppe.

---

45) Siehe auch Conrad „Pr. Holland einst und jetzt", 1897, Seite 109 Zeile 16 und 17.

46) Dieser neue Kirchenraum war etwa 5 Fuß schmäler und ebensoviel kürzer als der alte Raum. Der Mittelgang war in der alten Kirche 4 Fuß, in der neuen damals 6 Fuß breit.

47) Königl. Staatsarchiv zu Königsberg, Fach 51 ee. Et. Min.

48) Ein Grundriß des Landbauinspektors Bertram vom Jahre 1768 und 1769 befindet sich bei der Königl. Bauinspektion in Braunsberg.

Im Unglücklichen Kriege teilte sie mit vielen anderen Kirchen im Lande das Schicksal dem Feinde preisgegeben zu werden. 1807 am 24. September meldete das Presbyterium der Regierung, daß „bey Etablirung der französischen Bäckerey im hiesigen Schloss für das 1te Kayserl: französische Corps d'Armée im Anfang März d. J. auch der Kirchen-Saal zum Brod-Magazin . . . genommen worden" sei. Da mußte denn die lutherische Gemeinde mit ihrem Gotteshause aushelfen. In Pr. Holland war damals der Superintendent Jedosch der Erste Geistliche und dieser bewillkommte die Reformierten in herzlichster Weise.

Seitdem hat die schlichte Kapelle in dem weiten Schloßgebäude keine bedeutenderen Ereignisse in ihren Mauern sich abspielen sehen.

Die Kosten der inneren baulichen Unterhaltung des Kapellenraums werden aus Mitteln der Gemeinde bestritten, während die Erhaltung des Daches, der äußeren Ringwände und der Fundamente an dem Schloßgebäude innerhalb der Grenzen des Saales nach einer Verfügung der königlichen Regierung zu Königsberg, Abteilung für direkte Steuern, Domainen und Forsten, vom 24. September 1850 (56/9 II)[49]) dem Fiskus obliegt, also außerhalb der Verpflichtung der Kirchengemeinde liegt.

6. Über das Predigerhaus

und seine spätere Bestimmung als Prediger-Witwenhaus ist bereits in der Besprechung von den Besoldungsverhältnissen der Prediger gehandelt. Hier bleibt zunächst noch einiges über seine Geschichte vor 1740 zu berichten.

---

49) Bauakten der Königl. Regierung (Schulabteilung) zu Königsberg. In dieser Verfügung erkennt die Regierung auch an, daß der Betsaal der Gemeinde 1697 unentgeltlich überlassen worden sei. — Über die Eigentumsverhältnisse am Schloß findet sich Ausführliches bei Conrad, „Pr. Holland einst und jetzt", 1897, Seite 111/112.

Für eine Predigerwohnung war weder vom Staat noch von der Gemeinde bei der Berufung des ersten Geistlichen gesorgt worden, und so sah sich Geller, als er im Jahre 1698 in Pr. Holland eintraf, genötigt, eine Mietswohnung zu beziehen. Es hat den Anschein, daß Geller damals schon das nachmalige Predigerhaus bewohnte. 1701 ist einmal davon die Rede, daß er das untere Stockwerk dieses Hauses inne hatte, während oben „jemandt der Engelmannschen Erben, denen daß Hauß zu kommet" wohnte[50]).

Im Jahre 1704 erwarb Geller das Grundstück als „Ganzerbe" ohne Braugerechtigkeit für 2700 Mark (à 20 Groschen in jede Mark gerechnet) „cum reservatu Magistratus, daß dieses Hauß die real praestanda jährl. bezahlen und wieder an einen incorporirten Bürger verkauft werden solle"[51]). Der mit dem Verkäufer, Joachim Friedrich Stürtzenbäcker, geschlossene Vertrag vom 14. April 1704[52]) läßt in den Besitz Gellers „was im Hause" ist nebst dem „daran befindlichen Stall", sowie „denen dazu gehörigen Äckern und Huben Garten" „erblich und eigenthümlich" übergehen. Das Hausgrundstück lag „am Marckte, zwischen Herrn Reinhold Hermlings Hause und dem engen Gäßchen".

Geller trat im Jahre 1726 bezw. 1728 vom Amte zurück, seine Nachfolger Marees, Wesenfeld, Kleinschmidt und Nad waren wieder gezwungen, für ihre Wohnung selbst zu sorgen.

1740/1742 endlich erwarb die Kirchengemeinde das ganze Grundstück als Predigersitz[53]). Sie war in seinen Besitz mit

---

50) Königl. Staatsarchiv zu Königsberg, Fach 51 ee, Et. Min. (lose).

51) Königl. Staatsarchiv zu Königsberg, Fach 51, e², Et. Min. Akten „wegen Abtretung des gottesdienstlichen Raumes im Schlosse zu Pr. Holland als Caserne".

52) Akten des Königl. Konsistoriums zu Königsberg „von denen zu Pr. Holland bestellten Reformirten Predigern de anno 1728, 1732, 1435, 1740, 1742, 1743, 1762, 1768, 1769, 1770."

53) Der Kaufvertrag ist abgedruckt im 8. Heft der „Oberländischen Geschichtsblätter". — Ingrossiert am 1. Mai 1742.

sämtlichen Rechten und Pflichten getreten[54]). Aus der Bauunterhaltungspflicht des Hauses und Zubehörs erwuchsen der Gemeinde bei ihrer ungünstigen Vermögenslage manche Sorgen. Soweit bekannt, erfuhr das Predigergebäude in der Zeit von 1740—1806 vier größere Reparaturen: 1754, 1768, 1786 und 1805. Die Baukosten im Jahre 1768 bezifferten sich nach dem Anschlage auf die hohe Summe von 1132 Taler. Um eine Beihilfe zu erreichen, war die Gemeinde an den Fiskus herangetreten und die Königliche Pr. Kriegs- und Domänenkammer in Königsberg stellte daraufhin unterm 3. Juni 1768 fest, daß aus ihren Akten nicht ersichtlich sei, ob jemals aus Königlichen Kassen ein Beitrag zu Bauten oder Reparaturen dieses Hauses hergegeben worden war; es bestände vielmehr die Vermutung, daß das Predigerhaus „jederzeit aus Kirchen-Mitteln im Bau unterhalten" sei. Gleichwohl erklärte sich die Regierung bereit, das zu dieser Reparatur erforderliche Bauholz „in der Osterodschen Heyde ohnentgeldl: anweisen zu lassen". Bei den späteren Bauten und Reparaturen beteiligte sich Fiskus durch die Holzlieferung oder durch einen Barbeitrag. Weiter mußten Kollekten, die in der Provinz eigens für diesen Zweck abgehalten wurden, aushelfen. Für die Deckung des Restbetrages hatte dann wohl die Gemeinde zu sorgen.

Mit der Umwandlung des Predigergrundstücks in einen Predigerwitwensitz wurde die Kirchengemeinde der Sorge für die Bauunterhaltung enthoben.

Der Ministerialerlaß vom 4. September 1809 hatte bekanntlich angeordnet, daß die Pacht des Ackers und der Scheune

---

54) 1749 beantragte das Reform. Kirchen-Direktorium beim General-Direktorium zu Berlin, das Predigerhaus von „sämtlichen Oneribus publicis und . . . Service-Gelde" zu befreien. Letzteres entschied am 4. 9. 1749, daß, weil es sich hier um ein onus reale, „so dem fundo inhaeriret" handelt, dem Hause diese Befreiung nicht zugestanden werden könne. Doch bliebe der reform. Prediger von den oneribus personalibus frei. (Akten des Königl. Geh. Staatsarchivs zu Berlin „wegen nachgesuchter Befreiung des zur perpetuirlichen Prediger-Wohnung . . . . . gewidmeten Hauses. 1746—69". Fol. 9. Gen. Dir. Ostpr. Nr. 5).

zum Unterhalt des Hauses verwendet werden sollten und eine Regierungsverfügung vom 16. Dezember 1810 genehmigte noch, „daß zur Unterhaltung des Predigerhauses und Bestreitung der mit der Zeit entstehenden größeren Reparaturen der Ertrag der Miete von der 2. Etage und ein jährlicher Zuschuß von 10 Thlr. aus der Kirchenkasse zur Sammlung eines Fonds" zu verwenden sei[55]. Ein solcher Baufonds wurde denn auch damals angelegt und seitdem aus ihm die Kosten der Reparaturen gedeckt. Doch 1867, unterm 17. Juni, genehmigte die Königliche Regierung die Aufhebung dieses Fonds, weil er aufgebraucht war. In der Folge wurde der Mietszins des Predigerwitwenhauses abzüglich einer dem Prediger zu Elbing für die Aufgabe seines Anspruchs auf eine Stube in dem Hause zu zahlenden Entschädigung von 150 Mark sowie der Pachtertrag des Landes außer zur Deckung der Witwenpension auch zur Bestreitung anderer laufenden kirchlichen Ausgaben verwendet. In den Jahren 1877, 1884 und 1901 wurden die Predigerwitwenbezüge neugeregelt und dabei noch hervorgehoben, daß aus den Einkünften des Grundstücks auch die Baukosten und andere laufende Ausgaben bestritten werden müssen.

Der zu dem Grundstück gehörige alte Stall wurde 1866 durch einen neuen, massiven ersetzt. Aus feuerpolizeilichen Gründen errichtete man ihn aber nicht auf der alten Stelle; er ist kleiner als der frühere: 16 Fuß lang, 12 Fuß breit, 8 Fuß zwischen Fundament und Balkenlage hoch; dazu gehörte eine 7 Fuß hohe hölzerne Umwährung.

Die Größe des zweistöckigen Predigerhauses wurde 1814 auf 70 Fuß Länge und 24 Fuß Breite angegeben Eine von dem Landbaumeister le Juge im Jahre 1822 entworfene Zeichnung des Hauses befindet sich bei den Akten des Pfarrarchivs betr. „den Ausbau des Predigerwitwenhauses".

Das Hausgrundstück trägt die katasteramtliche Bezeichnung „Pr. Holland Blatt 1 Seite 401 No. 26".

---

55) Akten der Königl. Regierung (Schulabteilung) zu Königsberg betr. die reform. Kirche zu Pr. Holland „Hoheitssachen".

7. Der Begräbnisplatz.

Als die Gemeinde um die Wende des 17. Jahrhunderts öffentlich ins Leben trat, war sie gegenüber der lutherischen Gemeinde recht klein; in den ersten zwei Jahrzehnten betrug die Zahl der Abendmahlsgäste bei den einzelnen Kommunionen etwa 30 bis 40. Die Gemeinde setzte sich der Mehrzahl nach — abgesehen von den Militärpersonen — aus Handwerkern und Kaufleuten zusammen, die nur gering bemittelt waren. Vermutlich hatten die Gemeindeglieder bei der Einrichtung des Kirchensystems nur Beiträge zur Beschaffung des Gestühls und der sonstigen inneren Ausstattungsgegenstände für die Kapelle hergegeben. Ihre Leistungsfähigkeit reichte offenbar nicht zum Ankauf von Glocken und Begräbnisplatz aus. Der Mangel eines eigenen Begräbnisplatzes machte sich besonders unangenehm bemerkbar.

Zu den vielen kränkenden Zurücksetzungen, die die Reformierten in Preußen vor den Lutheranern bis ins 18. Jahrhundert hinein zu dulden hatten, gehörte, daß sie ihre Toten oft nur „in der Stille" und „ohne Glocken und Schule", zuweilen auch nur abends zur letzten Ruhe geleiten durften. Dieser Brauch war zum Teil auch in Pr. Holland, und zwar noch bis ins vierte Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts, üblich. Es hing damals lediglich von dem Ermessen der lutherischen Geistlichkeit ab, ob die Reformierten ihre Leichen mit oder ohne das lutherische Glockengeläute und mit oder ohne (lutherische) Schule beerdigen durften, auch erhob die lutherische Geistlichlichkeit den Anspruch am Grabe des zu Beerdigenden sprechen zu dürfen. Endlich mag in den Reformierten das Unbillige dieses Verlangens eingesehen worden sein. 1734 schwebten zum ersten Mal Verhandlungen, die eine Gleichberechtigung mit der lutherischen Gemeinde hierin erstrebten. Eine Verfügung d. d. Königsberg 7. September 1734[56]) bestimmte, daß die Reformierten

56) Königl. Staatsarchiv zu Königsberg, Fach 51 ee. Et. Min. Akten „die Begräbnisse der Reformirten zu Pr: Hollandt betr.".

„ihre Todten entweder ohne alle Ceremonien in der Stille begraben, oder aber, wenn sie allein das Geläute verlangen und weder [luther.] Prediger noch [luther.] Schul Bediente bemühen wolten, auch nur blos für die Glocken zu bezahlen schuldig seyn möchten.“

Solange die reformierte Gemeinde eines eigenen Friedhofes entbehrte, verfuhr man nach dieser Vorschrift. Im Jahre 1778 wurde die Angelegenheit noch einmal aufgerollt und untersucht. Die in diesem Jahre geführten Verhandlungen[57]) gewinnen dadurch noch besonders an Wert, daß sie sich auch des näheren über die Bestimmung der lutherischen Kirchhöfe in der Stadt Pr. Holland aussprechen.

Von dem Kirchhofe „bey der Barthol. Kirche“, heißt es dort, daß „dieser kleine Kirchhof . . . von jeher nur für die Adeliche und Königl: Bedienten Leichen privative destiniret“ sei. Eine Verfügung vom 9. März 1778 ordnete an, daß „hinfüro keiner, er sey von welcher Religion er wolle, seine Todten auf diesem Kirchhofe zu beerdigen Fug und Macht haben“ solle „als nur derjenige, welche etwa auf demselben schon ex jure qvaesito eine Gewolbe hat, alle andere Leichen“ sollten „auf dem St. George-Kirchhofe beerdiget werden.“ Dieser („bey der St. Georgen Kirche“) wiederum war ein „allgemeiner Kirchhof,“ „auf welchem Leichen nicht nur der Einwohnern vilioris Conditionis, sondern eximirter Personen, Herrn Officiern, ihrer Gemahlinnen und adelichen Kinder, ohne Unterschied beerdiget“ wurden.

Die Reformierten beerdigten auf dem Kirchofe der Bartholomäus-Kirche.

Endlich kam die Gemeinde zu einem eigenen Begräbnisplatz, indem ihr der Vizebürgermeister Reinhold Dziack durch Testament vom $\frac{17.\ 2.}{16.\ 3.}$ 1778 ein Landstück eigens zur Anlegung eines Kirchhofs vermachte. Obwohl Dziack schon im folgenden Jahre starb, gelangte die Kirchengemeinde doch erst 1784 in

57) Königl. Staatsarchiv zu Königsberg, Fach 51 ee, Et. Min.

den unumschränkten Besitz jener Landfläche[58]). Dieser Platz wird heute noch von der Gemeinde als Friedhof genutzt; er liegt an der nach dem Dorfe Crossen führenden „Schanzenstraße.“

Die Gemeinde war nun zwar der Not enthoben, sich des lutherischen Kirchhofes bedienen zu müssen, sie blieb aber durch das Fehlen eigenen Geläutes — und noch bis heute — der lutherischen Gemeinde gegenüber bei jeder vorkommenden Beerdigung in einer abhängigen Stellung. Die Verwaisung der reformierten Gemeinde nach des Predigers Waghas Tode brachte sie der lutherischen Gemeinde sehr nahe; zu vielen Amtshandlungen mußte sie wegen der damals beschwerlichen Post- und Wegeverbindung nach Elbing die lutherische Geistlichkeit in Anspruch nehmen. Es waren aber nicht nur äußere Amtshandlungen, die von den lutherischen Geistlichen an den Reformierten ausgeübt wurden, auch Handlungen, die im Grunde nur dem reformierten Prediger zukamen, waren zum Teil in ihre Hände übergegangen; hierhin gehörte der Konfirmanden-Unterricht und die Einsegnung der reformierten Kinder[59]), die Kirchenbuchführung[60]) und die Begleitung der Leichen. Sehr bezeichnend für die beiderseitigen Beziehungen war der Anspruch der lutherischen Gemeinde auf Zahlung von Stolgebühren an ihre Kirchenbeamten, auch wenn die Reformierten von ihren Diensten keinen Gebrauch gemacht hatten.

Der Superintendent Jedosch war der reformierten Gemeinde gegenüber immer sehr tolerant gewesen, und doch hielt er diesen Anspruch trotz Gegenvorstellungen aufrecht.

---

58) Durch Vergleich vom $\frac{22.\ 5.}{5.\ 6.}$ 1784, genehmigt vom Ref. Kirchen-Direktorium unterm 28. 10. 1784. (Abschrift im ref. Pfarrarchiv, Aktenst. Nr. 63).

59) Schon an anderer Stelle wurde berichtet, daß erst wieder mit dem Jahre 1851 der reform. Konfirmandenunterricht und die Einsegnung in die Hand der reform. Prediger übergegangen war.

60) Wohl seit 1807 und bis 1850 wurden die von der luther. Geistlichkeit an den Reformierten vorgenommenen Amtshandlungen in die luther. Kirchenbücher eingetragen; der reform. Prediger erhielt am Jahresschlusse nur eine summarische Mitteilung.

Hierin konnte erst eine Verfügung der Königlichen Regierung zu Königsberg vom 21. August 1811 Klarheit schaffen. Bei der Wichtigkeit, die diese Verfügung für die reformierte Gemeinde immer behalten wird, folgt sie hier wörtlich:

„An den Superintendenten Jedosch, Hochwürden in Pr. Holland.

Wir eröffnen Ihnen auf die in dem Bericht vom 7. d. Mts. gemachte Anfrage, daß die dortigen Reformirten auch jetzt, da sie ihren Prediger nicht zur Stelle haben, blos für den Gebrauch der Glocken bei den Begräbnissen die Gebühren an die lutherische Kirche zu bezahlen haben, und es also bei der bisherigen Einrichtung verbleibet, daß sie weiter keine Gebühren an die lutherische Kirche und deren Bediente entrichten dürfen, und daß das in Hinsicht der Katholiken angeführte hier keine Anwendung findet."

Aber bald war diese Bestimmung in Vergessenheit geraten. Erst Faber (1843—1856) gelang es, den alten Rechtszustand der reformierten Gemeinde wiederherzustellen und sie von dem Parochialzwange der lutherischen Gemeinde zu emanzipieren.

Die Kirchenbuchführung und die Unterrichtserteilung sowie Einsegnung der reformierten Kinder fiel also in die Hände des reformierten Geistlichen zurück; wegen der Begräbnisse hatte die Königliche Regierung dem damaligen Superintendenten Volkmann in Pr. Holland eröffnet, wie es nicht angemessen erscheine, den Reformierten, wenn sie sich bei ihren Beerdigungen ihres eigenen Kirchhofes und nur des Geläutes der evangelisch-lutherischen Kirche bedienen, außer dem tarifmäßigen Glockengelde noch andere an die letztgedachte Kirche und deren Diener zu entrichtende Gebühren aufzulegen.

Seitdem sind wohl keine den Kirchhof der reformierten Gemeinde angehende Bestimmungen von den Aufsichtsbehörden getroffen worden. — Seine Verwaltung und Unterhaltung untersteht der Kirchengemeinde und dem diese repräsentierenden Presbyterium.

Ein Grundbuchblatt ist von dem Kirchhofe zurzeit nicht vorhanden.

8. Das Inventarium.

Von den im Eigentum der Gemeinde befindlichen Inventarienstücken sind als bemerkenswert die silbernen Tauf- und Abendmahlsgeräte hervorzuheben, und zwar:

1. eine sechseckige Weinkanne mit Schraubdeckel und vergoldeten Kanten, nach der Inschrift auf derselben von den Gebrüdern G. W. und B. D. von Bodeck der reformierten Schloßkirche in Holland geschenkt am 14. Mai 1700, deren Wappen sich auf einer Seitenfläche befindet,

2. eine schöne getriebene silberne Taufschale, ein Geschenk des Amtshauptmanns Heinrich von Houwald und seiner zweiten Gemahlin D. Charlotte, geborene von Tettau, worauf das Wappen des Ersteren und die Initialen H. V. H. und D. C. V. T. auf der Schale hindeuten.

9. Ein Kirchensiegel[61])

führte die Gemeinde bereits im Jahre 1726. Es zeigte als Devise einen in einem Blumentopfe stehenden dürren Rosenstock und eine Hand, welche ihn mit einer Gießkanne begießt; die Überschrift lautet: FERENDUM ET SPERANDUM, die Umshrift lautet: Sigill. Eccles. Reform. Holland[62]). Die Devise ist entlehnt einem Werke des Saavedra, welches den christlichen Fürsten darstellt, wie er sein soll, und zwar in der Weise, daß an der Hand von hundert auch abgebildeten Symbolen (Devisen)

---

61) Diese Beschreibung ist entnommen aus Conrad „Pr. Holland einst und jetzt", 1897, Seite 200, 201.

62) Nach einem Bericht des Predigers Marees d. d. Pr. Holland 1726 Novemb. 26 beruht die Devise auf Saavedrae Idea Principis Christ. Politi Symbol. XXXIV pag. m. 265. (cfr. Protoc. Ecclesiast. Hollandiae 1726 im Archiv der Gemeinde).

die Tugenden desselben exemplifiziert werden; so durch das 34. Symbol die Geduld, welche nicht den Mut verliert, wo nicht gleich — wie bei dem dürren Rosenstock — Frucht und Blüte sich zeigt. Der Spruch soll nach dem Verfasser von Empedocles herstammen und später das Symbol des Kaisers Makrinus gewesen sein.

Ein späteres Siegel der Gemeinde zeigt ein aufgeschlagenes Buch mit der Aufschrift: BIBILA (statt BIBLIA) und der Umschrift: SIEGEL DER REF. KIRCHEN ZV PR. HOLL. U. RIESENB.

Das neueste, gegenwärtig benutzte Siegel zeigt ein aufgeschlagenes Buch mit den griechischen Buchstaben *A* und *O* (nach Offenbar. Joh. 1, 8) und der Umschrift: REFORMIERTE KIRCHE. PREUSSISCH HOLLAND.

10. Die Schule.

Über der Gründung und den ersten Schicksalen der reformierten Schule zu Pr. Holland schwebte kein glücklicher Stern. Abergläubische Leute mögen das Mißgeschick während ihrer Gründungsjahre wohl mit dem traurigen Los ihres Stifters, des unglücklichen Predigers Marees, in Zusammenhang bringen. — Jedenfalls waren die Anfänge der Schule ungewöhnlich.

Bis zur Ankuft des Predigers Marees in Pr. Holland (1726) besuchten die reformierten Kinder der Stadt die lutherische Schule, „woselbst sie wenig profitirten". Dieser Umstand und der, daß die Gemeinde einiges Vermögen besaß, aus dem sie zum Unterhalte eines Lehrers beisteuern konnte, veranlaßten Marees, Schritte wegen Anstellung eines solchen in die Wege zu leiten. Er wandte sich — im Einverständnis des Presbyteriums — zunächst an den Inspektor Schrotberg nach Königsberg. Seine Gemeinde, berichtete er, besäße zur Zeit ein Kapital von 3583 Gulden 10 Groschen, aus dessen Zinsen sie einen Schulmeister bezahlen könnte. Sie wäre aber gern mehr beizutragen willig, auch mensam ambulatoriam würde sie ihm stellen, daneben solle er von jedem

Kinde quartaliter einen Thaler erhalten. Ein reform. Schulmeister könnte in Pr. Holland wohl „sein stückgen Brod finden".

Noch in demselben Jahre (im Dezember) gehen Prediger und Kirchenvorsteher direkt an das Reformierte Kirchen-Direktorium. Sie führen in ihrem Antrage aus, daß jetzt das von Christoph Friedrich Grafen zu Dohna und dem Rittmeister Bellimont und Reinhold Bobi (?) „hierzu expresse legirte Capital" auf 4177 Gulden 10 Groschen angewachsen sei, von dessen Zinsen 50 Thaler zur Lehrerbesoldung verwendet werden könnten, dazu käme der Freitisch, 20 Groschen polnisch vierteljährlich von jedem Kinde, ferner freies Holz und ein „Jahrmarktsgeld".

Das Reformierte Kirchen-Direktorium genehmigte die Vorschläge.

Jetzt handelte es sich um die Besorgung eines geeigneten Lehrers. Ein Bewerber fand sich sehr bald in der abenteuerlichen Person eines Johann Ernst Wegner. Nach seinen Personalien befragt, gab er an, aus Dommerkau in polnisch Littauen zu stammen und Student der Theologie zu sein; Zeugnisse könne er zwar nicht aufweisen, da sie ihm mit vier Hemden im „Weißen Schwan" zu Elbing gestohlen seien. Dafür legte er aber ein sehr günstiges Zeugnis eines Herrn Albrecht v. Bandemeur aus Demmin vor, dessen Kinder er angeblich unterrichtet hätte. Der Hofprediger, Inspektor Joh. Jac. Schrotberg, gab Wegner an, kenne ihn sehr gut und des reformierten Predigers Cannot Vater in Königsberg sei einst sein Rektor gewesen. — Um sich der Richtigkeit dieser Angaben zu versichern, bat Marees Schrotberg um Auskunft. Ehe diese in Pr. Holland eintreffen konnte, vergingen einige Tage und der junge Schulamtsbewerber benutzte die Zeit, um sich bei Nacht und Nebel aus dem Staube zu machen, „weilen vielleicht seine garstige Lebensarth würden entdecket werden". Aus Königsberg kam dann auch bald die Nachricht, daß Wegner dort unbekannt sei.

Um Kandidaten für die zu gründende Schule war man indes nicht verlegen. Unmittelbar darauf hatte Marees einen

Studenten aus Königsberg, Michael Friedrich Müller[63]), in Aussicht. Ob Müller hier das Amt antrat, ist ungewiß. 1729 war bereits bei der Schule ein Rektor Conrad Friedrich Reinsch aus Berlin, der aber schon nach einvierteljährlicher Tätigkeit die Stelle aufgab. Welche Gründe ihn bewogen haben mögen, nach so kurzer Beschäftigung Pr. Holland zu verlassen, sind nicht bekannt geworden. Dieselben Motive dürften der Anlaß dazu gewesen sein, daß die Stelle in den folgenden zwei bis drei Jahren mit dem Glöckner der Gemeinde, Johann Peter Lucco, besetzt werden mußte, der aber „zur Unterweisung der Jugend gar nicht bequem" war.

Erst dem Prediger Kleinschmidt (1731—1735) gelang es, der Schule zu einem ordentlichen Lehrer in der Person eines aus der Pfalz gebürtigen Johann Mathias Scheidt (Scheit, Scheyd, Scheydt) zu verhelfen. Dieser trat wohl 1732 hier das Rektoramt an, er wird in dem Kommunikantenregister noch 1756 genannt. Scheidt stand dem Schuldienste „so wohl" vor, „daß auch selbst die Luthersche Herrn Predigern" bezeugten, „daß sie ihre Kinder Ihm gerne in [die] Schule schicken möchten, wann sie anderst nicht, dem unverständigen Urtheil des gemeinen Volcks dadurch bloß gestellet würden".

Soweit das Kommunikantenregister Auskunft gibt, waren hier nach Scheidt:

1757 Kantor Heß,
1757, 1767 Kantor Sax,
1772, 1776 Kantor Johann David Schmidt,
seit 1777 Kantor Johann Carl Schmidt[64]),
wohl seit 1781 oder 1782 Johann Friedrich Pico, als Rektor und Organist.

Pico entstammte einer schon früh in Pr. Holland zugewanderten Emigrantenfamilie, die in den Kirchenbüchern als Picau, Picaut, Picod, Picot und zuletzt als Pico erscheint. Von

---

63) Die recht interessante Vokation ist als Anlage 1 beigegeben.
64) Die Vokation ist als Anlage 2 beigegeben.

seinem Vater hatte Johann Friedrich Pico ein Hausgrundstück mit Braugerechtigkeit geerbt, das im Unglücklichen Kriege in tiefe Verschuldung geriet. Mit dem Stelleneinkommen von 200 Gulden und dem wenigen Schulgeld (er hatte „fast lauter arme Schulkinder“) konnte Pico schließlich in Pr. Holland sein Auskommen nicht mehr finden. So benutzte er die erste günstige Gelegenheit, die hiesige Stelle aufzugeben. Im Jahre 1810 ging er als Kantor nach Pillau, wo er schon 1813 oder 1814 starb.

Pico war der letzte Lehrer der Anstalt. Mit der Abnahme der Gemeinde war naturgemäß auch ein Sinken der Schülerzahl verbunden. Wisselinck sagt[65]) 1807, Pico bezöge sein Gehalt, ohne das Geringste dafür zu tun, denn an reformierten Kindern mangele es beinahe ganz und gar und jährlich würde kaum eins konfirmiert, schon seit einer langen Zeit würde nicht mehr unterrichtet.

Die Verhältnisse der Schule lagen um das Jahr 1800 also recht traurig, und es wäre damals schon sehr gut gegangen, die Anstalt aufzuheben, doch was hätte dann mit dem Lehrer getan werden sollen, der in diesem Amte grau geworden war? Man rührte also nicht an dem morschen Gebäude und überließ es ihm, von selbst in sich zusammenzufallen.

Im Jahre 1810, als Pico seiner alten Vaterstadt den Rücken kehrte, war denn endlich der Zeitpunkt erreicht, an dem sich die Schule nach noch nicht 85jährigem Bestehen auflöste.

Über ihren Auflösungsakt ist keine Nachricht auf uns überkommen; still, ohne den heute üblichen endlosen Schriftwechsel und ohne Sang und Klang ist sie von dem Schauplatz des öffentlichen Lebens zurückgetreten. Bald wurde sie vergessen. Die heutige Generation weiß nichts mehr von ihrem einstigen Bestehen.

---

65) Akten „C. I. 1“ im ehemaligen reform. Superintendentur-Archiv zu Elbing.

Anlage 1.

Wir Prediger und Kirchen Eltesten der Reformirten Gemeine alhier in Preüsch-Holland, thun kund und fügen hiermit zu wissen demnach von E Hochwürdigen Kirchen Directorio zu Berlin auf unser Gesuch per Rescriptum de dato Berlin von 31. Jan. a. c. erlaubet worden, einen Teütsch-Lateinischen Schulmeister zu halten, und uns der Ehrbahre und Wolgelahrte Herr Michael Frid: Müller in Vorschlag gebracht, daß wir dannenhero resolviret, Ihm zu Praeceptoren hiesiger Reformirten Jugend zu vociren und zu bestellen. Wir thun auch solches hierdurch und in Krafft dieses dergestalt und also:

1. Daß Er die Jugend die Furcht des Herrn als der Weißheit Anfang beybringe, vor allen Dingen Gott lernen lieben, dem Gebeth fleißig abwarthen, auch in den Gründen des Christenthumbs nach Anleitung des zu Berlin recipirten Heydelbergischen Catechismi fleißig die Jugend zu unterrichten. Und daferne Kinder von einer andern Confession die Schule frequentiren wolten, soll Er dieselbe nicht gegen der Eltern willen nöthigen, den Reformirten Catechismum zu lernen, sondern in solcher Stunde den Psalter Davids oder geistliche Lieder so sie zu Hause auswendig gelernet, hersagen lassen.

2. Darauf halten, daß die Jugend fleißig den Gottesdienst besuche, zu dem Ende am Son und Feyertage vor der Predigt in der Schule die Kinder versamle, in guter Ordnung zur Kirchen ein und ausführen, beobachten, daß sie in der Kirchen sich still und züchtig betragen, den Gesang mit behöriger Andacht abwarten und mit singen, in währender Predigt und Gebeth alles Geschwätzes und Muthwillens sich entschlagen und nach gehaltener Predigt in der Schule examinire was sie behalten.

3. Die bestimten Stunden als des Morgends von 7 bis 10 Uhr, Nachmittages von 2 bis 4 Uhr fleißig beobachten und die Jugend in latein, lesen, schreiben und rechnen treülich zu informiren, vor Anfang und Endigung der Information vor und

nach dem Gebeth ein Psalm aus den Lobwasser und ein geistlich in den Kirchen üblich Lied alternatim singe.

4. Auch dahin sehen, daß die Kinder sich reinlich und manierlich halten, nicht nur in studiis, sondern auch in moribus profitiren.

5. In züchtigung der Jugend sich alles polterns und unziemlicher Hefftigkeit enthalten und dagegen alle Väterliche Bescheidenheit und Mässigkeit gebrauchen, doch dergestalt, daß wegen der mäßigen schädlichen Lindigkeit oder Verzärtlung der Jugend keine Klagen fürkommen.

6. Für seine Persohn in seinen Ambt und Leben mit Worten und Werken sich eines ehrbaren aufrichtigen und Gottseligen Wesens und Wandels befleißigen.

7. Keine unnöthige Reysen anstellen, und wan ja ihme was vorfiele, es jederzeit bey unserm Presbyterio gehörig melden und permission suchen.

8. Daß Er Sr. Königl. Maj. als seiner höchsten Landes Obrigkeit treü und hold sey, wie getreüe Unterthanen gegen ihrer Obrigkeit gebühret und wol anstehet, sich in allen von Ihro oder dero in Gott ruhenden Vorfahren publicirten und noch zu publicirenden Verordnungen und Decreten gehorsamlich unterwerffen, auch der Jugend allen der höchsten Obrigkeit schuldigen Respect Lieb und Furcht wol einbilden, sodann, daß sie ihren Eltern, hohen Befehlshabern, Predigern und allen Vorgesetzten schuldige Ehrerbietung erweisen sollen.

9. Auch seine Bedienung nicht verlasse, er habe dann bey unsern Presbyterio dessen Uhrlaub genommen und sey von demselben seiner geleisteten Pflichten gebührlich dimittiret.

Da hingegen haben Wir ihm für solche seine Ambts-Verrichtung jährlich hundert und funffzig Gulden polnisch aus unsern Kirchen Gefällen zu heben versprochen, auch mensam ambulatoriam procuriret, und von jeden Kinde quartaliter zwantzig groschen polnisch, ingleichen Jahrmarckt und Holtz-Geld, wie sonsten in andern Schulen gebräuchlich zu gesaget. Gestalt ihm dann dieses sein Quartal mit sieben und dreißig Gulden

funffzehn Groschen polnisch gegen Ouitung gereichet und damit von Reminiscere bis Trinitatis jetzlauffenden Jahres der Anfang gemachet werden soll.

Urkundl. unter unserer eigenhändige Unterschrifft und der Kirchen aufgedruckten Insiegel. So gegeben Preüsch Holland d. 5t. Martii 1727.

Fridrich Adolph Marees.
(L. S.) Johann Dziack.
Jacob Bestvater.

Anlage 2.

Seiner Königl: Majestaet von Preußen, zu dero Evangelisch Reformirten Kirchen Directorio Wir Verordneten Würcklicher Geheimer Etats und Justiz Ministre auch Chef President und Räthe, Thun Kund und fügen hiemit zu wissen; Demnach durch den Todt des Johann David Schmidt der Cantor- Küster- und Schulmeister Dienst bey der Evangelisch reformirten Gemeine zu Preusch Holland erledigt und zu dessen wieder besetzung Uns von dem dortigen Inspector und Prediger den Johann Carl Schmidt, als ein dazu überall geschicktes auch sonst gehörig qualificirtes Subjectum in Vorschlag gebracht und angerühmt worden: so haben Wir diesen Vorschlag genehmiget, verordnen und bestellen dahero ihn Johann Carl Schmidt hiemit zum Cantor- Küster- und Schulhalter bey vorgedachter reformirten Gemeine zu Pr: Holland, Thun auch solches hiedurch und in Kraft dieses dergestalt und also: Daß gleich seinem Antecessori und nach Erfordern er solchen Kirchen und Schul-Dienst Treu und fleißig verwalte, hier unter alle Anweisung des ihm Vorgesetzten Inspectoris und Predigers, bey Visitation der Schule und sonst gebührend willigst annehme und schuldigst befolge, also und insonderheit die Jugend im Lesen, Schreiben und Rechnen, vornehmlich aber im Catechismo pflichtmäßig unterweise, die zum Unterricht bestimmte Stunden gehörig abwarte, der Jugend mit einem rühmlichen Exempel vorgehe und im übrigen sich dergestalt betrage, wie es einem rechtschafnen

und gewissenhaften Cantor, Küster und Schulmeister wohl anstehet und gebühret, er es auch gegen Gott und Uns zu verantworten sich getrauet. Dahingegen und für solche seine Ambts Verrichtungen und Dienste hat er Johann Carl Schmidt alljährlich Einhundert Gulden Preußisch Gehalt, aus dortigen Kirchen Aerario, mit allen zu solchen Diensten gehörigen Emolumenten gleich seinen Antecessoren von der Zeit an, da des letzteren oder dessen Witwe Hebung cessiret, nehmlich zuerst für das Quartal vom 1.ten April bis 1.ten Juli a: c. mit resp: 25. fl. Pr: zu erheben und zu genißen, inngleichen die Acht Gulden pr: wegen Riesenburg, so lange der Inspector und Prediger ihn allein dorthin mit zu nehmen gut finden wird. Urkundlich unter Unserm größern Insiegel geschehen und gegeben zu Berlin den 1ten Jul: 1777.

(L. S.). v. Dörnberg.

Thym.

Verhandlungen Polens
mit dem
Kurfürsten Georg Wilhelm im Dezember 1627.

Von

Dr. Gustav Sommerfeldt.

Am 6. Juli 1626 landete König Gustav Adolf in Pillau und nahm in rascher Folge die längs des Haffes gelegenen Städte bis Marienburg hin, das er am 18. Juli besetzte. Die überraschenden Erfolge, die weit hinausgingen über die Plänkeleien, die bis dahin zwischen Polen und Schweden in Livland stattgefunden hatten[1]), machten naturgemäß in Warschau einen tiefen Eindruck, so daß man nicht nur Truppenkräfte in jene Gegend dirigierte, sondern auch aufs schleunigste eine gemeinsame Aktion mit Kurbrandenburg anzubahnen bemüht war.

Koniecpolski, der polnische Feldherr, traf bei Dirschau auf die Schweden, die hier ein befestigtes Lager bezogen hatten, wurde indessen geschlagen. Auch Kämpfe bei Mewe und Mohrungen fielen zugunsten der Schweden aus, die seitdem bei Marienwerder und Stuhm ihre Stellungen hatten, und auch dem brandenburgischen Kontingent, das sich im Sommer 1627 nach langem Zögern zu den Polen schlug, Niederlagen bereiteten. Die Folge war, daß zunächst im August eine Neutralität zustande kam[2]), die am 22. Oktober dann um ein halbes Jahr

---

1) K. Lohmeyer, Gustav Adolf und die preußische Regierung im Jahre 1626 (Neue preuß. Provinzialbl. 63. 1860, S. 343 ff.).

2) J. G. Droysen, Geschichte der preußischen Politik. Bd. III, 1. Leipzig 1861. S. 65.

verlängert wurde, indem eine Gesandtschaft der preußischen Stände unter Führung des Obermarschalls Andreas von Kreytzen in persönlicher Unterhandlung mit dem Schwedenkönig zu Elbing den Vertrag abschloß.

In der Gegend von Stuhm nun beim Dorfe Honigfeld hatten am 2. September 1627 andere Verhandlungen stattgefunden, die einen direkten Ausgleich zwischen Polen und Schweden bezweckten, aber resultatlos verliefen. Unter den polnischen Abgeordneten wird uns hier Magnus Ernst von Dönhoff, Hauptmann von Dorpat und polnischer Hofjunker und Oberst, genannt[1]), der später weit ansehnlichere Rollen mit mehr Glück im öffentlichen Staatsleben noch spielen sollte[2]).

Georg Wilhelm erschien zum Schutz des bedrohten Herzogtums persönlich in Preußen und schlug seine Residenz in Königsberg auf, von wo aus er vergeblich bemüht war, vermittelnd zwischen den beiden kriegführenden Mächten zu wirken[3]). Nach Königsberg wurde Dönhoff dann im Dezember 1627 zwecks Unterhandlungen mit Georg Wilhelm im polnischen Interesse entsandt und ihm eine aus Warschau datierte ausführliche Instruktion mitgegeben[4]), die zunächst die Münzfrage ins Auge faßte, dann die Schließung der Ostseehäfen und Unterbindung des Handels für die Dauer des Krieges empfahl, endlich die zwecks Erreichung des Friedens mit Schweden zu ergreifenden Maßregeln darlegte, wobei Dönhoff auch auf die bestimmten Zu-

1) Isr. Hoppe, Geschichte des ersten schwedisch-polnischen Krieges. herausgegeben von M. Toeppen. Leipzig 1887. S. 203.

2) In älterer Zeit hatte Dönhoff schon einer polnischen Gesandtschaft angehört, die den Schweden mit Vollmacht vom 6. und 7. Juli 1625 Forderungen des Polenkönigs überbrachte. Th. Hiärn, Ehst-, Lyf- und Lettländische Geschichte, hrsg. von C. E. Napiersky (in: Monumenta Livoniae antiquae. Bd. II Riga 1839. S. 5).

3) Droysen a. a. O. S. 65.

4) Lemberg, Bibliothek des Ossolinskischen Instituts Codex 209. Blatt 85—86. Es enthält dieser Band, dessen Schriftstücke sonst meist in polnischer Sprache abgefaßt sind, die Kanzellariatsakten aus der Zeit des Jakob Zadzik, Bischofs von Kulm, in den Jahren 1626—1628.

sicherungen hinweisen sollte, die eine Gesandtschaft des Kurfürsten an König Sigismund III., seinen Schwager, in zuvorkommender Weise schon gemacht hatte. Es wird Dönhoff aber anbefohlen, über alle Punkte nur die Meinung des Kurfürsten auszukundschaften, und sich in speziellerer Weise dann klar zu werden über die Basis, auf der dieser beabsichtigen möge, das Friedenswerk zu einem gedeihlichen Abschluß zu bringen[1]).

„Instructio, ex cuius praescripto generosus Magnus Ernestus Denhoff, capitaneus Derpatensis, sacrae regiae maiestatis aulicus, legatione nomine eiusdem maiestatis apud illustrissimum principem dominum electorem Brandeburgicum fungi debet. Data Varsaviae die . .[2]) mensis Decembris anno domini 1627." „Cum sacrae regiae maiestati, domino nostro clementissimo, ac reipublicae intersit, ut legatio haec quam primum expediatur, dabit operam dominus legatus, ut recta Regiomontum, aut ubi illustrissimum electorem esse cognoverit, nullibi immorando sese conferat, ac ubi accessum ad illustrissimum electorem habuerit, inprimis paternum sacrae regiae maiestatis affectum propensique animi studium suae maiestati testabitur, nec non diuturnam prosperamque incolumitatem, felicesque actionum et consiliorum successus, faustaque ac prospera omnia precabitur, deinde redditis fidei literis legationem Latino vel Germanico idiomate ad hunc sensum prosequetur. Existimat sacra regia maiestas dominus noster clementissimus illustrissimum electorem, uti feudatarium suum et reipublicae principem, ita omnes feudalis iuris ac officii rationes secum expendere, ut probe intelligat, quam et ipse et ducatus Prussiae a regno Poloniae velut membrum a corpore dependeat, quidve praescripta regiminis formula, quod pactorum feudalium iura fidesque ac officium a sua maiestate requirunt. Hinc ob eum cum reliquo reipublicae corpore nexum, ita omnia, quae ad publicam regni tranquillitatem atque utilitatem tuendam

1) Über die Mangelhaftigkeit der preußischen Einrichtungen zur „Defension" siehe Lohmeyer a. a. O. S. 343—344 und Hoppe a. a. O. S. 187.

2) Das Datum hat der Verfertiger der Kanzleihandschrift offen gelassen.

et propagandam spectant, illuc quoque derivantur, ut commoda ornamentaque omnia regni cum illustritate sua ducatuque Prussiae communia esse videantur. Ea de causa cum in proxime celebratis comitiis nonnulla publico ordinum decreto sancita[1]) sint, quae vel ad ornamentum pacis, vel ad belli subsidium pertinere videbantur, eorundem decretorum publicorum lege ducatum quoque Prussiae comprehendi debere ordines regni censuerunt. Inprimis vero ad utilitatem publicam, quae vel nixe recta rei administratione monetariae constat pertinere, visum, ut ad futura comitia cussione monetae minoris cessetur. Cum vero ex formula pactorum res monetaria ducatus Prussiae a valore et pondere monetae regni dependeat, ususque monetae ac officinae suae illustris Regiomontanae iuxta praescriptum pactorum cussae cum moneta regni communis sit, non potuit ea cessatio in officiis monetariis regni decerni, quin et decreto officinae quoque suae illustritatis subiaceant. Quare paterne sacra regia maiestas dominus noster clementissimus illustrissimum electorem hortatur, ut legi publicae ea in parte minime refragari velit, quin ostendat se et publicae utilitati et supremi dominii autoritati tantum tribuere, quantum par est principem cognatum pactisque ac foederibus suae regiae maiestati ac reipublicae adstrictum. Ac ea quidem cussationis lex domestica utilitatis incrementum spectabit, caeterum altera de portubus praecludendum commerciisque terra et mari interdicendum ad belli gerendi commoditatem vel nobis suppeditandam, vel hosti eiusque fautoribus adimendum. Commeatu nimirum aliisque rebus hinc evehi solitis hosti subtractis, qui tantum abest, ut impedito portu Gedanensi reipublicae, prout sperabat, aegre faceret, ut eadem ad sponte occludendum reliquos adduceret, nihil sibi grave ordinibus inclyti regni huius ducatibus, quam non religionis libertatis gloriae causa aequo animo ferre velint ac possint. Quamobrem eandem legem sibi quoque servandam illustrissimus elector dicet portubus in ducatu interclusis eo quidem alacrius, quod primum isthic belli sedem hostis po-

1) Hs.: sata sint.

suisset, et ad inferendum Prussiae regali bellum fores apertas in ducatu invenisset, ac tandem subditos illustritatis suae novis et insolitis ibidem exactionibus aggravasset. Caeteris item rebus, quae ad subsidia belli in comitiis decreta pertinent[1]), non ambigit sacra regia maiestas suam illustritatem fidei ac officio suo minime defuturam, quin potius ultro et consilia, opes conatusque suos omnes directuram, ut et existimationem suam a sinistris multorum opinionibus, et ditiones a belli calamitatibus et periculis vindicet. Sacra quidem regia maiestas dominus noster clementissimus tantum sibi de illustritate ipsa persuadet, ut etiam belli pacisque consilia cum sua illustritate communicare minime dubitet, tantumque suae illustritatis erga se et rempublicam fidei, tantum mutuae necessitudini arctissimaeque coniunctioni confidit, ut in pacis tractatione, ad quam sese ipsius illustritas offert, eius etiam opera uti cupiat, ratus fore id ad felicem negotii huius successum accommodatum, si cognato et multis beneficiis obstricto tractationem pacis committeret. Quod quidem eo liberius sacra regia maiestas facit, quod sua illustritas per legatos suos regiae maiestati propensionem et alacritatem suam ad promovendum pacis negotium ultro declaraverit, sibique dari occasionem testandae hac in parte erga regiam maiestatem ac rempublicam egregiae voluntatis poposcerit. Quam ob rem ea in parte mentem suae illustritatis dominus legatus diligenter explorabit, et quo pacto pacificationis negocium suscipere velit, dextre et prudenter expiscabitur, demum responsum in scriptis a sua illustritate flagitabit, seque quam celerrime expediri et dimitti postulabit. Quae omnia dexteritati, prudentiae, fidei domini legati sacra regia maiestas dominus noster clementissimus committit."

Über Dönhoffs Aufnahme in Königsberg war aus den vorliegenden Quellen nichts zu ermitteln. Die Angelegenheit kam aber mit der von dem Polenkönig gewünschten Schnelle zum

1) Hs.: pertinet.

Abschluß, indem Dönhoff unterm 30. Dezember 1627 folgende Antwort des Kurfürsten zugestellt wurde[1]):

„Responsum electoris. Ad ea, quae nomine sacrae regiae maiestatis Poloniae et Sueciae domini, cognati et affinis nostri, parentis loco observandi legatus eiusdem magnificus et generosus dominus Magnus Ernestus Denhoff, capitaneus Dorpatensis et belli prefectus, proposuit, nos Georgius Guilhelmus etc. mentem et sententiam nostram sequentem in modum filiali pro observantia declarandam respondendumque esse duximus. — Primo quidem nos, ut feudatarius sacrae regiae maiestatis et reipublicae princeps, ita omnes feudalis iuris ac officii raciones nobiscum expendimus, ut probe intelligamus, quam et nos et ducatus noster in Prussia veluti membrum ab inclyto regno Poloniae ceu corpore dependeamus, optime ad haec memores, quid praescripta regiminis formula, quid pactorum feodalium iura fidesque et officium nostrum a nobis requirant. Quae omnia ut magnificus dominus legatus recte allegavit nobisque in memoriam ex praescripto instructionis suae revocare voluit, ita libenter ac examussim pactis illis feudalibus, tam antiquissimis perpetuis quam novissimis, iuribusque omnibus exinde dependentibus inhaerebimus ac insistemus, ac ex illo praescripto ac tenore ad capita illa quatuor nobis proposita responsum nostrum depromemus et formabimus existimantes nexum, quo ad nos et ducatum nostrum cum reliquo reipublicae corpore nullum firmiorem diuturnioremque esse posse, quam si pacta illa, quibus divi antecessores et maiores nostri ducatum hunc nostrum inclyto Poloniae regno unitum membrumque coniunctum esse voluerunt, sacrosancta, salva et in omnibus intemerata sint permaneantque. Iis vero vel obiter saltem discussis examinatisque luce meridiana clarius apparebit, nos et ducatum nostrum iuribus suis et decretis privilegiisque ac immunitatibus peculiaribus constare, nec secus constitutionibus regni sive olim tempore antiquissimo sive noviter

1) Ebenfalls abschriftlich: Codex 209, Bl. 86—92.

modo quocunque sancitis et laudatis subiacere ac obstrictum esse. Nescimus exinde, unde hoc provenerit, quod in constitutionibus binis comitiorum proxime celebratorum tam quoad cessionem cudendae monetae minoris, quam conclusionem portus nostri Regiomontani nos et ducatum nostrum per expressum insertum esse intelligamus. Nolumus equidem iis in refutandum, quantum nos et ducatum nostrum attinet, prolixi esse, cum res per se sit evidentissima et plane nova, atque totum hoc, quidquid intercessit, non tam studio et voluntati alicui nobis iuribusque ducatus nostri accendi derogandique, quam vel errori vel favori negocia haec maturandi nimio, idque in occupationibus profundissimis adscribere possumus, quo et pro hac vice repositum esse volumus nulli dubitantes in posterum, ne simile quid fiat, sacram regiam maiestatem dominum parentem nostrum observandissimum deligenter serioque prohibituram ac interdicturam esse, idque paterne et clementer praeterea curaturam ac effecturam, ut tam iuribus et regalibus nostris, quam immunitatibus et praerogativis ducatus nostri omnibus et singulis locus vigorque maneat integerrimus et illibatus. Procedendo autem ad res ipsas, de quibus a sacra regia maiestate, domino cognato et affine nostro observandissimo, per magnificum dominum legatum pro affectu paterno et beniguo requirimur, et quidem pro primo rem monetariam quod attinet, intelleximus constitutionem eo in negocio sancitam in punctis duobus consistere, scilicet ut primum nulla pecunia minuta usque ad proxime futura comitia cudatur, sed solum Joachimici seu taleri integri et dimidii, ut quidem et Joachimicus argenti puri in se habeat semuncias quatuordecim ad instar Joachimicorum imperialium. Ad haec deinde ut Joachimici omnes vigore constitutionis superioris pro duobus cum dimidio, et Ungaricales pro quatuor florenis Polonicalibus, et non maiori expendantur existimatione. Huic ergo legi publicae ne refragari velimus, sed ut eadem a nobis pariter recipiatur, in ducatu nostro observetur, magnificus dominus legatus regius sedulo a nobis contendit, ac nomine sacrae regiae maiestatis paterne nos hortatur, partim quod recta rei monetariae admini-

stratio ad utilitatem publicam inprimis pertinere constet, partim quod res monetaria ducatus nostri Prussiae a valore et pondere monetae regni dependeat, ususque monetae in officina nostra Regiomontana cussae cum moneta regni communis sit. Quae omnia ut libenter vera esse cognoscimus, sic pridem tam intensio et auctio valoris in nummis crassioribus, quam percussio pecuniae aeris minuti minime nobis grata fuit aut esse potuit, verum ut utrumque amoveretur tollereturque, ceu res communi bono perniciosissima, quove malo in re nostra domestica damnum immensum passi sumus proventibus et reditibus nostris ultra dimidietatem imminutis summopere sategimus, prout actionem aestimationis numismatum grandiorum vicibus saepe iteratis et severe in provincia hac nostra interdiximus, nec non in conventibus rei nummariae causa aliquando in regno habitis per nostros eo ablegatos eius commonefactionem sedulam fieri nunquam intermisimus, ipsimet etiam diu ante nummorum illorum minutorum percussionem in melius reformassemus, modo id aliquo modo fieri potuisset; verum cum ea in re necessario nobis, prout magnificus dominus legatus ipsimet commonefecit, ad monetam regni eiusque percussionem respiciendum fuit, nihil eiusmodi a nobis cum fructu praestari licuit, cum provinciarum regni cum ducatu hoc nostro ea sit coniunctio et vicinitas continens, ut in visu commerciorum mutuo nummorum aequalitas ac aequivalentia ex parte utraque necessario requiratur. Qua vero in re animi nostri sententiam nondum adhuc deposuimus hoc saltem desiderantes, ut eo in passu aequitate id dictante via ordinaria et consueta servata fuisset, scilicet ut, antequam in negocio monetario, quod nos ducatumque nostrum afficere et obligare debeat, quid constitueretur, conventus prius indictus, nosque et alii ad id pertinentes ordinarie eo vocati, atque in iure nostro nobis competenti, prout moris antiqui id fuit semperque fieri consuevit, auditi fuissemus, ut ea ratione istud ipsum ex unanimi voto et consilio agitatum ad conclusionem decretumque publicum perduci potuisset. Quia vero mos ille solitus nunc est expositus, nosque cum derogatione iuris nostri non exigua in suffragio nostro perterriti

sumus, satis patet decretum illud in comitiis factum omni iuris ex ratione minime nos obstrictos habere posse, prout sacra regia maiestas hoc ipsum perpendens et videns approbationem nostram legatione hac mediante a nobis paterne requirendam esse censuit. Ut autem res se habeat, constitutum tamen nihilominus nobis est, pecuniae minutae percussionem fieri non debere, modo de eo certi esse possimus, quod primo pecunia et nummi in officina nostra monetaria Regiomontana iam cussi, simulque pari passu cum nummis et moneta in regno Poloniae magnoque ducatu Lithuaniae cussa, prout aequitati in recessibusque vetustissimis ac observantiae omni tempore superiori frequentata convenientissimum est, ubique in regno locorum usuales esse, ac sine ulla contradictione tum mutuis in commerciis, quam apud thesaurum regni erogari recipique debeant, tum deinde si constitutio hac in re scita executioni dabitur, atque cessationem percussionis monetae minutae fore constantem deprehendimus, etiam in honorem ac ob respectum sacrae regiae maiestatis salvo tamen alias iure nostro in officina nostra monetaria ab eiusdem percussione pecuniae minutae supersederi, atque solum in cudensis taleris integris et dimidiis eam occupatam esse curabimus. Interim vero nullatenus sperare volumus, quod percussio nummorum in argento crassiorum superflua et nimia esse, defectusque autem numismatis et pecuniae minutae hinc subsequi debeat ac possit. Quo casu rem in vita communem usumque domesticum et familiarem admodum turbari impeditumque redditum iri facile perspici licet. Nam pecunia talis minuta in officina nostra hactenus in numero adeo magno percussa non fuit, quemadmodum in aliis quidem factum esse nobis compertum est; valorem insuper quod attinet pecuniae crassioris, nihil nobis gratius acceptiusque esse potest, quam si is in constitutione positus in regno exacte servetur atque in observantia firma permaneat, nostra ex parte dabimus operam, ut idem valor in ducatu nostro vigeat et observetur. In posterum vero, si vix et modo antiquo per consuetudinem recepto ac in recessibus praescripto, prout modo commemoratum est, exactius rectiusque inhaerebitur,

quo ut res haec dirigatur, sacram regiam maiestatem sua sponte propensum fore nulli dubitamus, tum omni tempore ita nos exhibebimus, ut constare evidenter possit, nos omnem successionem ab inclyto regno Poloniae fugere et aversari, potiusque hoc studere ac in id incumbere, ut ea omnia, quae ex bono publico regni et ducatus nostri accenseri possunt, omni loco et tempore diligentissime attendantur modoque debito statuantur, ac effectui rectissime dentur. Alterum caput propositionis est de portubus in ducatu nostro praecludendis commerciisque terra marique interdicendis, ne ad hostem eiusque fautores commeatus aliaeque res devehi possint. Quod postulatum vero ut intentione bona rationibusque reipublicae ad famam et gloriam inservientibus niti intelligimus, sic optandum esset, ut hisce in locis ad effectum aliqua ratione deduci posset. Qui vero status tam portus Pilaviensis ab hoste per vim insuperabilem occupati et adhuc obsessi, quam civitatis nostrae Regiomontanae sit, abunde et saepius antehac sacrae regiae maiestati tam per litteras quam per legatos et internuncios nostros ostendimus docuimusque, ita ut portus is Pilaviensis plane ac in toto nobis nostraeque potestati ademptus, hostis violentiae cesserit, et etiamnunc subiaceat, civitatem vero nostram Regiomontanam per induciarum pacta iam altera vice nobis conservare communemque praestare summa necessitate adacti fuerimus induciis iis ex laudo scitoque ordinum ducatus unanimi constitutis et conclusis, quae etiam consensu nunc sacrae regiae maiestatis benignissimo acceptae approbataeque habentur. — Nihilominus tamen, ne videamur bono publico et desiderio ac voluntati sacrae regiae maiestatis penitus deesse velle, totum hoc ordinibus et statibus ducatus nostri, quos ad continuationem conventus hactenus intermissi et suspensi ad diem 16. Januarii huc iam revocavimus, proponi faciemus, quicquid ab illis re bene deliberata ac perpensa conclusum fuerit, ad sacram regiam maiestatem quamprimum et sine mora litteris nostris perscribemus. Interim autem quoad portus illos, qui vel magnum ducatum Lithuaniae vel provincias regni spectant, ii, ut ex formula constitutionis praeteritis et co-

mitiis sancitae occlusi sint et habeantur, nullatenus refragamur impediamurque. Quoad belli subsidia a nobis subministranda, quod tertium legionis membrum est, non dubitamus sacram regiam maiestatem hucusque satis perspexisse cognovisseque nos omni conatu ac studio hoc egisse eoque animum nostrum alacriter ac pro virili intendisse, ut fidei officiique nostri debitum rectissime explere desiderioque et expectationi sacrae regiae maiestatis satisfacere possemus. Quod autem eventus cogitatis et coeptis nostris non pro voto in omnibus nostris responderit, nobis adscribi aut culpae nostrae tribui minime posse arbitramur. Dabimus autem operam, ut adhuc fidei nostrae studioque debito omni loco et tempore non defuisse nos constare luculenter possit, subsidia quoque, quae ex praescripto pactorum persolvenda praestandaque a nobis sunt, ut ea rite et debite adimpleantur, omni conatu annitemur. Postremum est, quod sacra regia maiestas tantum de nobis persuasa belli pacisque consilia nobiscum communicare minime dubitet, tantumque fidei nostrae erga se et rempublicam, tum et necessitudini arctissimaeque coniunctioni confidit, ut in pacis tractatione nostra etiam opera uti cupiat, rata fore id ad felicem negocii huius successum accommodatum iri, si nobis ceu cognato et multis beneficiis obstricto tractationem pacis committeret, idque vero eo libentius faciat, quod per legatos nostros propensionem et alacritatem nostram ad pacis negocium promovendum ultro declaraverimus nobisque occasionem testandae hac in parte erga sacram regiam maiestatem et rempublicam egregiae voluntatis poposcerimus. Quae sane persuasio et fiducia sacrae regiae maiestatis de nobis praeclara et paterna regia non potest nobis esse non longe iucundissima gratissimaque exoptantes ex animo, ut vires et facultates nostrae tantae esse possint, quantae ad opus tam arduum et grave requiruntur. Ne tamen ea in re studium nostrum per legatos nostros indicatum ac ostensum aliter ac largius a quopiam accipiatur, quam ab animo nostro sacrae regiae maiestati ac reipublicae inserviendi profectum est, non abs re fore existimamus, si intentionem et mentem hoc in negocio legatis nostris ad sacram regiam maiestatem perferendi

commissam, his paucis repetierimus atque res ita sese habet. Quod in ipso fere articulo discessus legatorum nostrorum, quos ad sacram regiam maiestatem destinaverimus, domini legati statuum in Belgio provinciarum confoederatarum generalium ad nos venerint atque inter alia nobis exposuerint, postquam a suis principalibus ad pacis tractionem huc in regnum Poloniae amandarentur, simul hoc se mandati accepisse, ut eo in negocio tractando nostro inprimis consilio nostraque directione uterentur, impedimentis vero hucusque sibi obiectis variis et gravatione, quominus maturius citiusque se ad nos conferre potuerint iam tractatibus illis, qui hactenus se mediatoribus intercesserunt, non tam ruptis et solutis quam suspensis et dilatis, cum, de quibus optima spes sit, quod illi post comitia regni expedita instaurari debeant, mandatis sibi dominis principalibus suis datis satisfacere nunc voluisse atque exinde nos rogarunt, ut operi tam laudabili et pio non solum consilio et autoritate nostra adesse, sed et studium operamque nostram adiungere vellemus. Quibus autem nullo directo et cathegorico responso dimissis hoc illorum petitum, ut ad sacram regiam maiestatem per legatos nostros referretur, operae pretium esse duximus eiusmodi pariter mandatis a nobis mandatis additis, ut ea in re, quoad negotium interposicionis et tractationis, ipsam mentem et voluntatem sacrae regiae maiestatis expectare velimus, paraturi omnia et singula ex arbitrio sacrae regiae maiestatis ceu eius et reipublicae principem vasallum, multisque et summis necessitudinibus obstrictum suscipere et praestare, quae ad commodum incrementumque publicae salutis pertinere videri possunt. Hoc tamen in medio et voluntati sacrae regiae maiestatis relicto alterum fuit, quod nos non parum concernere existimabimus, seriisque ac sedulis precibus a sacra regia maiestate contendi iussimus, ut in tractatione, si quae foret reassumenda, commissariis a sacra regia maiestate et republica deputatis nostris, etiam aliquos commissarios, qui ius nostrumque interesse observarent custodirentque, adiungi a nobis liceret. Quae bina in hoc negocio capita, ut minime ambigimus,

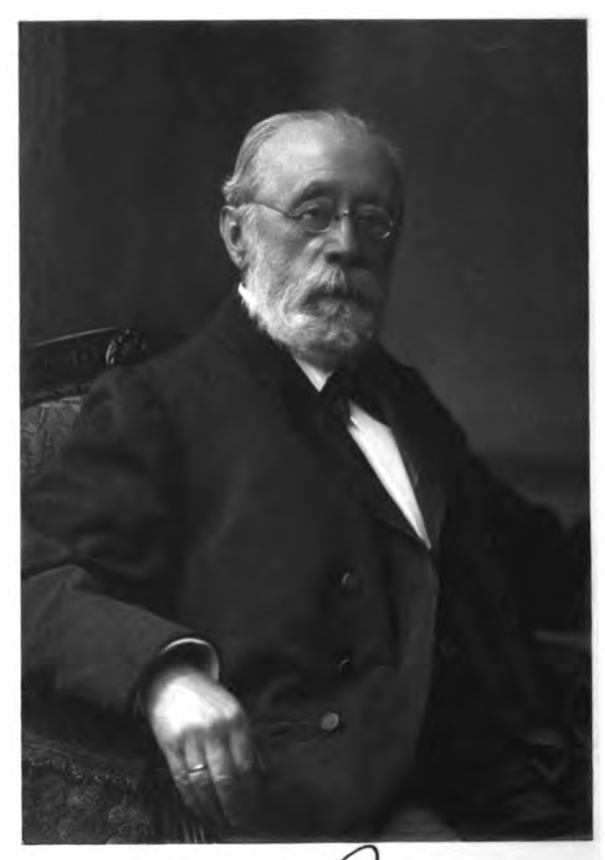
a legatis nostris praescriptum instructionis exacte ac examussim esse proposita et in medium prolata, sic eo saltem fine haec commemorare voluimus, ne malevolis nostris ansa aliqua praebeatur, de novo criminationes suspicionesque nefarias adversus nos personamque nostram confingendi spargendique, quod tam vero facile fieri posset, si conatibus et coeptis nostris in provincia hac a nobis suscipienda gravamina finisque scopus propositus pro salute publica promovenda restituendaque ex voto omnium communi et nostro non succederet; operam equidem nostram a dominis legatis Belgicis calamitatis publicae et nostrae etiam communis sublevandae amovendaeque causa a nobis requisitam negare, nec pium nec iustum fuisset, ad quam tamen, ut non nisi ex voluntate et iudicio sacrae regiae maiestatis sapientissimo gravissimoque nos accingeremus, tam observantiam et respectum erga sacram regiam maiestatem nostrum convenientem, quam causae ipsius gravitatem postulare exigereque nobis visum fuit. Accepta vero nunc et cognita sententia et mente sacrae regiae maiestatis benigne assentientis, ut ad promovendum pacis negocium operam partesque nostras simul cum legatis Belgicis iis id sic postulantibus interponamus, animo propensissimo provinciam eam tractatuum, qui restaurari debent, ad pacem moderandorum in nos suscipimus, eaque sinceritate, fervore, studio ac diligentia exquisitissima in munere illo nos exhibebimus, prout id fieri fides nostra officiumque vasallagii debitum, tum et sanguinis coniunctio arctissima, nexus alii inter sacram regiam maiestatem et nos variis modis intercedentes devinctissimi requirunt et exigunt, eventum a deo propitio desideratum et felicem praecantes et expectantes. Atque ut negocium hoc, desiderium et salutare eo expeditius et sine procrastinatione longiori maturetur, dabimus operam, ut communicatio cum dominis legatis Belgicis quantocitius a nobis instituatur, locusque et tempus conveniendi quam brevissimum determinetur, ipsimet etiam relicta hac nostra residentia ad locum commorationi dominorum commissariorum ex omni parte vicinum nos conferre decrevimus, erimusque assidui in perscribendis ad sacram regiam maiestatem iis omnibus, quae tractationis materia

suppeditabit nobis atque ex usu necessario semper visa fuerint. Quod responsum hoc nostrum magnificus dominus legatus ad sacram regiam maiestatem dominum cognatum et affinem nostrum parentis loco observandum referre haud gravabitur, cui iter et reditum felicem omniaque fausta praecantes gratiam pariter propensissimam nostram ubertim defferrimus. Datae Regiomonti die 30. mensis Decembris anno domini 1627.

Georgius Guilhelmus, elector."

Am 14. Februar 1628 sehen wir aufs neue Dönhoff in Honigfeld Verhandlungen mit den Schweden pflegen, desgleichen am 28. März 1628 im schwedischen Lager an der Montauer Spitze[1]).

1) Hoppe a. a. O. S. 233 und 238.



Carl v. Plehwe,
Oberlandesgerichts-Präsident
zu Königsberg.

ot. Gottheil & Sohn, Königsberg i. Pr.

Heliogr. Meisenbach Riffarth & Co., Berlin.

Carl Ludwig Bernhard Gottlie[illegible]

Zu seinem Dienstjubiläum am 1[illegible]

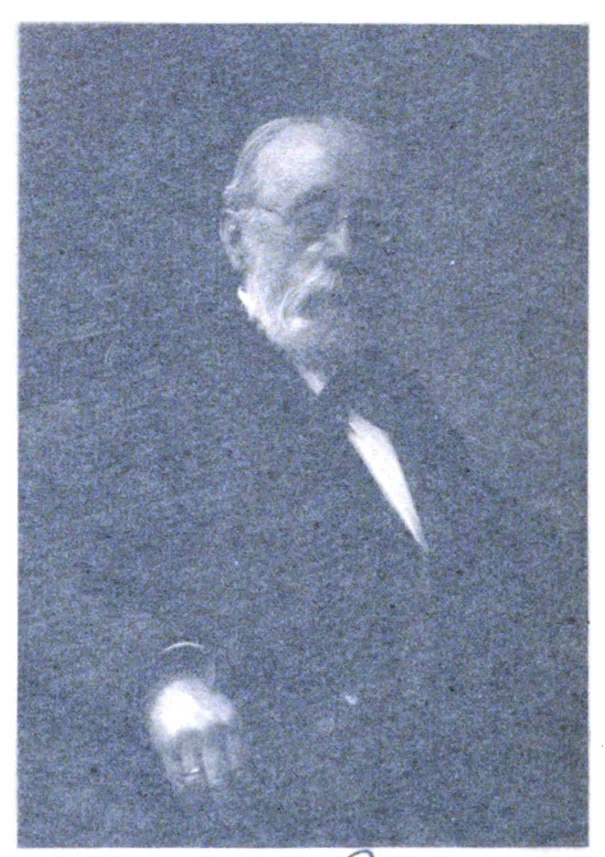
Von

Georg Conrad,
Amtsgerichtsrat und Vorsitzenden des [illegible]
in Mühlhausen Ostpr. Kreis Pr. Holland.

(Mit einem [illegible] v. Plehwe.)

Am 13. Oktober 1905 beging der Oberlandes[illegible] [illegible] Plehwe in Königsberg i. Pr. sein fünfzig[illegible] [illegible]tum. Diese höchst erfreuliche Tatsache [illegible] [illegible]assung, in aller Kürze den äußeren Lebens[illegible] [illegible], der, in Ostpreußen als Sohn eines [illegible] [illegible], nicht nur stets in Ostpreußen in treuer [illegible] [illegible] ausgezeichnetem Erfolge im Staatsdienst [illegible] [illegible] der höchste richterliche Beamte in se[illegible] [illegible] geworden ist, sondern auch durch [illegible] fruchtbringende praktische Tätigkeit [illegible] [illegible] seiner geistigen Interessen, insbesondere [illegible] Gebiete, eine hervorragende und [illegible] [illegible] öffentlichen Leben der Provinz erlan[illegible] [illegible] Gerechtigkeit gepaarte Güte seines Wesens, [illegible] [illegible] vornehmen Umgangsformen sich [illegible] [illegible] nur der ihm unterstellten Beamten, [illegible] [illegible] errungen hat.

[illegible] Ludwig Bernhard Gottlieb v. Plehwe [illegible] 1834 als zweiter Sohn des [illegible] D. *Carl* Siegfried v. Plehwe und seiner Ge[illegible] geb. Eckert auf dem Rittergut [illegible] Kreis Pillkallen in Ostpreußen geboren. Seine [illegible] aus alten ostpreußischen Familien [illegible] An-



Carl v. Plehwe.
Oberlandesgerichts-Präsident
zu Königsberg.

ot. Gottheil & Sohn, Königsberg i. Pr.

Heliogr. Meisenbach Riffarth & Co., Berlin. 1905

Carl Ludwig Bernhard Gottlieb v. Plehwe.

Zu seinem Dienstjubiläum am 13. Oktober 1905.

Von

Georg Conrad,

Amtsgerichtsrat und Vorsitzendem des Oberländischen Geschichtsvereins
in Mühlhausen Ostpr. (Kreis Pr. Holland).

(Mit einem Bilde v. Plehwes.)

Am 13. Oktober 1905 begeht der Oberlandesgerichtspräsident v. Plehwe in Königsberg i. Pr. sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Diese höchst erfreuliche Tatsache gibt uns Veranlassung, in aller Kürze den äußeren Lebenslauf eines Mannes zu geben, der, in Ostpreußen als Sohn eines Edelmannes geboren, nicht nur stets in Ostpreußen in treuer Pflichterfüllung und mit ausgezeichnetem Erfolge im Staatsdienste gewirkt hat und daher der höchste richterliche Beamte in seiner geliebten Heimatprovinz geworden ist, sondern auch durch seine außerordentlich fruchtbringende praktische Tätigkeit und die Vielseitigkeit seiner geistigen Interessen, insbesondere auch auf historischem Gebiete, eine hervorragende und einflußreiche Stellung im öffentlichen Leben der Provinz erlangt und durch die mit Gerechtigkeit gepaarte Güte seines Wesens, sowie durch seine wahrhaft vornehmen Umgangsformen sich die wärmsten Sympathien nicht nur der ihm unterstellten Beamten, sondern auch weiterer Kreise errungen hat.

Carl Ludwig Bernhard Gottlieb v. Plehwe wurde am 24. September 1834 als zweiter Sohn des Rittergutsbesitzers, Rittmeisters a. D. *Carl* Siegfried v. Plehwe und seiner Gemahlin Amalie geb. Eckert auf dem Rittergute Dwarischken bei Schirwindt (Kreis Pillkallen) in Ostpreußen geboren. Seine Eltern stammten aus alten ostpreußischen Familien; dem An-

denken des durch hervorragenden Patriotismus und die Huld mehrerer preußischen Könige ausgezeichneten Vaters hat später der dankbare Sohn pietätvoll ein schönes literarisches Denkmal gesetzt[1]). Seine ersten Jugendjahre verlebte v. Plehwe im Elternhause, kam 1846 auf das Gymnasium in Gumbinnen und bestand dort Ostern 1853 das Abiturientenexamen. Nach einem halbjährigen Landaufenthalte bezog er im Oktober 1853 die Universität zu Berlin, um dort die Rechte zu studieren und diente gleichzeitig als Freiwilliger im 2. Garde-Regiment zu Fuß. Im Sommer 1855 ging er nach Bonn, wo er sich der Burschenschaft Alemannia anschloß. Im September 1856 bestand er in Berlin die erste juristische Prüfung und leistete am 13. Oktober 1856 beim Kreisgerichte zu Gumbinnen als Auskultator den Diensteid[2]). Er arbeitete sodann beim Kreisgerichte zu Pillkallen und nach dem Bestehen der zweiten juristischen Prüfung als Referendar im Jahre 1858 beim Kreisgerichte in Tilsit, zuletzt 1860 und 1861 bei dem Appellationsgerichte in Insterburg. Als er im September 1861 die große Staatsprüfung bestanden hatte und mit dem Dienstalter vom 18. Oktober 1861 zum Gerichts-Assessor ernannt worden war, vertrat er zuerst längere Zeit einen Rechtsanwalt in Pillkallen, wurde dann bei der Oberstaatsanwaltschaft und Staatsanwaltschaft Insterburg beschäftigt, Ende 1863 zur Staatsanwaltschaft Königsberg i. Pr. berufen und am 26. April 1864 zum Staatsanwaltsgehilfen in Ortelsburg ernannt. Er erhielt, am 20. September 1867 zum Staatsanwalt befördert, den großen Schwur-

---

1) Carl Siegfried von Plehwe, Rittergutsbesitzer auf Dwarischken, Rittmeister a. D. Ein Lebenslauf. Dem Andenken des Vaters gewidmet von dem Sohne. Als Manuskript gedruckt. Königsberg. Ostpreußische Zeitungs- und Verlags-Druckerei. 1896. 8⁰. 82 S. (Exemplare dieser hier benutzten seltenen Druckschrift befinden sich jetzt in der Königlichen und Universitäts-Bibliothek, im Königlichen Staatsarchiv und in der Bibliothek der Altertumsgesellschaft Prussia in Königsberg in Pr.)

2) Mit dem 13. Oktober 1905 hat der Jubilar eine 49jährige Zivildienstzeit beendet, zu der noch das Militärdienstjahr hinzutritt, um das 50. Dienstjahr zu erfüllen.

gerichtsbezirk der Kreise Mohrungen, Osterode, Pr. Holland und Braunsberg. Am 17. Februar 1870 als Staatsanwalt nach Memel versetzt, amtierte er dort, bis ihm am 27. April 1875 die große Staatsanwaltsstelle in Tilsit übertragen wurde. In Memel war er in den letzten Jahren im Nebenamte Syndikus der Reichsbank und Mitglied des Kreisausschusses. Dort verheiratete er sich mit Sophie v. Goßler, einer Tochter des Kanzlers und Oberlandesgerichtspräsidenten Dr. Karl Gustav v. Goßler[1]) in Königsberg i. Pr. und seiner Gemahlin Auguste geb. v. Mühler[2]), und einer Schwester des unvergeßlichen preußischen Kultusministers und späteren Oberpräsidenten von Westpreußen, des Staatsministers D. Dr. Gustav v. Goßler und des bekannten preußischen Kriegsministers Heinrich v. Goßler. Leider wurde seine Gemahlin ihm schon am 10. Februar 1879 in Tilsit durch den Tod entrissen, nachdem sie ihn mit zwei Knaben beschenkt hatte. Seit ihrem Tode hat v. Plehwe nicht wieder geheiratet.

Am 19. Mai 1879 zum Ersten Staatsanwalt in Tilsit ernannt, erhielt er im November 1879 die Verwaltung der Stelle des Ersten Staatsanwalts bei dem Landgerichte in Königsberg i. Pr., in die er am 21. Juni 1880 definitiv versetzt wurde. Hier verblieb er bis 1888 und war gleichzeitig Vertreter des in den Reichstag gewählten Oberstaatsanwalts Saro. Durch die Allerhöchste Bestallung vom 28. November 1887 als Landgerichtspräsident nach Braunsberg berufen, wurde er am 19. November 1890 zum Oberstaatsanwalt in Königsberg i. Pr. befördert und verblieb, inzwischen unter dem 13. Dezember 1897 durch Ernennung zum Geheimen Ober-Justizrat mit dem Range der Räte 2. Klasse ausgezeichnet, in diesem Amte, bis er, infolge der

1) Über diesen ausgezeichneten Juristen siehe: Schrader: Karl Gustav von Goßler, Kanzler des Königreichs Preußen. Berlin 1886.

2) Ihr Vater war der bekannte preußische Justizminister Heinrich Gottlob v. Mühler, ihr Bruder der bekannte preußische Kultusminister Heinrich v. Mühler, der Dichter des Studentenliedes: Grad aus dem Wirtshaus komm ich heraus.

Versetzung des bisherigen Amtsinhabers, des noch hochbetagt in Kassel lebenden, sehr verdienstvollen Kanzlers Dr. v. Holleben, in den Ruhestand, durch die Allerhöchste Kabinettsorder vom 4. Mai 1899 zum Präsidenten des Oberlandesgerichts zu Königsberg i. Pr. befördert wurde; somit wurde er der zweite Amtsnachfolger seines ausgezeichneten Schwiegervaters. Dieses Amt verwaltet er seit dem 1. September 1899 und hat das neue bürgerliche Gesetzbuch mit seinen Nebengesetzen in Ostpreußen einführen helfen; er ist Vorsitzender des 1. Zivilsenats und des Disziplinarsenats beim Oberlandesgericht.

Trotz seiner ausgedehnten amtlichen Tätigkeit hat er, bei seiner hervorragenden Arbeitskraft und im Besitze einer festen Gesundheit, noch Zeit gefunden, sich an Arbeiten auf kommunalem, kirchlichem und wissenschaftlichem Gebiete und im Vereinsleben rege zu beteiligen.

Nach dem Tode seines Vaters war auf ihn im Erbgange der Besitz des Rittergutes Dwarischken übergegangen, das er verwalten ließ und nahezu 25 Jahre mit günstigem Erfolge bewirtschaftete, bis er es Ende Juni 1903 seinem älteren Sohne zum Eigentum überließ, der zuerst Offizier im 3. Garde-Regiment zu Fuß und dann für seinen Beruf als Landwirt vorgebildet war. Sein jüngerer Sohn, um dies hier gleich zu erwähnen, wurde Leutnant der Leibhusaren und ist seit Mai 1904 in Südwestafrika im Felde als Offizier der Signalabteilung des Kommandos der Schutztruppe tätig; in Ostpreußen ist er als Herrenreiter bekannt. Als Besitzer von Dwarischken war v. Plehwe vom Jahre 1898 bis zum Juni 1903 Vertreter des alten befestigten Grundbesitzes im Herrenhause. Als Haupt einer Familie mit zweihundertjährigem Grundbesitze hatte er auch die Ehre, von Sr. Majestät zur Zweijahrhundertfeier der preußischen Königskrönung am 18. Januar 1901 nach Berlin befohlen zu werden.

Seit dem Anfange der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts gehörte er dem Kreistage in Pillkallen an und ist noch Mitglied des ostpreußischen Provinziallandtages, nachdem er eine Reihe von Jahren Mitglied des Provinzialausschusses

gewesen war. Im Provinziallandtage hat er als Referent für die den wissenschaftlichen Vereinen und Zeitschriften von der Provinz zu gewährenden Beihilfen mit großer Sachkunde und reichem Segen gewirkt. Die Stadt Schirwindt hat ihn wegen seiner Verdienste um sie zu ihrem Ehrenbürger ernannt.

Schon in Memel in die Provinzialsynode gewählt, ist er seitdem stets in diese, sowie seit vielen Jahren durch Königliche Ernennung in die Generalsynode der evangelischen Landeskirche berufen und hat sich dort der Evangelischen Vereinigung, der älteren Gruppe der positiven Union, angeschlossen.

Er ist ferner, um der Erfolge seiner Vereinstätigkeit zu gedenken, Ehrenmitglied der Altertumsgesellschaft Prussia in Königsberg i. Pr., in deren Sitzungsberichten er verschiedene kleine wertvolle geschichtliche Studien veröffentlicht hat, und der Verein für die Geschichte von Ost- und Westpreußen ist stolz darauf, ihn seit vielen Jahren in seinem Vorstande zu wissen. Sein besonderes Interesse für historische Forschungen und die Freude an den eigenen historischen Arbeiten gaben ihm den willkommenen Anlaß, in amtlicher Eigenschaft beim Herrn Justizminister die Abfassung einer Geschichte der Obergerichte in Ostpreußen durch einen Richter anzuregen, die aus Anlaß der Feier des 250jährigen Bestehens des obersten Gerichtshofes in Ostpreußen im Jahre 1907 als Festschrift erscheinen soll.

Endlich sei noch hervorgehoben, daß v. Plehwe 1857 zum Leutnant der Landwehr ernannt wurde, zahlreiche militärische Übungen und 1870/1871 den Feldzug als Nichtkombattant mitgemacht hat und 1876 als Hauptmann der Landwehr mit der Berechtigung, die Uniform zu tragen, verabschiedet worden ist.

Bei seinem arbeit- und erfolgreichen Leben konnten diesem hochverdienten Manne Ordensauszeichnungen nicht fehlen: er besitzt den preußischen Roten Adlerorden 2. Klasse, den preußischen Kronenorden 2. Klasse mit dem Stern, die Landwehrdienstauszeichnung 1. Klasse, das herzoglich anhaltische Kommandeurabzeichen Albrechts des Bären und den russischen St. Annenorden 3. Klasse.

Die diesem Artikel beigefügte Heliogravüre gibt eine gute Vorstellung von den gütigen Gesichtszügen und der Handschrift des würdigen Jubilars; sie ist nach einem im photographischen Atelier von Gottheil & Sohn in Königsberg i. Pr. aufgenommenen wohlgelungenen Photogramme durch die rühmlichst bekannte graphische Kunstanstalt von Meisenbach, Riffarth & Co. in Berlin-Schöneberg hergestellt.

Möge diesem als Beamter und Mensch gleich ausgezeichneten Manne — das ist der Herzenswunsch aller ihn innig liebenden und dankbar verehrenden Kreise zu seinem Dienstjubiläum — von dem großen Gotte, den er stets mit gläubigem Herzen gesucht und der ihn bis hierher so gnädig geführt und seine Arbeit sichtbar gesegnet hat, auch fernerhin seine feste Gesundheit, ein ruhiges Glück, der dauernde Besitz der ungeteilten, treuen Liebe und Verehrung aller, die ihn kennen und manche reife Frucht seines unermüdlichen, vorbildlichen Wirkens und Strebens beschieden sein!

Rückblick auf die ersten hundert Jahre der Gesellschaft der Freunde Kants.

Rede zum Geburtstage Kants
gehalten bei dem Bohnenmahle des Jahres 1905

von

Prof. Alfred Döhring.

Quidni ego magnorum virorum et imagines habeam . . . et natales celebrem? fragt einmal mit antiker Naivetät der Weltmann und Weltweise Seneca. Wie sollten wir nicht die Geburtstage großer Männer feiern und ihr Bild festhalten? So dachten und handelten auch die Freunde Kants, die vor nunmehr 100 Jahren auf Anregung Dr. Motherbys am Geburtstage ihres verewigten Tischgenossen zu einem feierlichen Erinnerungsmahle zusammentraten, „auf daß sein Wert als Mensch und Freund nimmerdar vergessen werde, sowie er der Welt als vorzüglicher Denker unvergeßlich und unauslöschbar sei". So denken auch wir, die wir als die Hüter und Erben jener Pietät, als Nachkommen und Epigonen vielleicht, doch jedenfalls als gewissenhafteste Nacheiferer der Freunde Kants sein Gedächtnis ehren und seiner Ehrung gedenken und von Hand zu Hand, von Geschlecht zu Geschlecht ein köstlich Juwel weitergeben, die Krone — dauernder Treue.

Nicht an dem Geburtstage Kants selber sind wir diesmal zusammengekommen, weil unser Fest nicht in den Ernst der Charwoche und am allerwenigsten an den Schluß derselben zu passen schien, und in Übereinstimmung mit meinen beiden Beratern, Helfern und Freunden habe ich auf heute unsere übliche

Gedächtnisfeier verlegt: denn nicht an Ort und Stunde gebunden ist die Erinnerung an große Männer, und von ihr gilt, was Cicero von der Freundschaft sagt: quoquo te verteris, praesto est, nullo loco excluditur, nunquam intempestiva, nunquam molesta est. Und so spreche ich Ihnen denn, meine hochverehrten Festgenossen, unseren wohlempfundenen Dank aus für Ihr zahlreiches Erscheinen und fordere sie gleichzeitig zu einem Rückblick auf die Geschichte unserer Gesellschaft auf, die heute ihren hundertsten Geburtstag feiern kann. Nicht als ob ich Ihnen eine vollständige Geschichte der Kantgesellschaft bieten möchte — vollständig könnte sie schon darum nicht sein, weil gerade für die ersten Jahre (1806—10) die Überlieferung schweigt. Erst bei der Aufstellung des Kantmonuments im Collegio Albertino im Jahre 1810 taucht wieder die Spur unserer Gesellschaft auf, indem ihr damaliger Vorsitzende Oberbaudirektor Müller die alten und die neukreirten Mitglieder derselben, aber zugleich auch den akademischen Senat zur Feier des 22. April auffordert.

Und wiederum eine Geschichte, eine innere Geschichte dürfen Sie bei einer Vereinigung nicht erwarten, in der der Zufall herrscht und der Zufall in Gestalt der attischen Wählerbohne die sichtbaren Vertreter alljährlich bestimmt. So müßte ich ja eine Geschichte des Zufalls schreiben: eine Aufgabe immanenter Negativität eines Hegel wert. Mir gestatten Sie, nur zweierlei hier hervorzuheben: die eigenartige Verfassung und die verschiedenartigen Leistungen unserer Gesellschaft.

Auch von Pythagoras ist es ja überliefert, wie die Bewunderung für ihn seine Jünger nicht bloß zu unbedingter Unterordnung unter seine Lehre, sondern auch zu regelmäßigen Veranstaltungen zu seinem Gedächtnis führte. Bildsäulen wurden ihm allerorten errichtet, aus seinem Hause ein Tempel gemacht und sein Geburtstag mit göttlichen Ehren gefeiert; seine Werke wurden auswendig gelernt und ein geheimer Orden mit Prüfungen und Weihen, mit bestimmten Gebräuchen und Verboten gestiftet. Und auch Epikurs An-

hänger und Schüler sollen eine geschlossene Gesellschaft gebildet haben, welche durch ein enges Freundschaftsband und einmütige Verehrung ihres Meisters zusammengehalten ward. Sein Bild trugen sie an Siegelringen, seinen Geburtstag und seinen Todestag feierten sie, ja auf Grund seines Testaments kamen sie am 20. jedes Monats zu seinem Gedächtnisse zusammen und wurden darum Eikadisten genannt, und jahrhundertelang hat sich ihre Gesellschaft erhalten. Und wieder die schöne Erzählung, daß dem Stoiker Zeno seine Verehrer ein Denkmal errichtet mit der Aufschrift, sein Leben sei seiner Philosophie gleich gewesen, sowie demselben Zeno seine Mitbürger die Schlüssel ihrer Stadt als Sinnbild ihrer Ergebung und Ergebenheit überreichten, dies sind ja gewiß alles Beweise hoher und eigenartiger Pietät. Aber höher steht — so will mich bedünken — die Art, wie das Andenken Kants in unserem Kreise von Jahr zu Jahr gefeiert wird; höher, wenn man südländische Lebhaftigkeit und griechische Festivität norddeutschem Ernst und ostpreußischer Bedächtigkeit gegenüberhält. Wo es Kant zu ehren galt, da hat der ostpreußische Charakter seine Fesseln gesprengt und wärmste Begeisterung, ja jene köstlichen Begleiter der Liebe, Scherz und Humor, entfaltet. Schon im Jahre 1814 finden wir die Sitte eingebürgert, den Festredner des Jahres durch schalkhafte Losung zu bestimmen und mit königlichen Ehren zu umkleiden. Gleich dem roi de fêve, der beim Dreikönigsfeste in dem Festkuchen die Bohne gefunden und damit die Verpflichtung übernommen, das nächste Festmahl auszurichten, scherzt Robert Motherby, der Bruder des Begründers der Kantgesellschaft, und schreibt am Ende seiner Regierung an seinen Nachfolger Professor Karl Hagen iunior:

> „Ew. Majestät empfangen heute aus den Händen der Göttin Fortuna die Ew. Majestät constitutionsmäßig zugefallene Krone als Bohnenkönig zu der nächsten Kantgeburtstagsfeier. Ich schließe zugleich das zu dieser Regentenschaft gehörige Archiv bei, mit dem Wunsche, daß die Krone Ew. Majestät nicht drücken möge; indem ich ergeben und

resignierend in meinen Privatstand zurücktrete, bitte ich nur noch um die Huld mich ganz untertänigst nennen zu dürfen

Ew. königl. Majestät
ganz gehorsamster Diener
Robert Motherby
Exkönig.

Dieser humorvolle Gebrauch wird einem Einfalle Bessels (1812 aufgenommen) verdankt und hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten, und ähnliche scherzhafte Wendungen wie die Motherbys durchziehen alle die vier Aktenfaszikel, in denen die Schriftstücke der Gesellschaft in treuer Gewissenhaftigkeit aufbewahrt sind. Nach Ausweis derselben hat nur ein einziges Mal (im Jahre 1833) eine Wahl des Festordners durch Stimmzettel stattgefunden, da die Bohne zum größten Erstaunen der Tischgenossen in dem Kuchen nicht zu finden war. Ob ein gräkophiler Kyamophage unter den Festteilnehmern war, oder einer von ihnen das alte pythagoreische Verbot, die Bohne nicht zu essen, verletzte, ist bis heute nicht aufgeklärt. Oberpräsident v. Schön führte damals den Vorsitz und schlug mehrere Herren zur Wahl vor, von denen Bessel, der Vater des Bohnen-Königtums, die Stimmenmehrheit erhielt.

Der Wunsch Motherbys, daß die Bohnenkrone das Haupt der Majestäten nicht drücken möge, war früher leichter erfüllbar; denn der roi de fêve war in jenen Zeiten zwar der roi de fête, der arbiter und magister convivii, aber nicht notwendig magister dicendi. Ganz abgesehen davon, daß die Sitte, das Festmahl durch Vorträge zu würzen, eine Zeit lang ganz einschlief, auch nachdem durch den Oberbürgermeister Horn der Brauch wieder neu belebt war (1823), wandten sich die Könige an die berufenen Kenner und Vertreter der Philosophie und baten sie, die Rede zu halten.

„Daß Könige philosophieren und Philosophen Könige würden, ist nicht zu erwarten, aber auch nicht zu wünschen", hatte Kant gesagt, und so überließen auch unsere Bohnenkönige

das Philosophieren den akademischen Professoren. Mehr als die Hälfte aller Festreden haben in den Jahren 1823—58 die Herbart, Schubert und Rosenkranz gehalten, und wenn einmal einer der Bohnenkönige selber den Vortrag übernimmt, so wird dies als Ausnahme hingestellt, die ausdrücklicher Entschuldigung bedürfe. Jedenfalls hat unser Archiv einen reichen Gewinn von der öfteren Berufung jener berufensten Geister, und gerne lesen wir auf den Blättern derselben manch schönes Stück, das in die Sammlung ihrer Werke nicht Aufnahme gefunden. So die Rede, die Herbart unter des erwähnten Horn Regierung hielt, an deren Anfang es heißt: „Dem großen Archimedes, dessen Namen leben wird, so lange die Mathematik lebt, war ein Grabmal errichtet worden; aber die Syrakusaner hatten das Grabmal vergessen; sie leugneten das Dasein desselben, als Cicero, der einige Verse der Inschrift auswendig wußte, sich darnach erkundigte. Er selbst mußte es aufsuchen, erkannte es an der Kugel und dem Zylinder, die man zum Andenken an eine schöne Erfindung des Archimedes oben darauf abgebildet hatte, rief nun einen Haufen Arbeiter herbei, die den Platz vom dichten Gesträuch reinigen mußten, damit man hinzutreten könne; und so kam die Inschrift zum Vorschein, deren Zeilen schon zur Hälfte verwittert waren.

So schlecht erhält sich das Andenken an große Männer, wenn es nicht sorgsam bewahrt wird. So wenig leisten tote Monumente, wenn keine lebendige Rede den eingehauenen Buchstaben zu Hilfe kommt! So zerstörend wirkt der Wechsel der Zeiten, der Sorgen, der Meinungen, der Herren und Diener und alles des künftig blinden Glanzes, der die Augen der Menge bald hierhin, bald dorthin zieht. Selbst die Sprache unterwirft sich dem Wechsel; und der Schriftsteller, den heute jeder versteht, bedarf vielleicht schon nach hundert Jahren eines Kommentars."

Um so freudiger begrüßt Herbart den „ehrenwerten Kreis", der „das Andenken Kants bewahrt", den „die Freundschaft stiftete und die Dankbarkeit erhalten möge": er ahnte damals

nicht, daß derselbe Verein auch dereinst ein Grab, Kants Grab, das die Regimontaner vergessen hatten, aufsuchen und die Stätte reinigen werde, damit man hinzutreten könne[1]).

Eine bemerkenswerte Zierde unseres Archivs sind auch die Worte, die Bessel im Jahre 1835 als Redner des Kanzlers von Wegnern sprach[2]):

Es ist auch mit der Philosophie wie mit der Tugend, man soll sie besitzen, aber nicht davon reden, so beginnt er seinen Vortrag und wirft dann die Frage auf nach dem Range der Wissenschaften unter einander und dem Verhältnis aller zur Philosophie. Aber nicht dieser, sondern der Mathematik reicht er die Palme. Wenn eine Wissenschaft, heißt es da, in dem Besitz eines Mittels wäre, die Kraft des menschlichen Geistes zu potenzieren oder über ihr natürliches Maß hinauszubringen, so würde sie dadurch den Rang vor den anderen erlangen. Ist aber ein solches Mittel gedenkbar? Ja, es ist gedenkbar, denn es ist vorhanden: die mathematische Analyse ist dieses Mittel. Ihre Sprache ist so vollkommen, daß sie jeden Gedanken über Zahlen- und Größenverhältnisse durch einige Buchstaben und Zeichen so festhalten kann, daß er sich in einen Besitz verwandelt, dessen Erwerbsart, sobald er Besitz geworden ist, gänzlich vergessen werden kann. So biete die Mathematik eine wahre Himmelsleiter, durch sie türme sich Gedanke an Gedanke und „pfeilern himmelhoch empor"; sie sei die Königin der Wissenschaft, sie herrsche über einen großen Weltteil derselben, und Astronomie, Physik und Chemie seien ihre Vasallen. Solchem Lobpreis gegenüber muß sich die Philosophie bescheiden. Zwar stellt ihr Bessel das Zeugnis aus, daß sie überall sei in der Analyse, in der Naturwissenschaft und in der Geschichte, in der Rechtskunde nicht minder wie in der Sprachkunde und Gottesgelahrtheit; die Philosophie sei überall, sie schwebe wie der Geist über den Wassern. Aber in den Besselschen Worten, in

1) Siehe Dr. Stettiner, Berichte der A.-G. Prussia 21, 196 ff., 1900.

2) Diese Rede Bessels sowie die oben erwähnte Herbarts sind später von Reicke in dieser Zeitschrift (1864 und 1865) herausgegeben worden.

dem emphatisch wiederholten „überall“ klingt doch wie ein Nebenton ein „nirgends“ mit, und unwillkürlich erinnern wir uns jener Klage in der Vernunftkritik: „Es war eine Zeit, in welcher die Philosophie die Königin aller Wissenschaften genannt wurde; . . . aber nun bringt es der Modeton des Zeitalters so mit sich, ihr alle Verachtung zu beweisen und die Matrone klagt verstoßen und verlassen wie Hekuba: modo maxima rerum nunc trahor exul inops.“ Wie eine nachträgliche Bestätigung dieses heimatlos und besitzlos ist es, wenn nun auch Bessel die Philosophie schließlich sagen läßt: „ich habe keinen Besitz und will keinen; ich habe nur mit Gedanken zu tun, nicht mit Resultaten; wollt ihr Resultate, so sucht sie anderswo, wo ihr zugleich auch die Gedanken kennen lernen könnt, welche zu den Resultaten geführt haben; wollt ihr aber Gedanken ohne vorangehenden oder daraus folgenden Besitz, so könnt ihr sie in der Philosophie finden!“

Solcher Gedanken nun — im besten Sinne — hat in unserem Kreise keiner häufiger, keiner mit solcher Liebenswürdigkeit und Gewandtheit vorgetragen als Rosenkranz: er, der mit unermüdlicher Bereitwilligkeit sich den Bohnenkönigen als Sprecher zur Verfügung stellte und beides war, der Redner der Königo und der König der Redner; und sowie sein Geburtstag dicht hinter den unsrer Vereinigung fällt, so ist auch in seiner Lebens- und Geistesgeschichte ein gut Teil unserer Geschichte enthalten.

Kant in Frankreich, Kant und Gioberti, seine Verbreitung in Deutschland und die Herausgabe seiner Schriften, der preußische Staat und sein Verhältnis zur Philosophie, Schiller und Kant und Hamann und Kant — alle diese Themen und andre mehr hat er in fesselnden Tischreden behandelt, und am wirkungsvollsten vielleicht erhob er seine Stimme, als er Schopenhauers aufsteigendem Stern von doch so unheimlichem Glanze die sonnige Klarheit Kants gegenüberstellte und eine Würdigung und Abfertigung des Frankfurter Misosophen versuchte. Auch als Rosenkranz ins Kultusministerium nach Berlin

berufen worden war, fühlte er sich als ein Glied unserer Gemeinschaft, und in einem gehaltvollen Schreiben zum 22. bekennt er, welchen Kultus nach allen Richtungen hin er dem großen Kant gewidmet, wie die Weihe des Verlangens, sein würdig zu leben, ihn auf das innigste durchdringe und wie er diesem Anhalt in vielen schweren Arbeiten und Prüfungen stets neue Kraft und frische Ermutigung verdankte.

Kant wirkt auf mich, sagt er, wie ein Lieblingsheiliger auf einen Katholiken. „Wie kann ich auch anders! Mein erster Blick, wenn ich früh die Augen öffne, fällt in meiner Stube auf sein Bild. Betrete ich den Hof des Albertinums, so blickt die Stoa Kantiana mich an und aus ihrem dunkeln Hintergrunde der niedere Grabstein des hohen Weisen. Gehe ich durch das Aud. maximum auf mein Katheder, so begrüßt mich seine Büste. Komm ich in das Innere der Stadt, so begegne ich seinem Hause, und an der Haustüre vorüberschreitend denk' ich jedesmal, hier, hier, wo du jetzt lebendig und erinnerungsvoll wandelst, hier haben sie einst seinen Sarg hinausgetragen.

Spazier' ich endlich abends auf dem Philosophendamm, so macht ihn das Andenken an ihn fast zu meinem Doppelgänger, mit dem ich in einsamer Beschaulichkeit Dialoge aller Art führe. — Es ist von unendlichem Wert, wenn eine Stadt, eine Provinz sich zu einem so klassischen Ausdruck ihrer Sinnesweise als Ostpreußen und Königsberg in Kant erhoben haben. Alle Welt orientiert sich dann an solchem Normalmenschen. Wie Moses in der Wüste die eherne Schlange aufrichtete, deren Anschauen die Kranken genesen machte, so können die Preußen nicht genug zu Kant aufschauen, den Torheiten und Lastern der Tagespolitik sich zu entreißen . . . .“

So Rosenkranz im Jahre 1849: an ihn gaben die beiden Simson, die Dohna, Hartung, Hensche und andre ihren Redestab weiter, an ihn auch Franz Neumann und der Mathematiker Jacobi, der doch nach einem Ausspruche Schellings selber als Redner die größten Muster der Alten erreicht hat[1]). Und in

1) Siehe Königsberger in seiner Rede auf Jacobi 1904. Leipzig. S. 36.

der Tat hat Jacobi auch in unserem Kreise als Sprecher des Schulrats Dieckmann eine bedeutende Rede über den Staatsbegriff gehalten. Aber derselbe Jacoby wieder war es, der mehrfach an Kants Geburtstage den Dank seiner Tischgenossenschaft an Rosenkranz abstattete, indem er ihn, den *παραγενέθλιος* und Geburtstagsnachbar des großen Weisen, in heiteren Toasten feierte.

Mittelbar auf Rosenkranz geht auch die Kantreliquie zurück, die Haarlocke Kants, die sich im Besitze unserer Gesellschaft befindet. Der frühere Eigentümer derselben, Pfarrer Thiel aus Saalfeld, hatte diesen Schatz, „den er als ein Heiligtum bewahrt", „den hochverehrten Männern, welche die geschriebenen Werke des Herrlichen" neu herausgegeben, zur Aufbewahrung an stiller, sicherer, geweihter Stätte überreicht. Und aus dem Nachlasse Rosenkranz' ist die Reliquie dann von dessen Enkel, dem Oberlehrer Jacobson, durch Geheimrat Walter uns zugewiesen worden. So sei denn dieser anulus comarum für alle Zeit das Pfand und der Beglaubigungsring unsrer Gesellschaft!

Neben den wissenschaftlichen Koryphäen der Albertina zogen die Bohnenkönige auch die dichterischen Talente derselben zur Verherrlichung der Kantfeste heran. Schon Professor Hüllmann hatte in den Jahren 1810—17 bei einem der Kantessen, die damals im Deutschen Hause stattfanden, gesungen:

Der tapfere Deutsche Orden ist vernichtet,
Zum Schutz des heil'gen Grabes einst errichtet,
Gebt, edle Männer, euch die Hand,
Ein Ordensbund zu sein für unsern Kant;
Des Weisen heil'ges Grab zu schützen schwört,
Daß keine Hand des Krieges es zerstört;
Dies deutsche Haus sei nun Kapitelhaus,
Da feiern jährlich wir den Ordensschmaus!

Und Caesar v. Lengerke malt in einem Gedicht eine Szene aus Kants Tischgenossenschaft, wo es heißt:

Stets war auf der Gelehrten Feld
Viel Haderkraut zu gäten!
Ihr wißt's: auch Kant beschrieb der Welt
Den Streit der Fakultäten. . . . .

Da sitzt, ein Socrates, beim Mahl
Der große Denker eben,
Zur Seite Jachmann, sein Fiskal,
Wasianski auch daneben.

Man kostet just zum Tafelschluß
Ein Faß vom besten Jahre,
Gezollt von Nicolovius
Gratis zum Honorare.

Woher die Glut, die plötzlich sprüht,
Der Zunge Band befreite?
Das weiß ich nicht — allein man sieht
Die Gäste wild im Streite.

Mit scharfer Zunge jeder ficht
Polemisch ungemessen,
Genug, man spart die Pfeile nicht
Und hätt' sich bald vergessen.

Da lächelt ernst der große Kant,
„O macht dem Streit ein Ende!
Erprobt den Wein, vom Freund gesandt,
Und reicht euch warm die Hände!"

„Der Geist der wahren Wissenschaft
Erwählt nicht solche Klingen!
Besonnen weiß des Forschers Kraft
Den Gegner zu bezwingen."

„Wenn ihr als redlich ihn erkannt,
Sollt ihr den Gegner ehren,
Den Samen aus der Wahrheit Hand
Zu ungereiften Lehren!" . . . .

eine Ermahnung zur Duldsamkeit, (1844/45) die allen — ismen und — anern gegenüber auch heute noch gelten mag!

Endlich im Jahre 1849, als Lehrs' wie vor ihm (1831 und 34) Schweickart von der Philosophie und Kant gegenüber der Re-

volution sprach, da stimmte der so milde Aug. Hagen folgenden launigen und freimütigen Sang an:

Der Philosoph docieret,
Sein Kleid verrät Geschmack;
Sein Stutz ist fein frisieret;
Um ihn in schäb'gem Frack
Die Weltweisheit-Beflißnen:
Er stockt, wirr ist sein Kopf;
Er sucht den abgerißnen
Und sieht den neuen Knopf.

Als nach des Märzes Iden
Der Freiheit Ruf erscholl,
Die finstern Mächte schieden
Und unser Busen schwoll,
Da, was am Atmen hemmte,
Da sprang der Knopf hinfort
Nichts störte, nichts beklemmte
Das Denken und das Wort.

Auch Dich, eh noch die Stoa
Dein Rede-Feu'r erstickt,
Es hat auch Dich die Boa
Des Kirchenzwangs umstrickt;
Den hellen Geist beschränken
Wollte die Klerisei,
Ministeriell zu denken,
Das stand dem Weisen frei . . . .

Und dann weiter:

Der Philosoph daheime
Am Fenster sinnet tief,
Wie ein Begriff sich reime
Zum folgenden Begriff:
Zum Kirchturm, der die Häuser
Beherrschet, blickt er nur,
Ein Weiser blickt zum Weiser
Regelnd die Geistesuhr.

Wo ists, wo die Gedanken
Jetzt auf die Kirche sehn?
In Frankfurt ists. Zu wanken
Ziemt nicht, was auch geschehn. . . . .

Die Kraft der Allgemeinheit
Taucht aus dem Zeitenlauf,
Der Traum von Deutschlands Einheit
Schlägt klar die Augen auf.
Mag sich die Wahrheit trüben,
Geburt ringt mit dem Schmerz,
Ins Herz ist es geschrieben,
Ist nun des Herzens Herz.

Was ehemals scheu und leidig
Sich in dem Innern barg,
Steigt als die Seele freudig
Aus der Verwesung Sarg . . . . . .

Und zum Schluß ernennt der Dichter Kant gar zum Deutschen Kaiser: Kaiserreich und Bohnenkönigtum, Kleiderknopf und Gedankenfreiheit, Zifferblatt und Weltweisheit, den Löbenichtschen Kirchturm und die Einigung Deutschlands, so disparate Elemente weiß sein kühner Witz zu einem krausen Gewebe zu verbinden, so kraus wie jene denkwürdige Zeit. Mit jugendlicher Poesie — so heißt es in dem gleichzeitigen Vortrage Lehrs' — saßen wir unter den Trikoloren und sangen . . . zuversichtliche und kühne Lieder und durchstachen mit den stumpfen Hiebern unsere Hüte. Doch diese Periode des Rausches und der Zuversicht, sie legte sich bald. Die Kalamitäten der Wirklichkeit kamen über uns . . . so massenhaft, so grotesk, daß ich den hätte sehen mögen, dem der Humor nicht vergangen wäre. Da, meine Herren, bleibt denn nichts übrig als die Philosophie. Urplötzlich und ohne Übergänge waren wir in der Demokratie. Und die Demokratie, sie gibt zuerst allen Klassen der Gesellschaft ihre Torheiten frei! Kann man das ertragen ohne Philosophie? Da will nun ein jeder etwas sein, aber was viel schlimmer ist, es will ein jeder etwas reden! Ertrage das, wer es vermag, ohne Philosophie! Und nun gerade in diesen Zeiten, wo wir alle auf die Philosophie gestellt waren, wurde uns unser Philosoph, wurde uns Rosenkranz entführt! Konnte man das ertragen ohne Philosophie!

So führt auch diese vierfache Epiphora und Anrufung der Philosophie auf Rosenkranz zurück, den wir mit Recht den unsrigen nennen können und der auch nach seiner Rückkehr aus Berlin auch unter den veränderten Verhältnissen der späteren Jahre der Gesellschaft treu geblieben ist.

In den sechziger Jahren nämlich — es sind just die Jahre, in denen überall der Ruf „Zurück zu Kant!" erscholl, wird es zur Regel, daß der Bohnenkönig selber die Festrede hält, es gilt nunmehr für eine Ehrenpflicht nicht bloß Regent zu sein, sondern auch zu regieren, und die modernen rois de fêve sind ihre eigenen Kanzler und Sprechminister.

Damit hängt es dann zusammen, daß auch der Kreis der Themata für die festlichen Ansprachen sich erweitert; ein jeder griff in das Forschungsgebiet hinein, das ihm nahe und am Herzen lag, und spann von da aus Fäden hin zu der allumfassenden Philosophie und zum Ruhme Kants. Seine Stellung zu einzelnen Fachwissenschaften, als Mathematik und Sozialwissenschaft wurde beleuchtet; der Jurist behandelte Kants Einfluß auf das bürgerliche Recht, der Bürgermeister Kants Bürgertugend; ein Arzt schilderte seine Umgangstugenden, ein anderer Arzt die Ansichten Kants über das weibliche Geschlecht, und selbst der Kinder gedachte ein Menschenfreund. Der Statistiker stellte das äußere Milieu des Philosophen fest, Politiker entwickelten den Begriff der Freiheit oder christlich-soziale Probleme, und bezeichnend ist es, daß die Ideen Kants, die bei der vorjährigen Säkularfeier namentlich in Frankreich in den Vordergrund gerückt wurden, nämlich die vom ewigen Frieden auch in unserer Vereinigung mehr als einmal erörtert worden sind. Gleich nach dem Kriege 1870/71 stieß Julius Möller in dies Friedenshorn, das vor ihm auch Erhard Hagen und Prediger Voigdt und nach ihm Franz Rühl (1892) ergriffen. Und andererseits: Kant und Basedow und Lessing und Kant, Kants Stil und Sprache, sein Humor und seine Definition vom Genie wurden behandelt, der Chemiker griff auf Kants Doktordissertation zurück, die gerade vor jetzt 150 Jahren erschien, der Dichter

machte sich an die Verse über Kant, und der Pädagog rief ihn als Eideshelfer für die humanistische Bildung auf. Seine Anhänger und Jünger wurden heraufbeschworen, aber auch an einer Ehrenrettung seines Feindes hat es nicht gefehlt. Kurz, die mannigfaltigsten Anregungen wurden gegeben, die verschiedensten Wissensgebiete gestreift, und wenn die Kantgesellschaft einem Emil Arnoldt und anderen wirklichen Philosophen hohen Dank schuldet, daß sie den echten Schild Kantischer Philosophie über ihr gehalten haben, so ist es ein Verdienst der nicht philosophischen Bohnenkönige, die unermeßliche Vielseitigkeit Kants und seinen weitestreichenden Einfluß rühmlich bekundet zu haben.

Was aber noch mehr wert ist, aus allen diesen Reden, so mannigfaltig und wenig philosophisch ihre Themen auch gewesen sein mögen, spricht jene ehrliche Verehrung des Menschen Kant, die Erb und Teil unserer Stadt und unserer Vereinigung ist. Nicht sowohl dem Erkenntniskritiker und „Allzermalmer“ als dem Wecker sittlicher Kraft galten die Huldigungen, nicht der reinen Anschauung und reinen Vernunft, wie er sie lehrte, gingen wir nach, sondern an seinem reinen Lebenswandel, an der wie immer idealisierten Gestalt des edlen Menschen erbauten wir uns. Auch sein Leben war seiner Lehre gleich gewesen, und ebenso wie seine Lehre wirkte sein Leben unter uns fort.

„Kant wird als vorzüglicher Denker der Welt unvergeßlich bleiben — möge Er von uns, die wir ihn handeln sahen, nie vergessen werden!“

Mit diesem Wunsche wurde die Kantgesellschaft eröffnet, und er ist auch durch sie erfüllt worden: auch als keiner der Tischgenossen Kants mehr lebte und mit dem Oberpräsidenten von Schön der letzte Schüler Kants uns entrissen war, haben die Bohnenkönige Kants „Handeln“ nicht vergessen. —

Soweit die Bohnenkönige und Festredner, deren Verzeichnis wir uns zum heutigen Tage Ihnen zu überreichen erlaubten;

doch wenn wir die eigenartige Verfassung unserer Vereinigung kennen lernen wollen, müssen wir neben den Regierenden auch der Regierten, der Vereinsangehörigen gedenken. Von 23 Freunden Kants begründet, zählte die Gemeinschaft auch im Jahre 1810 24 Mitglieder. Es waren größtenteils bekannte Männer, unter denen neben den bereits erwähnten (Jachmann, Wasianski, Nicolovius) noch Scheffner und Kraus genannt sein mögen, sowie der Vater Karls und Aug. Hagen, Medizinalrat Gottfried Hagen, der es aus Verehrung für Kant nicht zuließ, daß seine Büste neben der des großen Weisen aufgestellt wurde, ferner Hamann, Jacobi, Gaedeke und Chr. Fr. Reusch, der uns alle die Veteranen der Kantverehrung in seiner und ihrer Schlichtheit beschrieben hat[1]). Scheffner (1813) beantragte die Zahl der Teilnehmer auf 20 zu beschränken und nur an die Stelle eines „abgegangenen" Mitgliedes eine Neuwahl durch Pluralität zu treffen. Dagegen bestimmte ein Beschluß vom Jahre 1828, daß die Normalzahl 30 sein solle und daß für eine etwa notwendige Ersatzwahl zwar jedem Mitgliede das Vorschlagsrecht zustehn, die Wahl selbst aber durch ein Triumvirat vollzogen werden solle, bestehend aus dem Festordner und seinen beiden Ministern, d. h. seinen Beisitzern in der eigentlichsten Bedeutung. Naturgemäß griff man bei der Ergänzung hauptsächlich auf Schüler Kants zurück, und der alte Stadtrat Förster legte 1835 für den Verein ein eignes Verzeichnis derselben an, und da begegnen wir denn einem Tribunalsrat Reidenitz, Geheimrat Göbel, Schuldirektor Möller sen., Domprediger Zippel, Köhn v. Jaski und anderen Mitgliedern früherer Jahre.

---

1) „Kant und seine Tischgenossen" Königsberg, Tag und Koch. Daselbst sind auch auf S. 14 die ersten Mitglieder der Gesellschaft aufgezählt, darunter jedoch auch zwei, die in den Akten derselben erst 1810 genannt werden: nämlich der Regierungsdirektor Frey, der Verfasser der Städteordnung, und Dr. med. Elsner. Zu den Gründern der Gesellschaft gehörte auch Regierungsrat Schreiber, der für die Studierenden der Albertina einen Kantpreis stiftete: daher die Sitte der dreißiger Jahre, den jeweiligen Preisträger zu dem Bohnenmahle hinzuziehn.

Jener Beschluß des Jahres 1828, von unserm ältesten Historiographen[1]) Kommerzien- und Admiralitätsrat Becker „Das organische Gesetz“ der Gesellschaft genannt, „das für immer gegeben sei“, blieb doch nur zehn Jahre lang ohne „Deklaration“. „Am 22. April 1838 war die Zahl der Teilnehmer an der Tagesfeier ungewöhnlich klein, was zum Teil wohl darin seinen Grund gehabt haben mag, daß es ein Osterfeiertag war — und es wurde zugleich gefunden, daß einige Gesellschaftsmitglieder schon mehrere Male die Teilnahme abgelehnt.“ Daher beschloß man, daß für jeden, der dreimal hintereinander gefehlt, ein dauernder Stellvertreter zu wählen sei mit allen Rechten eines Mitgliedes, doch in der Art, daß auch dem früheren Mitgliede gleichwohl jedesmal die Einladung vorzulegen sei. Diese Bestimmung ist im wesentlichen noch heute in Geltung, nur daß im Jahre 1875 nach einem Antrage Wichert die dreijährige Frist bis zur Wahl eines Stellvertreters auf fünf Jahre erweitert wurde: just jene Schweigefrist, die für die Mitglieder der Pythagorasgesellschaft bestimmt war.

Gegenwärtig besteht unsre Tischgenossenschaft aus 77 Mitgliedern, die sich um ihre Alterspräsidenten Reicke und Dr. Hay scharen, und sie setzt sich entsprechend alter Tradition aus allen Berufskreisen zusammen.

So wie Kant selber aus den verschiedensten Ständen sich seine Tischgenossen wählte, so hat auch seine Jüngerschaft sich stets geflissentlich aus allen gebildeten Kreisen ergänzt, und neben Exzellenzen und Präsidenten finden wir Gutsbesitzer und „Negotianten“, wie es in den Akten immer heißt, neben den Professoren der Universität die Männer der Praxis aus allen Zweigen des öffentlichen Lebens, kurz einen echt Kantischen „Wettstreit der Fakultäten“: philosophia enim omnibus lucet nec reicit quemquam nec eligit. (Sen.)

Noch in andrer Beziehung hat unsre Gesellschaft die

---

1) Die späteren sind dann Geheimrat Professor Schubert (Neue Pr. Prov. Blätter 1846. S. 454 ff.) und Dr. med. A. Hensche (Preuß. Jahrb. 1867. S. 238 ff.)

Tradition gewahrt, indem sie die Nachkommen der wirklichen Tischgenossen und Freunde Kants immerdar in ihrer Mitte zu erhalten suchte. Zwar der Vorschlag, den einst Professor Pörschke, einer der Mitbegründer der Gesellschaft, machte, daß nach der Art, wie man das Andenken eines griechischen Philosophen Jahrhunderte hindurch erhalten hatte, auch die Söhne und ferneren Abkömmlinge der Freunde Kants geborene Mitglieder der Gesellschaft sein sollten, ich sage, dieser Vorschlag ward zwar nicht angenommen, aber daß Namen wie Ruffmann und Krause in unserer Vereinigung nicht ausstarben, dafür hat Pietät und Verdienst gesorgt.

Und wiederum jenem Wettstreit der Fakultäten und altem Gelehrtengebrauch entspricht es, wenn keiner die Gebieterwürde zweimal bekleiden soll; und wenn doch die Bohne dies füget, tritt der rechte Nachbar des Erkorenen in seine Rechte. Nur Dr. Jachmann und Bessel, v. Schön und v. Wegnern sind zweimal Könige gewesen, und Kriegsrat Müller[1]) und Tribunalsrat Ehm, sowie Dr. Richard Arnoldt haben ihre Krone zwei Jahre hintereinander getragen; der letztere sogar in absentia. Und es war ein kritischer Tag unsrer Gesellschaft, als der Minister Arnoldts darum fürs Jahr 1883 die Geburtstagsfeier ausfallen ließ, da „der Zweck des festlichen Zusammenseins nicht in Essen und Trinken bestehe, sondern der Schwerpunkt in die wissenschaftliche Rede gelegt werden müsse“: eine gewiß sehr löbliche Wissenschaftlichkeit, die uns aber leider um die bis dahin streng gewahrte Kontinuität der Gesellschaft gebracht hat.

Weder als Redner noch als König oder Minister ist Helmholtz hervorgetreten, der unsrer Gesellschaft von 1851 bis 1855 angehört hat. Und doch haben wir Grund, grade auf ihn stolz zu sein; denn er war es, der die Kantischen Lehren von den aprioristischen Formen der Erfahrung mit den Resultaten der

---

1) Nach einem Gedichte Hüllmanns zu schließen (siehe Neue Preuß. Prov.-Blätter 1846. S. 465) das eine Mal nur als Vertreter, da „Selbst“ des „Bundes Schuld“ nicht zahlen konnte.

Physiologie in Beziehung setzte und in einer Zeit, da die Verbindung zwischen Philosophie und exakter Wissenschaft unterbrochen war, unter Berufung auf Kant dieselbe wieder angeknüpft hat.

Also zusammengesetzt und also organisiert hat unsere Gesellschaft im stillen gewirkt und alljährlich nur Eines, aber ein Gutes geleistet, wenn sie den Manen ihres Heros opferte, und als ihre Taten müssen zunächst die Reden gelten. Nur selten ist sie aus der weihevollen Stille ihrer Wirksamkeit herausgetreten zu lauterem, weiterhinschallendem Festesjubel, wie ihn der hundertjährige Geburtstag Kants brachte. Damals war es die Kantgesellschaft, die sich der Verpflichtung bewußt war, nach außen hin Zeugnis abzulegen für die Unvergeßlichkeit Kants: alle ehemaligen Schüler desselben in Nähe und Ferne wurden zu der Säkularfeier eingeladen, und 22 derselben [größtenteils aus Königsberg und der Provinz] meldeten sich bereitwilligst dazu an. Unter der Leitung des Bohnenkönigs Ehm und tatkräftiger Mitwirkung des Oberbürgermeister Horn wurde eine Festaufführung vorbereitet; Prof. Dr. Rhesa, der schon vorher mit einer Elegie auf Kants Tod hervorgetreten war, dichtete eine Kantatine, die durch den Musikdirektor Riel komponiert und in einem Kreise angesehener Musikliebhaber eingeübt wurde. Auch der treue Wasianski zäumte den Pegasus, unter dessen Hufschlag klar und lauter wie Böotiens Bergquell flüssige und geschmeidige Distichen hervorsprudeln sollten; Herbart übernahm die Festrede, und der Bohnenkönig selber zog die Aufzeichnungen der Eltern Kants, ihr Hausbuch, wieder ans Licht; interessante Autographen Kants wurden durch Konsistorialrat Wald gesammelt und am Vorabende des Festes der Gesellschaft überreicht; für das Lied, das Kant als den Gipfel musikalischer Komposition bezeichnet hatte, das alte „Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher" wurde ebenfalls durch Rhesa ein neuer Text gedichtet; kurz, es wurden mit rührigem und rührendem Eifer Vorbereitungen getroffen, um dem Feste einen besonderen Wert zu geben. Und als dann am 22. die Feier im

Deutschen Hause vor sich ging und sich die etwa 80 Teilnehmer um die Büste Kants scharten, da war es mehr noch als die einzelnen Festveranstaltungen der harmonische Geist und gläubige Ernst der Feiernden, was dem Tage Weihe und Kraft verlieh.

Mit derselben Bewegung, mit der der Bohnenkönig ausrief: „Ja guter Kant! Gott, Glauben, Tugend und Unsterblichkeit sind die großen und erhabenen Worte, die der Schöpfer in unsere Seelen schrieb und die auch du uns lehrtest!" mit derselben Rührung sang der Chor seinen Klagesang:

„Unsern Führer, unsern Meister
Sucht mit Tränen unser Blick,
Ach ihn rief ins Land der Geister
Liebend Gott, sein Gott zurück."

Und mit derselben Freudigkeit und Anteilnahme wurden Wasianskis Verse vernommen:

Ante decem decies annos lux desuper orta
Incepit primum spargere mite iubar:
Flammeus ut Titan tenebrosa nocte repulsa
Splendet in eois hespereisque plagis,
Sic lumen mundi nocturna crepuscula pellit,
Effugiunt tenebrae, splendet et orta dies.
Natus erat nobis, toti fuit utilis orbi,
Hic recubant cineres, nomen ubique viget.

Damals erklangen die Worte Herbarts, die solchen Beifall fanden[1]):

„Jahrhunderte verfließen; sie nehmen die großen Männer, die sie brachten, mit sich hinweg. Ihre Spuren selbst verschwinden, wenn nicht festgehalten durch fromme Sorgfalt der Erinnerung . . . . Man traue nicht den Büchern allein! Sie waren sonst bessere Hüter eines großen Ruhmes als jetzt; in unserer Zeit tötet ein Buch das andere, und alle sind nur Wellen einer großen Flut, worin jährlich manches Köstliche versinkt.

Man traue nicht den Lehren allein! zumal den philosophischen Lehren. Denn was ist Philosophie? Auf diese alte

1) Siehe Herbarts Werke, herausgegeben von Hartenstein XII. S. 153 ff.

und berühmte Frage möchte ich leicht voll Unmuts über langjährige Erfahrung mit zwei Worten also antworten: Philosophie ist der Spielball der Mißverständnisse.

Auch unser Kant ist oftmals mißverstanden worden. Unser Kant! Zwar nicht in dieser Stadt leuchtete mir zuerst das Licht der Sonne; aber das Licht der Kantischen Lehre hat mir geleuchtet und geholfen, seitdem ich dafür empfänglich war. Und wie die Pflanze sich hinzieht zum Lichte: so sehnte sich mein Jünglingsalter nach Königsberg, ohne die geringste Ahnung, daß dereinst mein Fuß diesen Boden betreten würde. Gesehen habe ich nicht den Weisen, aber gleich nach meiner Ankunft wurde ich geführt in diesen Kreis; denn es traf sich, daß eben sein Jahresfest gefeiert wurde. Seitdem sah ich diese Versammlung vielfältig abnehmen und wieder wachsen; ich erkannte mehr und mehr den starken Lebenskeim, den sie in sich trägt; ich sehe, wie das teure Bild, das ihr vorschwebt, mehr und mehr einer überirdischen Klarheit sich nähert und von der Vergänglichkeit eine Spur nach der andern abzulegen scheint. So schwebte wohl in alter Zeit, in der Sprache des Altertums, ein Mensch zu den Göttern empor," fürwahr eine schöne Schlußapotheose unseres Meisters.

Damit aber auch der schönste Ausdruck der Freude, die Mildtätigkeit, nicht fehlte, wurde aus dem Rest der Festbeiträge eine Gabe an den unglücklichen Kandidaten Fischer[1]) verliehen, der in einem Bittgesuche aus der Teilnahme an Kants Begräbnis seine Würdigkeit zu einem Kantalmosen hergeleitet hatte.

Ein andrer Bittsteller, Carl Ferdinand Graff, konnte sich sogar auf ein Gespräch mit Kant selber beziehen.

Er schreibt: „Als ich des Morgens wie gewöhnlich auf dem philosophischen Gang lustwandelte und Kants reine Vernunft las, überraschte er mich einmal und sprach: „Mein holder

1) Vermutlich derselbe, der in diesen Blättern unter den „Ungewöhnlichen Charakteren" beschrieben ist. (1854. II. S. 229.) — Daselbst auch Näheres über den oben erwähnten Riel. S. 241.

schwarzgelockter Knabe, was liesest Du da?" Ich lese Kants Kritik der reinen Vernunft. „So früh schon?" Ja, ich will früh vernünftig werden. „Hast Du denn den Kant schon einmal gesehn?" Der kleine Mann mit dem großen Geist stand vor mir! „Ich warne Dich, mein Söhnchen, die Früchte, die zu früh reifen, verwelken auch zu früh." Er hat wahr gesprochen. Der Knabe ist im 48. Jahre schon zum Greis geworden und muß ohne Hilfe auf Kants philosophischem Gange wandeln und den Tod des Verhungerns und Erfrierens wählen."

Solche bitteren Klagen mochten öfters an die Kantfreunde herantreten; jedenfalls wurde nach der Jubelfeier aus dem Rest der Beiträge auch noch ein kleiner Fonds begründet, der dann später (1829) auf Antrag Burdach zur jährlichen Unterstützung eines Schwestersohnes Kants, des Schuhmachermeisters Kröhnert, verwendet wurde. Und als derselbe 1832 gestorben war, erhielt seine Tochter Frau Louise (Charlotte) Steil ebenfalls eine Gabe. Nicht um uns zu rühmen, sei dies erwähnt, und der Geist Kants, der die Lüge so haßte, bewahre uns vor der Schwester der Lüge, der Ruhmredigkeit; aber doch freuen wollen wir uns dessen, was früher in schlichter Pietät geübt ward, freuen auch des ehrenden Zeugnisses, das Herbart der Kantgesellschaft in den angeführten Worten aussprach. Der starke Lebenskeim, den er ersehn, hat Blüten entfaltet und Früchte gezeitigt, nicht jene seltenen Wunderblüten, die nur einen Abend prangen, sondern bleibende Frucht. Überall wo es galt, bleibende Denkmale zum Ruhme Kants zu errichten, da hat unser Verein mitgewirkt und angeregt, andere begeistert und sich betätigt und bleibendes geschaffen. Kants Marmorbild in der Abertina, die Tafel, die mit goldenen Buchstaben das Haus bezeichnete, da Kant gewohnt und gelehrt[1]), sein ehernes Standbild und seine Grabeshalle, sie alle sind Beweise auch unserer Tätigkeit und Schöpfungen, die wir gefordert und gefördert. Ja Rosenkranz führt auch seine Gesamtausgabe von Kants Werken, „diesen

1) Jetzt im Museum der Altertumsgesellschaft Prussia aufbewahrt.



literarischen Geburtstag des Weisen", wie er sich ausdrückt, auf eine Anregung der Kantgesellschaft zurück. Nur die Erhaltung des Kantischen Hauses selbst glückte dieser nicht, trotzdem die Aufforderung dazu mehrfach an sie herangetreten ist[1]): und so entbehren wir dieses Denkmals aus der Zeit, da die Philosophen Hausbesitzer waren und auch Hausbesitzer philosophierten. Und wenn die Pythagoriker sich rühmen konnten, aus dem Hause ihres Meisters einen Tempel gemacht zu haben, so müssen wir uns mit dem Vitruvischen Bekenntnis bescheiden, in pectoribus dedicatum quoddam habere . . simulacrum. Wir tragen gleichsam ein Heiligtum Kants in unsern Herzen.

Und mit diesem Bekenntnis wollen wir in das zweite Jahrhundert unserer Genossenschaft eintreten, ohne „Bohnenfurcht" und Zweifelsucht und mit der Hoffnung, daß auch uns, den Dishendekadisten eine ebenso lange Dauer beschieden sein möge wie den epikureischen Eikadisten. Die Zeiten sind nicht ungünstig. Mag nun die Philosophie besitzlos oder ein verschwiegener Besitz, eine Königin oder Königin im Exil sein, ein Spielball der Mißverständnisse oder eine Schutzwehr gegen Mißverständnisse, die untilgbare Sehnsucht des Menschen nach Einheitlichkeit seiner Erkenntnisse regt sich heute so stark wie je: und wer könnte sie stillen ohne Philosophie?

Nach einem Urteile aus unsern Akten[2]) hatte Kant durch seine Kritik die Tonne auf den Klippen festgelegt, die man vermeiden soll; den Hafen zu finden, wohin man zu steuern habe, bleibe der lokalen Kenntnis und der Nüchternheit des Steuermanns überlassen. Des achteten nicht die Diadochen Kants, die mit tausend Segeln in den Ozean der Spekulation hinausfuhren, ohne doch den Hafen zu finden, und sie, die über

---

1) Schon im Jahre 1835 sprach Stadtrat Förster unter mehreren pia desideria auch aus, daß Kants Haus angekauft und dem Philosophieprofessor, der Kants Lehrstuhl inne habe, gegen billige Miete überlassen werde, zugleich mit der Verpflichtung, das Speisezimmer Kants für die jährlichen Bohnenmahle herzugeben.

2) Auszug aus einem Briefe Menkens an Nicolai.

die Bahnen Kants hinauskommen und seine Lehre erweitern wollten, erweiterten und erhöhten durch ihre Abenteuer nur seinen Ruhm.

Auch das wilde Kampfgeschrei der Kraft- und Stoffmänner endete mit dem Rufe: zurück zu Kant; Schopenhauers Pessimismus hat durch Nietzsches kräftige Bejahung des Lebens sein „Gesicht" verloren. Und so wie Nietzsche wieder, sei es bewußt oder unbewußt (siehe Vaihinger, Nietzsche als Philosoph. Berlin 1905[3]), auf Darwin zurückgreift, so kann die englische Philosophie eines Spencer ergänzend und verjüngend auf Kant zurückwirken. Spencer und Kant, Kant und Wundt, Kant contra Häckel und Thomas von Aquino und Kant: so und ähnlich lauten ja die Themen, die heute die Denker beschäftigen. Auch heute noch erklingt bei den Philosophen der Ruf „Zurück zu Kant" und bei den Laien der Wunsch „Mit Kant vorwärts". Und wie die Kantische Weisheit wirklich bis zu den eoischen Gestaden vorgedrungen ist (um mit Wasianski zu reden), beweist das merkwürdige Geständnis eines gebildeten Japaners, der da mitten während der kriegerischen Erfolge seines Volkes bekennt[1]):

Wir haben uns dem Abendlande . . . genähert, weil wir in dem großen Philosophen Kant einen geistigen Führer gefunden hatten . . . der nüchterne, strenge, folgerichtige und klare Geist Kants erschien uns als der Vollender der Weltweisheit . . . und in der Erkenntnis, daß seine Denkweise auf ein Staatswesen übertragen dieses zum stärksten der Welt machen muß, entschlossen wir uns, unser Vaterland im Sinne Kants umzubilden.

Innerhalb Deutschlands aber zeigt sich die Ehrung und Mehrung des Kantischen Geistes vor allem auch in der Gründung einer anderen Kantgesellschaft (der in Halle), mit der wetteifernd wir an den großen Denkproblemen und sittlichen Auf-

---

1) Siehe „Leipziger Tageblatt" vom 13. Juli 1904, die japanische Zeitung „Nischi Schimbun" und „Unser Vaterland Japan", herausgegeben von Stead.

gaben arbeiten wollen, weiter arbeiten an den Ideen Kants, „deren dauernder Wert wachsenden Strömen gleich jedes lange Jahrhundert füllt".

Und so erhebe ich denn mein Glas und weihe es ihm, dem dauernden Hort unserer Vereinigung, dem geistigen Gastgeber unserer Tischgenossenschaft, unserem Wegeführer und Geleiter auch im neuen Säkulum!

Es wachse die Verehrung Kants!

Anhang.

Verzeichnis der Bohnenkönige der Gesellschaft der Freunde Kants.

1805—1905.

Bohnenkönige.	Festredner.
1805 Dr. W. Motherby.	
1810 Kriegsrat Oberbaudirektor Müller.	1. J. G. Scheffner. 2. Herbart. „Immanuel Kants Gedächtnisfeyer." (Fr. Nicolovius 1811.)
1811 Kriegsrat Oberbaudirektor Müller.	(Prof. Dr. Hüllmann.)
1812 Statrat Buck.	
1813 Kriegsrat J. G. Scheffner	
1814 Robert Motherby.	
1815 Prof. Dr. Hagen jun.	
1816 Pfarrer Wasianski.	
1817 Dr. med. Jachmann.	
1818 Professor der Botanik Dr. Schweigger.	
1819 Prof. Dr. med. Elsner jun.	
1820 Geh. Rat von Madeweis.	Herbart.
1821 Friedr. Nicolovius.	
1822 Geh. Reg.-Rat Reusch.	

	Bohnenkönige.	Festredner.
1823	Geh. Reg.-Rat Oberbürgermeister Horn.	Herbart. „Das Andenken an große Männer."
1824	Geh. Justizrat Tribunalsrat Ehm.	Herbart.
1825	Geh. Justizrat Tribunalsrat Ehm.	1. Dompred. S J. Zippel. „Kants Philosophie, eine kritische, populäre, heilige, christliche." 2. Konsistorialrat Prof. Dr. Wald. (Siehe Reicke, Kantiana Kgsbg. 1860.) 3. Wasianski. Lat. Ode.
1826	Konsistorialrat Prof. Dr. Kähler.	
1827	Superintendent Dr. Wald.	Herbart.
1828	Dr. med. Jachmann.	Superint. Wald. „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung."
1829	Wirkl. Geh. Rat und Oberpräsident von Schön, Exz. vertreten durch Dr. Jachmann.	
1830	Geh. Reg.-Rat Kelch.	Konsistorialrat Kähler, (dessen Rede durch Dr. Motherby verlesen wurde).
1831	Tribunalsrat Prof. Dr. Schweickart.	Schweickart. „Die Kantische Philosophie und die belgische Revolution."
1832	Kanzler von Wegnern, Exz.	
1833	von Schön. Exz.	Herbart.
1834	Bessel.	Schweickart. „Die Ursachen der neuesten Revolutionen in Europa und der Einfluß der Kantischen Philosophie."
1835	Exz. von Wegnern.	Bessel. „Über den Rang der Wissenschaften."
1836	Obermarschall Graf Dohna-Wundlacken, Exz.	Rosenkranz. „Die Gesamtausgabe der Kantischen Schriften."
1837	Bessel.	W. Motherby. „Über die Kraft des Gemütes, durch den bloßen Vorsatz Meister seiner krankhaften Gefühle zu werden."

	Bohnenkönige.	Festredner.
1838	Prof. Dr. C. G. J. Jacobi.	Rosenkranz. „Schiller und Kant.“
1839	Stadtrat Hartung.	Rosenkranz. „Über das allgemeine Verhältnis der Kantischen Philosophie zum 18. Jahrhundert.“
1840	Rosenkranz.	Rosenkranz. „Einige Betrachtungen über Kants Wohnung.“
1841	Reg.- und Schulrat Dieckmann.	1. Jacobi. „Über den Begriff des Staates nach Kant.“ 2. Prof. Dr. Schubert. „Mitteilungen aus Briefen von und an Kant.“
1842	Prof. Dr. Schubert.	Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Sachs. „Einige Bemerkungen über die neue Ausgabe von Kants Werken und über Kant selbst.“
1843	Prof. Dr. Moser.	Rosenkranz. „Kants Aussprüche über Zensur.“
1844	Kommerzien- und Admiralitätsrat Becker.	1. Rosenkranz. „Kants Darstellung des notwendigen Antagonismus zwischen den drei oberen und der unteren Fakultät.“ 2. Becker. „Über die erste Bildung des Vereins und die gesellschaftlichen Bestimmungen desselben.“ 3. Prof. Dr. Caesar von Lengerke. „Humoristische Tischrede.“
1845	Konsistorialrat und Hofprediger Dr. Sieffert.	1. Sachs. 2. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Schubert. „Notizen über die fünfzehnjährige Privatdozentenschaft Kants.“ 3. v. Lengerke. „Ehrung Kants bei der Universitätsjubelfeier“. (Gedicht!)
1846	Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Voigt.	1. Schubert. „Die Reihenfolge der Vorlesungen Kants“. 2. Pfarrer Dr. Heinel. „Gedicht über Friedrich II.“

Bohnenkönige.	Festredner.
	3. Geh. Oberreg.-Rat Reusch. „Aus einem Gedächtniszettel Kants."
	4. Voigt. „Toast auf Kant und seinen Vater Joh. Georg Kant."
1847 Prof. Dr. F. Neumann.	Rosenkranz. „Kant in Frankreich."
1848 Tribunalsrat Dr. Ed. Simson.	Rosenkranz. „Verhältnis des italienischen Philosophen Gioberti zu Kant."
1849 Prof. Dr. Lehrs.	1. Lehrs. „Die Philosophie und Kant gegenüber dem Jahre 1848."
	2. Prof. Dr. Aug. Hagen. (Gedicht!)
1850 Prof. Dr. Hirsch.	Rosenkranz. „Über das Verhältnis des preußischen Staates zur Philosophie."
1851 Prediger Voigdt.	Auszug aus Kants „Zum ewigen Frieden."
1852 Dr. Aug. Simson.	Rosenkranz. „Über das für Kant projektierte Standbild."
1853 Prof. Dr. Sanio.	Auszug aus dem „Streit der Fakultäten."
1854 Stadtrat Meyerowitz.	Rosenkranz. „Kant und Schopenhauer."
1855 Superintendent Dr. Gregor.	„Über den Pfarrer Mrongovius und dessen philosophische Abhandlung über Religion und Moral."
1856 Konsul B. Lorck.	Rosenkranz. „Über die Schwierigkeiten, die R. und Schubert bei der Herausgabe Kants erwuchsen."
1857 Kommerzienrat Gaedeke.	Schubert. „Ideen Kants zur Anthropologie, schon in den früheren Werken erkennbar."
1858 Dr. Kosch.	Rosenkranz. „Kant und Hamann."
1859 Dr. Joh. Jacoby.	„Kant und Lessing."

Bohnenkönige.	Themen der Festreden.
1860 Prof. Dr. von Wittich.	„Über Baco von Verulam, seine Stellung zu seinem Einfluß auf die empirischen Naturwissenschaften."
1861 Dr. R. Reicke.	„Kant und Basedow. Philanthropinische Königsberger Skizzen."
1862 Direktor Dr. Skrzeczka.	„Einiges über das Wesen des Staates." Mitteilungen aus Kants Werken.
1863 Stadtrat Hensche.	Rosenkranz. „Die Lehren der bedeutendsten Philosophen verglichen mit denen Kants".
1864 Prof. Dr. Erh. Hagen.	„Bemerkungen über Kants Schrift zum ewigen Frieden."
1865 Prof. Dr. Gust. Werther.	„Über Kants Doktor-Dissertation vom 17. April 1755."
1866 Dr. Hay.	„Über Kants Kosmogonie."
1867 Dr. A. Hensche.	„Kant und die Kantgesellschaft."
1868 Prof. Dr. A. Müller.	„Die Grundlagen der Kantischen Philosophie vom naturwissenschaftlichen Standpunkte gesehen."
1869 Prof. Dr. Überweg.	„Der Grundgedanke des Kantischen Kriticismus nach seiner Entstehungszeit und seinem wissenschaftlichen Wert."
1870 Gutsbesitzer D. Minden.	„Der Humor Kants im Verkehr und in seinen Schriften."
1871 Prof. Dr. J. Möller.	„Unser Fortschritt zum ewigen Frieden."
1872 Prof. Dr. H. Bohn.	„Über Kants Beziehungen zur Medizin."
1873 Dr. E. Arnoldt.	„Metaphysik die Schutzwehr der Religion."
1874 Oberlehrer C. Witt.	„Über Kants moralischen Rigorismus."
1875 Dr. med. Stobbe, † 8. Januar Dr. jur. W. v. Brünneck.	„Kant über die Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks."
1876 v. Brünneck.	„Über Kants Theorie vom Eigentumserwerb an Sachen, die ein Nichteigentümer veräußert."
1877 Dr. B. Bobrik.	„Immanuel Kants Ansichten über das weibliche Geschlecht."
1878 Stadtgerichtsrat Ernst Wichert.	„Verse Kants und an Kant."
1879 Prof. Dr. Walter.	„Kants Ansichten über die Freundschaft."

Bohnenkönige.	Themen der Festreden.
1880 Prof. Dr. Rühl.	„Über Kants Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht."
1881 Prof. Dr. Schade.	„Über Kants Sprache, besonders in seiner ersten Schrift, die Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte."
1882 Prof. Dr. Prutz.	„Kant und der preußische Staat."
1883 Dr. Rich. Arnoldt, der vor dem 22. April als Gymnasialdirektor nach Prenzlau übergesiedelt war.	(Kants lat. Zitate.)
1884 Dr. Rich. Arnoldt.	Oberstabsarzt Dr. Petruschky: „Über die geistige Arbeit an uns selbst."
1885 Oberlandesgerichtsrat L. Passarge.	Reicke: „Aus Kants Briefwechsel".
1886 Prof. Dr. Baumgart.	„Über Kants Kritik der ästhetischen Urteilskraft."
1887 Prof. Dr. Thiele.	„Entwickelung der Lehre Kants vom Raume."
1888 Oberlehrer C. Baske.	„Kant als Pädagoge."
1889 Oberlehrer Dr. Krause.	„Kants Lehre von Staat."
1890 Dr. Rahts.	„Kants Ansichten über die Entstehung unseres Planetensystems."
1891 Bürgermeister Hoffmann.	„Teilnahme Kants an öffentlichen Angelegenheiten."
1892 Stadtrat Graf.	Prof. Dr. Rühl: „Kant über den ewigen Frieden."
1893 Oberlehrer Dr. Schöndörffer.	„Kants Definition vom Genie."
1894 Dr. med. J. Rupp.	„Immanuel Kants ethisches Gemeinwesen und der Plan Jesu nach der Lehre Julius Rupps."
1895 Prof. Dr. E. Berthold.	„Kants Regeln eines geschmackvollen Gastmahls und seine Umgangstugenden."
1896 Bürgermeister Brinckmann.	„Kants Leben und Lehre: ein Bild vollkommenen Gleichmuts und vollendeten Maßhaltens."
1897 Rechtsanwalt Liebenthal.	„Kantischer Geist in unserem neuen bürgerlichen Recht."
1898 Stadtrat Dr. Simon.	„Kant, das Kind, und die Kinder."
1899 Prof. Dr. Gerlach.	„Kants Einfluß auf die Sozialwissenschaft in ihrer neuesten Entwickelung."

	Bohnenkönige.	Themen der Festreden.
1900	Realgymnasialdirektor Wittrien.	„Kants Stellung zur Mathematik."
1901	Dr. A. Dullo.	„Kants Umgebung."
1902	Dr. med. Hallervorden.	„Kants Verhältnis zu seinem Feinde Prof. Metzger."
1903	Dr. med. Stern.	„Darstellung der Kantischen Lösung des Freiheitsproblems."
1904	Dr. med. S. Cohn.	Arnoldt. „Rechtfertigung von Kants Beweisen für den ersten Teil der ersten Antinomie in der Kritik der reinen Vernunft."
1905	Prof. A. Döhring. (Minister: Privatdozent Lic. R. Hoffmann und Oberlandesgerichtsrat Ed. Ruffmann.)	„Rückblick auf die ersten 100 Jahre der Gesellschaft."

Trescho als „Deutscher Yorick“.

Von

Johs. Sembritzki-Memel[1]).

Als meine Biographie Trescho's (Oberländische Geschichtsblätter, 1905, Heft VII; 176 Seiten) bereits gedruckt vorlag, erhielt ich von Karl Theodor Völcker's Antiquariat zu Frankfurt a. M. dessen Katalog 244 über „Deutsche Literatur seit 1750“ und fand darin ein Büchlein aufgeführt, das ich mir wegen des Anklanges im Titel an Trescho's „Näschereyen in die Visiten-Zimmer am Neujahrs-Tage“ (Königsberg, 1762) kommen ließ. Das Schriftchen, welches, wie Trescho's eben genannte Arbeit, 64 Seiten, nur statt in 8^0 in klein 8^0 (so nach der Signatur; nach der Höhe, 13 cm, könnte das Format auch als 12^0 bestimmt werden) umfaßt, betitelt sich nämlich: „Empfindsame Reisen durch die Visiten-Zimmer am Neu-Jahrs-Tage. Von einem deutschen Yorick angestellet. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Cosmopolis. 1773“. Auf der Rückseite des Titelblatts steht „I. Neu-Jahrs-Geschenk an die Welt-Bürger“. Seite 3 und 4 enthalten den „Vorbericht. Wenn ein Verleger von dem geschwinden und starken Abgang einer Schrift einen Beweis von deren Güte hernehmen kan: so müssen wir bekennen, daß sie bey diesem kleinen Werkgen entschieden ist. Eine ganze Auflage wurde hievon innerhalb vier Wochen abgesetzt, und gleichwohl kamen eben nicht viele Exemplare davon in die öffentlichen Buchläden. Die Begierde nach dieser Schrift wuchs zugleich mit dem Mangel derselben, und die Recensionen

1) Eingegangen den 4. Juli 1905. Die Red.

waren durchgehends für sie zu günstig, als daß wir uns nicht hätten entschließen sollen, eine zweyte Auflage hievon zu veranstalten. Diese erscheint anjetzt, und zwar durchgehends verbessert und vermehrt. Das letzte Stück, die Bibliothek eines Frauenzimmers, ein Fragment, so neu dazu gekommen, macht seinem Verfasser wahre Ehre, und gibt dieser neuen Auflage einen großen Vorzug vor der vorhergehenden. Wir machen es uns übrigens zur Pflicht, diese zur Ausbreitung des Geschmacks, der Tugend und Religion gemeinnützige Schrift ferner fortzusetzen, und nächstens das 4te Stück davon zu liefern. Hamburg, den 1sten December, 1772. Die Verleger.“ Auf Seite 5—8 liefert der „Verfasser“, welcher sich „B****.“ unterzeichnet, folgende „Einleitung. Empfindsam zu reisen, ist jetzo zur Mode geworden. Dieser Ausdruck ist neu, und hat sein Daseyn der Erfindung des Herrn Bibliothekär Lessing zu verdanken. Seit den drey Jahren seiner Entstehung an hat er sich viele Liebhaber und einige Nachahmer erworben. Herrn Laurenz Sterne wurde die Erfindung, durch Frankreich und Italien allein empfindsam reisen zu können, beneidet [Johann Joach. Chph. Bode, welcher bekanntlich mit Lessing eine Buchdruckerei und Buchhandlung begründete, übersetzte „Yoricks empfindsame Reise durch Frankreich und Italien“ aus dem Engl. des Lorenz Sterne; Hamburg und Bremen 1768; 1769; 1771—75; 1776]. Daher entstund in Deutschland überall eine Begierde, dem englischen Erfinder empfindsam nachzureisen. Herr Canonicus Jacobi hat unter den Deutschen die Ehre, der erste Nachahmer zu seyn. Seine erste Reise geschahe im Winter und war um so viel beschwerlicher [Joh. Georg Jacobi, die Winterreise, Düsseldorf 1769]. Desto angenehmer ist im Gegentheil seine zweyte Reise gewesen, die er im Sommer antrat [Die Sommerreise, Halle 1770]. Der Verfasser der Tagereisen [hierüber blieb die Ermittelung bisher erfolglos] schien deswegen den Tag zu seinen Reisen zu wählen, weil er sich von seiner Empfindsamkeit des Nachts wenig versprach; allein, er verlor plötzlich das Gesicht, und wir bedauern ihn auf seinen unempfindsamen Reisen. Herr

Schummel [Joh. Gottl. Schummel, Empfindsame Reisen durch Deutschland. Wittenberg 1770—72] scheinet auf seinen empfindsamen Reisen durch Deutschland glücklicher zu seyn; wir vermissen jedoch an seiner Empfindsamkeit die Yorksche [Yoricksche] Laune. Ob ich auf meinen Reisen durch die Visiten-Zimmer empfindsamer gewesen bin, überlasse ich dem Leser zur Beurtheilung. Ich mußte mir wenigstens den Schein eines empfindsam Reisenden geben; weil jetzt Jedermann empfindsam seyn, und nichts, als nur Empfindsames, lesen will."

Hier erklärt sich also der unbekannte B**** geradezu als Verfasser des Schriftchens; es ist dasselbe aber weiter nichts, als ein verkürzter wörtlicher Nachdruck der oben genannten „Näschereyen in die Visiten-Zimmer am Neujahrstage" von Sebastian Friedrich Trescho unter Einschiebung der Worte „empfindsam, Empfindsames" an einzelnen Stellen, die dem Nachdrucker dazu passend erschienen, ohne es darum wirklich zu sein.

Trescho's Schriftchen umfaßt zehn einzelne Aufsätze, von denen hier sieben in anderer Reihenfolge gebracht werden. Zuerst kommt Trescho's Nr. 2 „Allgemeines Perspektiv durch alle Visitenzimmer", von dem der Neujahrsbrief hier abgetrennt als besonderer Artikel „Neujahrswunsch" erscheint. Es folgen Trescho's Nr. 5 „Berechnung eines Weisen mit sich selbst", dann Trescho's Nr. 9 „Entschlüsse" (gekürzt), Trescho's Nr. 8 „Die Art sein Geld gut unterzubringen" unter dem etwas abgeänderten Titel „Die beste Art, sein Geld unterzubringen", Trescho's Nr. 6 „Ein Wort im Vertrauen an die jungen [hier: an junge] Dichter", Trescho's Nr. 4 „[Etwas] Aus der Haushaltungskunst" (sehr gekürzt), endlich Trescho's Nr. 3 „Etwas für Alle" unter dem Titel „Etwas Empfindsames für Alle. Hier ist mehr als Yorick!" Während Trescho darin am Schlusse sagt: „Denn wird Etwas für Alle daraus entstehen" etc., wird hier hinter „Alle" noch eingeschoben: „und zwar etwas recht Empfindsames". — Die von pg. 55 ab noch folgenden zwei Aufsätze „Der Hörsaal" (Anfang: „Akademien sollten nur den Musen

geheiligte Oerter seyn") und „Bibliothek eines Frauenzimmers, ein Fragment" (wie es in einer Anmerkung heißt „aus einem wirklich vorhandenen Briefe entnommen") stehen nicht in Trescho's Schrift; in der Bibliothek sind u. a. Hirschfeld, dessen Landleben 1767, und Zollikofers Liedersammlung (Neues Gesangbuch etc.), die 1766 erschien, aufgeführt, und sie schließt: „Warum muß doch ihre [der Freundin] Abwesenheit mein Glück unvollkommen lassen? —".

So haben denn Trescho's wohlgemeinte und gut geschriebene „Näschereyen", die er ohne Nennung seines Namens erscheinen ließ, zehn Jahre später in dem von Königsberg so weit entfernten Hamburg einen spekulativen Jemand gefunden, der ihren Wert erkannte und ihren Verfasser sogar über Sterne setzte („Hier ist mehr als Yorick!"), und daß seine Schätzung richtig gewesen, zeigte die lebhafte Nachfrage nach dem Büchlein, die eine zweite Auflage nötig machte; dort also sind Trescho's herzliche Worte, ihm wohl ganz unbewußt, auf guten Boden gefallen und haben gewiß auch Frucht getragen. – Der Veranstalter des Nachdrucks scheint übrigens nach dem Vermerk auf der Rückseite des Titelblatts auch Trescho's 1761 erschienenes „Neujahrsgeschenk für meine Mitbürger" gekannt zu haben; hat er es etwa ebenfalls nachgedruckt, so wäre das Versprechen eines „vierten Stücks" im „Vorbericht" erklärt: das Neujahrsgeschenk wäre das erste, die erste Auflage der „Empfindsamen Reisen" das zweite, die zweite Auflage das dritte. — Geziert ist das Schriftchen durch zwei unschöne Vignetten. Auf dem Titelblatt hat eine sitzende weibliche Person mit der rechten Hand eine Maske abgenommen und macht mit der Linken eine einladende Handbewegung zu einem unfern mit einem Buche sitzenden Knaben, dessen Gesicht aber einen ängstlich-mißtrauischen Ausdruck zeigt; kein Wunder, da die Figur wie eine Vogelscheuche aussieht (Verfertiger, so weit lesbar, K. Loefler).

Kritiken und Referate.

Bonk, Hugo, Dr., Geschichte der Stadt Drengfurt. Zur Feier des 500jährigen Stadt-Jubiläums am 4. Juli 1905 im Auftrage der Stadt geschrieben. Rastenburg, Eduard Ahl, G. m. b. H., 1905 (1 Bl. 100 pg.) 8⁰. Mit 4 Abbildungen.

Mit den Städten ist's wie mit den Menschen. Auch unter ihnen gibt's Glückspilze und Pechvögel, behäbige, selbstbewußte Individuen und bescheidene Existenzen; jede hat ihre besondere Physiognomie, jede ihren eigentümlichen Charakter. So mancher unter den Menschen lebt dahin, einfach, anspruchslos; man kann ihm nichts vorwerfen, treulich erfüllt er alle seine Pflichten und Obliegenheiten, — aber, ohne Mittel und ohne Fürsprache, von Schicksalsschlägen verfolgt, hat es ihm nie glücken wollen, sich emporzuarbeiten, sich zu vervollkommnen. Trotz allen Mühens hat er nie mehr, als zur täglichen Notdurft erforderlich, zu erwerben vermocht; doch geduldig und zufrieden trägt er sein Los. Und lernt man ihn näher kennen, — man gewinnt ihn lieb ob seiner Bescheidenheit, seiner Gemütlichkeit, seiner stillen Tugenden. Ähnlich verhält es sich mit mancher kleinen Stadt, — auch mit Drengfurt, dessen Geschichte wir jetzt besitzen und zwar aus der bewährten Feder Dr. Hugo Bonk's, Gymnasialoberlehrers zu Osterode i. Ostpr., dem die „Altpreußische Monatsschrift" manchen guten Artikel verdankt. Mangel am Nötigsten, Dürftigkeit, Unterstützungsgesuche, Brände, Epidemien, — das ist's, was uns bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein überall im Büchlein entgegenschaut und ein wehmütiges Gefühl erweckt, — bis ein Blick auf die vier hübschen, der Schrift vorangeschickten Ansichten uns zeigt, daß das Drengfurt von heute ein freundliches, sauberes, bescheiden strebendes Örtchen ist, in dem sich's wol traulich hausen mag.

Der Verfasser gibt uns in seiner Arbeit, was er auf Grund des vorhandenen Materials zu geben vermochte; da die Magistratsarchivalien aus früherer Zeit, die ein volleres, lückenloseres Bild hätten geben können, fehlen, und die im Staatsarchiv zu Königsberg vorhandenen Akten doch immer nur über einzelne Episoden Licht verbreiten, so konnte die Darstellung nicht anders als etwas sprunghaft ausfallen und kann dem Verfasser daraus kein Vorwurf gemacht werden. Aber auch so bringt er manches von allgemeinerem Interesse, wie über

das Siegel der Stadt, den Zustand derselben gegen Ende des 17. Jahrhunderts, die Geschichte der Gewerke, aus der Franzosenzeit usw. Sehr bedauerlich ist, daß die nach pg. 19 auf dem Titelblatt befindliche Siegelabbildung der Anmerkung auf pg. 20 zufolge hat wegbleiben müssen; ein geschickter Lithograph hätte die Sache gewiß besser gemacht, als eine Stempelfabrik. Bei der Erwähnung des 1775—1778 erbauten Rathauses, welches, nebenbei gesagt, eine auffallende Ähnlichkeit mit dem 1752—1755 errichteten Tilsiter Rathause hat, wäre eine Aufklärung erwünscht gewesen, aus welchem Grunde an seiner Südseite das kurfürstliche Wappen aus der Zeit Johann Sigismunds angebracht wurde und woher es stammt (vom früheren Rathause?). Eine mit biographischen Angaben ausgestattete Reihenfolge der Pfarrer, Rektoren und Bürgermeister, soweit sie zusammenstellbar, wäre ebenfalls sehr willkommen gewesen; Personal- und kulturgeschichtliche Notizen bilden einen Teil des Hauptwerts kleiner Provinzialstädtegeschichten. Diese kleinen Bemerkungen sollen und werden der fleißigen Arbeit nichts von ihrem Werte nehmen; sie füllt ihren Platz in der Reihe der im Laufe dieses Jahres erschienenen Städtegeschichten angemessen aus.

Memel, September 1905. Johs. Sembritzki.

Dr. phil. P. Westphal. Ein ehemaliges Klosterterritorium in Pommerellen. Mit zwei Karten und einem Plan. (Oktav, S. 7—138.) Danzig 1905. Daraus besonders die Kapitel 1—9 (Seite 7—55) als Breslauer Inaugural-Dissertation unter dem Titel: „Die Frühzeit des Klosterterritoriums in Pelplin".

Die bisherigen zwei Bearbeitungen, Strehlke's, Doberan und Neu-Doberan (1868) und mein Opactwo Pelplińskie (VI und 496 Seiten; 1875) erschöpften den Gegenstand. Neue Quellen sind nicht erschlossen, obwohl 1882 die älteren Urkunden in Dr. Perlbachs Pommerellischem Urkundenbuch, und 1884 das 1402 erneuerte (nicht angelegte, wie Dr. W. S. 8 schreibt) und bis ins XVII. Jahrhundert fortgesetze Pelpliner Totenbuch in den Monumenta Poloniae Historica IV, 64—123 veröffentlicht sind.

Angesichts dessen wäre nicht eine selbständige wissenschaftliche Arbeit, wie sie von einer Dissertation verlangt wird, sondern eine lesbare Bearbeitung angezeigt gewesen, welche zugleich die bei mir vorgefundenen Fehler oder Irrtümer hätte nachweisen und verbessern können. Trotzdem will der Verfasser selbstständig sein. Im Vergleich zu meiner Arbeit hat er sein Thema enger gefaßt: „Eine Klostermonographie ist tunlichst vermieden. Nur wo eine frühere Bearbeitung nicht erschöpfend, resp. unrichtig ist, setzt die Arbeit ein, sucht im übrigen besonders rechts-, wirtschafts- und kulturhistorischen Fragen zu be-

gegnen." (7)[1]) In einem vermeintlichen Gegensatze zu mir verspricht er sodann „eine klarere Darlegung der Verhältnisse (welcher?) im Klostergebiete, eine nachdrücklichere Betonung des deutschen Charakters der Abtei, der sich vornehmlich in ihrer Kolonisationstätigkeit und im Kampfe mit dem kujavischen Klerus (c. 1401—1581) kennzeichnet (8)." „Statt eines onomatologischen Exkurses in die Ortsnamen der Umgegend sind im Text vorkommenden slavischen (soll heißen: polnischen) Ortsnamen einigermaßen verbürgte Deutungen beigefügt" (8).

Der als Dissertation herausgegebene Teil bietet nach zwei einleitenden Paragraphen (die Bezeichnung Kapitel ist nur auf dem Titelblatte gebraucht) im § 3 und 4 einen „geographischen Überblick" und eine, wie billig, an Lissauers Prähistorische Denkmäler Westpreußens sich anlehnende Schilderung der „Vorzeit". Die §§ 5—7 sodann behandeln Pommerellen im 13. Jahrhundert (25—32), Sambor II (33—44) und die Cisterzienser im mittelalterlichen Kolonisationsgebiet (44—47). Den Abschluß bilden § 8, Samburia oder Novum Doberan (47—52) und § 9 Monasterium Pelplinense (52—55).

Der Verfasser wirft mir vor, ich hätte „die Landesgeschichte als Füllwerk" benutzt (11). Auch bei ihm muß der Leser außer zahlreichen und gewiß auch notwendigen Notizen aus der heimischen Geschichte (besonders auf S. 101 bis 111) die Geographie und Urgeschichte der Kreise Pr. Stargard, Dirschau und Marienwerder links der Weichsel auf dem Hintergrunde des ganzen Bernsteinlandes, sowie eine Vorgeschichte der Cisterzienser in Norddeutschland, einen besonderen Abschnitt über Pommerellen im 13. Jahrhundert und über Sambor II hinnehmen, bevor der Gegenstand selbst begonnen wird.

Die zwei zuletzt genannten Abschnitte sind die umfangreichsten und verhältnismäßig selbständigsten.

In dem ersteren behauptet Dr. W., daß „der Ackerbau in der Beschäftigung des Pommern nicht vorherrschend war, denn nur leichte Sandstriche konnte sein unzulänglicher, hölzerner Hakenpflug stürzen — den ergiebigen, schweren Schwarzboden nahm erst der deutsche Einzögling mittelst des eisernen Doppelpfluges in Angriff —; vielmehr lag jener im wald- und sumpfreichen Lande der Jagd, Fischerei und Bienenzucht ob. (28.)" Und dabei erzählt der Verfasser kurz vorher, daß die durch ihren schweren Lehmboden berühmte, „kleine Landschaft Wanska um 1300 noch 15 Ortschaften hatte, von denen heute nur sechs erhalten sind (13)!" Wenn ferner Mestwin II an den Großvater und Vater des Jacob und Johann von Löblau in der Danziger Niederung neun mit Namen angeführte Dörfer geschenkt hat (P. U. 660, 680)[2]), und wenn die Herzogin Salomea von Cujavien 1309 alle ihre Dörfer und Güter zwischen der

1) Mit Zahlen ohne jeden Zusatz bezeichne ich Seiten der angezeigten Studie.

2) P. U. bedeutet das Pommerellische Urkundenbuch; die Zahl dahinter gibt die Nummer der Urkunde an.

Weichsel, Nogat und dem Frischen Haff verkauft (P. U. 671), so war auch dort der Boden bestellbar. Dies diene als Hintergrund für die weitere vage Behauptung des Verfassers, daß „das Weichseltal bis ins XIII. Jahrhundert noch ein sumpfiges Schwemmland war, von Sumpfstrichen umrahmt (13)."

In der Wirklichkeit war auch der polnische Haken ein ganz brauchbares, keineswegs ausschließlich auf Sandboden verwendbares Gerät. Zufällig kann ich mich darauf berufen, daß ein in meiner Gemeinde geborener, heute hochbetagter Rentenempfänger, hier, mitten im Zuckerrübenbezirk des Culmerlandes, noch bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts einen mit vier Ochsen bespannten Hakenpflug geführt hat. Aus derselben Zeit ist mir gelegentlich der Gebrauch des Hakens im Kreise Stuhm bezeugt worden, dessen schwerer Boden bekannt ist. Überdies erschien 1774 in Berlin eine mit zahlreichen Kupferstichen versehene Abhandlung von C. W. C. Schumacher: „Vom Hacken als einem vorzüglichen Ackerwerkzeuge statt des Pfluges[1]."

Nebenbei bemerkt, sind die „Plofun" in M. Toeppens Zinsverfassung von Preußen ein Lesefehler statt Plosun und Plosen. Dies Wort (von płosa, und dies von płos, Pflugsohle) bezeichnete zur Ordenszeit den Haken oder die polnische Hufe, und bedeutet auch jetzt noch in Cujavien vielfach ein kleineres Feldmaß.

Um jedoch seine Meinung von dem spärlichen Ackerbau des „pommerschen Waldbauers" aufrecht zu erhalten, erinnert Dr. W. daran, daß die Johanniterurkunde von 1198 (P. U. 9) vom Lachs- und Biberfange spricht (28), erwähnt aber nicht, daß in derselben Urkunde der Zehnte von dem Feldbau aus den fürstlichen Gütern um Biala bei Schwetz — cum omni decimacione arature mee in omni provincia Iatlunensi — vergabt wird, und daß der Bischof seinen Zehnten von Biala und Taschau hinzufügt.

„Die spärlichen Felder, heißt es dann bei Dr. W. weiter, kannten keine Einteilung nach einem einheitlichen Landmaß; es herrschte große Unregelmäßigkeit im Anbau, der sich jedoch erweiterte, so daß Papst Eugenius vom Zehnten der Getreideausfuhr 1148 sprechen kann (29)". Den Beweis für die unglaubliche Behauptung von dem Mangel eines einheitlichen Landmaßes bleibt Dr. W. schuldig.

Hier einige Gegenbeweise! Die eben erwähnten Plosen könnten als in der Ordenszeit nachgewiesen, für das XII. und XIII. Jahrhundert, obwohl mit Unrecht, zweifelhaft erscheinen. Aber Dr. W. betont nachdrücklich, daß es ihm vergönnt ist, aus dem Pommerellischen Urkundenbuche „nach dreijähriger Arbeit hier die Summe zu ziehen (135)". Dort lesen wir jedoch gleich in Nr. 1, daß

---

1) Vergl. Franciszek Bujak, Studya nad osadnictwem małopolskiem (Studien über die kleinpolnische Ansiedlung, in den Abhandlungen der histor.-philos. Sektion der Akademie der Wissenschaften zu Krakau. 1905.)

der Bischof von Pommern de unoquoque arante duas mensures annone et quinque denarios bezog. Die eben angezogene Urkunde von 1198 sodann spricht von den Zehnten des Herzogs und des Bischofs von Wloclawek. Noch deutlicher heißt es in Nr. 242 vom Jahre 1267, daß ein Pfarrer de quolibet unco duas mensuras, que pochowe dicuntur slauice, unam siliginis et unam avene, erhalten soll. Wie wäre es möglich, den Steuerpflichtigen eine gleichmäßige Leistung aufzulegen, wenn ihre Steuerkraft nicht gleichmäßig geschätzt wäre!

Was soll aber die Wissenschaft dazu sagen, wenn Dr. W. unmittelbar nach der besprochenen Probe seiner Glaubwürdigkeit sogar Peter von Duisburg, und diesen ohne nähere Angabe der Fundstellen, mit seinen „analogen (!) Zuständen, wie sie bei den nahen Preußen bestanden (29)", als Quelle für die „Gliederung des Volkes" in Pommerellen heranzieht! Das Gute lag aber hier (aber auch 93 und 136) so nahe, nämlich „das älteste geschriebene polnische Rechtsdenkmal" 1869 von Edwin Volckmann (und sonst) herausgegeben. Unbegreiflicherweise ist diese Quelle wie manche andere, was noch wird nachgewiesen werden, dem Verfasser unbekannt geblieben. Aber ohne ihre Kenntnis kann man sich an die Darstellung rechts- und kulturhistorischer Fragen aus Pommerellen im XIII. Jahrhundert nicht wagen.

Die Behauptung ferner, daß „durch die Besitznahme des Landes vom deutschen Orden deutsches Recht hier Landesgesetz wurde (32)", ist ebenso irrig, als die zweite, daß die Pelpliner Mönche „ihre (deutsche) Stammeseigenart dadurch betätigt haben", daß sie „Dörfer und Höfe zu deutschem Rechte ausgaben (51)".

Die erste ist meines Wissens nach Johannes Voigt in dieser apodiktischen Form lange nicht wiederholt worden. Wie soll das „deutsche Recht" verstanden werden? Ist Lehns-, Dorf-, Erb-, Straf- oder Zivilrecht gemeint? Keines trifft zu. Reichlich hundert Güter und Zinsdörfer lagen noch im XIV. Jahrhundert zu polnischem Rechte aus, andere sind erst recht spät, gegen 1380 und nach 1400, zu kulmischem Recht vergeben worden. Von der puscina (= Heimfall) ist in der „Ermahnung des Karthäusers" um 1426 (Script. Rer. Pruss. IV, 449 ff.) zu lesen, und die adligen Landgerichte, welche in Westpreußen durchweg bestanden, sind eine Einrichtung des polnischen Rechtes. Endlich ist das eben erwähnte „älteste geschriebene polnische Rechtsdenkmal" eben für den Gebrauch und zur Belehrung der Ordensbeamten niedergeschrieben worden. — Die Behauptung von einer allgemeinen Einführung des deutschen Rechtes in Pommerellen nach 1309 zerfällt also in nichts.

Auch die Pflicht, „alte Burgen zu brechen, newe zu bawen", wie es in zahllosen Handfesten heißt, war aus dem polnischen Rechte hinübergenommen. Ein interessantes Beispiel davon, sowie „der alden gewonheit, die sie bis her (um 1423) gehalden haben, eyn gemeyne schos . . . zu besorgen zu den reysse wagen (Kriegs- oder Bagagewagen), die sey pflegen uszurichten . ." findet sich

bei Wegner[1]). Demnach schwanden seit der Begabung mit deutschem Recht nach 1250 und während der Ordensherrschaft bei weitem nicht „die sehr drückenden Dienste an die Landesgewalt (30)", wie es Dr. W. wohl dünkt.

Aber auch die zweite Behauptung, daß in Pommerellen deutsches Lehns- oder Dorfrecht auch die deutsche Abstammung der Lehnsträger oder Dorfeinsassen zur Bedingung habe, ist nur noch für eine oberflächliche Polemik ein unantastbares Axiom. Culmisches Recht wurde ohne Unterschied an Deutsche und Polen vergeben; zu welchem Volksstamme die Empfänger gehörten, muß in jedem Einzelfalle festgestellt werden. Diesen Grundsatz habe ich im Jahre 1882 in den Preußischen Provinzialblättern auszusprechen Gelegenheit gehabt, und durch die zahlreichen Schriften, welche seitdem erschienen sind, ist er nur bestärkt worden[2]). — Speziell das Pelpliner Kloster anlangend sind von den zwölf Einsaßen von Neukirch im Jahre 1413 mindestens acht, vielleicht zehn Deutsche gewesen[3]), aber aus anderen Klosterdörfern ermangeln mir ausführlicher Namenangaben. Gar unbegreiflich ist es, wie der Verfasser für die Betätigung der Stammeseigenart der Mönche auch das anführt, „daß zur Zeit eifriger Polonisierung das Kloster an deutsch-protestantische Bauern und Mennoniten ganze Klosterdörfer verpachtete (52)". Die fraglichen Pachtnehmer saßen zu Erben in Bärwalde bei Marienburg[4]) und in der Mewer Starostei. Nach des Verfassers Ansicht hätten auch alle dortigen Starosten als die Besiedler und Vorgesetzten der genannten Pächter Deutsche sein müssen. Aus den angeführten Tatsachen kann man vielmehr nur entnehmen, daß für eine gesunde Auffassung Geldgeschäfte international und interkonfessionell sind. Aber zur Kennzeichnung der damaligen nationalen Verhältnisse hätte Dr. W. anführen sollen, daß die heute noch im Original erhaltenen Pachtkontrakte vom Jahre 1594 zwischen dem Kloster und den Besitzern von Rauden und Liebenau beide polnisch geschrieben sind, während die rings um den Text eingedrückten Siegel die alten Hausmarken, und die Unterschriften unter denselben deutsche Namensformen aufweisen. So heißt der Schulze Stenzel Reke im Text Stanislaus Rajkowski (aus Raikau), Merten Barran Marcin Baran; ein Thomasz Mania (Linkhand) unterschreibt als Thomas Meine. Neben ihnen zeichnen u. a. Johann Peske (aus Pehsken); Hans und Matz Wilm und Raphael Pantzker[5]). In beiden starosteilichen Gütern saßen demnach heimische und zu-

---

1) Kulturgeschichte des Schwetzer Kreises, Teil II, 303.

2) Zu vergleichen: Häusler, Gesch. des Fürstentums Oels, 69: Deutsche Städte und Dörfer hießen daher die Städte und Dörfer, die deutsches Recht erhalten . . ohne Rücksicht, ob sie allein von Deutschen oder von eingeborenen Polen oder von beiden gemeinschaftlich bewohnt wurden.

3) Opactwo pelplinskie 301, 323.

4) Opactwo pelplinskie 403.

5) Opactwo pelpliński 387, 402.

gewanderte Besitzer, Polen und Deutsche, friedlich nebeneinander und übernahmen auf gemeinsame Rechnung größere Pachtungen.

Auch die deutschen Ortsnamen um Pelplin, durch welche die „altslavischen" (soll heißen: polnischen) verdrängt wurden, als eine der naheliegenden, von mir angeblich übergangenen Betätigungen der Stammeseigenart der Mönche, führt Dr. W. an (52). Dabei begegnet ihm das Unheil, daß er auch in Marienwill eine solche Betätigung erblickt, obwohl dieses nie zu den Klostergütern gehört hat, sondern eine Abzweigung von dem nahen früheren königlichen Grazial-, jetzt Rittergut Klonowken ist und im XVII. Jahrhundert zu Ehren einer Tante des damaligen Nutznießers benannt worden ist[1]).

Mit der amtlichen Namengebung sodann hatte es hier in Westpreußen im XIV. und XV. Jahrhundert seine eigenen Wege. Es ist ja richtig, daß Jezierze, jetzt Jeseritz bei Pogutken, um ein Beispiel anzuführen, bei den Mönchen nach dem ersten Schulzen Hannisdorf hieß. Doch ist dieser Name, wie auch die jetzt allein übliche deutsche Form beweist, nur im Kloster üblich gewesen; in das Volk ist er nicht gedrungen. Solche Namen haben demnach nur für Urkunden Bedeutung, wie ähnlich Königlich Neudorf bei Briesen Westpr. bei der Besetzung 1289 ausdrücklich Dietrichswalde heißen sollte und in den Zinsbüchern auch so angeführt ist, doch im Volksmunde nie geheißen hat[2]).

Aber das von Dr. W. auch in dieser Hinsicht beigebrachte Material ist durch Zitate aus meinem Buche belegt; neues hat er nicht angeführt, wie auch das von mir gegebene nicht bemängelt worden ist — mit einer recht unwichtigen Ausnahme: die ersten Mönche in Pogutken (P. U. 170) schienen mir, den Namen nach, zum Teil Wenden zu sein. Später veröffentlichte urkundliche Studien haben mich bald von der Unrichtigkeit überzeugt; weniger zutreffend ist das von Dr. W. Angeführte (50, 51). — Demnach habe ich das hierher gehörende Material vollständig verarbeitet und objektiv behandelt.

Zum Abschluß über § 5 noch die Frage, wie unter die acht „Brennpunkte" des kirchlichen Lebens vor 1250 die Hofkirche zu Danzig, „der befestigte Kirchhof der Johanniter" in Stargard und die Kirche zu Chmielno haben aufgenommen werden können? Die Kirche zu Chmielno läßt sich erst 1283 (P. U. 360) nachweisen, von der Kirche oder dem Kirchhofe der Johanniter in Stargard ist im XIII. Jahrhundert keine Rede und die „Hofkirche zu Danzig" muß der Verfasser erst nachweisen. Ernst Blech stimmt im „ältesten Danzig" dafür, daß die älteste Kirche in Danzig die um 1807 untergegangene Kirche Aller Engeln war, daß der Hof im XIII. Jahrhundert die Katharinenkirche als Pfarrkirche ansah, welche aber erst 1263 (P. U. 202) erwähnt wird. Die Existenz der Nikolaikirche im Jahre 1227 ist jetzt festgestellt. Dr. W. hat jedoch darum nicht ge-

1) Słownik geograficzny, unter dem Worte.
2) Dr. M. Perlbach, Preußische Regesten, 1048.

wußt, da er sich auf die hier in Betracht kommende Sammlung nicht beruft[1]) und auch meine neueste Arbeit über das Alter der Pfarrkirchen in der Diözese Culm nicht kennt[2]). Er hat demnach seine Angabe mit einer Sicherheit ausgesprochen, daß der Leser annehmen mußte, sie stütze sich auf Urkunden, während sie unkritisch hingeworfen ist. Das ist nicht wissenschaftliche Art. Denselben Wert hat aber auch der Kretschmersche onomatopoietische Mythus, daß Oliva „vor allen (Kirchen) die Aufgabe der Mission übernommen hatte" (31). Wiederholt hat ihn nur Hans Prutz; hoffentlich haben wir ihn in der vorliegenden Arbeit zum letztenmal gelesen.

Von dem § 5, „Pommerellen im Mittelalter", bleibt demnach nur die drittehalb Seiten fassende Skizze der äußeren, politischen und dynastischen Verhältnisse.

Wir gehen zu § 6 über. Mit Sambor II beschäftigt sich Dr. W. mit sichtlicher Vorliebe. Das hat seinen guten Grund: des Herzogs „wenn auch relative Verdienste ums Deutschtum" will der Verfasser würdigen. — Die Begründung der These ist jedoch kläglich ausgefallen.

Neben den herzoglichen Richtern kommen in Pommerellen und Polen advocati, Vögte, vor. So führt das Pommerell. Urkundenbuch einen Vogt von Usedom und einen solchen von Schlawe auf, und die Herzöge von Slawien erteilen dem Kloster zu Buckow die Freiheit von der Vogtei — libertatem advocatie, welche die Befugnis enthält, Strafurteile über Hals und Hand zu vollziehen (P. U. 151) Auch Sambor selbst erteilt dem Pelpliner Kloster dreimal die Befreiung von seinem Vogte (P. U. 170, 183, 277.) Bei der Klarheit der Sache ist es um so unerfindlicher, wie Dr. W. wiederholt die durch keine positive Nachricht bestätigte oder auch nur nahe gelegte Behauptung aufstellen kann, Sambor habe absichtlich die in sein Land herbeigezogenen deutschen Ministerialen „als Vögte" . . statt der früheren Kastellane eingesetzt —, „über welche Zurücksetzung der einheimische Adel natürlich erbittert ist —, eine Verfassung (!), die keinen Rückhalt beim Volke findend, mit Sambors zweiter Verbannung zusammenbricht (39, vergl. 93)." Die Hypothese ist geradezu aus der Luft gegriffen. Möglicherweise rührt die Verwirrung bei Dr. W. daher, daß er sich (40) den Kastellan an die Spitze der städtischen Verwaltung Dirschaus gestellt denkt und ihn durch einen advocatus abgelöst werden läßt! — Das erste „relative Verdienst" Sambors hat demnach nie bestanden.

Sambor hatte den deutschen Orden mit der terra Wanska überreich, aber offenbar auf Kosten Olivas, beschenkt. Die Schenkung fällt in die Zeit seiner zweiten, endgültigen Vertreibung. Ebenso freigebig vergab er aber auch zwei Olivaer Besitzungen an Pelplin. Die ältere Hochmeisterchronik meint zu der

1) Ulanowski, Dokumenty kujawskie i mazowieckie, 1888, iw. 2—5.
2) Kto założył parafie w dyecezyi chełmińskiej? Erster Teil 1903.

Schenkung der terra Wanska: „damit sult men im geben allerley nottorft sein leben lang (39)“. Eine herbere Kritik des Fürsten läßt sich kaum denken. Dr. W. hilft sich jedoch darüber hinweg; seiner Ansicht nach ist die Hochmeisterchronik hier nur „durchaus nicht unparteiisch (39).“ Weiter nichts; „Sambors Gravitiren zum Deutschtum läßt sich immerhin psychologisch rechtfertigen (43).“

Was kann der Verfasser zur „psychologischen Rechtfertigung“ Sambors anführen? Man höre: Auf drei Stellen (34, 40, 43) berichtet er, daß die Olivaer Mönche in dem wohl 1243 ausgebrochenen, Ende 1248 oder Anfang 1249 beigelegtem Streite zwischen Sambor und Ratibor einerseits und dem ältesten Bruder Swantopolk andererseits, „sich auf die Seite Swantopolks geschlagen hatten“. Er beruft sich hierfür auf S. 38 (das Zitat ist aus Voigt abgeschrieben und bezieht sich noch auf die Handschrift!) der Olivaer Chronik, aber an der angezogenen Stelle (Script. Rer. Pruss. I, 690) ist von irgend einer Parteinahme des Klosters für einen der Brüder nichts zu finden!

Ebenso waren „die Johanniter Sambor mißliebig geworden, seitdem sie schon allein aus Rivalität gegen den deutschen Orden Swantopolks Partei vertraten (40)“. Aus diesem Grunde soll nach Dr. W. Sambor seine Residenz aus Liebschau nach Dirschau verlegt und den Johannitern zwei Dörfer entzogen haben.

Aber auch dieser „psychologische“ Rechtfertigungsgrund ist erdacht, denn keine Quelle spricht über die erwähnte Rivalität, und die Berufung auf Voigt, Geschichte Preußens II, 421 ist nur ein Kunstgriff, um den Leser irre zu führen; Voigts Werk ist keine Quelle, sondern nur eine Bearbeitung!

Aber es ist eben Dr. Ws. Art, sich im entscheidenden Augenblicke auf Quellen zu berufen, welche nicht existieren.

So ist der Wortlaut des Vertrages zwischen den jüngeren und dem ältesten Bruder vor 1848/9 unbekannt geblieben. Doch der Verfasser hat die Urkunde entdeckt! „Sambor wie Ratibor erhalten ihren Besitz und sollen ihrem Bruder fortan gleich gestellt sein (et debere ei in portione haereditatis secundum terrae consuetudinem [diese Einschränkung ist ihm vor Freude über die Entdeckung nicht aufgefallen!] pares esse 37)“. Als Belagstelle gibt er an: Lucas David, Preußische Chronik III Anhang n. 8. Da hat uns also das Pommerellische Urkundenbuch eine so leicht erfindliche und wichtige Urkunde vorenthalten! Doch nein, sie steht unter n. 114 da, mit der richtigen Angabe des vorherigen Druckes bei Lucas David III, n. 8. Sie will aber keine Friedensurkunde sein, sondern ist nur der Bannspruch des Legaten Jacob von Lüttich über Herzog Swantopolk vom 8. Dezember 1248! Dr. W. aber hat dem Leser durch die auch hier aus Voigt entliehene Angabe vorgespiegelt, daß das Zitat für seine Behauptung spreche.

Sambor verblieb nicht bei dem deutschen Orden, er starb bei seiner Tochter in Inowrazlaw. Wie es dazu kam, erzählt die ältere Chronik von Oliva: Simulans se velle pro spacio Vyslam transire, ascenso equo, quem sibi filia ducissa Cuiavie preordinaverat, fugit (Scr. Rer. Pruss. I, 691). Offenbar von der Chronik abhängig ist der Bericht von Dlugosz: Ab inde (aus Thorn) sub dissimulato habitu discedens ad filiam suam . . . confugit (Hist. II ed. Przezdziecki).

Die Angabe der Olivaer Chronik behagt dem Verfasser nicht. „Das mehr als zweifelhafte Heldenstückchen", über welches „preußische Quellen nichts besagen", „entnahm der etwa 75 Jahre später schreibende Mönch von Oliva der unter dem Volke bereits umgehenden Sage". „Als Faktum hat die Flucht . . nur eine slavische (soll heißen: polnische) Geschichtsauffassung hingenommen; blieb doch dann der Anlaß resp. die Verdächtigung bestehen, der deutsche Orden habe Sambor bis an sein Ende festzuhalten gesucht, um ihm schließlich den Rechtsanspruch auf dessen ganzes Land abzuringen; allerdings ist für jene Art von Geschichtschreibung die Grenze zwischen Wirklichkeit und Phantasie nicht so scharf gezogen (34)".

Die Zensur ist gerecht, nur ist unter der gemeldeten Art von Geschichtsschreibung die des Dr. W. zu verstehen; denn das Schweigen der preußischen Quellen über den Vorgang ist belanglos, ja erklärlich. Wenn sodann der Olivaer Bericht sagenhaft ist, weil er etwa 75 Jahre nach dem Ereignisse niedergeschrieben ist, dann mag Dr. W. mit Ewald rechten, der sein ganzes vierbändiges Werk über die Eroberung Preußens auf Duisburg aufgebaut hat, obwohl der Chronist zum Teil Ereignisse beschreibt, welche reichlich 75 Jahre vor ihm liegen.

Nebenbei gesagt, habe ich die Flucht Sambors genau nach der Olivaer Chronik, nicht nach Dlugosz erzählt. Es ist demnach nicht nobel, mir nachzusagen, daß ich mich an diesen letzteren angeschlossen habe. Oder sollte die Bemerkung dem Verfasser nur Gelegenheit geben, ein Erstlingswerk Caros über den Krakauer Geschichtsschreiber anzuführen? Dasselbe steht doch mit der Frage über Sambors Flucht in durchaus keiner Beziehung, die Berufung ist demnach unverständlich.

Aber Dr. W. selbst hat sich offenbar die angeführte Kritik der „Glaubwürdigkeit des Krakauer Domherrn" durch seinen akademischen Lehrer zu wenig zu Herzen genommen.

Nach meiner Angabe starb Sambor 1275. Das ist allerdings ein grober, von Dr. W. mit Recht gerügter Fehler (43), zumal der Herzog noch 1276 (P. U. 277, 278) urkundet und schon Th. Hirsch (Script. Rer. Pruss. I, 691) den Pelpliner Chronisten anführt, welcher ausdrücklich sagt: quoto anno, non repperi; nur „der unzuverlässige Dlugosz, sagt Hirsch, gibt die Jahreszahl 1278". Wann der Herzog demnach starb, ist unbekannt. Doch nein! Dr. W.

weiß das Datum ganz genau: 31. XII. 1278, und erklärt, die Angabe sei „nach dem Pelpliner Nekrolog" gemacht. Demnach hätte der Pelpliner Chronist sich in den Klosterquellen besser umsehen sollen! Doch dem ist nicht so; Dr. W. hat sich nicht einmal Mühe gegeben, das Totenbuch nachzulesen. Dort steht nämlich unter dem **30.** Dezember (Tertio Kal. Januarii) die knappe Notiz: Obiit nobilis dux Samburius Pomeranie, fundator ecclesie. Das Jahr 1278 aber hat er — von Długosz!

Auch § 6 der Dissertation erhebt sich demnach in keiner Weise über das Niveau populärer Leistungen, welche auf Wissenschaft und selbständige Forschung keinen Anspruch erheben. Überdies ist das hier Gebotene danach angetan, Ungenauigkeiten und irrige Ansichten als objektive Wahrheit darzustellen.

Noch einige Beispiele der Akribie aus den folgenden Abschnitten.

Der Verfasser nennt mit voller Sicherheit einen „Ritter Heinrich" als einen der Besitzer von Stenzlau bei Dirschau. Mit seiner angeblichen Zustimmung gibt Bischof Wislaus das Dorf Mühlbanz zu deutschem Recht aus (87). Die Belagstelle lautet: noverint universi, . . qod nos Wyslaus . . de consilio nostri capituli et consensu Henrico de Stoyslave Milobanz . . . villam locandam exposuimus (P. U. 587)! So ist aus dem locator ein Ritter und Besitzer des Dorfes, und aus der erklärlichen Zustimmung des Kapitels die ganz unverständliche des Herrn von Stenzlau geworden!

Die im Pelpliner Totenbuch erwähnte Schenkung der bona Garcz durch Dietrich Stange ist richtig durch Garnsee erklärt, aber unnötigerweise schreibt der Verfasser sich das Verdienst der Enträtselung zu (72), da die Stelle in den Monum. Pol. Hist. IV, 67 genau ebenso auf Garnsee bezogen ist.

In zwei gefälschten Urkunden aus dem XIV. Jahrhundert kommt als Grenzbestimmung für Pogutken auf der Südseite eine via publica, que ducit de Dobemin usque in Pogotkow vor. Bei einer Besprechung des Pommerell. Urkundenb. in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1881, S. 489) sprach ich die Überzeugung aus, es sei damit das Dorf Demlin (polnisch Demblin, von dąb, Eiche) gemeint. Dr. W. erklärt dagegen auf Karte 1: „Demlin bei Pogutken, wie Kujot angibt, ist nicht zu finden", und rät auf Kl. Semlin (62), was sprachlich unmöglich und sachlich sehr fraglich ist, da die Existenz des Dorfes — neben Gr. Semlin — im XIV., bezüglich XIII. Jahrhundert, erst nachgewiesen werden müßte. Aber Demlin liegt trotz der Ablehnung des Verfassers unweit Pogutken, nicht weiter als zehn bis zwölf Kilometer östlich, an der alten via regia von Dirschau (Liebschen) über Schöneck nach Berent! So weit hätte Dr. W. seinen Blick wohl lenken können, zumal er sich etwas darauf zu gute hält, im Gegensatze zu mir „mit der Karte in der Hand" zu arbeiten (10).

Einen „onomatologischen Exkurs in die Umgegend" hat Dr. W. sich versagt. Die vermeintlichen „einigermaßen verbürgten Deutungen" an slavischen

(soll heißen: polnischen) Ortsnamen, welche den Exkurs ersetzen sollen, beweisen über allen Zweifel, daß Dr. W. hierzu jeder wissenschaftlichen Vorbildung ermangelt, aber es auch unterlassen hat, sich in den vorhandenen Arbeiten Rats zu erholen. Mit einer wahrhaft kindlichen Naivetät weiß er zu erzählen, wie Slanza von zła łęź = schlechtes Werder, Kulice von kluźi (!) Gesträuch, Gentomie gar von einem Prätiritum wy-jęto = man hat ausgerodet (87), Bobowo von bòbr, Biber, Rudno von einem angeblichen vulgären rudzić = roden herzuleiten sei, und vieles, vieles andere. Kaum findet sich hier und dort eine sprachlich mögliche Ableitung. Die zahlreichen neueren und neuesten Arbeiten über die Bildung der polnischen und slavischen Fluß- und Ortsnamen von Miklosich und Smoller (für die Lausitz) bis Rozwadowski und A. Brückner in Berlin existieren für ihn überhaupt nicht.

Gewiß ist meine 1875 versuchte Deutung des Namens Pelplin als Zusammensetzung aus pole oder pół (halb) und pło, Sumpf, durchaus unzutreffend. Aber deshalb durfte Dr. W. 30 Jahre später nicht auf derselben Stelle einsetzen und den Namen von po-pło = hinter dem Sumpfe, ableiten (53) und hierfür mit der ihm eigenen Sicherheit Popelau bei Oppeln und Peplin, Kreis Konitz Westpr. anführen. Das erste heißt 1286 Popelov, polnisch jetzt noch Popielewo[1], ist also von dem Personennamen Popiòł oder Popiel herzuleiten; das zweite, als mit der ursprünglichen Form des Namens Pelplin (in Urkunden Polplyn, Poplin) unzweifelhaft identisch, hätte den Verfasser auf die allein richtige Ableitung von dem Personennamen Pepła führen sollen, welcher sich in Namensformen wie Poeplau, Pepłowski erhalten hat.

Es scheint überhaupt, als ob sich Dr. W. nicht darum bemüht hat, bei seiner Arbeit die einschlägige Literatur kennen zu lernen, sondern sich auf die außer den Vorlesungen noch zufällig an die Hand gegebenen Hilfsmittel beschränkt hat. So kennt er die für ihn weniger belangreichen Visitationsberichte aus der Zeit des Bischofs Rozrażewski, welche in den Fontes I—III des Wissenschaftlichen Vereins zu Thorn erschienen sind, aber von dem Jus plebiscitum oder der Willkür des Abtes Leonard Rembowski von 1618 (Dr. W. gibt die Jahreszahl 1619 aus den Privilegia perpetua. deren Jahresangaben ich wiederholt als ungenau befunden habe, weshalb mir das in der Chronik angegebene Datum glaubwürdiger erschien) weiß er nur zu sagen, daß „von diesem interessanten Zeugnis nichts erhalten ist (114)". Bruchstücke, welche sich in den Klosterhandfesten vorfanden, habe ich zusammengelesen und angeführt. Überdies konnte ich in den genannten Fontes, Heft V, 1897, drei solche Willküren aus Westpreußen, eine Karthäuser, eine Olivaer und eine für die Tuchler Starostei erlassene, im Wortlaute herausgeben. In der Einleitung habe ich sie unter einander und mit

1) Konstantin Damroth, Die älteren Ortsnamen Schlesiens. Beuthen 1896, S. 77.

den Bruchstücken der Pelpliner verglichen, wobei sich herausgestellt hat, daß alle drei bis auf geringe Einzelheiten übereinstimmen, wie auch die erhaltenen Bestimmungen der Pelpliner in ihnen wiederkehren, so daß der Verlust dieser — wenn sich nicht noch ein Exemplar vielleicht in einer Schulzenlade findet — leicht zu verschmerzen ist.

Ebenso habe ich über die Pelpliner Klosterchronik im Jahre 1876 eine ausführliche Studie unter dem Titel Kronika Pelplińska erscheinen lassen, worin die einzelnen Verfasser des Buches und ihre Quellen genau nachgewiesen werden. Auch sie ist dem Verfasser, der sich nur auf mein Vorwort zum Opactwo beruft (113), unbekannt geblieben. Irrig ist auch seine Ansicht über die Ablösung des Bischofszehnten (77); dieselbe ging nicht vom Bischof, sondern von den betreffenden Dorfherren aus, welche anders mit der Besetzung zu kulmischem Rechte nicht beginnen konnten. Ausführlich spreche ich darüber für Pommerellen in dem IX. Jahresbericht (1902) des genannten Wissenschaftlichen Vereins.

Auf die das Klostergebiet speziell betreffenden Abschnitte kann ich nicht genauer eingehen, weil dies einer Anzeige meiner Arbeit ähnlich sein würde.

Nur einige Verstöße seien noch angemerkt.

Das Kloster hat wohl Schutzbullen erhalten, aber es ist durchaus unrichtig, zu sagen, daß es „unmittelbar dem päpstlichen Stuhle unterstellt“ war (7), oder daß die „Neuordnung“, welche Bischof Rozrażewski durchführte, „ein endgültiger Sieg des Bischofs über das selbstherrliche Kloster bedeutet (107)“. An eine Ausnahmestellung des Klosters zur staatlichen und kirchlichen Gewalt, wie sie beide Ausdrücke andeuten, kann in keiner Weise gedacht werden. Neuerdings hat dies Max Perlbach in einer Rezension von Kętrzyński's (Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung XXVI. Band, S. 423) unter Berufung auf eine (polnische) Arbeit von Alfred Blumenstock ausgesprochen: Durch diese traditio an den Papst könnten Rechte dritter Personen nicht berührt werden, der Schutz solle nur vor gesetzwidrigen Anfechtungen bewahren. Nebenbei bemerkt, ist die Bemerkung des Verfassers, daß die Neuordnung durch Bischof Rozrażewski „im jesuitischen Sinne“ erfolgt sei, bei einem Katholiken um so auffallender; es handelte sich um die Durchführung des Tridentinums, und der Widerstand, welchen die sehr ausgearteten Mönche dem Bischof entgegenstellten, spricht leider nicht zu ihren Gunsten.

Nicht als „Taufbecken (20)“, sondern als Weihwassergefäße werden Mahlsteine in Dorfkirchen wohl verwendet; Lissauer durfte den Schnitzer begehen, bei Dr. W. bleibt nur die eine Möglichkeit, daß er seinem Gewährsmann gedankenlos nachspricht.

Der Pfarrzehnte heißt polnisch nicht taxa (101), sondern taca (von decima).

Es ist mehr als zweifelhaft, daß der derzeitige Krüger Bäcker aus Rosenthal ein Nachkomme des Schulzen von Konigswalde aus dem Jahre 1338 ist (88).

Zum Schlusse darf ich wohl bemerken, daß ich es dem Ermessen des Verfassers überlassen muß, ob er mich nur als Dilettanten (10) bewerten will; der „schlecht verhehlten Hinneigung zum Chauvinismus“ (11) werden mich hoffentlich außer ihm nicht viele bezichtigen. — Über die von Dr. W. mir gegenüber bewiesene Animosität brauche ich kein Wort zu verlieren, nachdem Dr. Simson in einer äußerst wohlwollenden Anzeige (Mitteilungen des Westpreußischen Geschichtsvereins, Jahrg. 4, Nr. 4, vom 1. Oktober d. J.) geäußert hat, daß „an einigen wenigen Stellen die Art der Polemik gegen einen Vorgänger nicht ganz in den richtigen Grenzen bleibt.“ „In Stil und Ausdruck stoßen leider zahlreiche Unschönheiten auf“, heißt es dann weiter. Wenn dagegen die Anzeige sagt: „die Arbeit W's. zeichnet sich durch besonnenes, maßvolles Urteil und ruhiges Abwägen der historisehen Momente im allgemeinen aus“, so ist dies Urteil nach dem von mir Angeführten mehr milde als zutreffend zu nennen.

Griebenau b. Unislaw. St. Kujot, Pfarrer.

Generalvikar, Domkapitular Dr. Lüdtke. Schematismus des Bistums Culm mit dem Bischofssitz in Pelplin. 1904. Amtliche Ausgabe. Dritte Folge. Im Selbstverlage des Bischöflichen General-Vikariat-Amts von Culm. 1904. (Fortgesetzt bis zum 21. Mai 1905.) XXVIII. und 728 S. (7 Mk., gebunden 7,50 Mk.)

Das Buch ist eine Neubearbeitung der im Jahre 1848 und 1867 vom Bischöflichen General-Vicariat-Amt von Culm herausgegebenen Schematismen. Trotzdem es hauptsächlich bei der inneren Verwaltung als Nachschlagebuch dienen soll, verdient es seines Inhaltes wegen hier angezeigt zu werden.

Schon die gegen die Ausgabe von 1867 (6 S.) bedeutend vermehrte Einleitung bietet eine Menge historischen Stoffes. Sie behandelt die Zusammensetzung der Diözese aus der ursprünglichen Diözese Culm, dem Archidiakonat Pommerellen, einem Teile des Gnesner Archidiakonats Kamin, einem des Archidiakonats Bromberg, früher zu Wloclawek gehörig, aus zwei Trennstücken der Diözese Plock (Gorzno mit Umgegend und Pfarrei Bialutten im ostpreußischen Kreise Neidenburg) und aus dem größeren Teile der ehemaligen Diözese Pomesanien.

Es folgen Angaben über die Einteilung und Verwaltung der Diözese und eine ausführliche vergleichende Statistik seit 1840.

Den Übergang zu den speziellen Teil, welcher in der Ausgabe von 1867 329 Seiten faßte, bildet eine „Reihenfolge der ehemaligen Bischöfe von Culm, Pomesanien und Wloclawek“. Es verdient angemerkt zu werden, daß diesen Abschnitt für die erwähnte Ausgabe von 1867 Professor Strehlke geschrieben hat, welcher damals wegen seiner archivalischen Studien Pelplin öfters besuchte. Seit-

dem ist Woelkys „Katalog der Bischöfe von Culm“ (1878) und die für die Chronologie der Bischöfe von Wloclaweck grundlegende, sehr zuverlässige Abhandlung des nunmehrigen Lemberger Universitäts-Professors, Dr. Fijałek: Ustalenie chronologii biskupów włocławskich (Feststellung der Chronologie der Bischöfe von Wl. 1894) erschienen. Gestützt auf diese und auf die Statuta synodalia diocesis Wladislaviensis von St. Chodyński, hat um 1896 der jetzige hochw. Bischof von Culm, Dr. Augustinus Rosentreter, für die Neubearbeitung des Freiburger Kirchenlexikons einen quellenmäßigen und reichhaltigen Artikel über das Bistum Culm geliefert.

Die Ergebnisse dieser Studien sind in der vorliegenden Bearbeitung der „Reihenfolge“ meistens benutzt, so daß sich in diesem Abschnitte, dem in wissenschaftlicher Hinsicht schwierigsten des Buches, nur wenige Irrtümer vorfinden[1]).

In dem Verzeichnis sämtlicher Pfarreien werden sodann die einzelnen Pfarreien nach der alphabetischen Reihenfolge der Dekanate aufgeführt und statistisch beschrieben.

Auch hier ist gegenüber den zwei früheren Ausgaben eine Erweiterung nach der historischen Seite hin zu verzeichnen. Der Verfasser hat es sich nicht verdrießen lassen, neben J. Heises reichhaltigen „Bau- und Kunstdenkmälern der Provinz Westpreußen“, dem (polnischen) Werke von Liz. Fankidejski über die untergegangenen Kirchen und Kapellen der Diözese Culm (1880) und meiner erst in Dreivierteln gedruckten (polnischen) Arbeit über die Gründung der Pfarreien in der Diözese Culm (Kto założył parafie w dyecezyi chełmińskiej?. Vergl. Jahresberichte des Towarzytwo Naukowe w Toruniu IX, X, XI) auch die in der bischöflichen Kanzlei zu Pelplin handschriftlich vorhandenen Vorarbeiten zu einer Geschichte der Diözese von Professor Dr. Schulz aus Culm, sowie die Benefizial- und Pfarrakten, die Bruchstücke der Dregerschen Auszüge aus den Handfestenbüchern und die zum größten Teil noch nicht gedruckten Visitationsberichte (ein Teil liegt in den Fontes des genannten Vereins gedruckt vor) zu durchsuchen, um zuverlässiges Material über die einzelnen Pfarreien zu sammeln. Auch die Jahresberichte der Westpreußischen Provinzialmuseen (z. B. S. 653) sind mit Recht herangezogen. Andere Quellen mögen von dem

1) So wird bei Christian, dem ersten Bischof von Preußen anstatt 1215 bis 1245 wohl zu setzen sein: 1212? (wahrscheinliches Jahr der Schenkung von Cekowitz) — 4. Dezember (mutmaßlicher Todestag nach dem Menologium der Cisterzienser) 1244. — Nicolaus I. † 27. September 1323. — Nicolaus II. von Schippen p i e l (nicht . . . beil). — In der Reihenfolge der Bischöfe von Cujavien: Matthias I. seit 4. Dezember 1323. — Johann I. seit **23. Januar** 1402. — Nicolaus II. seit 17. Juni 1449; † **9. September** 1450. — Johann V, nicht Lutek von Brzezin, sondern Sohn des Lutek von Brzezie. — Andreas seit **12. Oktober** 1481.

Berichterstatter nicht erkannt worden sein, zumal die meisten nicht genannt sind. Infolgedessen ist die zweite Rubrik: Gründung (und Konsekretion), unter welcher es in der Ausgabe von 1867 fast stehend heißt: unbekannt. — hier recht ausgiebig behandelt. Andere stehende Rubriken sind: Pfarrkirche, Titulus ecclesiae, Patron, Post, Bruderschaften, Pfarrer, Volksschulen und Ortschaften. Nach Bedarf sind noch die Rubriken: Filialkirche, ehemalige Kirchen und Kapellen, ehemalige Klöster und Vikar eingeschaltet. Genaue Verzeichnisse der Diözesangeistlichen und der Ortschaften, sowie während des Druckes nötig gewordene Nachträge schließen das Buch ab, für welches dem Verfasser der aufrichtige Dank nicht nur der einschlägigen Verwaltungsbeamten und kirchlichen Organe, sondern auch der Arbeiter auf dem Gebiete der Diözesan- und Provinzialgeschichte und der Geschichtsfreunde gebührt.

Griebenau, den 15. August 1905. St. Kujot, Pfarrer.

Dr. Romuald Frydrychowicz. Die Culmer Weihbischhöfe. Ein Beitrag zur Diözesangeschichte. Danzig 1905. (51 S.)

Die Reihenfolge der bis jetzt 13 Culmer Weihbischöfe umfaßt mit geringen Unterbrechungen die Zeit von 1645 bis 1881. — Der Verfasser hat die verdienstliche Arbeit als Andenken an seine 25jährige Wirksamkeit an dem bischöflichen Progymnasium zu Pelplin veröffentlicht und damit nicht nur seinen Schülern und Freunden ein angenehmes Geschenk gemacht.

Neben den einschlägigen gedruckten Quellen (denn Biographien der einzelnen Weihbischöfe sind bisher nicht erschienen) hat er hauptsächlich das in dem Kapitels- und Bistumsarchiv zu Pelplin reichlich vorhandene Material benutzt. Es wäre zu wünschen, daß er öfter zu ähnlichen Monographien Anlaß nehmen möchte, zumal er mit den dortigen Archivalien genau vertraut ist.

St. Kujot, Pfarrer.

Mitteilungen und Anhang.

Universitäts-Chronik 1905.

30. Jan. Med. I.-D. von **F. Pachnio** (aus Dom. Barten, Kr. Rastenburg): Aus d. Königl. Chirurg. Universitätsklinik zu Königsberg i. Pr. Ueber Dauerresultate der Colopexie bei hochgradigem Rectumprolaps. Tübingen. Laupp jr. (Sonderabzug aus Beiträge z. klin. Chirurgie. XLV. Bd. 2. Hft.) (2 Bl. 37 S. 8⁰.)

8. März. Med. I.-D. von **Willy Cohn** (aus Briesen, Westpr.): Aus d. Königl. Chirurg. Universitätsklinik zu Königsberg i. Pr. Ueber die isolierte Ruptur der Symphysis ossium pubis. Tübingen. Ebd. (Sonderabz. aus Beitr. z. klin. Chir. XLV. Bd. 3. Hft.) (2 Bl. 17 S. 8⁰.)

24. März. Med. I.-D. von **Georg Heymann** (aus Christburg, Westpr.): Aus dem Zoologischen Museum in Königsberg i. Pr. Neue Distomen aus Cheloniern. Mit 1 Tafel und 2 Abbildgn. im Text. Jena. Fischer. (2 Bl. 25 S. 8⁰.)

25. März. Med. I.-D. von **Felix Meyerowitz**, prakt. Arzt (aus Königsberg Pr.): Aus d. Königl. Chir. Universitätsklinik zu Königsberg i. Pr. Über Skoliose bei Halsrippen. Tübingen. Laupp jr. (Sonderabz. aus Beiträge zur klinisch. Chir. XLVI. Bd. 1. Hft.) (2 Bl. 23 S. 8⁰.)

7. April. Med. I.-D. von **Max Dangel**, cand. med. (aus Königsberg Pr.): Aus d. Königl. chir. Universitätsklinik zu Königsberg i. Pr. Ueber die Unterbindung der Vena jugularis interna. (Ein Fall von doppelseitiger Unterbindung.) Kgsbg. Kümmel. (29 S. 8⁰.)

13. April. Phil. I.-D. von **Walter Hassenstein** (aus Königsberg i. Pr): Neue Bearbeitung von William Herschels Beobachtungen der inneren Saturnmonde (1789). Kgsbg. Leupold. (39 S. 4⁰.)

Nr. 152. Amtliches Verzeichnis des Personals und der Studierenden der Königl. Albertus-Univ. . . . . für d. Sommer-Semester 1905. Kgbsg. Hartung. (51 S. 8⁰.) 144 (13 theol., 11 jur., 50 med., 70 philos.) Dozenten, 6 sonstige akadem. Lehrer; 1010 (68 theol., 343 jur., 186 med., 413 philos.) Stud. und 106 nicht immatrikulationsfähige, zum Hören berechtigte Personen einschl. 38 Hörerinnen, zus. 1112 Berechtigte.

Zu der am 9. Mai . . . . stattfind. Gedächtnisfeier für **Friedrich Schiller** bei d. hundertsten Wiederkehr seines Todestages laden . . . . ein Rektor u. Senat . . . . Kgsbg. Ebd. (2 Bl. 4⁰.)

11. Mai. Mit Genehmigung d. philos. Fak. . . . . wird . . . . Dr. phil. **Alfred Benrath** . . . . seine öffentl. Antrittsvorlesung über „Die Entwicklung der Molekulartheorie“ halten. Kgsbg. Kümmel. (2 Bl. 4⁰.)

— — Phil. I.-D. von **Paul Tietz** (aus Beeskow): Zur Qualitätsermittelung von Weizen, Gerste und Hafer. Kgsbg. Leupold. (63 S. 8⁰.)

25. Mai. Phil. I.-D. von **Gustav Berkhan** (aus Hamburg): Zur projektivischen Behandlung der Dreiecksgeometrie. Leipzig. Teubner. (1 Bl. 34 S. 8⁰.)

28. Mai. Q. D. O. M. F. F. E. J. . . . . viro clarissimo **Aemelio Blenck** praesidi illustrissimo instituti statistici regii Berolinensis ante C annos conditi et ab Joanne Godofredo Hoffmann olim nostro eximie instaurati

quod cum ante VIII et quod excurrit lustra operam saluberrimam illi instituto dicavisset inde ab anno exacti saeculi LXXXIII ei praepositus numquam defesso studio effecit ut lacto flore explendesceret maximumque ex eo emolumentum ad rem publicam non minus quam ad litteras redumdaret **honoris causa** unanimo consensu summos in Philosophia honores cum iuribus et privilegiis Doctoris Philosophiae contulisse ac sollemni hoc diplomate confirmasse testor Franciscus Meyer phil. Dr. math. Prof. publ. ord. Philos. Ordinis h. t. Decanus. Regim. Kümmel. (Diplom.)

31. Mai. Mit Genehmig. der med. Fak. . . . . wird . . . . Dr. med. **Rud. Stich,** Assist. a. d. chir. Klinik d. Univ. . . . . seine öffentl. Antrittsvorlesung „Über die Indicationen zur conservativen und operativen Therapie der Knochen- und Gelenktuberkulose" halten. . . . Kgsbg. Ebd. (2 Bl. 4⁰.)

8. Juni. Jur. I.-D. von **Walter Fromm,** Referendar am Königl. Landgericht zu Königsberg (aus Heilsberg, Ostpr.): Die Konkurrenzklausel des Handlungsgehilfen. Kgsbg. Leupold. (100 S. 8⁰.)

— — Phil. I.-D. von **Friedrich Wegener** (aus Arnoldsdorf (Jerentowitz), Westpr.): Die Entwickelung des Bedarfs an Handarbeit in der ostpreußischen Landwirtschaft des 19. Jahrhunderts. Merseburg. Stollberg. (1 Bl. 58 S. 8⁰.)

9. Juni. Med. I.-D. von **Walter Klein,** prakt. Arzt (aus Braunsberg, Ostpr.): Aus dem zool. Mus. in Königsberg i. Pr. Neue Distomen aus Rana hexadactyla. Mit 1 Taf. Jena. Fischer. (Separatabdr. a. d. Zool. Jahrbüchern. Bd. 22.) (2 Bl. 23 S. 8⁰.)

21. Juni. Phil. I.-D. von **Albert Krebs** (aus Dittballen, Kr. Niederung, Ostpr.): Edward Young als Dramatiker. Kgsbg. Hartung. (2 Bl. 72 S. 8⁰.)

Acad. Alb. Regim. 1905. II. De Cyclo Homerico Dissertatio qua orationes ad celebr. diebvs XI m. Martii XXI et XXIII m. Maii XXIII m. Ivnii memoriam viror. illvstr. Caelestini de Kowalewski Iacobi Friderici de Rhod Iacobi Friderici de Groeben Abeli Friderici de Groeben Ioannis Diterici de Tettav . . . die XXIV m. Ivnii . . . pvblice habendas indicit **Arthvrvs Lvdwich** P. P. O. Regim. Ibid. (11 S. 8⁰.)

24. Juni. Med. I.-D. von **Adolf Friedlaender,** prakt. Arzt (aus Goldap, Ostpr.): Aus d. Zool. Mus. in Königsberg i. Pr. Persistenz des Wolff'schen Ganges beim Leguan. Mit 1 Taf. u. 1 Textabbildg. Kgsbg. Karg & Manneck. (32 S. 8⁰.)

27. Juni. Mit Genehmig. d. med. Fak. . . . . wird . . . . Dr. med. **Theodor Cohn,** Arzt . . . . seine öffentl. Antrittsvorlesung über „Begriff und Wesen der Uraemie" halten. . . . . Kgsbg. Kümmel. (2 Bl. 4⁰.)

— — Mit Genehmig. d. med. Fak. . . . . wird . . . . Dr. med. **Robert Scheller,** Assist. a. kgl. hygien. Institut d. Alb.-Univ. . . . . seine öffentl. Antrittsvorles. über „Die Principien der allgemeinen Seuchenprophylaxe" halten . . . . Kgsbg. Ebd. (2 Bl. 4⁰.)

30. Juni. Med. I.-D. von **Martin Bartel,** Arzt (aus Königsberg i. Pr.): Das Adenom der Nase. Kgsbg. Ebd. (39 S. 8⁰.)

Verzeichnis der auf d. Königl. Albertus-Univers. . . . . im Winter-Halbjahre v. 16. Okt. 1905 an zu haltend. Vorlesungen u. d. öffentl. akad. Anstalt. [Rektor Dr. Franz Rühl, ö. o. Prof.] Kgsbg. Hartung (1 Bl. 81 S. 8⁰) Anekdota zur griechischen Orthographie I. Hrsg. v. **Arthur Ludwich** (S. 1—32).

Buchdruckerei R. Leupold, Königsberg i. Pr.

Heft 7 und 8 erscheinen als Doppelheft Ende Dezember. Der Herausgeber.

Altpreussische

Monatsschrift

neue Folge.

Der

Neuen Preussischen Provinzial-Blätter

fünfte Folge.

Herausgegeben

von

Rudolf Reicke. †

Der Monatsschrift XLII. Band. Der Provinzialblätter CVIII. Band.

Siebentes und achtes Heft.

Oktober — Dezember 1905.

(In Druck gegeben von R. Burger.)

Königsberg in Pr.
Verlag von Thomas & Oppermann.
(Ferd. Beyer's Buchhandlung.)
1905.

Abonnementspreis für den Jahrgang Mk. 12,00.

Inhalt.

I. Abhandlungen. Seite.

II. Mitteilungen und Anhang.

Rudolf Reicke.

Ein Bild seines Lebens und Schaffens.

Von

Gottlieb Krause.

Am 16. Oktober 1905 starb der Mann, dem die Altpreußische Monatsschrift ihre Entstehung und ein über vier Jahrzehnte dauerndes Bestehen verdankt. Ist es somit schon die nächstliegende Pflicht der Pietät, hier das Andenken an ihn in einem Bilde seiner Persönlichkeit, seines Lebens und Schaffens festzuhalten, so bietet einen noch höheren Antrieb dazu die fortwirkende Bedeutung seiner Gesamtleistung für die tiefere Erkenntnis der Kultur- und Geistesgeschichte unserer Heimat.

Rudolf Reicke gehörte einer aus Pillau stammenden Seefahrerfamilie an. Sein Vater Johann Benjamin R. (geboren 1794) war schon im Alter von zwölf Jahren aufs Meer gegangen und wurde ein tüchtiger, erfahrener und mutiger Seemann; bereits im Jahre 1813 wurde er wegen seiner Teilnahme an einer bei Pillau vollführten kühnen Rettungstat von der Königlichen Regierung in Königsberg im Amtsblatte lobend genannt. Er machte sich in Memel ansässig und heiratete hier Wilhelmine Henriette Kissut aus Tilsit, die Tochter eines Stellmachermeisters. Dieser Ehe entsprossen zwei Söhne; der ältere war unser Reicke, er empfing in der Taufe die Namen Johann Benjamin Rudolf. Erst zwei Jahre alt, verlor er die Mutter; aber nach einem Jahre schon führte der Vater durch seine Vermählung mit Karoline Prantz, einer Freundin und Cousine der ersten Frau, den Söhnen eine Stiefmutter zu, die ihnen die Liebe und Fürsorge

einer wirklichen Mutter vollauf erwiesen hat. Unser Reicke hing an ihr mit solcher Zärtlichkeit, daß er nie gern etwas über seine rechte Mutter von deren Verwandten hören mochte. Die Verhältnisse, unter denen er aufwuchs, waren zwar eng und dürftig, und früh lernte er entbehren, aber eigentliche Not haben die Eltern durch redliche, angestrengte Arbeit von den Kindern ferngehalten. Und aus der Enge dieses kleinbürgerlichen Lebens wurde der Geist der Knaben in das Reich der Romantik geführt. Welche Freude, wenn der Vater nach gefahrvoller Seefahrt heimkehrte! Wie hingen die Kinder an seinem Munde, wenn er ihnen von seinen Abenteuern erzählte! Er war auf seinen Fahrten als Steuermann weit umhergekommen, hatte das nördliche Eismeer, das Mittelmeer besucht, war in Nordamerika, Westindien und Brasilien gewesen und hatte zu Wasser und zu Lande die mannigfachsten Gefahren bestanden. Obwohl er durch ein im Winter 1831/32 abgelegtes Examen die Berechtigung zur Stellung eines Kapitäns erhalten hatte, nahm er 1834 den Posten eines Seelotsen in Memel an und konnte sich jetzt seiner Familie mehr widmen. Nie sah man ihn müßig. Wenn ihn der Dienst nicht beanspruchte, fertigte er aus Holz kunstvolle Sachen an. Ein von ihm hergestelltes tragbares Schreibepult von Mahagoni mit niedlichen Schubfächern und schönen Messingbeschlägen hat sein Sohn Rudolf bis zuletzt benutzt.

Den Söhnen galt es für selbstverständlich, dem Berufe des Vaters und der Vorfahren zu folgen; aber wenn der jüngere Bruder auch wirklich ein Seemann geworden ist, in der Seele Rudolfs erwachten bald andere Wünsche. Durch den Unterricht in der Schule, vor allem durch die persönliche Einwirkung eines Lehrers wurde in ihm der Funke höheren Strebens entzündet. Fortan sehen wir ihn mit heißem Bemühen an seiner geistigen Vervollkommnung arbeiten. Zunächst wollte er Elementarlehrer werden. In seinem 18. Lebensjahre bezog er das Seminar in

Königsberg. Hier kam ihm die Rückständigkeit seiner literarischen Bildung zum Bewußtsein. Mit Eifer suchte er die Lücken auszufüllen. Die Lektüre von Schillers Dramen und Goethes Gedichten versetzte ihn in eine höhere Welt. Daneben betrieb er mit Vorliebe Botanik, mit der er sich schon in Memel viel beschäftigt hatte. Je länger je mehr ward ihm klar, daß der Beruf eines Dorfschullehrers ihn nicht befriedigen würde. Der Gedanke kam ihm jetzt „lächerlich" vor, daß er „nach zwei Jahren schon im Lehrerrock und in steifer Halsbinde in einer Landschule von den rasch erworbenen pädagogischen Kenntnissen Gebrauch machen sollte". (Selbstbiographie des Abiturienten R. Reicke 1847.) Daher faßte er den Entschluß, sich für das Universitätsstudium vorzubereiten. Zum Schmerze seines Vaters verließ er mit einem gleichgesinnten Freunde das Seminar und suchte sich nun unter Entbehrungen und mit großer Anstrengung die Kenntnis der klassischen Sprachen anzueignen. Ein Sekundaner erteilte den ersten Unterricht, dann folgten als Lehrer zwei Studenten. Die Stunden, die unentgeltlich erteilt wurden, begannen bereits um 5 Uhr des Morgens. Es war ein Glück, daß Reickes Ausbildung durch seine im August 1844 erfolgende Aufnahme in die Sekunda des Altstädtischen Gymnasiums in geordnete Bahnen kam. Mit welchem Staunen mögen die Sekundaner den neuen, riesig großen Kameraden mit dem mächtigen Wald rötlich blonden Haares empfangen haben! Dem Altstädtischen Gymnasium, das damals von dem trefflichen Direktor Ellendt geleitet wurde, verdankt Reicke eine sichere Grundlage für die Studien der Universität. Seine vornehmste Neigung wandte er dem Unterrichte im Deutschen und in der Geschichte zu, aber auch die alten Sprachen betrieb er mit Eifer und Lust. Dagegen konnte er es in der Mathematik bis zuletzt nicht zu genügenden Leistungen bringen, obwohl er in diesem Fache von einem hervorragenden Lehrer, dem Professor Müttrich, unterrichtet wurde.

In wenig mehr als drei Jahren ist es Reicke gelungen, das Ziel des Gymnasiums zu erreichen. Im Oktober 1847 bestand er die Reifeprüfung. Mit dem Wahlspruch: Ubi quid est, quod disci possit, eo mihi veniendum est! verließ er, 22³/₄ Jahre alt, die Schule und wurde im November des genannten Jahres in das Album der philosophischen Fakultät der Albertina von dem zeitigen Dekan, dem berühmten Physiker Franz Neumann, eingetragen.

Seine Mittel waren sehr kärglich. Als er sich noch auf dem Gymnasium befand, war ihm der Vater entrissen worden; dieser hatte im Oktober 1845, als ein Opfer seines Berufes, bei einem furchtbaren Orkan den Tod in den Wellen gefunden. Damit hatte Reicke auch die pekuniäre Unterstützung von Hause verloren. Wohl hauptsächlich durch Erteilung von Privatstunden verschaffte er sich als Student seinen Unterhalt. In dieser Beziehung teilte er aber das Schicksal vieler Kommilitonen. Denn die Königsberger Studentenschaft war im ganzen arm, und doch ging durch das akademische Leben ein Zug herzhafter, ursprünglicher Fröhlichkeit. Und in der Stadt war der Student eine populäre Erscheinung; die von der vereinigten Studentenschaft „im Junkerhofe" gegebenen Bälle wurden von der besten Gesellschaft besucht. Alle Studenten, nicht nur die derselben Verbindung, duzten sich; der silberne Albertus an der Mütze war das Erkennungszeichen. Reicke wurde sogleich Mitglied der „Corps-Landsmannschaft" Lituania; hier fand er bereits seinen späteren wissenschaftlichen Genossen Emil Arnoldt vor und hat mit ihm das Band der Freundschaft geknüpft. Bald brach die Bewegung des Jahres 1848 aus, und wenn ihre Wogen in dem abgelegenen Königsberg auch nicht gar so hoch gingen, so teilte sie sich doch dem hiesigen Leben in sehr fühlbarer Weise mit; auch die Studentenschaft wurde von ihr ergriffen. Eine Studentenwehr wurde gegründet, die Musensöhne wurden „von dem allgemein herrschenden Versammlungsfieber und von

der mit ihm steigenden Redelust ergriffen". (H. Prutz, Die Königliche Albertus-Universität. 1894. S. 226). Damals entstanden infolge von politischen Gegensätzen im Schoße der Lituania Streitigkeiten, die schließlich zu der Spaltung in die Landsmannschaft Lituania und in das Corps Lituania (die sogenannte silberne L.) geführt haben. Arnoldt und Reicke blieben bei der Landsmannschaft. Wie weit sich Reicke an dem politischen Leben und Treiben in der Revolutionszeit beteiligt hat, konnte nicht festgestellt werden, jedenfalls aber hat er sich nicht abhalten lassen, den Studien mit Fleiß obzuliegen. Die Königsberger Universität wies damals in ihren Lehrern zum Teil höchst bedeutende Vertreter der Wissenschaft und treffliche Vorbilder für die Studierenden auf. Männer, wie F. Neumann und Richelot, Lobeck und Lehrs, Drumann und Rosenkranz wirkten an ihr. Das Beispiel ihres ganz der Wissenschaft geweihten Lebens, die Selbstlosigkeit und Lauterkeit ihres Charakters wirkten veredelnd auf ihre Jünger. Oft bildeten sich zwischen Lehrern und Schülern innige Verhältnisse fürs ganze Leben. (L. Friedländer, Erinnerungen, Reden und Studien. I. Teil. Straßburg 1905. S. 66.) Auf die Jugend mehrerer dieser Gelehrten waren noch die letzten Strahlen unserer klassischen Dichterepoche gefallen; einige waren selbst Poeten. In dieser geistigen Luft mußte sich eine Natur wie Reicke wohl fühlen; er hat seinen akademischen Lehrern stets eine dankbare Erinnerung bewahrt. Fünf Jahre war er immatrikuliert und hat nach den ihm ausgestellten Zeugnissen den rühmlichsten Fleiß bewiesen. Er hörte Lobeck und Lehrs, ferner philosophische Vorlesungen bei Rosenkranz, Taute und Rupp und Vorlesungen der Historiker Drumann, Voigt und Schubert. Seiner Neigung zur Botanik blieb er auch jetzt treu: er wurde ein Schüler des Professors Ernst Meyer, eines Mannes, der trotz seiner etwas steifen Formen ein begeisterungsfähiges und tiefes Gemüt besaß. Die eigentlichen Studiengebiete Reickes waren

Philosophie und Geschichte. Im letzteren Fache nahm unter seinen Lehrern, was Gelehrsamkeit und Gründlichkeit der Forschung betraf, Drumann die erste Stelle ein, dann folgte Voigt, aber an geistiger Beweglichkeit, Gabe der Mitteilung und Fähigkeit, zu wissenschaftlicher Arbeit anzuregen, war ihnen beiden Schubert überlegen. (H. Prutz, a. a. O. S. 188.) So ist es erklärlich, daß Reicke sich zu diesem mehr hingezogen fühlte; er hörte eine große Zahl von Vorlesungen Schuberts, u. a. über Finanzwissenschaft, über Staatsrecht und Statistik und über Literaturgeschichte, und nahm an den Übungen des von ihm geleiteten historischen Seminars teil. Aber die wichtigsten und nachhaltigsten Einflüsse hat er von Karl Rosenkranz erfahren. Wenn einer, so war dieser liebenswürdige, erstaunlich vielseitige und rege, für alles Edle und Schöne empfängliche Gelehrte mit seiner zündenden Redegabe imstande, die Geister zu wecken und auf eine höhere Warte zu führen. Auch auf Reicke hat der von dieser Persönlichkeit ausgehende Zauber mächtig gewirkt. Rosenkranz muß sich des ernst strebenden Jünglings mit besonderer Teilnahme angenommen haben; er wohl vor allen hat ihn auf die Schriften Kants hingewiesen. Denn er hegte, obwohl Hegelianer, die wärmste Verehrung für den großen Königsberger Weltweisen und hatte zusammen mit Schubert in den Jahren 1838—1842 die „sämtlichen Werke" des Philosophen herausgegeben. Wenn jedoch Rosenkranz einmal von sich sagte, Kant wirke auf ihn, wie ein Lieblingsheiliger auf einen Katholiken (Alfred Döhring in Altpreuß. Monatsschr. Bd. XLII. S. 410), so kann man dieses Wort in noch viel unbedingterer Weise auf Reicke anwenden, da dessen ganzes Wesen bald von hingebender Begeisterung für den Philosophen des kategorischen Imperativs erfüllt wurde.

Zweimal während seiner Universitätszeit hat Reicke als Bewerber um eine Prämie aus der Schreiberschen Stiftung zum Todestage Kants, dem 12. Februar, eine Arbeit, der ein Satz

aus den Werken des Philosophen zugrunde gelegt war, geliefert, und wenigstens der einen ist, wie ihm Rosenkranz unter dem 27. September 1851 bescheinigt, der erste Preis zuerkannt worden.

Michaelis 1852 verließ er die Albertina und nahm für 1½ Jahre auf dem Rittergute Korbsdorf bei Wormditt eine Hauslehrerstelle bei einer Familie von Schau an. Darauf kehrte er nach Königsberg zurück, um seine philosophischen Studien wieder aufzunehmen, und erlangte am 24. Juli 1856 die philosophische Doktorwürde mit einer in lateinischer Sprache abgefaßten Dissertation über Reinholds Verhältnis zu Kant.

In der zunächst folgenden Zeit hat er sich durch Erteilung von Unterricht die zum Leben nötigen Einnahmen verschafft. So wirkte er von Michaelis 1857 bis in den Sommer 1864 als Hilfslehrer an der Löbenichtschen höheren Bürgerschule, dem heutigen Städtischen Realgymnasium; er gab den deutschen Unterricht in Quarta A und Tertia A, zusammen sechs wöchentliche Stunden, anfangs für ein Monatsgehalt von sechs Talern; es wurde jedoch später auf neun Taler erhöht. Aber schon 1858 hatte er seinen Lebensberuf gefunden, indem er gegen Ende dieses Jahres in den staatlichen Bibliotheksdienst trat. Im nächsten Jahre wurde er als zweiter Kustos an der hiesigen Königlichen und Universitätsbibliothek angestellt, 1871 wurde er erster Kustos, 1885 erhielt er den Titel Bibliothekar, 1894 endlich den eines Oberbibliothekars. Eine selbständige und leitende Stellung hat er in seiner Beamtenlaufbahn nicht gewonnen. Er hat dies, wenn er es auch in sich verschloß, als eine Zurücksetzung empfunden, wodurch seinem Wesen ein gewisser Zug der Resignation mitgeteilt wurde. Aber vielleicht war gerade diese äußere Gestaltung seines Lebens ein wesentlicher Grund, daß er der Wissenschaft das wurde, was erst jetzt, da sein Lebenswerk abgeschlossen vor uns liegt, seine volle Würdigung finden wird. Die Tätigkeit an einer großen öffentlichen

Bibliothek gab ihm Gelegenheit, die neuesten Erscheinungen der wissenschaftlichen Literatur aus erster Hand kennen zu lernen und sich eine wahrhaft staunenswerte Bücherkenntnis anzueignen; der Umstand, daß ihm die Geschäftslast und die Verantwortung, die mit der Leitung eines größeren Verwaltungsbetriebes verbunden sind, fern blieben, ließen ihm Freiheit und Zeit zur eigenen Forschung. Wissenschaftliche Arbeit war der Balsam seines Lebens. „Arbeit", so sagte er einmal, „ist das beste und das billigste Vergnügen", und ein andermal: „Nach getaner Lohnarbeit bildet unbelohnte Arbeit meine Erholung und mehr als diese, mein schönstes Vergnügen." (J. Sembritzki im „Memeler Dampfboot" 18. Oktober 1905, Beil.) So baute er sich seine eigene Welt auf, in der er seine Befriedigung fand. Nicht, daß er verdrossen seine Amtsgeschäfte verrichtet hätte; im Gegenteil, er leistete als Bibliothekar ganz Hervorragendes mit seiner Bücherliebe, seinem außerordentlich guten Gedächtnis, seiner Sorgsamkeit und seiner gleichmäßigen Ruhe, seiner nie ermüdenden Gefälligkeit. Die Unzähligen, denen er in dem alten, in der Königstraße gelegenen Bibliotheksgebäude aus dem Reichtume seines bibliographischen Wissens geholfen hat, werden sich seiner nie versagenden Bereitwilligkeit und Liebenswürdigkeit sicherlich mit warmer Dankbarkeit erinnern. — Im Nebenamte verwaltete Reicke die hiesige Wallenrodtsche Bibliothek, deren Schätze an malerischer Stätte in einem Turme unseres alten Domes aufbewahrt werden.

Als Student hatte er viel in dem Hause des Servis-Billeteurs Daniel Gotthilf Bohn verkehrt und in dessen Tochter Emilie seine künftige Lebensgefährtin gefunden. Lange Jahre hatten die Verlobten warten müssen, bis am 29. April 1860 die Vermählung stattfand. Reicke bezog mit seiner Gattin eine Wohnung in dem Hause seines Schwiegervaters in der Kalthöfischen Straße. In diesem Hause hat das Paar fast die ganze Zeit seiner Ehe verlebt; es war mit dem daran stoßenden hübschen, höchst

sauber gehaltenen Gärtchen der Schauplatz eines innigen Familienlebens. Reickes Gattin war eine Frau von zartem Körper, besaß aber große Willens- und Geisteskraft. Sie war nicht nur die Vorsteherin des Hauswesens und die sorgliche Erzieherin ihrer Kinder, sondern nahm auch an den geistigen Bestrebungen ihres Mannes mit vollem Verständnis teil. Wenn das Paar auch nicht eigentlich gesellschaftlichen Verkehr pflegte, so entbehrte es doch nicht anregenden Umganges. Da waren vor allen Reickes treuer Freund und Schwager, der vielseitig gebildete Heinrich Bohn, der sich in Königsberg als Arzt niedergelassen hatte, und dessen Gattin Pauline, Tochter der verwitweten Frau Major Schwinck, einer Nichte Theodors von Schön, und bald kam auch der schon früher mit Reicke befreundete Dichter Ernst Wichert hinzu, der im Jahre 1863 von Prökuls nach der Pregelstadt als Stadtrichter versetzt wurde. Wichert erwähnt in seiner Selbstbiographie („Richter und Dichter") bei der Erzählung seiner Übersiedlung nach Königsberg seines alten Freundes Reicke, „des prächtigen, offenen, geraden Menschen, des leidenschaftlichen Kantianers". Diese drei Familien bildeten den Stamm eines Kränzchens, das später entstand, zu dem u. a. noch Singelmann, damals Richter am Kommerz- und Admiralitätskollegium, der Augen- und Ohrenarzt Professor E. Berthold, Stabsarzt Bobrik und sein Schwager Professor von Brünneck, Dr. med. Stobbe, Auditeur Hiersemenzel mit ihren Frauen gehörten. Dem jedesmaligen Wirt lag die Verpflichtung ob, „irgend etwas aus einem ihm naheliegenden Wissensgebiet vorzutragen". Sehr oft gab dann der Inhalt dieses Vortrags einen fesselnden Unterhaltungsstoff. (Wichert a. a. O. S. 146). Es war eine schöne, geistig belebte Geselligkeit, der durch die Teilnahme liebenswürdiger und kluger Frauen ein besonderer Reiz verliehen wurde.

In der wissenschaftlichen Arbeit Reickes bildet Kant den Anfang, die Mitte und das Ende. Er setzte sich die Aufgabe, die Persönlichkeit des Weltweisen, sein Leben und seine Be-

ziehungen nach allen Seiten in den ursprünglichen Zügen zu erforschen und der Welt vorzuführen. Daher spürte er unermüdlich nach neuem handschriftlichen Material, nach Manuskripten wissenschaftlichen Inhalts wie nach Briefen, und entwickelte hierbei eine wunderbare Entdeckergabe. In seinen Editionen befleißigte er sich der größten Sorgfalt; in ihnen herrscht möglichst diplomatische Genauigkeit. In Einleitungen und Anmerkungen gibt er wertvolle Aufschlüsse über Herkunft und Geschichte, Beschaffenheit und Inhalt der Kantischen Papiere, über ihre Chronologie usw. Man kann sagen, daß erst durch Reicke das archivalische Studium des Lebens und der Persönlichkeit Kants begründet worden ist. Man vergleiche z. B. die Methode Schuberts in seinen Kant betreffenden Veröffentlichungen mit der Reickes. Wie unendlich ist der Schüler dem Lehrer an Zuverlässigkeit überlegen!

Dazu kommt ein anderes. Wenn man Kants Persönlichkeit verstehen und würdigen will, muß man vor allem auch die Zeit, in der er lebte, und die Menschen, mit denen er verkehrte, kennen. Hier öffnete sich dem Forscher ein weites Gebiet, hier hat sich Reicke im Laufe seines langen Lebens so heimisch gemacht wie kein anderer. Mit der ihm eigenen Liebe für das Kleine ging er den Dingen und Personen weiter nach und gelangte dadurch zu immer neuen Berührungen und Fragen, zu immer neuen Entdeckungen. So hat er, von Kant ausgehend, allmählich alle bedeutenden Menschen, die Ostpreußen und insbesondere Königsberg in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufwies, mit seinem geistigen Auge erschaut. Man kann sagen, daß er in dem Königsberg jener Epoche lebte. Was er in dieser Beziehung in seinen Publikationen niedergelegt hat, bedeutet nur einen geringen Teil dessen, was er sich geistig zu eigen gemacht hatte. Es waren für den, der Reicke in seinem stillen Gelehrtenheim besuchte, Augenblicke eigenartigen Reizes, wenn dieser in seiner schlichten und doch geistvollen Art von

jenen Zeiten erzählte. Er erschien dem Zuhörer wie ein Zeitgenosse und Freund jener Männer, die damals unsere Heimatstadt zu einem Brennpunkt deutscher Bildung machten: der Hamann und Hippel, Kant und Kraus.

Sogleich seine erste bedeutendere Publikation, Kantiana, Beiträge zu Immanuel Kants Leben und Schriften (1860) zeigt die oben berührten Vorzüge. Hier teilte er aus einem Konvolut der hiesigen Königlichen und Universitätsbibliothek die am 23. April 1804 gehaltene Gedächtnisrede Walds auf Kant mit und ferner, was besonders wichtig, auch das von dem Konsistorialrat gesammelte, den Philosophen betreffende Material, welches Wald größtenteils durch Anfragen an Kollegen und Freunde des Verewigten, Borowski, Reusch, Joh. Schultz, Wannowski, Heilsberg, Kraus, Wasianski und Gensichen gewonnen hatte. Diese Mitteilungen gaben wertvolle Ergänzungen zu den gedruckten Biographien des Weltweisen, auch der von Schubert aus dem Jahre 1842.

Bald nach der Rückkehr E. Wicherts nach Königsberg (1863) gründete Reicke im Verein mit ihm jene Zeitschrift, die ihm in der deutschen Nordostmark ein dauerndes, ehrenvolles Andenken sichert: Die Altpreußische Monatsschrift. Hören wir, wie sich Wichert (a. a. O. S. 129) über die Entstehung dieses Unternehmens äußert: „Wir beide verabredeten mit einander die Herausgabe einer Monatsschrift, die an die Stelle der zuletzt von Dr. Hasenkamp (Redakteur der Hartungschen Zeitung) herausgegebenen und kaum noch das Dasein fristenden Preußischen Provinzialblätter zu treten hätte. Sie sollte ein Archiv für alles Wissenswürdige aus der Geschichte Altpreußens werden und eine vollständige altpreußische Bibliographie bringen, aber auch Abhandlungen aus anderen Gebieten von allgemeinerem Interesse aufnehmen und sogar Belletristisches nicht ausschließen. Wir hofften ihr so einen weiteren Abonnentenkreis schaffen zu können. Ein Prospekt wurde von mir entworfen, von Reicke gutgeheißen

und nun in vielen Exemplaren verbreitet. Irgend eine finanzielle Unterlage hatte das Unternehmen nicht. Wir wollten selbst tätig sein und durften auf Mitarbeiter rechnen, die ihre nur für einen engeren Leserkreis bestimmten Arbeiten gern gedruckt sehen würden, ohne Honorar zu beanspruchen. Bohn war Arzt im Hause eines Buchdruckers namens Rosbach. Er vermittelte unsere Bekanntschaft mit ihm. Rosbach ließ sich darauf ein, als Verleger zu figurieren, und schoß die Kosten für Papier und Druck vor. Mit seiner Hilfe und in seinem allerdings wenig einladenden Kontor besorgten wir selbst die Expedition des Probehefts der „Altpreußischen Monatsschrift" bereits anfangs des Jahres 1864 und gewannen daraufhin wenigstens so viel Abonnenten, daß die notwendigen Ausgaben als gedeckt gelten konnten." Vergeblich bemühten sich die Provinzialblätter, sich dieser Konkurrenz zu entledigen, sie verschmolzen im Jahre 1867 mit der Monatsschrift, die zugleich in den Verlag der Beyerschen Buchhandlung überging. Die Last des eigentlichen Redaktionsgeschäfts lag bald gänzlich auf Reicke. In dem Vorwort zu seinem Roman „Tileman vom Wege", den Wichert im Jahre 1890 „seinem alten lieben Freunde" Reicke „in Dankbarkeit" zueignete, hat der Dichter selbst mit seiner liebenswürdigen Aufrichtigkeit zugestanden, daß er in dieser Beziehung der Altpreußischen Monatsschrift „wenig mehr als seinen Namen leihen konnte". (Vgl. „Richter und Dichter". S. 130—131.) Das erste Heft brachte an der Spitze Wicherts hübsche Novelle „Am Strande"; jedoch bald ließ man diese Rubrik fallen, aus Mangel an geeigneten Mitarbeitern und auch, weil der leichtere Unterhaltungsstoff nicht recht zu dem Gesamtcharakter des Werkes passen wollte.

Der im Laufe der Jahre in dieser Zeitschrift angehäufte Stoff ist in seinem Umfang und seiner Bedeutung erst jetzt, da das von Max Perlbach in mühevoller und selbstloser Arbeit gefertigte und vom Verein für die Geschichte von Ost-

und Westpreußen herausgegebene Inhaltsverzeichnis der ersten 40 Bände gedruckt vorliegt, ganz zu erkennen. In den hier veröffentlichten Arbeiten sind alle nur denkbaren Gebiete der Forschung, soweit sie sich auf Altpreußen beziehen, vertreten: Sprache und Literatur, Geschichte, Philosophie und Volkswirtschaft, Kunst und Kultur, Kirchen- und Rechtsgeschichte, Naturwissenschaften und Geographie usw. Wenn auch die einzelnen Beiträge naturgemäß von sehr ungleichem wissenschaftlichen Werte sind, so ist doch die Gesamtleistung eine außerordentlich bedeutende, das in ihr enthaltene Material ein gewaltiges, eine wahrhafte „Fundgrube für historische Erinnerungen aller Art". Vielleicht ihr schönster Ruhm besteht aber darin, daß durch sie das Interesse für die Heimat und ihre Vergangenheit, die Liebe zur Scholle in unserem alten Ordenslande wacherhalten und gestärkt worden ist. Endlich hat sie vielen tüchtigen Forschern überhaupt erst ermöglicht, die Ergebnisse ihrer Studien im Drucke erscheinen zu lassen. Mit Recht wird in dem Diplom (vom 5. Februar 1895), worin der Verein für die Geschichte von Ost- und Westpreußen Reicke zu seinem Ehrenmitgliede ernennt, hervorgehoben, daß unter den jüngeren Bearbeitern der Provinzialgeschichte kaum einer sei, der nicht durch Reicke und in der Altpreußischen Monatsschrift zuerst in die Öffentlichkeit eingeführt worden wäre. Durch diese Zeitschrift wurde sein Name bei allen Gebildeten Altpreußens populär. Mit Unzähligen trat er in Beziehung, von überall kamen Anfragen, Bitten um Rat und Aufklärung. Und allen redlich Strebenden hat er geraten und geholfen, er hat ihnen „bereitwillig gestattet, an der hellen Fackel seines reichen Wissens ihr eigenes Lämpchen zu entzünden". Jahrzehntelang liefen in seiner Person zum großen Teil die Fäden der Forschung auf dem Gebiete der heimatlichen Geschichte, vornehmlich der Geistes- und Kulturgeschichte, zusammen. Die zahlreichsten Beiträge haben außer Reicke für die Altpreußische Monatsschrift geliefert: Rudolf

Bergau, Georg Conrad, Karl Lohmeyer, Max Perlbach, Adolf Rogge, Johannes Sembritzki, Emil Steffenhagen, Max Toeppen, Ernst Wichert. Hervorgehoben seien noch als Mitarbeiter der Zeitschrift Adalbert Bezzenberger, Wilhelm von Brünneck, Ludwig Friedländer, August Hagen, Konstantin Höhlbaum, Karl Lehrs, G. H. F. Nesselmann, L. Passarge, Karl Rosenkranz, Franz Rühl, Otto Schöndörffer, Paul Tschackert, Hans Vaihinger, Arthur Warda und besonders Emil Arnoldt, der tiefgründige Kenner der Kantischen Philosophie. Was Reicke selbst, er der einzelne Mann, für die Zeitschrift geleistet hat, ist staunenswert. Neben den mühsamen Redaktionsgeschäften fand er die Zeit zur Anfertigung von vielumfassenden und wichtigen bibliographischen Verzeichnissen, — besonders wichtig ist das Verzeichnis der Kantliteratur der Jahre 1882 (mit Nachträgen zu früheren Jahren) bis 1894 — von Übersichten über die periodische Literatur, zur Herstellung der Chronik der Albertina usw. Seine der Zeitschrift einverleibten besonderen Arbeiten sind zum Teil von sehr großem Umfange. Über die Grenzen unserer Heimat hinaus haben vor allen die auf Kant bezüglichen Interesse erregt; durch sie und durch die Aufsätze Emil Arnoldts hat die Altpreußische Monatsschrift auch in außerdeutschen Ländern Europas, ja in Nordamerika Abonnenten gefunden.

Der erste Band der Altpreußischen Monatsschrift brachte zwei Aufsätze Reickes über den Mann, der nächst Kant sein größtes Interesse erweckt hat, über J. G. Scheffner, den Zeitgenossen und Freund der Königsberger Größen in der Kantischen Epoche, der sie alle überlebte und als Vierundachtzigjähriger erst 1820 gestorben ist. Die beiden Aufsätze sind höchst anziehenden Inhalts und bekunden die liebenswürdige Darstellungsweise Reickes; sie haben die Titel: „Aus dem Leben Scheffners“ und „Der Kriegsrat Scheffner und die Königin Luise“. Sie führen in jene an schmerzlichen, aber auch an erhebenden Erinnerungen

reiche Zeit, da der preußische Staat unter den Schlägen Napoleons zusammengebrochen war und die Königsfamilie in unserer Provinz ihre letzte Zuflucht fand, in der aber auch auf dem Boden Ostpreußens das Werk der Verjüngung unseres Volks- und Staatslebens vorgenommen wurde. Das alles hat der greise Scheffner nicht nur erlebt, sondern er hat auch selbst zu den großen Fragen der Zeit Stellung genommen und ist für die Reformideen mit Eifer und Mut, weckend und anregend, eingetreten. Im Mittelpunkte der Darstellung und der Mitteilungen Reickes stehen aber die persönlichen Beziehungen Scheffners zu der hochgesinnten Königin Luise und zu ihrer schönen und liebenswürdigen Schwester, der Prinzessin Friederike von Solms. Der Verkehr des originellen Ostpreußen mit den hohen Frauen bietet trotz des ernsten Hintergrundes, den ihm jene drangvoll bewegte Zeit gibt, ein freundliches Bild von fesselndem Reize. Scheffner erfreute sich ihrer Huld trotz mancher äußerst freimütigen Äußerung, da seine guten Absichten von den fürstlichen Frauen wohl gewürdigt wurden und er es verstand, seine Mahnungen in eine artige und launige Form zu kleiden. Die Briefe der Königin Luise an Scheffner, die Reicke dem auf dem hiesigen Staatsarchiv aufbewahrten handschriftlichen und brieflichen Nachlasse des letzteren entnahm, sind schöne Zeugnisse ihres Seelenadels und ihrer Herzensgüte.

Die Teilnahme für die Persönlichheit Scheffners ist Reicke bis zuletzt geblieben. Er hat die Beziehungen, das schriftstellerische und praktische Wirken des beweglichen, nach den verschiedensten Seiten hin tätigen Mannes, das bisweilen mit dem Schleier des Geheimnisses umhüllt ist, sorgsam verfolgt und hierfür ein reiches und wichtiges Material zusammengebracht, das er einst für die Veröffentlichung gestalten wollte. Der Tod hat diesem Plane ein Ende gemacht. — Im Jahre 1884 erschienen die „Nachlieferungen" zu Scheffners Autobiographie bei Carl Reißner in Leipzig mit vielen, von großer Sachkenntnis zeugenden Er-

läuterungen; der Herausgeber nannte sich nicht; es war unser Reicke.

Ein gewisses Aufsehen erregte in der gelehrten Welt die Herausgabe eines bisher ungedruckten nachgelassenen Werkes Kants von bedeutendem Umfange durch Reicke. Schon im ersten Bande der „Altpreußischen Monatsschrift" hatte er, freilich nicht als erster, auf dieses hingewiesen. Es war in den Besitz eines Verwandten Kants gekommen, war lange Zeit aus dem literarischen Gesichtskreise verschwunden, bis 1858 Schubert Gelegenheit erhielt, es einzusehen. Das Werk wurde aber nicht gedruckt und verschwand abermals. Da erhielt Reicke „unvermutet" und zu seiner „freudigen Überraschung" ein im Jahre 1863 „von einem sachkundigen Verwandten Kants aufgesetztes" Inhaltsverzeichnis jener Handschrift und veröffentlichte es in seiner Zeitschrift (I. S. 745—749). Bald bekam er das Manuſkript selbst in Verwahrung und behielt es fast ununterbrochen 16 Jahre. Es war das letzte Werk des Weltweisen; nach Kuno Fischers Schätzung (Das Streber- und Gründertum in der Literatur. Stuttgart 1884. S. 15) würde Kants zusammenhängende Beschäftigung damit in die Jahre 1798 bis 1803 gefallen sein. In den unaufhörlichen Wiederholungen und dem Mangel an Ordnung der Gedanken zeigt sich aufs deutlichste die Abnahme der Kräfte dieses einst „alles zermalmenden" Geistes. Über die Handschrift und ihren Inhalt gibt eine von Reicke (Altpr. Monatsschr. XIX, S. 66—67) mitgeteilte „Anzeige, den Nachlaß des sel. Kant betreffend" folgende Aufklärung: „Es sind ungefähr hundert Foliobogen da, welche, bis auf ein paar Bogen, alle von Kant eigenhändig geschrieben sind. Der Titel des Werkes, zu welchem sie nur Materialien enthalten, sollte sein: Uebergang von den metaph. Anf. Gr. der Naturwissenschaft zur Physik. Dieser sollte eine eigene Wissenschaft ausmachen, die sich ebenso sehr von den Anf. Gr. d. N. W. als von der Physik unterschiede, aber doch auf Principien a priori

beruhte und welche dadurch zur Erklärung der natürlichen Erscheinungen diente. Sie sollte das Gebiet der metaph. Anf. Gr. der Naturw. mit dem der empirischen Physik verbinden und gleichsam den Raum ausfüllen, welcher zwischen diesen beiden Wissenschaften befindlich ist, teils um das, was in jener nach Begriffen a priori angenommen wurde, durch Anwendung auf die wirklich vorhandenen Kräfte der Natur zu erklären und zu erweitern, teils auch, um für diese die Grundsätze aufzustellen, nach welchen allein ein geordnetes Ganzes derselben möglich wäre" etc. Reicke hatte anfangs die Absicht, „eine Darstellung gleichsam als Kern aus dem Ganzen herauszuschälen"; er gab sie aber bei der eigenartigen Beschaffenheit des Werkes wieder auf und entschloß sich, das Manuskript in einer Reihe von Artikeln in der „Monatsschrift" zu edieren. Im 19. bis 21. Bande (1882—1884) ist es erschienen: „Ein ungedrucktes Werk von Kant aus seinen letzten Lebensjahren." Die Veröffentlichung konnte nicht zu Ende geführt werden, da der Pastor A. Krause in Hamburg die Handschrift mittlerweile gekauft hatte und sie Reicke nicht mehr zur Benutzung überließ. Dieses postume Werk Kants ward der Anlaß zu jener Fehde zwischen Krause und Kuno Fischer, in welcher dieser den Hamburger Pastor in der schärfsten Weise abfertigte.

Eine allgemein anerkannte Stellung unter den Kantforschern gewann Reicke durch die sich über 12 Jahre (1887—1898) hinziehende Veröffentlichung der „Losen Blätter aus Kants Nachlaß" in der Altpreußischen Monatsschrift; er hat sie in drei Heften 1889—1898 im Verlage der Beyerschen Buchhandlung auch besonders erscheinen lassen. Sie gehören außer einem kleinen Teile zu der auf der hiesigen Königlichen und Universitätsbibliothek aufbewahrten Sammlung von Blättern aus dem Nachlaß des Philosophen. Von den 13, einst von Schubert, aber mangelhaft, geordneten Konvoluten (A—N) hat Reicke sieben herausgegeben. Nach dem Abdrucke des Konvoluts G

(„Kants Ansichten zur Religionsphilosophie od. natürlichen Theologie") hörte er mit dieser Arbeit auf; eine neue große Aufgabe und der damit verbundene Mangel an Zeit und der Umstand, daß der handschriftliche Nachlaß des Philosophen auch für die große Kant-Ausgabe der Berliner Akademie verwertet werden sollte, haben ihn dazu veranlaßt. Über den Titel läßt sich Reicke im Vorworte zum ersten Hefte selbst aus: „Lose Blätter sind es; denn es findet, mit wenigen Ausnahmen, zwischen den einzelnen kein innerer Zusammenhang statt, oft sogar nicht einmal zwischen den einzelnen Seiten eines und desselben Blattes." Und über die Art des Abdrucks äußert er sich ebendaselbst: „Sie werden hier zum erstenmal vollständig und wortgetreu nach den Originalen veröffentlicht; indem wir nichts weglassen noch ändern, verschaffen wir uns am sichersten einen Einblick in die Art und Weise, wie Kant arbeitete: für seine Vorlesungen wie für seine schriftstellerische Tätigkeit, für private wie für amtliche Zwecke." So wurde also mit diplomatischer Genauigkeit im Drucke wiedergegeben, was sich auf den Blättern selbst unter vielfachen Korrekturen, Rand- und Zwischenbemerkungen findet. Diese „Losen Blätter", durch welche eine Fülle neuer Einblicke in die Werkstätte eines der gewaltigsten Geister aller Zeiten eröffnet wurde, gewannen dem verdienstvollen Herausgeber den warmen Dank der gelehrten Welt. Wilhelm Dilthey schrieb ihm im Mai 1889 aus Berlin nach Empfang des ersten Heftes: (Die Losen Blätter) „sind die wichtigste Publikation über Kant, ja überhaupt das Wichtigste, was für Kant geschehen ist seit der Ausgabe des verdienten Schubert. Ich werde noch lange zu tun haben, die Ergebnisse dieser Edition für mich auszunutzen".

Von Dilthey wurde dieses Heft der Akademie der Wissenschaften vorgelegt, und damit ward der äußere Anstoß zu dem ehrenvollen Auftrage gegeben, dessen Ausführung Reickes Lebenswerk krönen sollte. Es galt, den Briefwechsel Kants für die

von der Akademie geplante Ausgabe der Schriften des Philosophen herauszugeben. Reicke war der Berufenste dazu. Seit Jahrzehnten hatte er Briefen von und an Kant nachgespürt und sie gesammelt, seine erste über Ostpreußen hinaus gemachte Reise, die ihn im Jahre 1885 nach Berlin, Magdeburg, Leipzig, Dresden, Weimar, Wolfenbüttel, München, Wien führte, diente wesentlich solchen Nachforschungen. Wer aber war so imstande, die für das Verständnis der Briefe nötigen Aufschlüsse über Personen und Dinge zu geben, als der Mann, dem Ostpreußen und Königsberg der Kantischen Zeit lebensvoll vor Augen stand, der darüber hinaus auch allen anderen Personen nachgeforscht hatte, mit denen der Weltweise irgendwelche Beziehungen unterhalten hatte? Was Reickes Geist in bezug darauf umfaßte und beherrschte, wird erst zutage treten, wenn der vierte Band des Briefwechsels, der die Erläuterungen bringen soll, gedruckt sein wird. Dem treuen Verehrer des unsterblichen Weisen war es nicht mehr vergönnt, dies zu erleben; aber er hat die umfassendsten Vorarbeiten und reichsten Sammlungen auch für diesen Teil seines letzten Werkes hinterlassen.

Im Jahre 1900 erschienen die beiden ersten Bände des Briefwechsels, der dritte, der neben Briefen noch einen Nachtrag verschiedenen Inhalts brachte, folgte 1902. Welche Menge bisher unbekannter Briefe wird in dieser Sammlung geboten! Durch sie wird unsere Kenntnis des Charakters und Wesens des Philosophen wesentlich vertieft, werden seinem Bilde neue, lebensvolle Farben zugeführt. Wenn wir uns beim Eindringen in seine Schriften und in seine Lehre vor seinem erhabenen Geiste beugen, so tritt er uns in den persönlichen Beziehungen zu seinen Bekannten, Freunden und Verehrern menschlich nahe; wir lernen ihn lieben in seinem schlichten Edelsinn, seiner Wahrhaftigkeit und seiner Herzensgüte. Wir können aus dem Briefwechsel auch ersehen, welch mächtigen Eindruck der Charakter und die Lehre Kants auf seine Zeitgenossen machte,

wie seine Philosophie, wenn sie auch hier und dort auf Widerstand stieß, sich siegreich überall hin Bahn brach.

Der Arbeit für Kant hat Reicke bis kurz vor seinem Tode obgelegen. Daneben vernachlässigte er aber auch nicht seine Altpreußische Monatsschrift; noch in den Jahren 1900 bis 1903 ließ er in ihr umfangreiche Mitteilungen von großem kulturhistorischem Werte erscheinen: Briefe von Timotheus Gisevius an Ludwig Ernst Borowski. Diese Schreiben des Lycker Erzpriesters geben ein ursprüngliches und anschauliches Bild von Land und Leuten Masurens am Ende des 18. Jahrhunderts.

Es ist wahrhaft erstaunlich, was der im hohen Greisenalter befindliche, dazu von schwerer Krankheit heimgesuchte Mann geleistet hat. Das letzte Jahrzehnt seines Lebens fand ihn noch auf der Höhe seines wissenschaftlichen Schaffens.

In dieser Zeit ward ihm auch zuteil, was ihm so lange versagt geblieben war, was er aber auch nie gesucht hatte: die äußere Anerkennung seines Wirkens auch seitens des Staates. Aus Anlaß seines Scheidens aus dem Bibliotheksdienste 1897 erhielt er den Roten Adlerorden 4. Klasse, drei Jahre darauf zur Jubelfeier der Akademie der Wissenschaften den Roten Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife, an seinem 80. Geburtstage (5. Februar 1905) die Kleine Goldene Medaille für Wissenschaft; zu Kants 100jährigem Todestage war ihm der Professortitel verliehen worden.

Eine schöne Genugtuung gewährten seinem Herzen die spontanen Kundgebungen der Dankbarkeit und Wertschätzung, der Liebe und Verehrung, die ihm bei besonderen Gelegenheiten aus weiten Kreisen der Gebildeten zuteil wurden. An seinem 70. Geburtstage empfing er die Glückwünsche des hiesigen Künstlervereins in einer schön und künstlerisch ausgestatteten Adresse, eine andere wurde ihm im Namen einer großen Zahl „dankbarer Freunde und Verehrer“ (in dem Verzeichnis befinden sich auch die

Altertums-Gesellschaft in Insterburg und der Coppernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst in Thorn) zugleich mit seinem Porträt in Heliogravüre überreicht. Von 12 auswärtigen Freunden kam als Geschenk eine Kantbüste, begleitet von einem herzlichen Schreiben; unter denen, die es unterzeichnet hatten, befanden sich auch die alten Freunde Brünneck, Perlbach, Steffenhagen und Wichert. Der Verein für die Geschichte von Ost- und Westpreußen ernannte ihn zu seinem Ehrenmitgliede; im Jahre 1904 erhielt er auch von der hiesigen Altertums-Gesellschaft Prussia das Ehrendiplom.

Noch einmal, es war im letzten Jahre seines Lebens, an seinem 80. Geburtstage, kam die allgemeine Liebe und Verehrung, die der ehrwürdige Veteran der Wissenschaft besaß, in erhebender Weise zum Ausdruck. Wohl keins unter den vielen Zeichen der Teilnahme hat ihn damals so erfreut als jenes Denkmal der Pietät, das Perlbach ihm durch die Abfassung des Inhaltsverzeichnisses für die ersten 40 Bände der Altpreußischen Monatsschrift errichtet hat.

Am 18. Februar 1892 war ihm seine treue Lebensgefährtin durch den Tod entrissen worden, aber ihm war noch vergönnt, ein reines und schönes Altersglück an seinen Kindern und Kindeskindern zu genießen. Der älteste und der jüngste Sohn, Johannes und Emil, haben den Beruf des Vaters ergriffen, jener ist Bibliothekar an der Göttinger Universitäts-Bibliothek, dieser Stadtbibliothekar und -archivar in Nürnberg. Der Sohn Georg ist der auch als Dichter bekannte Bürgermeister von Berlin. Hier lebt auch Reickes einzige Tochter Anna; sie bekleidet eine Stelle an der Stadtbibliothek. In den letzten Lebensjahren Reickes übernahm Fräulein Rose Burger, durch ihre Mutter der Schwinck-Bohnschen Familie verwandt, die Führung des Haushaltes in Königsberg. Sie ist dem Greise die treueste Pflegerin und eine äußerst fleißige, umsichtige und kundige Gehilfin bei seinen gelehrten Arbeiten gewesen. —

Reicke machte den Eindruck einer abgeklärten Persönlichkeit, bei der die Gaben des Verstandes und die des Gemütes in einem schönen Gleichmaß zu einander standen. Seine patriarchalisch schlichte und doch vornehme Erscheinung mit dem mächtigen, von vollem weißen Haare umgebenen Haupte und dem milden, geistvollen Antlitz wirkte ungemein anziehend und nachhaltig auf jeden, der mit ihm in Berührung kam. Bei der bis zuletzt mit eisernem Fleiße meistens bis in die tiefe Nacht betriebenen Gelehrtenarbeit blieb er ein warmherziger, für Freundschaft, Kunst und Natur empfänglicher Mensch. In seinem handschriftlichen Nachlasse findet sich eine Anzahl von Gedichten, die Zeugnis ablegen von seinem reichen und tiefen Empfinden. Mit den Werken der Koryphäen unserer zweiten klassischen Literaturepoche war er innig vertraut, am innigsten mit denen Goethes. Die vier Bändchen Goethescher Gedichte in der Cottaschen Ausgabe von 1827, die er einst als Seminarist geschenkt erhalten hatte, ließ er niemals von sich; sie begleiteten ihn auch auf seinen Reisen. Aus „Faust“ konnte er große Stücke auswendig. Auch mit den Dichtungen der Neueren und Neuesten hatte er sich bekannt gemacht; er konnte ihnen jedoch im ganzen keinen Geschmack abgewinnen. In der Musik zogen ihn die erhabenen Schöpfungen Bachs am meisten an, in der Malerei die großen Italiener des 16. Jahrhunderts. Die Natur liebte er bis zur Leidenschaft. In den früheren Jahren war er fast jeden Sommer einige Wochen an unserem Ostseestrande. Mit magischer Gewalt zog die See ihn an, den, wie er einmal schrieb, „am Meere und sozusagen für das Meer Geborenen und Aufgewachsenen, den das Meer so wundersam ergreift und immer von neuem anlockt, gleichsam zur Strafe dafür, daß er ihm einst untreu ward“. Seit 1894 suchte er meistens Erholung in der milderen Luft des Sächsischen Erzgebirges, in Bärenfels bei Kipsdorf. Hier umfing ihn der Zauber des deutschen Mittelgebirges mit den lieblichen Tälern und Höhen, den duftigen

Wäldern. In oft stundenlangen Wanderungen gab er sich dem Genusse der Natur und der alten Neigung zum Botanisieren hin; die Briefe von dort atmen eine frohe und glückliche Stimmung. So schreibt er im Juni 1894 an die Seinen nach Königsberg: „Zum erstenmal zwischen felsigen Bergen auf einem Felsen zu wohnen ist mir ein Hochgenuß, dem ich mich mit offenen Sinnen und vollem Herzen ergebe; in allen Gliedern fühle ich das pulsierende Leben . . Der erste Sonntagsmorgen und -vormittag war einem Gange durch das Pöbeltal gewidmet; es war zauberhaft schön und wonnig. Ich habe schon manchen schönen Sonntagsmorgen in Gottes freier Natur zugebracht und besonders sind mir noch die botanischen Exkursionen am Sonntag bis auf Schritt und Tritt durch die litauischen Wälder und Waldwiesen in blumenfreundlicher Erinnerung aus meinen ersten Jünglingsjahren. Aber so wie dieser Sonntag im Pöbeltal hat mich noch keiner entzückt. Auge und Ohr in Einem Ergötztsein; nach mancher neuen Pflanze habe ich mich bücken, so manche alte neu begrüßen müssen, die Lust zu botanisieren lebte in mir wieder auf, schade nur, daß das Gedächtnis für manche längst verklungene Namen nicht immer miterwachen wollte; ich habe mir aber ihre Charaktere gemerkt, von manchen, zumal den neuen, Blüten und Blätter mitgenommen und gepreßt, so daß ich in Königsberg bei der Leichenschau sie werde rekognoszieren können."

Sein weiches Gemüt und sein den materiellen Interessen abgewandter Sinn waren wohl die Hauptursache, daß er sich am politischen Leben so wenig beteiligt hat. Die heftigen nationalen und politischen Kämpfe der Gegenwart riefen in ihm das Gefühl des Unbehagens wach; immer wieder flüchtete er sich in jene Zeit, da die Menschheit sich als Ideal einen ewigen Frieden erträumte und die edelsten Geister die Forderung geltend machten, daß vor allem Humanität den Verkehr der Völker sowie den der einzelnen beherrsche. Dieser Kosmopolit war aber

innerlich ein an die Scholle Gebundener; an der Heimaterde hing er mit der ganzen Kraft seines Herzens. So sehr er die Weimarer Heroen verehrte, der Ostpreuße Immanuel Kant stand ihm höher als sie alle.

Das was Reicke durch seine selbstlose, von Hingebung und Liebe zur Heimat getragene, rastlose Arbeit geschaffen hat, stellt ein Erbteil dar, an welchem die Späteren noch lange zehren werden. Möge Altpreußen nie vergessen, was es ihm verdankt!

Verzeichnis der Publikationen Rudolf Reickes.

De explicatione, qua Reinholdus gravissimum in Kantii critica rationis purae locum epistolis suis illustraverit. Diss. inaug. quam auctoritate amplissimi philosophorum in Academia Albertina ordinis ad summos in philosophia honores rite capessendos die XXIV. m. Julii anni MDCCCLVI h. l. q. c. publice defendet auctor. Regiomonti Pr. 32 S. 8⁰.

Kant von einem seiner Jugendfreunde geschildert. Blätter für literarische Unterhaltung 1858. Nr. 16, S. 297—298.

Kantiana. Beiträge zu Immanuel Kants Leben und Schriften. (Separat-Abdr. aus den Neuen Preuß. Prov.-Blättern.) Königsberg 1860. VI + 83 S. 8⁰.

J. Kants Nachricht an Ärzte über die Frühlings-Epidemie des Jahres 1782. N. Pr. Prov.-Bl. 3. Folge. Bd. VI. Heft 3 u. 4. 1860. S. 184—190.

Vita Secundi Atheniensis Philosophi Philologus. Jahrg. XVIII. Hft. 3. 1861. S. 523—534.

Kants Berufung nach Erlangen. N. Pr. Prov.-Bl. 3. Folge. Bd. VIII. Hft. 5/6. 1861. S. 244—247.

Über den ältesten Königsberger Druck und zwei in Wackernagels Bibliographie des deutschen Kirchenliedes nicht verzeichnete Liederdrucke. Serapeum hrsg. v. Naumann 1861. Nr. 13. S. 199—204.

Kant und Basedow. Ein Vortrag, gehalten an Kants Geburtstag, 22. April 1861, zu Königsberg in der Kantgesellschaft. Deutsches Museum. Hrsg. v. Rob. Prutz. Nr. 10. 1862. S. 329—341.

Aus dem Leben Scheffners. Ein Vortrag, gehalten am 5. März 1863 im Königl. Schlosse zu Königsberg. Altpreuß. Monatsschr. I. Bd. Kgsbg. 1864. S. 31—58.

Über den Rang der Wissenschaften unter einander und über das Verhältnis aller zu der Philosophie. Ein Vortrag, gehalten an Kants Geburtstag, den 22. April 1835, in der Kantgesellschaft zu Königsberg von F. W Bessel. (Bisher ungedruckt.) Mitgeteilt von R. Reicke. Ebd. I. S. 59—62.

Chronik der Universität in Königsberg, erschienen in allen Jahrgängen der Altpr. Monatsschr. (1864—1905).

Zur Kant- und Forster-Feier. Ebd. I. S. 647—648.

Der Kriegsrat Scheffner und die Königin Luise. Vorgelesen in der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg am 15. Dezember 1864. Ebd. I. S. 706—736. S.-A. Königsberg 1865. 31 S. 8⁰.

Zu Kants Manuskript zur Metaphysik der Natur. Ebd. I. S. 742—749.

Nekrolog für 1863—1866. Ebd. I—III. (Siehe das Inhaltsverzeichnis von Bd. 1—40 der Altpr. Monatsschr. Herausgeg. v. V. f. d. Gesch. v. Ost- u. Westpr. Königsb. 1905 (hier fortan I. A. M. zitiert). S. 3.)

Altpreußische Bibliographie 1862—1895. Altpr. Monatsschr. I—XXXIII. (Siehe I. A. M. S. 1—2. 119—120. 120 Anm. 1.)

Provinzial-Geschichts-Kalender. Altpr. Monatsschr. I (1864) und II (1865). (Siehe I. A. M. S. 2.)

Periodische Literatur Altpreußens 1865—1883. Ebd. II (1865)—XVIII (1881). XX (1883). (Siehe I. A. M. S. 2, woselbst bei XX die Jahreszahl 1882 in 1883 zu verwandeln ist.)

Fichtes erster Aufenthalt in Königsberg. I. II. Deutsches Museum 1865. Nr. 21. S. 721—736. Nr. 22. S. 767—785.

Rede, gehalten in der Kant-Gesellschaft zu Königsberg an Kants Geburtstag den 22. April 1823 von Johann Friedrich Herbart. (Bisher ungedruckt.) Mitgeteilt von R. Reicke. Altpr. Monatsschr. II. S. 245—247.

Zwei „Zettel von Madame Karschin“ an Scheffner. Schles. Provinzialblätter 1866. Juni. S. 354—358.

Der Gumbinner Regierungsbezirk in Rußland. Mitgeteilt von ♁. Altpreuß. Monatsschr. III (1866). S. 182—183.

Das definitive Resultat der Volkszählung in Altpreußen am 3. Dezember 1864 von ♁. Ebd. III. S. 274—278.

Die definitive Bevölkerung der Provinz Preußen am 3. Dezember 1867 von ♁. Ebd. VI (1869). S. 544—549.

Die Ergebnisse der Volkszählung von 1871 in der Provinz Preußen. Ebd. X (1873) am Schluß.

Ein Danziger Ratsedikt vom Jahre 1520 als ältester Druck aus der Weinreichschen Officin zu Danzig. Ebd. III (1866). S. 553—558.

Manuskripte zur altpreuß. Geschichte in der Gräflich Stolbergschen Bibliothek zu Wernigerode von ♁. Ebd. III. S. 751—752.

Reinhold Lenz in Königsberg und sein Gedicht auf Kant. Ebd. IV (1867). S. 647—658.

Altertumsgesellschaft Prussia (Sitzungsberichte) vom 27. September 1867 bis 24. September 1869.

Ebd. IV (1867). S. 672—676. 747—749.

V (1868). S. 84—85. 175—176. 274—276. 358—360. 746—749.

VI (1869). S. 85—87. 173—176. 266—269. 366—368. 543 (nur die Anmerkung. Die Angabe im I. A. M. S. 5 und 100 ist hier nicht ganz richtig.) 654—658. ♁. (Nur bis dahin sind die Berichte von Reicke verfaßt, und somit gelten die im I. A. M. S. 100 (5) noch weiter folgenden Angaben nicht mehr für ihn.)

Pawlowski, J. N., St. Adalbert, Apostel der Preußen, und die Vorstadt St. Albrecht bei Danzig. Danzig 1868; besprochen von ♁. Ebd. V (1868). S. 174—175.

Urkundenfund. Erhard Kulling, Komtur von Insterburg: Handfeste für den Müller Heinrich Luterbach, Insterburg 1343. Ebd. V. S. 752—753.

Eine Medaille und ein Brief die Auswanderung der Salzburger betreffend. Mitgeteilt von ♁. Ebd. VI (1869). S. 89—90.

Berichtigung betreffend das Lied: „Die Seele Christi heil'ge mich", von ♁. Ebd. VI. S. 182.

Der Kunheimsche Luther-Pokal. Mitg. von ♁. Ebd. VI. S. 659—661.

Richard Gottheil, Die Weichsel-Städte in photographischer Darstellung. Erste (Probe-) Lieferung. Marienwerder 1869. Besprochen von ♁. Ebd. VI. S. 754—755.

An den Adel der Provinz Preußen. (Die Genealogien der Wallenrodtschen Bibliothek betr.) Ebd. VII (1870). S. 275—277. Auch in der Kreuzzeitung und in der Ostpreuß. Zeitung.

Handschriftliche Funde aus Königsberg. Zwei Original-Briefe aus dem Königsberger Geheimen Staats-Archiv; von ♁. Ebd. VII. S. 739.

Königshofens Bericht über die Schlacht bei Tannenberg. Ebd. IX (1872). S. 185—187.

Samuel Kiechel über Kassuben, Danzig, Elbing und Königsberg. Mitgeteilt von ♁. Ebd. IX. S. 365—372.

Über den Begriff und die historische Entwickelung der Ethik. Von Friedrich Ueberweg. Aus seinem handschriftlichen Nachlaß mitgeteilt von R. Reicke. Ebd. IX. S. 566—567.

Vom gelben und weißen Bernstein. Ebd. IX. S. 596—597.

Grundriß der Geschichte der Philosophie. II. Teil. Die mittlere oder die patristische und scholastische Zeit. Von Friedrich Ueberweg. Vierte, verbesserte etc. Auflage herausg. von Rudolf Reicke. Berlin 1873. VIII + 262 S. 8⁰. III. Teil. Die Neuzeit. Vierte, verbesserte und ergänzte etc. Aufl. herausg. von Rudolf Reicke. Berlin 1875. VI + 394 S. 8⁰.

Schön und die Marienburger Schloßkirche. Ein bisher nicht veröffentlichter Brief Schöns, Arnau, Juni 1856, an König Friedrich Wilhelm IV., mitgeteilt von R. Reicke zuerst in: Wage, Wochenbl. für Politik und Lit., herausg. v. Dr. Guido Weiß 1875. Nr. 17; daraus abgedruckt in Altpr. Monatsschr. XII (1875) S. 280—284.

Die leges communis convictus auf der Universität zu Königsberg und ein Speisezettel vom Jahre 1616. Ebd. XVII (1880). S. 481—487.

Scheffner über Herders Metakritik. Ebd. XVIII (1881). S. 438—445.

Zu Kants Brief an Jung-Stilling. Königsb. Hartungsche Ztg. vom 3. November 1881. Nr. 258. Abend-Ausg.

Ein ungedrucktes Werk von Kant aus seinen letzten Lebensjahren. Als Manuskript herausgegeben. Altpr. Monatsschr.
XIX (1882). S. 66—127. 255—308. 425—479. 569—629.
XX (1883). S. 59—122. 342—373. 415—450. 513—566.
XXI (1884). S. 81—159. 309—387. 389—420. 533—620. Unvollendet.

Zur Abwehr! (Vorbemerkung, unterz.: D. Red., zu der aus der Vossischen Zeitung vom 5. März 1882 Nr. 9 abgedruckten „Erklärung" von Emil Arnoldt gegen Benno Erdmanns Rezension in d. Berliner Deutsch. L. Z. vom 18. Februar 1882 Nr. 7 über Arnoldts Schrift „Kants Jugend und die fünf ersten Jahre seiner Privatdocentur"). Ebd. XIX (1882). S. 175 bis 176.

Die Kant-Bibliographie des Jahres 1882 mit Nachträgen zu früheren Jahren. Mitg. von Reicke u. Vaihinger. Ebd. XX (1883). S. 505—511.

Die Kant-Bibliographie des
Jahres 1883. Ebd. XXI (1884). S. 693—700.
1884. Ebd. XXII (1885). S. 682—688.
1885. Ebd. XXIII (1886). S. 650—660.
1886. Ebd. XXIV (1887). S. 678—687.
1887. Ebd. XXV (1888). S. 670—679.
1888. Ebd. XXVI (1889). S. 672—683.
1889. Ebd. XXVII (1890). S. 678—691.
1890—1894. Ebd. XXXII (1895). S. 555—612. S.-A. Königsberg 1895. 60 S. 8⁰.

Ein Brief an Herbart. (Von F. A. Brockhaus, dat. Leipzig, d. 24. Dez. 1819). Ebd. XX (1883). S. 662—663.

Nachlieferungen zu meinem Leben. Von Johann George Scheffner. Leipzig 1884. 151 S. 8⁰. Der Herausgeber, der sich nicht nennt, ist R. Reicke.

Biographische Notizen über Thomas Horner. Altpr. Monatsschr. XXII (1885). S. 52—58.

Beitrag zur Kenntnis des Religionszustandes in Preuß. Litauen unter dem Churfürsten Friedrich Wilhelm. Ebd. XXII. S. 177—178.

Aus Kants Briefwechsel. Vortrag, geh. an Kants Geburtstag den 22. April 1885 in der Kant-Gesellschaft zu Königsberg. Mit einem Anhang, enthaltend Briefe von Jac. Sigism. Beck an Kant und von Kant an Beck. Ebd. XXII. S. 377—449. Zuerst in der Frankfurter Zeitung erschienen.

Lose Blätter aus Kants Nachlaß. In
Altpr. Monatsschr. XXIV (1887). S. 312—360. 443—481. 648—675.
XXV (1888). S. 263—332. 513—628.
XXVIII (1891). S. 369—450. 513—576.
XXX (1893). S. 229—308. 430—472.
XXXI (1894). S. 573—677.
XXXV (1898). S. 485—577.
S.-A. 1. Heft. Königsberg in Pr. F. Beyer. 1889. I + 302 S. 8⁰.
2. Heft 1895. 375 S. 8⁰.
3. Heft 1898. II + 93 S. 8⁰.

Drei Briefe Schopenhauers an Karl Rosenkranz, betreffend die Gesamtausgabe von Kants Werken. Altpr. Monatsschr. XXVI (1889). S. 310—331.

Die landeskundliche Literatur der Provinzen Ost- und Westpreußen. Unter wesentlicher Mitarbeit der Herren Bibliothekar Dr. R. Reicke, Dr. E. Reicke und Rittmeister v. Schack gesammelt und herausgegeben von der Königsberger Geographischen Gesellschaft. Heft I. Allgemeine Darstellungen und allgemeine Karten. Königsberg 1892. III + 71 S. 8⁰.

Briefe von Timotheus Gisevius an Ludwig Ernst Borowski.
Altpr. Monatsschr. XXXVII (1900). S. 1—87. 201—244. 554—611.
XXXVIII (1901). S. 501—551.
XXXIX (1902). S. 190—261. 486—502.
XXXX (1903). S. 350—382.

(In I. A. M. S. 101 ist die bei XXXX angeführte Seitenzahl 282 in 382 umzuändern.)

Kants Briefwechsel. Band I (XIX + 532 S. 8⁰) und II (XV + 517 S.). Berlin. Georg Reimer. 1900. III (XVII + 466 S.) ibid. 1902. (Kants gesammelte Schriften. Herausgegeben von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Band X—XII.)

Zu Kants Geburtstag (22. April). Königsberger Hartungsche Ztg. 2. Beil. zu Nr. 183 der Morgenausg. Sonntag, 20. April 1902.

Der Einfluss der ostpreussischen Eisenbahnen auf die städtischen und einige andere Siedelungen.

Von

W. Feydt.

[Schluß.]

Spezieller Teil.

2. Die geschädigten Städte.

a) absolut geschädigte

d. h. solche, die von ihren Beziehungen i. e. h. l. oft Nichtbeziehungen zu den Bahnen nur Schaden gehabt haben.

Hierzu gehören:

14.	Heilsberg	5514	Einwohner
19.	Angerburg	5030	"
27.	Labiau	4455	"
29.	Rössel	4342	"
40.	Bischofstein	3151	"
44.	Friedland	2824	"
49.	Schippenbeil	2433	"
55.	Nordenburg	2205	"
57.	Liebstadt	2127	"
61.	Creuzburg	1848	"
62.	Allenburg	1750	"
65.	Drengfurt	1511	"
66.	Barten	1411	"
67.	Schirwindt	1224	"

Wir müssen hier unterscheiden zwischen Orten, die auch heute noch an keiner Bahn liegen und solchen, denen die Lage an derselben bisher mehr Schaden als Nutzen gebracht hat. Im ersten Falle ist die Schädigung selbstverständlich.

Orte, die in einer Zeit, in der es noch keine Chausseen, keine Eisenbahnen gab, ganz gleich gestellt waren mit allen Provinzstädten in bezug auf Schnelligkeit und Bequemlichkeit der Erreichung, mußten zurückgehen, sobald jene Straßen in immer ausgedehnterem Maße angelegt wurden, aber um sie herumgingen. Mit jeder Bahn fiel ein Stück Hinterland fort, aus dem das Städtchen früher seine Existenzmittel gezogen hatte. Es sind die Fälle, in denen man wie bei Schippenbeil, Creuzburg und Allenburg tatsächlich von der Lage in den berüchtigten „toten" Eisenbahn-Dreiecken oder -Vierecken sprechen kann.

Die Zahl dieser Städte wird sich immer mehr verringern. Schon in nicht zu langer Zeit werden Bischofstein und Rössel, das als Kreisstadt schon lange den Anspruch auf Bahn gehabt hätte, Stationen sein. Creuzburg und Schippenbeil dagegen haben, in einem schon recht stark von Bahnen durchzogenen Gelände, viel weniger Aussicht. Hier wird die alte Postkutsche wohl noch ein längeres Dasein fristen.

Interessanter sind die Fälle absoluter Schädigung durch die Lage an der Bahn selbst. In diesen überwiegen die Nachteile durch die Bahn die günstigen Seiten derselben so bedeutend, daß die Stadt zurückgegangen ist. Das ist am auffallendsten, wenn eine Stadt schon recht lange an der Bahn liegt, so daß ein sicheres Urteil möglich ist: Labiau bekam 1889 seine Bahn, es ist aber gerade seit jener Zeit zurückgegangen. Der Schienenweg nahm der Wasserstraße, vor Allem dem Orte, wo er auf der langen Reise Hauptstation machte, einen Teil der Bedeutung, ohne die Stadt in anderer Weise entschädigen zu können. Die übrigen Städte, die bei absoluter Schädigung Stationen sind, haben die Bahn erst seit kürzerer Zeit bekommen, außer Liebstadt (1894) erst von 1898 an. Die Schädigung ist hier durch das zu lange Wartenmüssen auf die Bahn hervorgerufen und bisher durch die Station noch nicht behoben worden. Diese Orte haben also Ähnlichkeit mit den bahnlosen Städten. Allein in ihnen kann sich bald eine Entwickelung nach der positiven Seite hin vollziehen, so daß vielleicht schon nach zehn Jahren

manche Stadt zu den durch die Bahn geförderten gezählt werden muß. Noch läßt sich aber bei den meisten kein abschließendes Urteil fällen, so daß man sie zu den geschädigten Städten rechnen kann. Eine Ausnahme bildet Heilsberg, das seine Bahn zwar erst 1899 erhielt, aber doch schon das deutliche Anzeichen für einen künftigen Aufschwung zeigt, der aber gegenüber der langjährigen Schädigung sich nicht allzu schnell vollziehen kann.

Bei den drei Städtchen, die seit kurzer Zeit an Kleinbahnen liegen, ist von einem Aufschwunge noch nichts zu spüren gewesen. Nur Friedland, das Knotenpunkt von Kleinbahnen und Sekundärbahnen geworden ist, ist in der Rangstufe von 46 (1890) auf 44 (1900) gestiegen, wobei sich auch die Einwohnerzahl im selben Verhältnis von 2609 auf 2824 vermehrt hat.

Bei allen diesen Städten sehen wir recht deutlich, ein wie schiefes Bild die absoluten Bevölkerungsziffern allein abgeben, denn unter den 14 befinden sich sechs, deren absolute Ziffer größer geworden ist. Angerburg ist von 1852—1900 sogar um 1499 Einwohner gewachsen. Das kommt auf Konto der Wasserstraße, oder der fruchtbaren Gegend oder anderer ungeographischer Verhältnisse wie bei Rössel (Kreisstadt, katholisches Gymnasium), das einen Zuwachs von 1232 erfahren hat. Und doch sind diese Städte von den Eisenbahnen hintangesetzt und geschädigt worden; allerdings nicht allzu bedeutend. Die Rangzifferdifferenzen für sie, 2 und 3, sind in dieser Abteilung die kleinsten. Anlagen zum Größerwerden waren bei beiden da, aber die Bahnen berührten sie nicht, und brachten dafür andere Städte in die Höhe. Andererseits begegnen wir aber auch bei den absoluten Zahlendifferenzen recht großen Minusziffern, die starken Rückgang ausdrücken.

Wenn Schirwindt um 374, Schippenbeil um 476, Allenburg gar um 561 Einwohner zurückgegangen sind, so sagen bei der Kleinheit dieser Städte diese Zahlen genug. Bei Labiau steht's so, daß 1900 gegen 1852 noch immer ein Plus von 536 Einwohnern zu verzeichnen ist, aber darin ist Labiaus Aufschwungszeit unter den Wirkungen der verbesserten Memel-Pregel-Schiff-

fahrt einbegriffen. Hier müssen wir besser 1890 (1889 kam nämlich die Bahn) mit 1900 vergleichen, und dann ist der Rückgang von 406 Einwohnern in zehn Jahren auffallend.

Im allgemeinen herrscht im Gegensatz zu den absolut geförderten Städten der Grundsatz, daß die kleinen die Schädigung am stärksten empfunden, die größten sie etwas leichter ertragen haben. Angerburg, Heilsberg und Rössel konnten auch ohne Bahnen nicht ganz bedeutungslos werden. Drengfurt und Schirwindt wurden dagegen durch die neuzeitliche Entwickelung einfach tot gemacht. Das richtige Bild der allgemeinen Schädigung geben die Ziffern der Rangliste von 1852 bis 1900.

Ihre Zunahme der Gegenwart zu beweist den ausnahmslosen Rückgang am deutlichsten. Von Stufe zu Stufe sinken die Städte in Ansehen und Bedeutung. Am tiefsten ist Allenburg gesunken, von der 44. Stadt ist es die 62. geworden. Es steht heute unter Domnau und Bialla, während es 1852 noch ungefähr ebenso groß war wie Johannisburg und über Sensburg, Soldau und Pillkallen stand. Schippenbeil ist um 16, Labiau um 13, Creuzburg um 11, Drengfurt um 10 Plätze in der Rangliste gesunken.

Ebenso wie bei den absolut geförderten Städten sind aber die Differenzen bei den kleinsten und größten nicht so bedeutend, am stärksten bei bisherigen mittleren Städten. Aber während bei jenen geförderten kleinsten eine geringe Differenz zum Guten mehr theoretischen als praktischen Wert hatte, bedeutet hier ein Sinken um 5 Nummern bei Schirwindt schon einen Verlust von 374 Einwohnern und die Stellungnahme als letzte Stadt der ganzen Provinz.

Als Probe:

Labiau.

Der interessanteste Fall einer Stadtschädigung durch die Bahn ist Labiau. Von der Verkehrslage dieser Stadt sagt Bonk (l. c. 61 Anm. 62): „Die kommerzielle Lage der Stadt ist eine ausgezeichnete, nachdem die Kunst der Natur zu Hilfe gekommen

ist", und bezeichnet als diese künstlichen Verkehrsstraßen den Gr. Friedrichsgraben mit seinen Fortsetzungen und die Labiauer Bahn.

Von dieser meint er: „Zu den Wasserverbindungen zwischen Königsberg und Tilsit ist jetzt in jüngster Zeit auch noch die Eisenbahnverbindung gekommen, und da Labiau der Kreuzungspunkt dieser beiden Verkehrswege ist, so läßt sich ein schneller Aufschwung der Stadt erwarten".

Dieses Urteil war damals, als der Verfasser es schrieb, nicht nur etwas voreilig, sondern ist auch unrichtig in der Hauptvoraussetzung, daß Labiau am Kreuzungspunkte zweier Verkehrsstraßen liegt. Bonk läßt sich verleiten, die Verkehrsregel, daß ein Ort, wo eine Wasser- und Landstraße sich kreuzen, gefördert wird, auf einen falschen Fall anzuwenden. Die Labiauer Bahn kreuzt nämlich die Wasserstraße in Labiau sozusagen nur äußerlich, insofern, als sie sie überschreitet, aber sie ist als Landweg nicht eine besondere neue Straße, sondern nur eine Wiederholung des Wasserweges auf dem für die Eisenbahn passenden Pfade. Sie ist wie jener eine Verbindung von Tilsit und Königsberg mit dem Zwischenort Labiau. Damit fällt die Nutzanwendung der Regel, die Voraussetzung von Bonks Behauptung über Labiaus Aufblühen, und darin ist zugleich der Grund enthalten, warum Labiau, gerade seitdem es die Bahn hat, zurückgegangen ist. Eben weil die Bahn nur eine Wiederholung der Wasserstraße ist, hat sie ihr einen Teil ihrer Bedeutung genommen, ohne etwas Neues, vor allem ohne etwas Neues für die Stadt an die Stelle zu setzen. Hätte sie, wie die Bahnen des Oberlands den Oberländischen Kanal, so die Memel-Pregel-Verbindung tot gemacht, so wäre auch Labiau vollständig bedeutungslos geworden. Die Trefflichkeit und Natürlichkeit dieser Wasserstraße war die einzige Rettung für die Stadt, die nur einen stark abgeschwächten Schlag erhielt. Denn der Hauptverdienst der Labiauer Handeltreibenden, der Durchgangsverkehr ging immerhin zu einem Teile mit dem schnellen Verkehrsmittel der Bahn verloren. Die Tour von Königsberg oder Tilsit nach

Labiau war keine Tagesreise mehr, auf der man hier Station machen mußte. Die vielen Leute, die in Handelszwecken den Ort hatten aufsuchen müssen, blieben jetzt nur ein paar Stunden und fuhren mit dem nächsten Zuge zurück oder weiter. Wie mit den Personen war es aber leider auch mit den Gütern. Fortan war dem Kaufmann immer die Wahl gestellt zwischen beiden Beförderungsmitteln und überall, wo die Schnelligkeit wichtig war — und sie wurde es bei dem immer hastenderen konkurrenzvolleren Handeltreiben der neuen Zeit jährlich mehr —, erhielt die Eisenbahn den Vorzug. Der Kaufmann konnte sich jetzt anders und mitunter vorteilhafter einrichten, blieb nicht nur auf die wenigen Monate der Schiffahrtszeit angewiesen, sondern konnte die Bahn im ganzen Jahre, an jedem Tage, wenn die Konjunktur günstig stand, benutzen. Alles, was durch sie dem Schiffsverkehr entzogen wurde, wurde auch Labiau entzogen. Noch wichtiger aber wurde ein zweiter Umstand. Die frühere Reise von Labiau nach Tilsit führte durch eine teilweise Wildnis, was zur Folge hatte, daß die ganze Gegend sich um so krampfhafter an die Städte als Mittel- und Sammelpunkte anschloß. Die Bahn schuf in den Stationen der Stadt eine Menge Konkurrenzorte. Die fruchtbare Umgegend Labiaus zog direkten Nutzen aus der Bahn, ohne Labiau mehr als Vermittlerin zu benutzen. Die Leute schickten ihre Güter zur Station, fuhren infolgedessen auch selbst nicht mehr nach Labiau. Man kann sagen, daß Labiaus Schaden dem Marktflecken Mehlauken zu gute gekommen ist. Auch ist es bezeichnend, daß im Fahrplan der Labiauer Bahn nicht Labiau, sondern Mehlauken Teilstrecke ist und einzelne Züge von und nach Königsberg resp. Tilsit hier endigen und nicht in Labiau.

Die Stadt ist tatsächlich seit der Bahn zurückgegangen. Bis 1890 nahm die Einwohnerzahl zu. 1889 wurde die Königsberger Strecke eröffnet, 1891 war die ganze Fahrt bis Tilsit ermöglicht.

1875:	4487	Einwohner	17
1880:	4683	„	17

1885:	4750	Einwohner	19
1890:	4861	„	19
1895:	4506	„	25
1900:	4455	„	27

Unsere Eisenbahnzeit ist überhaupt dem Durchgangsverkehre für kleine Städte abgeneigt; nur weil der Wasserverkehr auf der Deimestraße immer bedeutend bleiben wird, kann Labiau eine Ausnahme bilden. Ob die Schädigung anhaltend sein wird, kann man heute noch nicht beurteilen; es ist möglich, daß die Bahn eine gewisse Summe von Nutzen aus dem Durchgangsverkehr entzieht, die zunächst noch nicht ersetzt ist, aber mit der Zeit durch verstärkten Schiffs- und Floßverkehr ersetzt werden könnte. Beträgt doch der jährliche Durchgangsverkehr bei Labiau die stattliche Ziffer von zu Berg: 640277, zu Tal: 42741 To. (Memel, Pregelstrom II pag. 532). Es ist aber auch möglich, daß die Bahn noch mehr Verkehr an sich reißt als heute, und dann wird die Stadt weiter zurückgehen. Daß die Erwartungen, die man 1889 hegte, übertroffen wurden, haben wir schon bei Tilsit gesehen.

Labiaus Glück liegt in den Wasserstraßen. Ein „seltener Unstern“ scheint nach Horn über den Handelsstraßen der Stadt zu Lande zu schweben. (Horn, zur Geschichte Labiaus pag. 38.)

Und doch war es vielleicht ein richtiges Gefühl, wenn der damalige oberste Verwaltungsbeamte des Kreises sogar dem Chausseebau halb ablehnend gegenüber stand, ein dunkles Gefühl, daß schon dadurch der Durchgangsverkehr der Stadt leiden könnte; und jedenfalls wird mancher Labiauer im Gegensatze zu Horn mit Genugtuung daran denken, daß 20 Jahre vergangen waren, als dessen erster Ruf nach einer Labiauer Bahn vom Jahre 1869/70 Widerhall fand.

b) relativ geschädigte Städte.

Mußte schon zur richtigen Beurteilung, ob eine Stadt von der Bahn absolut geschädigt ist, die Rangziffer herangezogen werden, so ist das noch vielmehr bei den relativ geschädigten

Städten der Fall. Denn hier handelt es sich um Orte, die sich sämtlich gegen die Vergangenheit vergrößert haben, dennoch aber in ihrer Stellung zum Städte-Ganzen der Provinz zurückgegangen sind und Einbuße an Rang und Ansehen genommen haben. Ginge man nach der absoluten Ziffer, so müßten alle diese Städte zu den geförderten gerechnet werden und doch wird niemand Memel dahin rechnen können, obwohl es 1852: 11422, 1900: 20166 (Ziv.: 19576) Einwohner zählte. Absolute und Rangziffern stehen sich hier schroff gegenüber. Die ausnahmslose Zunahme in den ersteren schwankt zwischen 122 Einwohnern bei Frauenburg und 8744 (8154) bei Memel und die Rangziffer wird mit den Jahren bei allen größer. Die Differenzen gehen von 2 bei Memel bis 11 bei Mohrungen (1900 mit 1852 verglichen!). Dieses ausnahmslose Größerwerden ist das Zeichen allseitigen Herabsinkens auf eine tiefere Stufe, ein Verlust an Bedeutung, Ansehen und Rang.

Da es nun im Wesen der Schädigung liegt, daß sie, wenn andauernd, nicht nur die Rangziffer beeinflußt, sondern dann, wie wir bei der vorigen Klasse gesehen haben, auch auf die Einwohnerzahl rückgängige Wirkung ausübt, hier aber es zu dieser nicht nur nicht gekommen, sondern die gegenteilige erfolgt ist, werden wir es bei dieser Gruppe immer mit einer zeitlich beschränkten Schädigung durch die Bahnen zu tun haben. In der Tat können wir unterscheiden zwischen Orten, die zuerst durch die Bahnen geschädigt, dann aber gefördert sind und solchen, wo eben dieser Prozeß sich in umgekehrter Zeitfolge vollzogen hat. In beiden Fällen ist die Schädigung trotz der zeitlichen Begrenzung mitunter recht bedeutend und lange nachwirkend, nur mit dem Unterschiede, daß sie in dem einen durch die nachfolgende Förderung lange nicht gut gemacht werden konnte, z. B. Memel, in dem anderen den vorhergegangenen Nutzen aufhob und weitere Entwickelung hemmend mitunter zum direkten Rückgange führen konnte. Wir haben es hier mit einer Übergangsklasse zu tun: Die erste Abteilung ähnt den absolut geschädigten, die zweite den stagnierenden Städten. Ein

oberflächliches Urteil z. B. könnte Memel für absolut geschädigt, Pr. Holland für unbeeinflußt von der Bahn erklären.

Zu dieser Klasse gehören im ganzen elf Städte, von denen sechs auf die erste, fünf auf die zweite Abteilung fallen.

Es sind:

1. relativ geschädigt bei Schädigung nach der Förderung:

50.	Landsberg	2430	Einwohner
39.	Pr. Eylau	3248	=
32.	Mohrungen	4025	=
24.	Wartenburg	4588	=
20.	Pr. Holland	4991	=
17.	Wehlau	5139	=

2. relativ geschädigt bei Schädigung vor der Förderung:

47.	Frauenburg	2492	Einw.		
43.	Gerdauen	2926	=		
30.	Tapiau	4320	=		
8.(6)	Braunsberg	12497	=	(11891)	Einw.
5.(5)	Memel	20166	=	(19576)	=

Bei der zweiten Abteilung blieben die hierher gehörigen Städte zuerst abseits von der Bahn liegen — wie Memel, oder die Bahnen, an die sie zu liegen kamen, hatten eine ihrer Verkehrsrichtung nicht entsprechende, wie z. B. die Königliche Ostbahn bei Braunsberg. Wurden dann später diese zuerst fehlenden Bahnen gebaut, wie die Verlängerung der Tilsit-Insterburger Strecke bis Memel und die Strecke Mehlsack-Braunsberg, so konnten sie die Wunden doch nicht heilen, die einmal geschlagen waren. Sie wirkten zwar entschieden fördernd, aber nie in dem Grade, wie man es erhofft hatte, wie es eine Eigentümlichkeit der Geschichte der ostpreußischen Eisenbahnen überhaupt ist, daß die am heißesten ersehnten Bahnen mitunter den Hoffnungen gar nicht entsprachen, während anfangs als unwesentlich hingestellte, ja zuweilen angefeindete sich als nutzbringend erwiesen.

Bei der ersten Abteilung unserer Klasse war der Prozeß umgekehrt. Die Städte hier kamen ziemlich frühzeitig an die

Bahnen oder in ihre Nähe (wie Pr. Holland 1852, Wehlau 1860, Pr. Eylau 1866, Mohrungen 1882) und wurden dadurch vor anderen Orten, vor denen sie selbst wenig oder nichts voraus hatten, bevorzugt. Später jedoch, als das Bahnnetz dichter ausgebaut wurde, stellte sich das natürliche Verhältnis wieder her, ja es kamen andere Orte noch viel mehr durch die Bahnen empor wie z. B. Allenstein oder Bartenstein, und jene wurden nun geschädigt, dadurch, daß sie ihren Aufschwung vorweg genommen hatten und jetzt nicht mit Schritt halten konnten. So gewann Wehlau durch die Eydtkuhner und verlor durch die Thorn-Insterburger- und Südbahn; Pr. Holland gewann durch die Königliche Ostbahn und verlor an Bedeutung, als das benachbarte Maldeuten wichtiger Knotenpunkt wurde. Hier sind es also immer die fremden Eisenbahnen, die den Nutzen der eigenen paralysieren, bei Grenzstädten wie Memel brauchen es nicht einmal nur einheimische Bahnen zu sein. Hier müssen wir, wie schon zum Teil bei Königsberg und Tilsit, unsern Blick auf die russischen Bahnen richten.

Ganz besonders liegt der Fall der Schädigung bei Wehlau und Tapiau noch durch das Miteinwirken der Wasserstraße.

Als Proben:

Braunsberg.

Für das große und fruchtbare Gebiet der Provinz Ostpreußen, welches die Landschaften Natangen, Ermland und Oberland umfaßt, war und ist noch heute das Frische Haff die wichtigste Wasserstraße. Aus diesem Umstande ist es zu erklären, daß diejenigen Plätze, die an seinem Ufer lagen, zu einer Zeit, in der aller große Handel auf den Wasserweg allein angewiesen war, hohe Bedeutung erlangen mußten, und es entsprach nur einem notwendigen Siedelungsgesetze, wenn diese Plätze da lagen, wo Küstenflüsse den Haffzugang erleichterten und das Ufergelände den bequemsten Zugang vom Lande her bot.

Drei Städte erlangten deshalb schon von alter Zeit her Handelsbedeutung für das Binnenland. Königsberg am Pregel,

Elbing am gleichnamigen Flusse und Braunsberg an der Passarge. Dieser Fluß war zwar für die Binnenschiffahrt unbrauchbar, aber er hatte einen schiffbaren Zugang von der Stadt zum Haff und außerdem war das Binnenland gerade von Braunsberg aus bequem zugänglich im Gegensatz zu dem Höhengebiet, das sich nach Elbing zu, und den flachen Sandküsten, die sich nach Königsberg zu fanden. Diese drei Städte hatten sich das Hinterland für ihre Handelszwecke aufgeteilt: Königsberg hatte seiner Lage entsprechend am wenigsten davon abbekommen (nur ein Stück Natangens), Elbing das Oberland; Braunsberg war das ganze Mittelstück: das Ermland mit den westlichen Ausläufen Natangens zugefallen. Konfessions- und politische Gemeinschaft hatten im Laufe der Jahrhunderte das Band noch enger geknüpft. Braunsberg konnte als die Hauptstadt des Ermlandes bezeichnet werden, es hatte sein fest umgrenztes „Hinterland" und man sprach von Mehlsack, Wormditt, Heilsberg, Guttstadt, Allenstein als den „Hinterstädtchen" Braunsbergs. An diesen Verhältnissen hatte die Zeit nichts geändert; auch als im 19. Jahrhundert der Kunststraßenbau neue Landverkehrswege schuf, blieben die Hauptstraßen dieselben: Da gab es die Königsberger Straße nach Bartenstein mit den Abzweigungen nach Lötzen, Rastenburg einerseits, Bischofsburg-Ortelsburg andererseits, ferner die Elbing-Osteroder Chaussee mit Fortsetzung bis Hohenstein-Soldau, dazwischen die Braunsberger Straße, deren einer Arm auf Heilsberg abzweigte, der andere über Wormditt und Guttstadt bis nach Allenstein ging. Zu diesen drei Querstraßen kam die Berliner Staatschaussee, von Elbing nach Königsberg am Haffufer entlang laufend, mit Braunsberg als wichtigsten Halte-Knoten und Anschlußpunkt.

Auf diese Lage- und Verkehrsverhältnisse gestützt, hatte Braunsberg auch um 1850 noch eine nicht zu unterschätzende Handelsbedeutung.

Aber eine nähere Betrachtung der Verhältnisse ergibt, daß die Trefflichkeit des Handelsortes seinem Hinterlande keineswegs entsprach. Gewiß lag Braunsberg an dem bedeutendsten Küsten-

fluß zwischen Elbing und Königsberg, aber dieser Fluß war doch nur im Verhältnis zu den anderen Küstengewässern bedeutend. In seinem Oberlaufe niemals schiffbar, hatte er auch unterhalb der Stadt eine irgend bedeutende Tiefe niemals gehabt und war außerdem ebenso wie das vorliegende Haff einer stetig zunehmenden Versandung ausgesetzt. Den bescheidenen Anforderungen der Hansaschiffe und der Segler des 18. Jahrhunderts hatte die Wasserstraße noch genügt; man hatte noch um 1830 die Genugtuung, große Seeschiffe, die auf der Braunsberger Werft Pfahlbude gebaut waren, vom Stapel gehen zu sehen. Allein eine Hafenrinne, die im ausgebaggerten Zustande nur $2^1/_2$ m Tiefe hatte, konnte eine Bedeutung in der Zeit des Dampfschiffsverkehrs nur noch als Notbehelf behaupten. Doch dem weiten Hinterlande fehlte jeder andere Ausfuhrweg; darum wiesen Land- und Kunststraße auf Braunsberg hin. Aber in dem Augenblick, in dem diese Fesseln gelöst wurden, in dem gute und schnelle Landwege nach den leistungsfähigen Häfen im Osten und Westen geschaffen wurden, nach Westen sogar noch weit über die Weichselstraße und ihre Häfen hinaus, mußte sich das Scheinleben Braunsbergs enthüllen und ein Stück Hinterland nach dem andern abbröckeln.

Diese Wende trat ein mit den Eisenbahnen. Sie waren ein Verkehrsmittel, das viel besser den Wasserstraßen Konkurrenz machen konnte, dem ein Hafen wie Braunsberg einfach wehrlos gegenüberstand.

Nur in einem Falle konnte alles ebenso bleiben; wenn nämlich die Eisenbahnen, die Ostpreußen bekommen würde, genau auf dem Weg der erwähnten Haupt-Handelsstraßen liefen. Man versteht es jetzt, von wem in den 50 und 60er Jahren der Ruf nach Transversalbahnen ausgehen mußte. Es war selbstverständlich, daß so kostspielige Unternehmungen wie Eisenbahnen nicht als Stichbahnen zum Nutzen dreier Hafenplätze angelegt werden konnten. Ehe die Reihe an sie kam, mußten entsprechend den großen Durchgangschausseen die großen Verkehrslinien mit dem Herzen der Monarchie gebaut sein. Sie konnten nur die

Richtung von Westen nach Osten haben, und damit war Braunsbergs Schicksal besiegelt.

Bludau hat eine schädigende Wirkung der Ostbahn auf Braunsberg abgestritten und sie im Gegensatz zu den Ansichten der Braunsberger selbst für förderlich erklärt, weil sie gleichsam die Wasserverbindung auf dem Haffe verdoppelte. Diese Ansicht läßt sich nicht halten. Eine Bahn steht unter ganz anderer Verkehrsbedingung als eine Wasserstraße. Auf der Haffstrecke von Königsberg bis Elbing kamen früher die kleinen Städtchen und Häfen außer Braunsberg als Konkurrenten gar nicht in Betracht. Die Bahn dagegen errichtete in gleichmäßigen Abständen Stationen, von denen allen in vollständig gleicher Weise die Produkte des Landes verladen werden konnten. Das hatte natürlich für Braunsberg eine empfindliche Minderung der Zufuhren vom Lande her zur Folge. Allein das war nur die eine Seite der Schädigung. Bisher hatten die Städtchen, Besitzer und Bauern des Ermlandes alle ihre Gebrauchsartikel und Lebensmittel, die sie sich nicht selbst herstellten oder produzierten, naturgemäß nur von dem einzigen Hafenort Braunsberg beziehen müssen. Die Braunsberger bestimmten den Preis. Jetzt konnten die bedeutenderen Häfen Königsberg und Elbing, die einen viel größeren Seeverkehr hatten, daher besser und billiger importieren konnten, durch die Bahn ihre Importen schnell zur beliebigen Station schicken, die dem Käufer gerade am bequemsten gelegen war. Der Schiffsverkehr über Braunsberg stellte sich nicht mehr als lohnend heraus. Die Stadt war durch die Bahn umgangen. Noch ein dritter Verlust kam hinzu, der ebenfalls in der besonderen Eigenart des neuen Verkehrsmittels begründet war. Der Durchgangsverkehr hörte auf, Braunsberg sank zur Durchgangsstation herab. Auf der Mitte der Strecke von Elbing nach Königsberg gelegen, war Braunsberg der natürliche Haltepunkt auf der langwierigen Reise der Posten- und Frachtfuhrenzeit gewesen. Schon um der zahlreichen Anschlußposten willen, die hier einliefen, mußten längere Stationen gemacht werden. Und fuhren diese Tausende von Menschen auch nur durch, ein Gewinn für die

Stadt war es immerhin, und der fiel jetzt weg. Die Bahn beförderte in wenigen Stunden die Reisenden von Elbing nach Königsberg, und Braunsberg war für sie nur noch ein Bahnhof wie jeder andere auch.

Passarge gibt in sehr treffender Weise der Veränderung Ausdruck, die sich mit der Bahn auf der Braunsberger Chaussee vollzogen hatte (p. 72, 73): „Nur noch vor wenigen Jahren zeigte dieser Weg eine andere Physiognomie. Da fuhren Posten täglich mindestens sechsmal, und viele andere Wagen der Reisenden. Kouriere flogen hin und her, bald nach Petersburg, bald nach Berlin zu; fleißige Arbeiter rupften zwischen den Steinchen das Gras aus und ebneten die vom letzten Regen entstandenen Rinnsale. Das ist jetzt alles anders! Die Eisenbahn hat den Verkehr an sich gezogen, und die alte Straße liegt tot da wie ein verlassenes Flußbett."

Schädigungen und Rückgang ließen sich also nicht abstreiten, und mochten auch die Stationszahlen der Ostbahn in Braunsberg eine jährliche Zunahme aufweisen, so kam diese dem Verluste des Wasserverkehrs nicht gleich. Beweisend ist es doch schließlich auch, daß 1866 die Braunsberger Handelskammer in der ausgesprochenen Absicht gegründet wurde, um dem infolge der Eisenbahnverbindung zunehmenden Handelsverfall entgegenzutreten.

Trotzdem blieben große Teile des Hinterlandes Braunsberg nach 1860 noch erhalten, wenn auch eine zunehmende Konkurrenz von Elbing und Königsberg für manche Geschäftszweige, z. B. den Engros-Flachshandel und Getreide- und Eisenhandel, sich bemerkbar machte.

Da entstand 1866—68 in der ostpreußischen Südbahn ein Schienenweg, der Natangen berührte und das östliche Ermland mit in seinen Wirkungskreis zog. Bludau berücksichtigt die Wirkung der Südbahn nicht; und doch läßt sich nicht leugnen, daß die Städte Landsberg und besonders das wichtigere Heilsberg seit dieser Bahn mehr Anschluß an Königsberg vermittelst der infolgedessen sich hebenden Städte Pr. Eylau und Barten-

stein gesucht haben. War doch die Passargestadt dreimal so weit entfernt, als diese Stationen, die ebenso bequem die Produkte nach Königsberg schaffen wie von dort Importgegenstände zuführen konnten.

Ein ganz besonders empfindlicher Schlag war jedoch die Eröffnung der Thorn-Insterburger Bahn. Durch ihre Führung am Südrande des Ermlandes entlang, ihre Verbindung über Korschen mit Königsberg einerseits, mit dem Weichselstrom und dem Westen des Reiches andererseits entzog sie das ganze Ermland etwa bis zur Linie Liebstadt-Heilsberg dem Braunsberger Handel.

Wenn es auf diese Art und Weise weiter ging, blieb der Stadt bald gar kein Hinterland außer der nächsten Umgebung übrig. Freilich merkte man, daß mit den Eisenbahnen eine ganz neue Bodenkultur, eine außerordentliche Vermehrung der Erträge und viel bessere Verwertung möglich geworden war, so daß man auf einem kleineren Raum ungleich höheren Nutzen zog wie früher. Aber man wußte auch, daß von Königsberg aus eine direkte Bahnlinie nach Allenstein geplant wurde, die jene Stadt mit Warschau verbinden würde. Sie mußte, wenn Braunsberg seitlich ohne Anschluß liegen blieb, den völligen Ruin bedeuten. In dieser Not entfaltete die Stadt eine rege Tätigkeit. Sie forderte in ihrer Petition zuerst den Bau einer Bahn von Allenstein über Mehlsack nach Braunsberg, ohne Anschluß nach Königsberg, das in der Südbahn ein Äquivalent schon gefunden hätte. Auch bei dieser Gelegenheit werden Ost- und Thorn-Insterburger-Bahn als direkt schädlich hingestellt, weil sie den Verkehr mit Landesprodukten abgelenkt hätten. Die Braunsberger wandten sich an die beiden Häuser des Landtages, an das Staatsministerium sowie an die einzelnen Minister und an die Provinzialbehörden; sie setzten es schließlich durch, daß in die Vorlage über die Linie von Allenstein nach Kobbelbude, deren Ausführung sie doch nicht hatten verhindern können, die Zweigbahn Braunsberg-Mehlsack aufgenommen wurde mit der besonderen Begründung, „daß alsdann auch die Stadt Brauns-

berg in leichter und billiger Weise mit einer, von den Provinzialbehörden lebhaft befürworteten Verbindung bedacht und dadurch in ihren Bestrebungen auf Wiedererlangung der früheren, im Laufe der Zeit erheblich zurückgegangenen kommerziellen Bedeutung unterstützt werden kann".

Die Vorlage wurde angenommen, die Bahn gebaut. Die Braunsberger konnten mit dem Errungenen zufrieden sein, obwohl die Handelskammer nicht die Befürchtung unterdrücken konnte, daß die Mehlsack-Kobbelbuder Strecke doch eine neue Ableitung des Ermländischen Verkehrs zur Folge haben würde. Hatte doch die Stadt 30000 Mark geben wollen, wenn nur nicht jene Linie gebaut würde. Der Magistrat und die ganze Stadt hatten nun das größtmöglichste Interesse daran, daß die Bahn von Braunsberg auch recht schnell eröffnet werden könnte. Um so unbegreiflicher ist ein Fall offener Feindseligkeit gegen den Eisenbahnbau, der die Stadtverwaltung von Braunsberg mit Recht so erbitterte, daß sie ihn in ihrem Berichte für 1883 zur bleibenden Schande des Betreffenden verewigt hat.

Als nämlich auf besonderen Wunsch des Magistrats die Eisenbahndirektion mit dem Oberbaulegen der Strecke bei Braunsberg beginnen wollte, weigerte sich der Fleischer Hugo Rohfleisch fortgesetzt, der Königlichen Eisenbahndirektion die Bauerlaubnis auf einer Strecke von 45 m, auf welcher sein Grundstück von der Bahn geschnitten wurde, zu erteilen. Bei dieser Sachlage blieb, wenn anders der für die Stadt Braunsberg so bedeutungsvolle Bahnbau nicht verzögert werden sollte, der Stadtgemeinde nichts anderes übrig, als das für die Bahn erforderliche Terrain von Rohfleisch zu erwerben und der Bauverwaltung zu überweisen. Am 1. November 1884 konnte die Strecke bis Mehlsack eröffnet werden.

Der Tag bedeutete für Braunsberg entschieden eine Wendung zum Bessern. Aber die alte Bedeutung konnte er dem Braunsberger Handel nicht wiedergeben. Er rettete ihn nur vor neuem Verlust; der Versuch, das an die Süd- und Thorn-Insterburger Bahn verloren gegangene Land vollständig wieder zu gewinnen,

mußte jedoch scheitern. Die Mehlsacker Bahn ist nicht der Ausgangspunkt für neuen Aufschwung, sie ist nur der Endpunkt für den bisherigen Rückgang des Braunsberger Handels geworden. Die Frequenz der Güterstation hat sich gesteigert, aber nicht all zu bedeutend. Auch die Einwohnerzahl ist im Verhältnis zu der anderer Städte vom Range Braunsbergs nur ganz unbedeutend gewachsen, und dabei kommen noch andere Gründe für ihr Wachstum in Betracht, die mit dem Handel in keiner direkten Beziehung stehen.

Und es dauerte gar nicht lange Zeit, so glaubte sich die Stadt durch zwei neue Bahnprojekte geschädigt.

Der Gedanke einer Haffuferbahn war schon recht alt; freilich war sie zuerst als Teil der Ostbahn gedacht, die man zur Umgehung der Trunzer Höhe auf diesem Wege von Elbing nach Braunsberg führen wollte. Aus Rücksicht auf das minder günstige Terrain am Haffufer, zumal beim Betriebe einer Hauptbahn, hatte sich die Staatsverwaltung schließlich doch zum Umweg über Schlobitten entschlossen. Doch schon in den 80er Jahren wurden Stimmen laut, die durch den Ausbau der Uferstrecke eine Abkürzung des Ostbahnweges forderten (Jahresber. der Gewerbekammer 1888 pag. 37) und zu Anfang der 90er Jahre tauchte in Interessentenkreisen die Absicht auf, wenigstens eine normalspurige Kleinbahn auszubauen. Allein dem Braunsberger Handelsstande war mit diesem Projekte nicht gedient. Diese Haffuferbahn schloß kein neues Land auf und war in ihrer größten Strecke von Frauenburg an für die Stadt bedeutungslos. Die städtischen Behörden lehnten es daher ab, sich einer Petition des gebildeten Komitees anzuschließen. Allein dessen Tätigkeit wurde dadurch nicht gehindert; und schließlich forderte der Regierungspräsident den Braunsberger Magistrat auf, sich zu äußern, ob und warum die Bahn der Stadt schaden sollte. Wie dessen Antwort ausgefallen ist, wissen wir nicht. Jedenfalls wurde der Bahnbau beschlossen; am 20. Mai resp. 1. Juli 1899 konnte der Betrieb auf der Bahn eröffnet werden. Sympathien haben ihr die Braunsberger nicht entgegengebracht, sie klagten

über die hohen Preise und witzelten über den Bahnbetrieb in ihrer Ermländischen Zeitung (cfr. 27. Mai 1899). Nutzen wird ihnen die Bahn tatsächlich keinen gebracht haben; daher nahm man sie gleichsam als ein notwendiges Übel hin, für das man sich zwar nicht erwärmen konnte, gegen das man aber auch nicht gerade zu eifern brauchte, solange es nicht empfindlich schädigte; und das scheint trotz der Belebung des Frauenburger Handels bisher nicht der Fall gewesen zu sein.

Von ungleich höherem Interesse war ein zweites Projekt. Der Staat projektierte eine Zweigbahn von Zinten nach Rothfließ-Rudczanny über Heilsberg zu bauen. Die Braunsberger witterten dahinter sofort eine neue Gefahr, die sich aber, wenn man nur durchdrang, in einen Vorteil verwandeln ließ. Die städtischen Behörden petitionierten bei dem Minister der öffentlichen Arbeiten, gleichzeitig mit jener Strecke die Linie Mehlsack-Heilsberg zu bauen. Die Absicht war klar, man wollte sich auf diese Weise das verloren gegangene Hinterland zurückerobern. Allein einen wirklich durchschlagenden Grund konnten die Braunsberger für ihre Forderung nicht anbringen, obwohl in der Tat besonders viel Kinder aus dem Kreise Heilsberg Braunsbergs höhere Lehranstalten besuchten. Man brachte es fertig, den damals wieder notdürftig ausgebaggerten Hafen Pfahlbude dafür anzuführen, daß Braunsberg für den südlichen Teil der Provinz Ostpreußen die nächste Verbindung mit dem Seeverkehr zu vermitteln berufen sei! Ja, eine Petition an das Abgeordnetenhaus forderte direkt, die Bahn Rothfließ-Heilsberg möge nicht bei Zinten, sondern bei Mehlsack in die Linie Allenstein-Kobbelbude einmünden. Das Haus lehnte diesen Vorschlag ab und überwies den alten einer Zweigbahn Heilsberg-Mehlsack der Regierung als Material.

Allein jetzt zeigte es sich, daß das Ermländische Hinterland bereits nicht mehr hinter seiner ehemaligen Hauptstadt stand. Die Hinterstädtchen hatten gemerkt, daß für eine Bevormundung, wie sie von Braunsberg ausgeübt worden war, in der Zeit der Eisenbahnen kein Platz mehr war. Dieses Verkehrsmittel diente allgemeineren Interessen als denen einer Stadt. In der Worm-

ditter Umgegend tauchten Wünsche auf, die eine Bahn von Heilsberg nach Wormditt für viel wirksamer erklärten, denn an die „treffliche Vermittelung des Seeverkehrs“ vom Hafen Pfahlbude aus konnte doch kein Mensch, der Braunsberg kannte, glauben. Die Braunsberger hatten sich im eigenen Netze gefangen. Zugunsten ihres Projektes hatten sie angeführt, die Heilsberger Gegend hätte ein ganz besonderes Interesse, auch nach Westen hinaus Verbindung mit Danzig und Berlin zu haben. Gewiß! Aber der kürzeste Weg hierzu war nicht die Linie Heilsberg-Mehlsack, sondern die Heilsberg-Wormditt mit Fortsetzung nach Schlobitten. Daher petitionierten die Wormditter mit mehr Erfolg als die Braunsberger. Der Staat prüfte beide Projekte. Wie die Dinge lagen, konnte er nur dem Wormditter den Vorzug geben. Es wurde zu einer Vorlage gemacht, die auch bewilligt worden ist.

Den Stillstand im Handel und Verkehr Braunsbergs seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts hat Bludau auf den unaufhaltsamen Rückgang des Flachsbaus und -Handels und auf die starke Versandung der Passarge und des Hafens in Pfahlbude zurückgeführt.

Dieser Beweisführung können wir nicht zustimmen. Die Tatsachen lassen sich nicht bestreiten: Der Flachshandel war für Braunsberg wichtig und ist verfallen; auf dem Hafen beruhte die ganze Handelsmöglichkeit und er ist immer wieder versandet. Allein diese beiden Tatsachen konnten wohl den Handel in andere Bahnen lenken, ihm Schwierigkeiten bereiten, aber niemals ihn lahm legen. Der einzige Grund, der für den Stillstand angeführt werden kann, ist der, daß Braunsberg durch die Eisenbahnen sein Hinterland verloren hat. Ohne Eisenbahnen hätte das auf den auch noch so mangelhaften Hafen angewiesene große Hinterland ihn nicht bis zur Unbrauchbarkeit versanden lassen, ohne Eisenbahnen hätte der Braunsberger Handel in anderen Branchen zehnfach ersetzen können, was ihm durch den zurückgehenden Flachshandel verloren ging. Erst als das Hinterland sich abwandte, kam der Rückgang zustande, und erst als ein Teil des-

selben der Stadt wieder zufiel, konnte sich der Rückgang in einen Stillstand verwandeln. Denn als Hafen kann Braunsberg trotz aller aufgewandten Mittel neben Königsberg, Elbing und Danzig bei den heutigen Verkehrsmitteln zu Wasser und zu Lande nicht mehr in Betracht kommen.

Die Berichte, die uns der Magistrat über die Erwerbsverhältnisse der Stadt gibt, stimmen mit dieser Ansicht vollkommen überein. Nach Eröffnung der Mehlsacker Bahn hörten die fortdauernden Klagen über den Rückgang auf: „Wenn auch keine Besserung im Handel und Gewerbe erkennbar, so ist doch die rückläufige Bewegung zum Stillstand gekommen“ (1887); aber fortan hören wir nichts weiter als das Konstatieren des Verharrens in denselben Bahnen des Geschäftsbetriebes. „Die Erwerbsverhältnisse haben eine nennenswerte Veränderung nicht erfahren; auch im Geschäftsleben waren bis auf wenige Ausnahmen besonders ins Auge tretende Fortschritte nicht zu verzeichnen,“ sagt der Bericht von 1894, dem wir eine Reihe noch monotoner lautender angliedern könnten.

Andere Städte machten Wandlungen der Handelsverhältnisse ebenfalls durch, mitunter kehrte sich die ganze Richtung des Verkehrs um, aber sie überwanden diese Stockungen und hatten nach einer Übergangszeit erhöhten Nutzen, wenn sie nur ihr Hinterland behielten. Wenn Hafenverhältnisse und Flachsbau am Verfalle Braunsbergs allein schuld waren, wie wollte man es dann erklären, daß im Erwerbsleben der Stadt gerade in den letzten Jahren trotz aller fortbestehenden Übelstände ein kleiner Fortschritt zu verzeichnen ist? Er ist aber sehr leicht zu erklären, da er durch Dinge begründet ist, die vom Handel unabhängig sind.

Braunsberg hat nämlich durch die Eisenbahnen seine Bedeutung als Handelshauptstadt des Ermlandes verloren, aber es ist, unberührt davon, die geistige Hauptstadt geblieben, und davon hat es bei dem allgemeinen Kulturaufschwung, den unser Vaterland seit 50 Jahren genommen hat, heute größere Vorteile als damals. Seine Bildungsanstalten erfreuen sich auch heute noch, und heute noch mehr als früher, eines weitverbreiteten

wohlverdienten Rufes: Das Lyceum Hosianum, das Königliche Gymnasium, das Lehrerseminar, zu denen dann noch eine landwirtschaftliche Winterschule und eine höhere Töchterschule gekommen sind.

Braunsberg hat ferner auf Grund besonderer Petitionen ein Landgestüt bekommen, vor allem aber in neuerer Zeit eine Garnison wieder erhalten. Nach zweimaliger, vergeblicher Petition an den Kriegsminister wurde ein Infanteriebataillon nach Braunsberg verlegt, das am 2. Oktober 1893 in der Stadt eintraf. Durch alles dieses kam eine größere Regsamkeit in das stockende Geschäftsleben. Die Herstellung umfangreicher Bauten wurde nötig und der Konsum vermehrte sich durch das Militär beträchtlich. Diesen Dingen ist es zuzuschreiben, wenn in den letzten Jahren eine größere Regsamkeit auf allen Gebieten des Erwerbslebens Platz gegriffen hat. Positiven Vorteil hat der eigentliche Handel dagegen kaum erfahren, viel eher die Industrie. Sie hat sich, als ihr durch die Mehlsacker Bahn ein Stück Hinterland erschlossen war, etwas günstiger gestalten können, und insofern etwas ausgleichender auf die Handelsverhältnisse wirken können. Bei allgemeiner Stagnation der Erwerbsverhältnisse, die keine Verbesserung, aber auch keine nennenswerte Verschlechterung erfahren hatten, erwähnt der Bericht von 1896 besonders, daß einzelne größere industrielle Etablissements prosperieren.

Danach können wir unser Urteil dahin zusammenfassen: Als Hafen- und Handelsplatz wird Braunsberg, seitdem Ostpreußen von Eisenbahnen durchzogen ist, niemals mehr eine seiner Vergangenheit entsprechende Bedeutung erlangen.

Denn sie haben eine völlige Zurückgewinnung des verloren gegangenen, nur um des Hafenvorzuges der Stadt willen so großen Hinterlandes unmöglich gemacht.

Die Stadt kann sich jedoch durch eine intensive Ausnutzung des ihr gebliebenen Hinterlandes mittelst der sie berührenden Eisenbahnen, und durch eine weitere Ausbildung der Industrie auf ihrem Platze be-

haupten, der durch außerhalb der Handels- und Verkehrsinteressen liegende Umstände, wie fiskalische Anstalten, Garnison etc. sogar erhöht werden kann.

Memel.

Was von Tilsit gesagt ist, daß es, wenn russisch, eine Großstadt werden könnte, gilt in noch höherem Maße von Memel. Die Stadt am Nordende des Kurischen Haffes gelegen, durch das Tief mit der offenen See verbunden, zeichnet sich durch einen tiefen, geräumigen und allzeit eisfreien Hafen aus wie keine in der ganzen Nachbarschaft der Ostsee. Und doch kann sie diese günstige Lage nicht ausnutzen, weil ihr das Hinterland fehlt, nicht nur in Rußland, das sich durch seine Zollgrenze absperrt, sondern auch in Preußen, das hier spitz zuläuft und der Stadt nur das kleine Dreieck nördlich vom Memelstrom zuweist. Die geographisch unnatürliche Zugehörigkeit der Ostseeprovinzen zu Rußland oder Ostpreußens zu Deutschland kommt nirgends so kraß zum Ausdruck als bei Memel. Der Schaden einer unnatürlichen Grenze ist nirgends evidenter als hier.

Nur wenn dieses Hemmnis aufgehoben oder in seiner Wirkung beschränkt wurde, konnte also in Memel die Natur in ihre Rechte treten, und darum haben wir in Kriegszeiten so hohe und schnelle Blüteperioden der Stadt erlebt. Aber auch im Frieden ließ sich durch künstliche Systeme die Grenze an einer Stelle nicht ganz sperren: am Memelstrom. Das ist Memels Rettung geworden. Mittelst dieser Wasserstraße war Memel sogar in der Zeit der Wasserstraßen als einziger Verkehrsadern im großen Stil besser daran als Libau und ebensogut als Königsberg. Jener russische Nachbarhafen hatte nämlich keine Wasserverbindung nach dem Innern zu, und Königsberg war von der Memelstraße mindestens ebenso weit entfernt als Memel. Memel aber konnte Import und Export von und nach dem Seeschiff bequem auf der Haff- und Memelstraße nach Tilsit führen, wo infolgedessen die Spedition gewaltig blühte. Daneben ging ein gewaltiger Umsatz über die nahen Grenzen auf dem damals

lohnenden, weil überall gleichgestellten Landtransportwege, und eben wegen der Nähe der Grenze war Memel besser daran als jede andere Stadt.

Da brachten die Eisenbahnen eine vollständige Umwälzung der russisch-deutschen Verkehrsbeziehungen und Wege. Denn durch sie wurde den Russen eine Möglichkeit gegeben, ihre Häfen, auch die an keiner Binnen-Wasserstraße gelegenen, vor allem Libau, auszunutzen, andererseits mußte jetzt die Hauptstadt der Provinz direkten Anschluß durch eine Bahn nach Rußland bekommen. Das eigene Land war schneller bei der Ausführung.

Mit dem Jahre 1860, der Eröffnung der Eydtkuhner Strecke, beginnt die Leidensgeschichte des Memeler Handels. Mit einem Schlage brach der blühende Speditionshandel nach Rußland zusammen. Die Hälfte des Handelsverkehrs, alles, was zu Lande nach Rußland gegangen war, kam in Wegfall, da die russischen Kaufleute selbstverständlich alle Waren fortan über den Hafen Königsberg und von dort mit der Eydtkuhner Bahn bezogen. Ein Geschäft nach Rußland wurde 1862 bereits, vielleicht etwas übertrieben, eine „ausnahmsweise“ Lieferung genannt. Ebenso stockte die Zufuhr aus Rußland. Seit das russische Getreide in Kowno den Memelstrom verließ, um geradezu per Bahn nach Königsberg zu gehen, war dieser sehr wichtige Handelszweig Memels in seiner ehemaligen Blüte vernichtet und unter den Ausfällen der Ausfuhr litt besonders auch die einst so blühende Rhederei.

Unter diesen Umständen mußte Memel vor allem darauf bedacht sein, in Zusammenhang mit dem sich entwickelnden großen Landverkehr zu kommen. Mit diesem Augenblicke begann aber auch der Irrtum der Memeler. Herstellung einer Landverbindung mit den jenseits der Memel liegenden Provinzgebieten war die einzige Lösung, von der man sich Rettung versprach. Übelstände bestanden allerdings. Eine feste Memelbrücke fehlte. Diesen Mangel hatte man bisher ertragen, weil Memels Handel in letzter Linie davon nicht abhängig gewesen war. Jetzt, da man sich nur durch den Anschluß an das Eisen-

bahnnetz zu retten hoffte, wurden sie in krassester Form hingestellt: „Die Memel besitzt von den großen Strömen Preußens allein noch keine Brücke. Die Kalamitäten, die jährlich im Frühling, Herbst und Winter wochenlang den Verkehr hemmen, sind unerträglich. Oft schon im November bedeckt sich der Strom mit einer Eisrinde, welche die Schiffahrt hemmt, ohne Lastfuhrwerke zu tragen. Die Schiffbrücke bei Tilsit wird abgetragen und die Kommunikation zwischen beiden Ufern notdürftig durch Boote unterhalten, die in einer von Eis frei gemachten Rinne hin und her gehen, bis durch anhaltenden Frost und manche künstliche Mittel die Eisbahn nebenbei genügend gestärkt ist, um Lasten tragen zu können. Bis dahin, d. h. oft bis Weihnachten, müssen alle Güter, selbst Poststücke abgeladen und mühsam herbeigeschafft werden. Das verursacht Zeitverlust und Kosten. Beim Aufgang des Eises im Frühjahr ist es oft tagelang nicht möglich, Briefe, geschweige denn Güter und Personen über den hoch angeschwollenen, breiten und mit Eisschollen bedeckten Strom zu befördern. Der Postenlauf wird höchst unregelmäßig und Massen von Gütern sammeln sich am Ufer. Unter solchen Umständen ist eine feste Brücke ein dringendes Bedürfnis für die nördlich des Flusses Wohnenden, und namentlich für Memel; und der Staat wird sich der Herstellung einer solchen gleichzeitig für die Eisenbahn zu benutzenden Brücke nicht länger entziehen dürfen."

Die Berechtigung der Forderung ließ sich nicht abstreiten. Aber mit der Brücke allein war es nicht getan. Man müßte eine Eisenbahn haben, denn schon drohte in der Herstellung einer Bahn von Kowno nach Libau ein viel schlimmerer Feind, als in der Ostbahn. Wenn alle Ostseehäfen Bahnen bekamen, konnte das so wie so schon benachteiligte Memel nicht zurückstehen, da ohne Bahnverbindung eine Konkurrenz schlechterdings nicht mehr möglich schien. Der Kaufmannsbericht von 1862 sagt darüber: „In keinem Jahre haben wir den Mangel der Eisenbahnverbindung mit der Ostbahn so schmerzlich empfunden, als im verflossenen. Bis gegen Mitte April hatten Berge von Schnee

die Landwege unfahrbar gemacht, und die Zufuhren, die wir sonst im Winter per Schlitten zu haben pflegen, blieben diesmal fast gänzlich aus. Die Fahrposten auf der Straße nach Tilsit — das einzige Band, das uns mit dem Inlande in Verbindung hielt — erreichten jenen Ort sehr unregelmäßig, häufig zehn bis zwölf Stunden zu spät, warfen unterwegs oftmals um, und Reisende wie Güter litten unter diesen Kalamitäten aufs Unerhörteste."

Petitionen und Deputationen hatten schließlich Erfolg. Der Gesetzentwurf der Regierung zum Bau einer festen Memelbrücke und Bahn Tilsit-Memel erkannte die Klagen der Memeler als berechtigt an, am 5. Februar 1872 wurde die Vorlage angenommen und 5800000 Taler zum Bau bewilligt.

Und dennoch stand den Memelern eine große Enttäuschung bevor. Der Staat hatte die Pflicht gehabt, der durch die plötzliche Entwickelung der Eisenbahnen schon geschädigten Stadt das ihm mögliche Äquivalent durch eine Zweigbahn zu geben; er hatte zugleich dabei das Land im Auge gehabt, dem man seine schon so erschwerte Zugehörigkeit zu Preußen erleichtern wollte. Die Stadt Memel ging dagegen bei der ganzen Bahnfrage von der falschen Voraussetzung aus, daß die Bahn nicht nur den Anschluß der Stadt an das Bahnnetz, sondern die Möglichkeit, den Anfang zu der weiteren Entwickelung bieten würde, durch die es ihren Konkurrenten wieder gleich gestellt werden würde. Alles, was die über die Insterburg-Memeler Eisenbahn veröffentlichte Denkschrift in dieser Hinsicht ausführt, ist hinfällig, die falschen Befürchtungen ebenso wie die übertriebenen Hoffnungen. Erstere sind in letzter Linie zurückzuführen auf die Unklarheit über das Verhältnis von Wasserstraße und Eisenbahn in ihrer Bedeutung für den Memeler Handel und Verkehr. Keine Regierung konnte Memel den natürlichen Wasserweg des Niemen, dessen Mündungsstadt es war, nehmen, keine deutsche oder russische Eisenbahn also die Handelszweige, in denen die Eisenbahn mit der billigeren Wasserstraße nicht konkurrieren kann. Die Denkschrift konnte nicht beweisen, daß jene Bahnen (Eydtkuhner und Libau-Kownoer)

Memels Handel ruinieren mußten, sie hätte vielmehr darauf hinweisen müssen, daß er in manchen Zweigen eingeschränkt werden, dafür in anderen vollen Ersatz suchen mußte und finden konnte.

Die übertriebenen Hoffnungen, die eine solche Selbstprüfung verhinderten, waren zurückzuführen auf Unkenntnis über den Verkehrswert von Eisenbahnen. Wie oberflächlich war es, zu behaupten: „Daß Memel von seiner Eisenbahn genau dieselben Vorteile ziehen könnte, wie Königsberg von der seinen genießt, liegt bei der Ähnlichkeit der Bedingungen, unter denen beide Städte Handel treiben, auf der Hand"! (Denkschrift üb. Mem. Seehandel etc., pag. 104.)

Diese Bedingungen waren nämlich nur insofern dieselben, als Königsberg und Memel dasselbe große Hinterland, Rußland, haben und daher ungefähr dieselben Handelsartikel. Während aber Königsberg auch in der ganzen Provinz Preußen ein bedeutendes Hinterland hatte und durch seine Lage am natürlichsten Zentralpunkte aller Küstenstraßen aus Osten und Süden berufen war, bis tief in das innere Rußland, ja bis zum Schwarzen Meere Endpunkt und Ausführhafen derselben zu werden, lag Memel ganz am Nordende der ihm abgewandten Provinz und hatte in diesem spitz zulaufenden Winkel der Provinz überhaupt kein Hinterland. So sehr sich die Memeler gegen die Behauptung der Regierung sträubten, daß die Bahn eine Sackbahn sein werde, an dieser Tatsache war trotz des vorzüglichen Hafens nicht zu rütteln, da ihm das Hinterland fehlte.

Als die Bahn gebaut wurde, stand dem erhofften Aufschwunge nichts entgegen. Im Gegenteil, eine Anzahl günstiger Momente war für die Verkehrslage der Stadt hinzugekommen. Der Hafen war durch mächtige Molen geschützt, die Nehrungsspitze fing an sich zu begrünen, so daß eine Gefahr der Versandung an dieser Seite ausgeschlossen war, auch die Seeküste nördlich von Memel war bewaldet und kultiviert (Plantage). Außerdem waren fünf Chausseen im Kreise ausgebaut und 1873 der König-Wilhelm Kanal fertig geworden. Am 15. Oktober 1875 wurde die ganze Bahnstrecke für Personen- und Güterverkehr

eröffnet. Der große Tag wurde zwar nicht offiziell gefeiert, aber im kleinen Kreise der Interessenten erschien er doch als der Geburtstag zu neuem Glück und Aufschwung.

Denn jetzt, wo das Unternehmen so weit gesichert war, konnte man wieder mit der wahren Absicht hervortreten, die man bei der ganzen Bahnbaupolitik gehabt hatte, und auf die man nur zunächst hatte verzichten müssen. Man forderte jetzt den Anschluß an den russischen Bahnweg: Eine Bahn Riga-Mitau-Moscheiki-Memel. Es war das ein Egoismus ohnegleichen. Denn zu dieser Bahn, die lediglich den Memeler Interessen dienen sollte, war doch die ganze Strecke von Tilsit mit dem millionenkostenden Brückenbau nicht nötig gewesen!! Jetzt zeigte es sich, daß es im Grunde genommen den Memelern vor allem auf eine Verbindung mit Rußland ankam, um die alten Beziehungen wieder pflegen zu können, und nur nebenher auf einen Anschluß an das preußische Bahnnetz, um in diesem patriotischen Nordwinkel des Vaterlandes nicht zu isoliert zu sein! Dieselbe Regierung, die den Memelern soeben die Bahn und die Brücken gebaut hatte, sollte jetzt der russischen Nachbar-Verwaltung verständlich machen, daß nach dem Dafürhalten der Memeler „bei einer Eisenbahnverbindung mit Ostpreußen das Hauptmotiv des russichen Handels doch nur immer sein könnte, auf dem kürzesten Wege mit einem eisfreien, geräumigen und sicheren Hafen in Verbindung zu kommen". Natürlich konnte davon nicht die Rede sein, und die Memeler mußten nun mit den Vorteilen ihrer heißersehnten Bahn auszukommen suchen, die sie als einzige Rettung hinzustellen nicht versäumt hatten. Sofort mußte es sich nun zeigen, daß diese Bahn tatsächlich eine Sackbahn blieb und mit den großen durchgehenden Strecken von Riga, Libau und Königsberg nach dem Innern Rußlands nicht entfernt konkurrieren konnte; war doch beispielsweise in Ostpreußen, wo die Plackereien der russischen Bahntarifpolitik wenigstens fortfielen, Memel eineinhalbmal so weit von Insterburg entfernt als Königsberg! Schön war es nicht, daß man nicht von Anfang an den Mut hatte, diesen notwendigen Miß-

erfolg einzugestehen, sondern die Schuld auf die Tilsit-Insterburger Bahn schob. Später ist diese Privatbahn verstaatlicht; es sind Verbesserungen in den Bahnbeziehungen Memels zur Ostbahn bis zum heutigen Tage eingetreten und an den Grundverhältnissen ist dadurch doch nichts geändert.

Die Bahn stellte sich als Notbehelf heraus, wie sie der Staat ja auch nicht anders aufgefaßt hatte, wenn sie nicht eine Fortsetzung in Rußland erhielt. Daß aber die Schuld daran nicht auf Seiten der Landesregierung lag, hätte das Jahr 1878 den Memelern beweisen können. Als nämlich im Frühjahr 1877 ein Krieg zwischen England und Rußland auszubrechen drohte, der die vom Krimkriege her so gefürchtete Blokade der russischen Häfen zur Folge gehabt hätte, zeigte die russische Regierung, die sich bisher jedem Projekte einer Bahnverbindung mit Memel gegenüber total ablehnend verhalten hatte, plötzlich Neigung zu Verhandlungen. Doch schlug man nicht etwa, wie die Memeler es auch für Rußland am vorteilhaftesten hielten, die Linie Moscheiki-Memel, sondern eine Linie von Prekulm, der nächsten Station vor Libau über Krottingen nach Memel vor! Unsere Nachbaren wollten die Handelsvorteile ihres Hafens Libau behalten, für ihre Notlagen jedoch ganz gern eine neue, bequeme Einfuhrstraße haben, die man für friedliche Zeiten so gut wie ausschalten konnte! Und dabei verschwand auch dieses Projekt, dessen russische Einseitigkeit freilich von den Memelern sofort erkannt worden war, sofort von der Bildfläche, als die Kriegsgerüchte zerrannen. Um so unbegreiflicher war es, daß man, nun Rußland eben den Beweis geliefert hatte, daß seine Politik nur die eigenen Handelsinteressen zu fördern wünschte, in den folgenden Jahren der preußischen Regierung mit dem Vorwurfe entgegentrat, sie hätte die Memeler Bahn zu spät gebaut und daraus sei alles Unheil zu erklären.

Die Stadt hatte sich nämlich seit 1875 nicht nur nicht gehoben, im Gegenteil, aus dem Stillstand der 60er Jahre war ein Rückgang geworden. Der Bericht von 1880 sagt: „Das Bild, welches Handel und Wandel unserer Stadt gegenwärtig bietet,

ist leider kein erfreuliches. Memel ist bereits seit einem Jahr in stetem Rückgang begriffen; unser einst blühender Handel stockt, eine Branche nach der andern verläßt unsern Ort, nur das Holzgeschäft ist noch einigermaßen von Bedeutung. Der Gesamtwert unseres Im- und Exportes ist von 61368300 Mk. in 1874 auf 43000000 Mk. in 1880, in sechs Jahren also fast um ein Drittel gesunken; die Zahl der Einwohner unserer Stadt, samt den Vorstädten Schmelz und Bommelsvitte hat sich seit 1875 um 929, und wenn man den Überschuß der Geburten in Anschlag bringt, um 1329 verringert; viele Wohnungen und Läden, selbst in der besten Lage, stehen leer; die Grundstücke sind erheblich im Werte gefallen. Memel ist nicht blos der einzige preußische Hafen, es ist nächst Zelle die einzige Stadt der Monarchie, über 10000 Einwohner überhaupt, welche bei der letzten Volkszählung eine Abnahme aufwies.

Verursacht sind diese traurigen Verhältnisse hauptsächlich dadurch, daß wir erst seit 1875 eine Eisenbahn überhaupt besitzen und auch heute noch eines direkten Anschlusses derselben an das russische Bahnnetz in nördlicher Richtung entbehren."

Im Jahre 1868 hatte man geschrieben: „Wir werden die Bahn nach Memel bekommen, aber zu spät!" 1871 hatte man geschrieben: „Die Tilsit-Memeler Bahn kommt für uns zwar nimmer zu spät, wohl aber kommt sie spät". In den Handelsbericht von 1880 setzte man tatsächlich die Worte vom „Zu spät" aus dem 1868er wieder ein.

Unbekümmert um die schwankenden Anschauungen der Memeler Kaufherren hat die Eisenbahn den Nutzen, den sie überhaupt bringen konnte, der Stadt gebracht. Einige Jahre darauf fand die schon erwähnte Verstaatlichung der Zwischenstrecke von Tilsit nach Insterburg statt, die Tarife wurden infolgedessen ermäßigt und ein dritter durchgehender Zug mit etwas schnellerer Fahrzeit eingerichtet. Die Verbindung mit der Hauptstadt, und dadurch mit Berlin und Petersburg um der Korrespondenz willen auch für die Geschäftswelt wichtig, hat in den folgenden Jahren

noch manche Verbesserung erfahren. Daß die zuerst mit Überschwang begrüßte Bahn jetzt von den Memelern viel zu abfällig beurteilt worden ist, beweisen vor allem die Güterzahlen der Station Memel, die seit der Eröffnung einen namhaften Aufschwung bis auf die heutige Zeit genommen haben:

1876:	14 435 t an	19 726 t ab
1882:	17 363 „ „	25 277 „ „
1891:	22 350 „ „	27 092 „ „
1895:	23 602 „ „	43 150 „ „
1897:	34 313 „ „	48 508 „ „
1899:	50 144 „ „	56 849 „ „
1900:	61 178 „ „	53 764 „ „

Und wenn man die unfortgesetzte Bahnstrecke in Memel tatsächlich für zwecklos hielt, hätte man sich auch nicht die Kosten gemacht, den Hafen auf den Eisenbahnverkehr einzurichten. Die Arbeiten waren recht umfangreich. Am Außenhafen wurde das Bohlenwerk durch eine 305 m lange Kaimauer ersetzt, die Bahnlinie zum Winterhafen wurde 1876 in einer Länge von 1,5 km drei Stränge breit am Ufer selbst gebaut, so daß nun eine direkte Verladung vom Schiff in die Eisenbahnwagen stattfinden konnte; die Bahn zum Außenhafen war 1878 fertig, dazu kam noch ein Doppelstrang am Dangeufer zum Ladeplatz unterhalb der Eisenbahnbrücke.

Das Verdienst der Eisenbahn ist für Memel hauptsächlich ein negatives: Ohne sich selbst vorzudrängen hat sie sich in den Dienst der Wasserstraße gestellt, auf die sie durch die Enttäuschungen, die sie selbst, und die Schädigungen, die ihr deutschrussische Nachbaren zufügten, erst selbst recht aufmerksam machte. Als positives ist außer der schon besprochenen Förderung durch schnellere und zeitgemäßere Verbindung mit dem Inlande vor allem die bessere Auf- und Anschließung des Memeler Kreises, eine Ausdehnung des Handelsbetriebes auf das ganze Jahr und eine Erweiterung der Industrie zu erwähnen. Durch alles dieses hat sie förderlich gewirkt und den absoluten Schaden in einen

relativen verwandelt. Memel ist im Rang gesunken, aber seine Einwohnerzahl hat sich vergrößert:

1861:	17 590	Einwohner	2
1864:	17 735	„	2
1867:	19 003	„	3
1871:	19 008	„	3 (3)
1875:	19 796	„	2 (3)
1880:	19 660	„	3
1885:	18 748	„	4
1890:	19 282	„	5 (4)
1895:	19 195	„	5 (4)
1900:	20 166	„	5

Immerhin war die fördernde Arbeit hier noch nicht abgeschlossen. Memel lag nicht an der Grenze selbst, und gerade dieses Stück nördlich der Stadt ließ sich entschieden besser für den Handel verwerten, wenn eine Bahn es durchzog. Die Memeler selbst hatten dieses Projekt aufgeworfen, dann aber, aus Angst, sich für eine etwaige Fortsetzung „festzulegen“, wieder zurückgezogen. Allein die Regierung beschloß die Ausführung. Der Gesetzentwurf für eine Strecke Bajohren-Memel wurde daher begründet: „Die 20,3 km lange Bahn Memel-Bajohren soll das nördlich der Stadt Memel sich erstreckende Hinterland erschließen, dessen Entwickelung unter den obwaltenden Verkehrs- und Grenzverhältnissen zurückgeblieben ist, und insbesondere das Verkehrsgebiet von Memel erweitern. Die Linie zweigt von der Tilsit-Memeler Bahn ab und endet bei dem dicht an der preußisch-russischen Grenze belegenen Ort Bajohren. Das Verkehrsgebiet der Bahn umfaßt 190 qkm mit 31000 Einwohnern, welche, abgesehen von den Bewohnern der Stadt Memel, in welcher rege gewerbliche und Handelstätigkeit herrscht, vornehmlich Landwirtschaft, Pferde- und Viehzucht betreiben.“ (Arch. f. Eisenb. 1889, pag. 176.) Der Kreis gab Grund und Boden umsonst her, der Landtag vom Jahre 1888 bewilligte die Vorlage. Die Stadt Memel hatte noch

einen besonderen Vorteil, als ihrer Eingabe, die erste Haltestelle der Bahn nahe am Seebadeorte Plantage-Försterei anzulegen, nachgegeben wurde. 1892 wurde die kleine Strecke eröffnet. Ihre Bedeutung soll man doch nicht unterschätzen. Den Großhandel konnte sie ohne russische Fortsetzung natürlich nicht fördern, aber selbst die so beschränkten Grenzgegenden Rußlands lieferten doch einzelne Erzeugnisse der Landwirtschaft in solcher Menge, daß sie tief nach Deutschland hinein zum Versand kamen. Zweck, den wir zitieren, führt an, daß im Herbste 1897 ein Zug 1150 Gänse von Bajohren nach Memel brachte, die bis Berlin verschickt wurden. Wichtiger noch war die zwei Jahre später erfolgte Eröffnung der Tilsit-Stallupöner Bahn. Wir haben sie bei Tilsit schon kennen gelernt. Auch Memel hatte sich, wie man sehr deutlich hervorhob, zwölf Jahre lang schon darum bemüht. Diese Bahn kam auf eine Abkürzung des Weges nach Rußland und eine Vergrößerung des Hinterlandes in der Provinz hinaus. Mit Genugtuung konstatierte der Bericht von 1895, daß eine erfreuliche Hebung des Getreidehandels und ein sichtlich vermehrter Absatz von Kohlen, Heringen etc. zu verzeichnen gewesen sei.

Inzwischen aber war in Memel unter der Wandlung der Verkehrsverhältnisse eine Industrie zu gewaltiger Blüte gelangt, die von der Bahn gefördert, aber nicht ganz abhängig, jetzt mit neuen Ansprüchen zur Verkehrserleichterung an diese herantrat: Die Holzindustrie.

Holzhandel hatte Memel schon vor der Bahnzeit getrieben. Schon Ungewitter (1859) erwähnt, daß die Ausfuhr in Stücken Bauholz bei weitem überwiegt, was in Zentnern ein- und ausgeht. Dieser Handelszweig, als Industrie bisher mit Windschneidemühlen betrieben, konnte nicht eingehen, er mußte sich vielmehr bei dem unerschöpflichen Reichtum des russischen Hinterlandes und dem sich immer gleich bleibenden Transportmittel des Stromes, noch bedeutend erweitern und ertragreicher stellen, sobald ein wahrhaft industrieller Betrieb mit großen Dampfschneidewerken möglich wurde und die Eisenbahn einen

auch im Winter benutzbaren Ausfuhrweg über Land erschloß. Mit aller Kraft warf sich die Stadt auf den Holzhandel und die Holzindustrie. Ein Etablissement nach dem andern entstand. Die alten Windsägemühlen konnten natürlich nicht im geringsten konkurrieren; 1887 waren nur noch vier in Betrieb, die auch bald eingingen. Schon damals waren ungefähr tausend Arbeitskräfte bei der Holzindustrie beschäftigt. Der Hauptort für die immer größer werdenden Holzlager und Schneidemühlen war die lang am Haffufer sich hinstreckende Schmelz. Zweck rechnet in seinem Lit. 20 große Dampfschneidemühlen in Memel, die das herangeflößte Holz verarbeiten. In Schmelz hat sich auch die übrige Memeler Industrie niedergelassen. Eine „Memeler Industrie-Aktiengesellschaft“ hat sich gebildet, die die Holzabfälle zu Holzessig, Holzkohle, Teer etc. verarbeitet; in der Nähe der Stadt an der Dange ist eine Holzimprägnieranstalt entstanden.

Diese ganze Industrie, wenn auch dem Wasserverkehr entsprossen, blieb doch im dauernden Zusammenhang mit der sie unterstützenden Bahn, die am Import und Export einen nicht ganz unbedeutenden Anteil hatte. Darum wollte man auch in eine bequeme Verbindung mit ihr treten. Die Schmelz war vom Bahngeleise des Winterhafens bei einer Längsausdehnung von ca. 6 km recht weit entfernt. So wurde dann 1896 das Projekt angeregt, die Winterhafenbahn nach der Dange und der Schmelz zu verlängern. Die Interessenten wollten das Anschlußgeleise bauen.

Man hoffte dadurch nicht nur der bestehenden Industrie zu helfen, sondern die Gründung neuer zu fördern. Hatte doch namentlich die Industrie mit Düngemitteln, die auf dem Seewege in großem Umfange hierherkamen, besonders durch die leichte Abfuhr nach dem Lande mittelst der Eisenbahn einen bedeutenden Aufschwung genommen. Allein der praktischen Ausführung stellten sich Schwierigkeiten im Bau und Betriebe entgegen, so daß die Angelegenheit 1898 ins Stocken kam und zu Gunsten eines anderen Projekts aufgegeben wurde.

Im Jahre 1897 hatte nämlich der Kreis Memel den Kleinbahnbau nach der Stadt angeregt, um eine regere und bequemere Güterbeförderung, namentlich landwirtschaftlicher Produkte zu erzielen, und auch die Personenbeförderung nach der Kreisstadt zu erleichtern. Die Stadt hatte sich diesem Vorschlage sofort lebhaft angeschlossen. 1899 fanden die ersten Vermessungen statt. Namentlich das Gebiet im Osten der Stadt sollte eine schnellere Verbindung erhalten. Man projektierte daher eine Linie bis Clemmenhof und von dort abzweigend, einerseits nach Plicken, von wo eine Landstraße nach Rußland, andererseits nach dem Kirchdorfe Dawillen, von wo aus die Mingestraße nach Rußland hineinführt. Gleich damals wurde jedoch für wesentlich die Anlage einer Bahn in Memel selbst gehalten, die die auf der Kleinbahn ankommenden Güter bis zu den Verladeplätzen in Memel und Schmelz transportieren sollte. Diese Bahn sollte nun nach gemeinsamem Projekte der Stadt und der Kreisinteressenten eine elektrische sein, da sie am besten allen Forderungen zugleich entsprechen könnte (Personen und Güter) und nicht auf derartige betriebstechnische Schwierigkeiten stieß, wie eine Staatsbahnerweiterung. Durch Kreistagbeschluß wurde die projektierte Kleinbahnstrecke bis zu den Grenzstationen Laugallen und Pößzeiten erweitert.

Das Unternehmen war in vollem Gange, als 1902 durch die industrielle Krisis die nordische Elektrizitäts- und Stahlwerk-Aktiengesellschaft, der die elektrische Bahnanlage in der Stadt übertragen war, sich gezwungen sah, die Arbeiten einzustellen, und dadurch auch der ganze Kleinbahnbau in Stocken geriet. Der Kreistag beschloß darauf das Unternehmen zu vereinigen, so daß es in nicht zu ferner Zeit in Verwirklichung treten wird. Durch die Entwickelung der letzten 20 Jahre, die den Hauptwert auf die Wasserstraße, den natürlichen Verbündeten Memels legte, und die Landverkehrswege nicht mehr ausschließlich als Stützen für kühne, aber unmögliche Projekte, sondern als Mittel zur Hebung und Förderung des hier wie aller Orten danieder liegenden Nahverkehrs benutzte, hat sich

Handel und Wandel Memels nach dem Tiefstande von 1880 wieder gehoben.

Der Handel ist noch immer der Hauptnahrungszweig der Bevölkerung. Der Hauptausfuhrartikel ist das Holz, von dem im Jahre 1897 z. B. über 650000 Festmeter meist nach England expediert wurden. Nächstdem findet man auf der Ausfuhrliste als einzig bedeutende Artikel nur noch Leinsaat, Flachs und Lumpen. Der Import besteht in Kohlen und Heringen, Phosphat, Schwefelkies und Thomasschlacke. Der enge Zusammenhang mit Rußland kommt in fast allen diesen Artikeln zum Ausdruck.

Von der Holzindustrie ausgehend, die zusammen mit dem Holzhandel das Schwergewicht des heutigen Memeler Handels ausmacht und allein noch einen wahrhaft großartigen Betrieb darstellt, hat sich aber in letzter Zeit auch die Industrie im allgemeinen gehoben und angefangen festen Fuß zu fassen. Die zuletzt angeführten Importartikel ließen schon auf ein Unternehmen schließen, wie es Memel durch die „Union", eine Fabrik chemischer Produkte, die mit ca. 400 Arbeitern arbeitet, erhalten hat. Außerdem sind die Eisengießereien, drei Bierbrauereien, eine Seifenfabrik und mehrere Kalk- und Ziegelbrennereien zu erwähnen[1]).

3. Die stagnierenden Städte.

Wer unter Stagnieren ein Stehenbleiben auf derselben Einwohnerzahl oder eine ganz geringfügige Veränderung derselben versteht, wird in ganz Ostpreußen kaum eine in diesem Sinne stagnierende Stadt finden. Das ist ein Beweis dafür, daß Ostpreußen sich im 19. Jahrhundert ungemein gehoben und ein

1) Anm.: Es ist charakteristisch bei dieser durch die Eisenbahnen so geschädigten Stadt, daß die Lage des Bahnhofes gänzlich ohne Wirkung auf das Stadtbild geblieben ist. Die Stadt hat sich immer krampfhaft am Wasser gehalten und entlang gestreckt, dem Bahnhof jedoch kühl und reserviert den Rücken gezeigt. In den Jahren 1898—1901 scheint in der dem Bahnhof zunächst liegenden Straße kein neues Haus gebaut zu sein!

absoluter Stillstand überhaupt nicht stattgefunden hat. Wir haben unter „stagnierenden Städten" etwas ganz anderes zu verstehen, da es für uns nur darauf ankommt, den Einfluß der Eisenbahnen festzustellen. Zu diesem Zwecke müssen wir nach dem Range der Stadt, nach ihrer Stellung in der Provinz fragen, die sie beim Beginn der Eisenbahnzeit und die sie heute einnimmt. Hat diese Stellung sich nicht oder nur ganz unwesentlich verändert, dann ist die Stadt stagnierend in unserem Sinne. Es erscheint zunächst sonderbar, vom Stagnieren zu sprechen, obwohl eine Stadt an Einwohnern beträchtlich größer geworden ist, und doch ist diese Methode nach dem Rang d. h. nach der relativen, nicht nach der absoluten Größe zu fragen, die einzig richtige, da sie allein ein zutreffendes Bild gibt. Müßte z. B. nicht jemand, der Ostpreußen nicht kennt und hört, daß Gumbinnen gegen 1852 sich (mit Militär) an Einwohnern verdoppelt hat, wenn er nur diese absoluten Zahlen berücksichtigt, denken, die Stadt hätte enorme Fortschrite gemacht und sich erheblich entwickelt, während jedermann, der die Stadt kennt, zugeben muß, daß sie auch heute noch still und tot ist?

Gumbinnen ist und bleibt eben der vom Dorfe zur Regierungsstadt erhobene, durch künstliche Mittel groß gezogene Ort, ganz gleich, ob die Bevölkerung 7000 oder 14000 Einwohner beträgt. Es ist natürlich, daß 14000 Menschen mehr Platz zum Wohnen brauchen, sich das Stadtbild also erweitert hat, aber die Stadt als Ganzes ist genau so tot geblieben. An dem Aufschwung haben Handel und Verkehr nicht oder nicht bedeutend genug teilgenommen. Vergleicht man Gumbinnen mit Insterburg, dann wird der Gegensatz vollends klar. Mit der absoluten Ziffer ist hier also gar nichts zu machen. Wir merken uns nur, daß sie für diese Klasse durchweg beim Vergleiche von 1852 und 1900 positive Resultate ergibt, wobei Gumbinnen mit einer Zivilbevölkerungszunahme von 4694 obenan, Domnau mit einem Plus von 194 untenan steht.

Das richtige Bild geben die vergleichenden Rangziffern, wie überhaupt der Vergleich sowohl mit den gleichzeitigen Ent-

wickelungs-Verhältnissen anderer, wie den vorzeitigen des eigenen Ortes nirgends so notwendig ist als bei stagnierenden Städten. Da stellt es sich, um noch einmal auf unser Beispiel zurückzukommen, heraus, daß Gumbinnen von Anfang des Jahrhunderts bis zum Ende ein und dieselbe Rangziffer (6) behalten hat.

Da aber die Stagnation ihrem Wesen nach immer eine dauernde Erscheinung ist, genügt es hier nicht, immer nur die Rangziffern von 1852 und 1900 mit einander zu vergleichen, und es muß besonders auf die Tabellen am Schlusse des allgemeinen Teils verwiesen werden. Doch schon die beiden genannten Ziffern ergaben in den weitaus meisten Fällen eine so geringe Differenz, daß sich die Stagnation an ihnen bereits aufs Deutlichste ausprägt. Die höchsten Differenzzahlen sind 6 bei Fischhausen und 5 bei Rhein, und diese Schwankungen kommen gerade bei den Plätzen vor, wo ein geringes Herauf- und Hinabgleiten im Gegensatz zu den ersten zehn und zu den letzten Städten der Provinz viel weniger ausmacht. Bei beiden Städten kommt auch noch der störende Einfluß der Wasserstraße hinzu. Im übrigen sind die Differenzziffern ausnahmslos sehr gering.

Zweimal kommt 0 vor, 7 mal 1, 4 mal 2, 1 mal 3. Die Summe aller Differenzziffern beträgt bei 16 Orten nur 29.

Man kann in dem Grade der Stagnation noch einige Unterschiede machen. Es kommt vor, daß eine Stadt unter dem Einflusse der Bahn für eine Zeit gleichsam aus ihrem Schlafe erwacht und eine Veränderung ihrer Daseinsformen erfährt; diese kann wiederum in einer zeitweisen Schädigung wie einer vorübergehenden Förderung bestehen. Bald aber stellt sich das alte Gleichgewicht her und Gesamtbild und Bedeutung bleiben die alten. Danach kann man stagnierende Städte mit dazwischen liegender Förderung und solche mit dazwischen liegender Schädigung unterscheiden. In beiden Fällen muß die ganze Reihe der Rangziffern betrachtet werden, wobei sich dann unschwer feststellen läßt, durch welche Bahn die Veränderung veranlaßt worden ist. Dieser Vorgang einer periodischen Veränderung kann aber ein mehrmaliger sein und dann tritt eine zeitweise

Schädigung zwischen zwei vorübergehende Förderungsperioden. Beispiele hierfür sind Marggrabowa und Neidenburg.

Dieselbe Betrachtungsweise ist natürlich bei der dritten Abteilung dieser Klasse, den absulut stagnierenden Städten, erforderlich. Es sind das Orte, die das, was sie waren, auch geblieben sind, ganz gleich, ob sie Eisenbahnen früher oder später erhielten, ja sogar wie Zinten in neuester Zeit wenigstens eine Art Knotenpunkt geworden sind. Sie haben eben überhaupt keine Verkehrslage. Teilweise sind sie, wie Rhein, versteckt, teilweise, wie Mühlhausen, Domnau, Gumbinnen, Zinten, zu nahe an durch ihre Verkehrslage begünstigteren Orten gelegen, im Gegensatz zu denen sie natürlich niemals emporkommen konnten. Ganz unrecht tut man, in diesen Fällen von einer Schädigung durch die Eisenbahnen zu sprechen. Domnau ist eben immer Domnau gewesen und auch Mühlhausen hat zwischen Elbing und Braunsberg an einer Stelle, wo ebensogut ein Roggenschlag stehen könnte, niemals, ob mit oder ohne Bahn, eine Bedeutung erlangen können. Die Eisenbahnen können vieles, aber Wunder können auch sie nicht vollbringen.

Die Übersicht über diese Klasse ergibt folgende Städte:

a) stagnierend mit dazwischen liegender Förderung:

53.	Willenberg	2280	Einwohner
45.	Fischhausen	2746	"
37. (42)	Darkehmen	3534 (2958)	"
31.	Mehlsack	4152	"
28.	Neidenburg	4453	"
23.	Guttstadt	4588	"
21.	Marggrabowa	4878	"
16.	Wormditt	5249	"

b) stagnierend mit dazwischen liegender Schädigung:

26.	Heiligenbeil	4553	Einwohner

c) absolut stagnierend:

59.	Domnau	1921	Einwohner
58.	Rhein	2025	"

52.	Mühlhausen	2326	Einwohner
46.	Saalfeld	2586	=
41.	Seeburg	3023	=
35.	Zinten	3585	=
6. (7)	Gumbinnen	14000 (11764)	= .

Als Probe:

Heiligenbeil.

Das ca. 50 km von Königsberg entfernte Städtchen Heiligenbeil hatte sich in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu einem gewissen Wohlstande entwickelt. Es lag an der großen Verkehrsader von Berlin nach Königsberg und war daher berufen, der Handelsvermittler für das dahinter liegende, noch durch keine Chaussee aufgeschlossene Landstück nach Zinten zu zu sein. Es profitierte vom Durchgangsverkehr und hatte es zu einer gewerblichen Blüte gebracht, die in einzelnen Zweigen sogar hohe Berühmtheit erlangt hatte. Es war die richtige Land- und Handelsverkehrsstadt zweiten Ranges. Die in der Umgegend häufigen Kaddig- und Wachholdersträuche, im Volksmunde Machandelbaum genannt, lieferten einer großen Anzahl von Handwerksmeistern das Material zu jenen äußerst zierlichen und dabei wohlfeilen Drechslerarbeiten, die weithin berühmt, fast auf allen Jahrmärkten feilgeboten wurden und deren Herstellung vielen Menschen lohnende Beschäftigung gab. Daneben blühte eine große Anzahl anderer Kleingewerbe, und auch im Getreidehandel vermittelte Heiligenbeil die Ausfuhr nach dem Exporthafen Königsberg (cf. Bilder aus den deutsch. Küstenl. d. Ostsee. p. 440. 41). Da nahm die große Verkehrsader des Ostens, die Eisenbahn von Berlin nach Eydtkuhnen, ihren Weg über unseren Ort. (Eysenblätter, Geschichte d. Stadt Heil. p. 104.) Sie hatte zunächst einen Rückgang der Stadt zur Folge. Die Nähe der Hauptstadt wurde mit der schnellen Eisenbahnverbindung manchem Geschäftszweige verhängnisvoll. Vor allem litten die Gewerbe, auf denen der Wohlstand der Bürgerschaft zum großen Teil basierte, „durch die Konkurrenz

mit der Massenproduktion auswärtiger Fabriken, insbesondere das Drechslergewerk, welches unter den ungünstigen Verhältnissen die einstige Blüte nicht zu erhalten vermochte". (Eysenbl. l. c. p. 104.) 1888 befand es sich bereits in so traurigen Verhältnissen, daß keiner von den Meistern mehr Gesellen oder Lehrlinge zu halten vermochte. (Jahresber. der Gewerbekammer 1888 p. 72.) Aber auch „die Leinenindustrie nahm ab; Spinnrad und Webestuhl verschwinden immer mehr aus den Häusern in Stadt und Land". (Eysenbl. l. c. p. 104.) Heiligenbeil konnte sich vor weiterem Rückgange nur retten, wenn es ihm gelang, sich den veränderten Zeitverhältnissen anzupassen. Es mußte sein Hinterland durch Chausseebauten fester mit der Stadt verknüpfen und es dadurch am Abfall nach anderen Orten verhindern und durch Industrie großen Stiles die Vernichtung des Kleingewerbes ausgleichen. Heiligenbeil hat diese Aufgaben erfüllt und daher heute denselben Platz behauptet wie vor der Eisenbahnzeit. Bei der Nähe der Hauptstadt ist das um so mehr anzuerkennen, beweist jedoch, daß die Nähe einer großen Stadt nicht immer absolut schädigend zu wirken braucht.

Ein großer Teil dieses Verdienstes fällt dem Landrat des Heiligenbeiler Kreises, Herrn v. Dreßler, zu. Er war die Seele aller Unternehmungen, die Heiligenbeil seinen Landkreis zu behalten und zeitgemäß auszunutzen möglich machten. Zunächst wurden Chausseen nach dem Binnenlande gebaut. 1870 war die Strecke von Heiligenbeil bis Rödersdorf vollendet, die später fortgesetzt wurde, und von Rehfeld aus wurde eine Zweigchaussee nach Zinten gebaut. Zusammen mit der schon bestehenden Berliner Kunststraße war der Kreis hierdurch regelrecht aufgeschlossen und sein Verkehr nach Heiligenbeil zentralisiert. Der Hauptverdienst Dreßlers war es jedoch, daß er sozusagen Heiligenbeils Hafflage entdeckte und der Schöpfer des Hafens Rosenberg wurde. Wir haben in diesem Hafen ein Beispiel des förderlichsten Ineinandergreifens von Schienen- und Wasserweg in zwei verschiedenen Richtungen. Im Herbst 1882 war der Hafenbau, namentlich die Anlage der Molen, be-

endet. Sofort entwickelte sich ein bedeutender Verkehr. Vom Hafen aus, der nicht an der Mündung der unbedeutenden Küstengewässer Jarft-Bahnau, sondern weiter nördlich nach Königsberg zu lag, führte eine Chaussee nach der Stadt, die der Kreis unterhielt. Kartoffeln, Getreide, Kleie, Viktualien aller Art, Bier, Steine, Sand, Kies wurden exportiert, Ziegel, Dachpfannen, Baumaterialien herbeigeschafft. Die Stadt macht sich von dem schädigenden Einfluß der Bahn frei durch Schaffung einer neuen Straße, ohne jedoch, wie wir weiter sehen werden, einen einzigen Vorteil der Bahn aus der Hand zu geben. Der Hafen nimmt eine fortgesetzt günstige Entwickelung. Regelmäßiger Dampferverkehr mit Königsberg-Pillau wird unterhalten, zeitweise liegen die Schiffe in ihm in zwei- bis dreifacher Reihe. Ein großes Dampfsägewerk wird von einer Firma am Hafen errichtet. 1894 wird eine Hafenerweiterung dringend notwendig; der Hafen wird vertieft, damit die Stettin-Danziger Seedampfer ihn zum Getreideexport benutzen können, und schließlich beschließen die Rosenberg-Heiligenbeiler Interessenten die Selbstanschaffung eines Dampfers.

Heiligenbeil ist also Seehandelsstadt, wenn auch in kleinem Maßstabe, geworden und verdankt den Anstoß dazu nur dem Einwirken der Eisenbahn auf sein Gewerbeleben. Aber nun will man positive Vorteile für den Handel auch von den Eisenbahnen ziehen, und darum interessiert uns dieses Städtchen auch nach seiner Umwandlung in einen Hafenort. Im selben Augenblicke, in dem die Bahn Zinten-Rothfließ vom Staate in Aussicht genommen wird, streben die Heiligenbeiler eine Fortführung nach ihrer Stadt und ihrem Hafen an. Der Kreisausschuß fordert wenigstens die Herstellung einer Kleinbahn von Zinten nach Heiligenbeil. Mit dieser Forderung sind die Heiligenbeiler bisher nicht durchgedrungen. Daß sie Vorteil von der Bahn haben würden, ist ganz zweifellos. Heiligenbeil könnte auf diese Art und Weise ein nicht mehr zu übersehender Konkurrent Königsbergs und ein sehr zu fürchtender Braunsbergs werden. Diese Gründe mögen wohl dafür bestimmend

gewesen sein, daß die Regierung „zurzeit“ dem Projekte noch nicht näher getreten ist. Die Heiligenbeiler haben sich vor der Hand ihren alten Platz unter den Städten der Provinz erkämpft; er ist ihnen durch ihre Verkehrsmittel: Bahn, Chaussee und Wasserstraße, insgemein gesichert. Sie können es ruhig abwarten, bis die neue gewünschte Bahn ihnen eine sichere Förderung bringen wird. (cf. hierüber Verwaltungsberichte des Kreises Heiligenbeil 1882—1900.)

Zur selben Zeit aber, in der der Heiligenbeiler Hafen zur Bedeutung gelangte, half der zuerst geschädigten Stadt die Eisenbahn ihren Platz behaupten durch einen Aufschwung der Industrie. Sie steht im engsten Zusammenhang mit der Landwirtschaft und hob sich wie diese unter den Einflüssen der Eisenbahn. Eine Meierei und eine Anstalt zur Verwertung des Obstes wurden gegründet, die schon vorhandene Amtsmühle, noch aus der Ordenszeit, wurde mit allen modernen Einrichtungen versehen und trieb einen ausgedehnten Mehlhandel. Aus einer kleinen Schmiede entwickelte sich durch die Intelligenz und Tätigkeit ihres Inhabers Rudolph Wermke die weithin berühmte, einen ganzen Häuserkomplex umfassende Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen, besonders aber von Pflügen. Es ist kein Zufall, daß wir sie dicht am Bahnhofe bei der Vorüberfahrt liegen sehen. Erst durch die Eisenbahnverbindung konnte sie groß und berühmt werden. Schon 1886 genoß sie europäischen Ruf, beschäftigte ca. 70 Arbeiter und setzte in fast allen preußischen Provinzen und auch nach Holland, Rußland, Ungarn, Rumänien und Ägypten ab. Selbst nach Nord-Amerika ging damals ein Probeauftrag und die deutsche Kolonie Kamerun war der am weitesten entfernte Kunde der Heiligenbeiler Fabrik. (Jahresbericht der Gewerbekammer 1886—87 p. 104.)

Die anderen industriellen Unternehmungen: Eisengießerei, schon erwähnte Dampfschneidemühle und Brauerei vervollständigen das Bild dieses blühenden Industrieaufschwunges.

Durch Anspannung aller seiner Kräfte hat sich das bescheidene Städtchen zwischen Braunsberg und Königsberg halten können.

Die Stadt ist, wenn auch langsam, gewachsen. Sie hat sich nicht über ihre Zeit erhoben, aber sie hat die Fortschritte derselben mitgemacht. „Der Wohlstand nahm zu, ihre äußere Erscheinung wurde stattlicher. Zahlreiche öffentliche Gebäude und Anstalten entstanden." (Eysenbl. l. c. p. 103.)

Wenn wir vom verkehrsgeographischen Standpunkte aus Städte nur an solchen Stellen für berechtigt halten, an denen aus diesen oder jenen Gründen ein selbständiges gewerbliches Leben sich entwickeln konnte, müssen wir die dauernd stagnierenden Städte als große Dörfer mit der rechtlichen Stellung als Städte bezeichnen. Keinem anderen Umstande verdanken sie ihre Existenz, als dem Hange der landbebauenden Bevölkerung, Mittelpunkte zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu haben. Ein paar Händler, ein paar Kaufleute und eine Hand voll Handwerker machen das Städtchen aus. Sie alle aber können vom Geschäftsverdienst allein nicht leben, sondern betreiben zum großen Teil selbst Landwirtschaft. Die Stadt unterscheidet sich in keinem wesentlichen Merkmale von einem bedeutenden Dorfe. Daß sie keine eigentliche Verkehrslage haben, beweist erst die Zeit, in der die Verkehrswege ausgebaut werden. Sie liegen alle ausnahmslos nicht an Hauptverkehrsstraßen des 19. Jahrhunderts. Wo das dennoch der Fall ist, haben wir es mit künstlichen Verhältnissen zu tun. Sie sind alle Binnenlandstädte, an keinen schiffbaren Flüssen gelegen, und selbst im Seengebiet Masurens durch abseitige Lage vom größeren Verkehr ausgeschlossen. Darum haben auch die Eisenbahnen sie zuerst gemieden, und wenn sie sie, die eine früher, die andere später, dennoch erreichten, so dankte es die Stadt nicht ihrer Lage, sondern es war gleichsam ein Zufall, daß sie in der gerade eingeschlagenen Verkehrsrichtung lagen. Dem Lande ringsum verdankten sie ihre Existenz, der Notwendigkeit seiner allmählichen Aufschließung auch ihre Chausseen und Eisenbahnen.

Darum sind sie auch immer geblieben, was sie waren. Sie konnten nicht geschädigt, aber auch nicht gefördert werden, und

selbst da, wo die Kunst mit allen Kräften der Natur entgegen arbeitete, hat auch sie einen relativen Aufschwung nicht hervorzubringen vermocht.

Als Beleg hierfür diene:

Gumbinnen.

Ohne den Königswillen Friedrich Wilhelm I. wäre Gumbinnen heute noch ein wohlhabendes Dorf. Eine städtische Siedelung war durch die Verkehrsverhältnisse jedenfalls nicht bedingt. Wer nordwärts der Tzullkinner Forst, wer südwärts der Plickener Berge wohnte, mußte Insterburg als natürlichen Sammelplatz allen Verkehrs dieser litauischen Gegenden auf geradem bequemen Wege aufsuchen. Bei einer Stadt Gumbinnen war eine Umgehung der Forst und eine Umgehung oder Überkletterung der Höhen notwendig. Trotzdem war die Stelle, wenn man hier überhaupt eine Stadt gründen wollte, nicht schlecht gewählt. Der Umkreis von der Forst bis zu den Höhen mußte ihr als natürliches Gebiet zufallen, zumal größere Moore auch eine Art Ostgrenze schufen. Die Lage Gumbinnens am Zusammenfluß der Pissa und Rominte kann verkehrsgeographisch auch nicht verwertet werden, da jede Schiffahrt unter- und oberhalb der Stadt ausgeschlossen ist Siedelungskundlich beweist sie nur, daß auch Gumbinnen wie alle anderen Dörfer das Wasser aufgesucht hat. Wäre Gumbinnen nicht Stadt, dann hätten wir eine vorzügliche Ostbahnstation Stannaitschen, mit einer Zufuhrchaussee von Norden (Gumbinnen-Tilsiter Straße) und einer von Süden (Gumbinnen-Goldaper Straße), während den übrigen Chausseen die beabsichtigte künstliche Hinleitung nach der Hauptstadt des Regierungsbezirkes zu deutlich anzumerken ist, als daß ihr Entstehen auch in dem fingierten Falle anzunehmen wäre.

Gehen wir nun aber über den engen räumlichen Horizont von Gumbinnen etwas weiter hinaus, so ergibt sich seine ungünstige Verkehrslage aus dem Umstande, daß diese Stadt an

einer Stelle der Provinz liegt, die weder recht zum Grenzgebiet gehört, noch auch dem Binnenland recht eigentlich angehört. Gumbinnen hat keine Randlage. Der Einfluß des Grenzsaumes reicht nur bis Stallupönen, das der natürliche Knotenpunkt für die letzten Nord-Süd-Straßen parallel der Grenzen ist und als Grenzrandstadt infolgedessen auch Eisenbahnknotenpunkt geworden ist. Der Einfluß des Binnenlandes mit seiner Binnenwasserstraße reicht nur bis Insterburg, das in dieser Beziehung Randstadt ist und der natürliche Anfangspunkt der von hier an schiffbaren und einheitlichen Pregelstraße.

Gumbinnen liegt also zwischen beiden Städten gleichsam in einer toten, neutralen Zone. Darum ist es auch trotz aller künstlichen Belebungsversuche tot geblieben. Passarge nennt es „eine monotone und unbelebte Stadt“. Darum konnten wir es auch in der Klassifikation der Städte nirgends recht unterbringen. Aber gerade dieser Umstand mag dem Wirtschaftspolitiker die Stadt für den Verwaltungsmittelpunkt der östlichen Provinzhälfte günstig erscheinen lassen, von geographischem Standpunkte kann man nur der Ansicht sein, daß Insterburg am natürlichen Knotenpunkt der litauischen Hauptstraßen von allen Richtungen her der prädestinierte Ort für den Sitz der Regierung war.

Und alles, was wir von der Verkehrslage Gumbinnens im allgemeinen gesagt haben, bestätigen die Eisenbahnen vollauf, ihrer Natur nach konnten sie in ihrem Verlaufe auch auf die Regierungsstadt nicht die Rücksicht nehmen, wie der Landwegebau. Sie haben sich ein viel freieres, ungezwungeneres Verhältnis zu der Stadt bis auf den heutigen Tag gewahrt.. Ein Blick auf die Verkehrskarte zeigt, daß die Eydtkuhner Strecke von Königsberg abgesehen, überall wo Städte liegen, Abzweigungen von Eisenbahnen erhielt (bei Wehlau tritt der schiffbare Unterlauf der Alle an die Stelle einer Bahn), nur nicht bei Gumbinnen. Noch heute muß man, um nach der Regierungsstadt zu gelangen, von Norden wie von Süden her große Umwege über Insterburg resp. über Stallupönen machen. Dieses ungeheuere Viereck, dessen Seiten die Strecken Tilsit-Stallupönen,

Stallupönen-Goldap, Goldap-Insterburg, Insterburg-Tilsit bilden, ist der letzte und am meisten bestätigende Beweis für unsere Behauptung von der ungünstigen Verkehrslage dieses künstlichen Stadtproduktes.

Daran ändert es auch nichts, daß der Bau einer Nebenbahn Gumbinnen-Szittkehmen beschlossene Sache ist. Eine natürliche Linie können wir in diesem Projekt nicht erblicken, nach einer derartigen Stichbahn können wir uns in der ganzen Provinz vergebens umsehen, und die Szittkehmer gehören mit ihren Verkehrsinteressen viel eher nach Stallupönen oder nach ihrer Kreisstadt Goldap, von der sie allerdings durch die bahnenfeindliche Forst abgeschnitten sind. Jedenfalls wäre verkehrsgeographisch die Strecke Pillupönen-Szittkehmen-Goldap natürlicher als die Bahn Szittkehmen-Gumbinnen.

Und nicht anders steht es mit der zweiten Bahn, die Gumbinnen erhalten soll: Der Strecke Angerburg—Darkehmen—Gumbinnen. Wiederum beweist ein Blick auf die Karte, daß nach Ausbau der Linie Johannisburg—Lötzen—Angerburg das Stück Angerburg—Insterburg und nicht Angerburg—Gumbinnen das natürliche Schlußglied einer geraden Bahnlinie vom Ende Masurens bis Tilsit hinauf bildet.

Auch da macht sich das natürliche Verhältnis von Insterburgs günstiger Verkehrslage für jede Richtung und Gumbinnens ungünstiger wiederum fühlbar.

Was schließlich die Ostbahn anlangt, an deren Strecke Gumbinnen liegt, so ist schon vorher durch den Hinweis auf eine Station „Stannaitschen" auf den kleinen südlichen Umweg hingedeutet worden, den die Bahn von Insterburg nach Stallupönen macht. Der kürzere Weg hätte durchweg näher an der Chaussee entlang geführt, ohne größere Terrainschwierigkeiten zu bereiten. Südlich von Stannaitschen hätte der Pissafluß einmal überschritten werden müssen, dann wäre in dem durchweg flachen Gelände immer an der Chaussee entlang die Strecke gerade auf Stallupönen zugeeilt, während sie jetzt Rominte und Pissa gesondert zu überschreiten hat. Gumbinnen ist in der einschlägigen Literatur,

soweit sich Urteile finden, nicht anders beurteilt worden. Passarges Meinung haben wir schon angegeben, und er kannte Land und Leute seiner Heimat. Ein Urteil aus den achtziger Jahren lautet: „Gumbinnen ist allerdings, von den Markttagen abgesehen, ein totes Nest. Der längere Aufenthalt ist ein trister und einförmiger, und die Stadt ist ohne Zweifel die letzte unter den hervorragenden Städten der Provinz.“ (Ostpr. Skizzen, Grenzboten 1885.)

Daß Gumbinnen ebensogut wie Insterburg Knotenpunkt aller jener Linien, die dort kreuzen, hätte werden können, muß nach dem Auseinandergesetzten freilich als äußerst kurzsichtig und falsch zurückgewiesen werden. Sehr zutreffend sagt Bonk: „Die Stadt ist auf künstlichem Wege ins Dasein gerufen, durch künstliche Mittel erhalten und auf künstliche Weise zur Blüte gelangt, indem es 100 Jahre nach seiner 1724 erfolgten Gründung zur Regierungsstadt gemacht wurde“; und ergänzend sagt Zweck: „Daß die Stadt trotz der Nähe von Insterburg eine ansehnliche Größe erlangte, hat sie nur dem Regierungssitze zu verdanken“. (Zweck Lit. p. 273 ff.) Man muß berücksichtigen, daß sie 1816 noch mehr Einwohner hatte als Insterburg und damit die vierte Stadt der Provinz war.

	1816	1843	1871	1900
Gumbinnen:	5662	6678	9056	14000
Insterburg:	5393	9544	14439	27787

Diese Zahlen reden deutlich genug, wie wenig sich die natürlichen Verhältnisse auf die Dauer haben verschleiern lassen, noch viel markanter aber sind die Rangziffern. In diesem Jahrhundert des ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwunges, wo jede natürliche Kraft sich tausendfältig regt und durch die modernen Verkehrsmittel tausendfältig ausgenutzt wird, bleibt Gumbinnen unentwegt auf demselben Platze stehen. Der Aufschwung des Regierungsbezirks muß ja freilich in gewissem Sinne auch auf die Regierungsstadt zurückfallen: Ihr Beamtenpersonal, ihre Garnison wurden größer, sie wächst an, aber ihr Rang in der Provinz

bleibt derselbe und sie, die früher zu den allerersten Städten zählte, kann jetzt keine einzige überflügeln.

	1843	1846	1849
Einwohner:	6678	6580	6794
Rangziffer:	6	6	6
	1852	1855	1858
Einwohner:	7070	7433	7760
Rangziffer:	6	6	6
	1861	1864	1867
Einwohner:	8006	8517	8779
Rangziffer:	6	6	6
	1871	1875	1885
Einwohner:	9114	9530	10453
Rangziffer:	6	6	7
	1890	1895	1900
Einwohner:	12207	13545	14000
Rangziffer:	6 (7)	6 (7)	6 (7)

Nur weil die Regierungsstadt mit dem Regierungsbezirk im Aufschwung mitging, ist Gumbinnen größer geworden. Nur unter diesem Gesichtspunkte ist daher schließlich auch der relative Aufschwung zu betrachten, den Handel und Industrie in der stagnierenden Stadt genommen haben. Dem Kleinhandel gaben die Menschen, die durch die Regierung hierher geschickt wurden, den Rückhalt, dem Großhandel und der Industrie die Verkehrswege, die die Regierung über Gumbinnen legte, um die Regierungsstadt wenigstens einigermaßen mit der fortschreitenden Landeskultur in Einklang zu bringen. Erst das Chausseenbündel, das heute in Gumbinnen zusammenläuft, macht seine Märkte groß, macht die Stadt zum Wohnsitz von (1901) 14 Viehhändlern, 16 Getreidehändlern, 8 Bau- und Nutzholzhandlungen, 4 Lumpen- und Rohproduktenhändlern, 4 Handlungen mit Mehlfabrikaten, 6 Speditions- und Kommissionsgeschäften, zum geeigneten Orte für einen sehr besuchten jährlichen Füllenmarkt.

Und nur der Umstand, daß die Eisenbahnstation Gumbinnen zugleich auch Stadt ist, hat 27 allerdings vorwiegend kleineren industriellen Anstalten zusammen mit jenem durch die zahlreichen Chausseen angeschlossenen, fruchtbaren Hinterlande die Existenzbedingungen gegeben. Bedeutend ist nur die Möbel- und Mühlen-Industrie. Trotz alledem ist Gumbinnen keine Handels- und keine Industriestadt. Kein frisches gewerbliches Leben pulsiert in seinen Straßen. Der Bahnhof liegt auch heute noch abseits und verlassen. Er hat seit der feierlichen Eröffnung der Eydtkuhner Strecke keine Veränderung erfahren. Die Stadt fühlt sich als Beamtenstadt und kümmert sich nicht um die Vorteile, die die Gewerbetreibenden ihm verdanken. Daher hat sie sich am Auffälligsten in den Richtungen ausgedehnt, die dem Bahnhofe fern oder gar entgegengesetzt liegen, z. B. die Tilsiter-, Stallupöner- und Insterburger-Straße. Auch Allenstein ist eine Beamtenstadt, aber es hat sich an den Bahnhof in voller Erkenntnis, daß es ihm alles verdankt, aufs Engste angeschlossen. Gerade die feine Welt, auch die, die mit dem Bahnhofe direkt nichts zu tun hat, zieht sich nach ihm hin: in Braunsberg blieb sie unberührt von ihm, in kühler Reserve; in Gumbinnen wendet sie ihm den Rücken. Die Stadt will als Regierungsort gesucht werden, nicht suchen.

Anhang.

Nachdem wir den Einfluß der Eisenbahnen auf die ostpreußischen Städte einer eingehenden Betrachtung unterzogen haben, müßte bei einer systematischen Betrachtung des Einflusses der Bahnen auf die Siedelungen überhaupt ein Abschnitt über die Stationen, d. h. über die Ortschaften, denen die Stationen ihren Namen verdanken, folgen, und ihm hätte als Abschluß eine Erforschung des Eisenbahneinflusses auf die ländlichen Siedelungen insgemein, d. h. auf das ganze Land zu folgen.

Wir müssen uns, da es sich hier nur um einen Anhang handeln sollte, auf einen kleinen Teil dieser Abschnitte be-

schränken, und als Proben nur drei Orte behandeln, die in einer besonderen Hinsicht sich auszeichnen und daher durch einen ganz besondern Einfluß der Eisenbahnen ausgezeichnet sind. Es sind dieses eine von den Stationen, die zu Ausflugszwecken benutzt werden, Löwenhagen, ein Knotenpunkt: Maldeuten und die wichtigste Grenzstation Eydtkuhnen.

1. Löwenhagen.

Die Umgegend des Kirchdörfchens Löwenhagen hat schon früh die Aufmerksamkeit der Königsberger auf sich gelenkt. Aber bevor die Ostbahn hier vorüberführte, war an einen intimeren Zusammenhang von Dorf und Stadt nicht zu denken. Zu Fuß ließ sich der Ort wegen seiner Entfernung von ca. drei Meilen doch nicht bequem genug erreichen, auch nachdem die Chaussee über Neuendorf und Steinbeck gebaut worden war, so blieb man auf die Dampferfahrt auf dem Pregel angewiesen, an dessen südlichem Talrande das Dörfchen lag. Aber vom Fluß war auch noch ein beschwerlicher und oft gar nicht passierbarer Weg zurückzulegen. Lange Monate stand das ganze Gebiet bis zu dem hohen Talrand unter Wasser und selbst im Sommer trat bei starkem Rückstau das Wasser aus den Wiesengräben über den Weg und machte ihn für Fußgänger unpassierbar. Ein Ausflugsort konnte Löwenhagen erst mit der Ostbahn werden. Freilich, die romantische Lage des Dörfchens auf unebenem Terrain, an einem Bächlein, mit teichartigen Anstauungen da, wo die westlichen Ausläufer des Frisching-Waldes bis dicht an das Pregeltal herantreten, wurde für die Lage der Station insofern verhängnisvoll, als ein bequemer Platz für das Bahnhofsgebäude sich erst einige hundert Meter hinter dem Dorf fand. Dem Dörfchen ist daraus die Aufgabe erwachsen, sich nach dem Bahnhof zu strecken und an diesem konnte sich infolge der Entfernung eine kleine selbstständige Siedelung entwickeln.

Bevor die Eydtkuhner Bahn eröffnet wurde, nahmen viele Königsberger, die die Bahn als etwas Neues reizte, und die den

allmählich bekannter werdenden reizenden Ort gerne auf eine bequeme Weise kennen lernen wollten, die Gelegenheit wahr, um unerlaubter Weise die Probezüge zu besteigen und ein Ende mit der Bahn mitzufahren. Weithin war im Publikum die Anschauung verbreitet, daß das statthaft sei. Schließlich machte die Bahn diesem Unfug ein Ende. Die Leutchen mußten ihren Leichtsinn mit einer unfreiwilligen Fußwanderung von Löwenhagen nach Königsberg büßen. Sie mögen ihren Ärger bei den Naturschönheiten vergessen haben, die die Umgegend von Schloß Friedrichstein, Löwenhagen, Ottenhagen und Hohenhagen in reicher Abwechselung bot und daheim davon erzählt haben. Zur selben Zeit erhob sich auch in der Presse eine Stimme, die die dortigen Naturgenüsse „überwältigend" nannte (Pr. lit. Zeitung Nr. 120, den 24. 5. 1860), und der Bahn Einführung wohlfeiler Tagesbillets empfahl. Die Prophezeihung, daß die Königsberger während des Sommers Löwenhagen bevorzugen und gerne besuchen würden, erfüllte sich, und mit der Zeit ist aus dem Dörfchen ein richtiger Sommerfrischlerort geworden. Die Bahn hat die billigen Tagesbillets eingeführt, und sie läßt auch an den Sommersonntagen einen Extrazug nach Löwenhagen abgehen.

Das Bahnhofsgebäude, zunächst nur provisorisch errichtet, und erst 1867 im Erdgeschoß massiv hergestellt und durch den Anbau für ein Damenzimmer vergrößert, genügte schon in den 90er Jahren nicht mehr den Anforderungen des Verkehrs. Löwenhagen war über die Bedeutung einer gewöhnlichen Station hinausgewachsen. Allein erst die Einführung der Gerdauer Strecke, die hinter der Station abbiegt, brachte den Umbau und die notwendige Erweiterung des Stationsgebäudes. Dicht am Bahnhof steht, ebenfalls neuerer Zeit, das schmucke Postgebäude; Anlagen schließen sich an das Empfangsgebäude und ein Kurhaus liegt an der Chaussee nach Hohenhagen zu, schon durch seinen Namen den Sommerverkehr der Städter verratend. Außerdem liegen näher oder weiter vom Bahnhof entfernt eine Anzahl Gehöfte, während neuerdings mehrere Häuser an der Chausse die Verbindung mit dem Kirchdorfe herstellen helfen.

Die Einwohnerzahl des Dorfes hat sich in den letzten sechzig Jahren ganz beträchtlich vergrößert.

1846:	ca. 187	Einwohner
1867:	= 268	=
1871:	= 365	=
1885:	= 345	=
1895:	= 371	=

Dabei hat Löwenhagen als Station beträchtlich dadurch verloren, daß Gutenfeld zwischen Königsberg und Löwenhagen eingeschoben wurde. Trotzdem hat die Station bereits vor der Eröffnung der Gerdauer Strecke die Höchstzahl der abfahrenden Personen von 16718 im Jahre 1877 überschritten und 1900 und 1901 über 20000 abgehende Personen gehabt; und trotz Verminderung des tributpflichtigen Landstückes hat die Zahl der ankommenden Güter, d. h. also der Konsum der Löwenhagener Gegend in der letzten Zeit die Höhe selbst der besten früheren Jahre überschritten, während die abkommenden Güter denselben Durchschnitt erreicht haben.

Es kamen an:		Es gingen ab:	
1861:	408 t	1861:	850 t
1871:	1501 =	1871:	1192 =
1880:	1095 =	1880:	2747 =
1890:	1514 =	1890:	1117 =
1901:	2973 =	1901:	1833 =

2. Maldeuten.

Welch' ein Unterschied zwischen Kobbelbude und Güldenboden einer- und Maldeuten andererseits. Dort im Grunde genommen alles klein, obwohl in Güldenboden schon etwas großzügiger, hier alles weit, auf das Große angelegt. Man merkte gleich, wenn man von Güldenboden her ankommt. Die Strecke führt am Ufer des Samrodt-Sees entlang, allmählich verbreitert sich das Planum. Wir sind am Bahnhofe angelangt. Eine sehr

große Anzahl Gleise läuft hier neben einander, und Leben herrscht zu jeder Zeit.

Die Siedelung Maldeuten zerfällt in drei Abschnitte, in den Bahnhof und was unmittelbar zum Bahnhofe gehört, in die gewerblichen Anlagen auf der Bahnhofseite, in die Siedelungen jenseits der Gleise am Ufer des Samrodt-Sees und zu beiden Seiten des oberländischen Kanals: Gewerbliche Anlagen und Gut.

Der letzte Teil ist der älteste, der erste der jüngste, so daß die Siedelung geradezu nach dem Bahnhofe hingewachsen ist.

Dieser selbst ist seiner Bedeutung entsprechend recht stattlich. Das Stationsgebäude selbst ist ganz neu aufgeführt, erst seit kurzer Zeit im Gebrauch, im Rohziegelbau mit dunkelrotem Ziegeldach gedeckt, im Schweizerstil gebaut, mehr einer kleinen Villa gleichend, innen mit allem Komfort der modernen Zeit ausgestattet und äußerst schmuck. Die ganze Bahnhofsanlage ist weitläufig. Außer den gewöhnlichen Baulichkeiten wie Viehrampe und Güterschuppen, die sich hier nur durch größere Dimensionen auszeichen, bemerken wir einen Wasserturm und ein Maschinenhaus. Neben dem jetzigen Stationsgebäude steht ein zweites in gelben Ziegeln aufgeführtes, also älteres Gebäude, das jetzt zur Wohnung des Vorstehers dient, ehedem vielleicht das Stationsgebäude gewesen ist. Aus den Fenstern des Wartesaals sieht man über die Gleise und den See hinweg, der im Hintergrunde vom Waldkranze umgeben ist. Ein dumpfes Geräusch ist hörbar. Ein Güterzug fährt ein, eine endlose Wagenreihe. Die hinteren Wagen bleiben gerade vor unserem Fenster stehen. Sie enthalten mächtige Holzstämme, Riesen von gewaltiger Länge. Der Bahnhof führt uns ganz von selbst zum Treiben des Erwerbslebens am Orte. Hinter dem Bahnhofsgebäude zieht sich die Verbindungschaussee entlang, parallel mit den Gleisen laufend. Auf ihrer linken Seite, vom Bahnhof aus gesehen, steigt das Terrain sofort empor, stellenweise ganz bedeutend. Wir gehen die Chaussee entlang und glauben in einem Dorfe zu sein. Siedelung reiht sich an Siedelung. Zuerst die sauberen Häuser der Eisenbahnbeamten, dann das stattliche Postgebäude, und

etwas weiter, hochragend, im modernen Villenstil gebaut ein Gebäude, das durch seine Lage die ganze Siedelung beherrscht. Die Wohnung des Direktors der Hildebrandtschen industriellen Anlagen. Dahinter aber auf der Höhe treffen wir eine nahezu städtische Ansiedelung, natürlich im kleinsten Rahmen, aber richtige Straßenzüge. Eine Arbeiterkolonie. Ein Haus steht neben dem andern, die meisten sind erst ganz neuen Datums; die neuesten Einzelbauten, sog. Familienhäuser; die älteren im barackenartigen Kasernentypus. Das ganze Bild wird abgeschlossen von dem Komplex einer gewaltigen Ziegelei, deren Schornstein hoch auf dem Berge emporragt. Von ihr herab führt auf geneigter Ebene eine Lowriebahn zum Planum der Staatsbahn über die Chaussee hinüber. Diese Seite der Chaussee ist bald hinter dem letzten Bahngebäude frei von Häusern, denn hier befinden sich die großen Stapelplätze für das Holz und die Ziegel, die per Bahn zum Versand kommen. Anfangs März liegen hier tausende von Brettern zur Abfuhr bereit, Stapel an Stapel. War ein Stoß in die Waggons verladen, so traf auch bereits neuer Nachschub ein.

Nach einem Wege von etwa zehn Minuten teilt sich die Chaussee. Das Gelände steigt hier hoch an. Der eine Arm des Weges links geht nach Freiwalde, der rechts nach dem Rittergute Maldeuten. Dieser wird von der Eisenbahnlinie Maldeuten-Mohrungen gekreuzt, die sich, gerade vom Bahnhof weitergehend, an dieser Stelle durch die letzten Ausläufer der Anhöhe durchgegraben hat und auch im weiteren Verlaufe im tiefen, eingefurchten Erdtale dahinzieht. Charakteristisch ist z. B., daß hier, wie auch auf der andern Seite die Signalarme für das Einlaufen der Züge nicht am Bahnkörper, sondern oben auf den hohen Feldrändern stehen.

Wir folgen der zuerst gerade verlaufenden Chaussee und haben zur linken Hand hügeliges Ackerland, zur rechten aber ununterbrochene Siedelungen. Hier tritt der Samrodt-See an die Chaussee heran. Der Zwischenraum vom Ufer bis zur Straße ist ausgefüllt von den großartigen Industrieanlagen des Hildebrandt-

schen Aktienunternehmens: einer riesigen Schneidemühle. Da kommen wir an Arbeiterhäusern, an Holzschuppen, an Holzgärten, an gewaltigen Fabrikschloten vorüber, während das Wohnhaus des Großindustriellen den Mittelpunkt des ganzen bildet. Er ist als „Güteraufbauer“ in Ostpreußen bis weithin nach Litauen hinein bekannt. Uns interessiert die Auswahl des Ortes. Und in der Tat, er konnte nicht passender gewählt werden. In der Umgegend mächtige Wälder, außerdem die Wasserstraße des Kanals; am Knotenpunkt von vier nach allen Himmelsrichtungen gehenden Chausseen, darunter eine alte Hauptstraße, vor allem aber am Eisenbahnknotenpunkt zwischen Ost- und Westpreußen. Das fruchtbare und reiche Oberland mit seinen zahllosen Gehöften zu seinen Füßen, gerade Verbindung über Miswalde nach dem Weichseldelta, gradliniger Anschluß über Mohrungen bis tief nach Masuren hinein, wo die Konkurrenz von Rudczanny beginnt, bequeme Verbindung auf drei Strecken nach den nordöstlichen Teilen der Provinz, durch den Kanal ganz und auch durch Eisenbahnen zur Aushilfe mit dem russisches Holz herbeiführenden Weichselstrom verbunden. Der Hauptanteil fällt jedoch den Eisenbahnen zu; erst als die erste Transversale Maldeuten zur Station machte, hat Hildebrandt sein Unternehmen gegründet. Mit diesen Hilfsmitteln einer geographischen Lage ausgestattet, konnte der ehemalige Postknotenpunkt Maldeuten ein Industrieort ersten Ranges werden. Denn mit den Hildebrandtschen Anlagen sind wir noch nicht am Ende der Siedelung.

Das Gelände links steigt wieder allmählich an, und wo es seine höchste Höhe erreicht, macht die Chaussee einen kleinen Bogen nach links, um aber gleich darauf mit abermaliger Biegung in die alte Richtung zurückzukehren. Vor uns taucht eine Brücke auf. Wir überschreiten den Oberländischen Kanal. Er macht keinen stattlichen Eindruck, man möchte ihn eher einen Graben als einen Kanal nennen. Er liegt außerordentlich tief an dieser Stelle. Die Brücke liegt so hoch, daß die Schiffe sie bequem passieren können, ohne an dem Steinbogen, mittelst

dessen sie sich wölbt, anzustoßen. Jenseits der Brücke betreten wir den dritten Teil der Siedelung, das Rittergut Maldeuten, auf das uns drei Insthäuser rechter Hand schon kurz vor der Brücke aufmerksam gemacht haben. Auch hier treffen wir sofort auf industrielle Anlagen. Dem Bahnhof zugewendet liegt hart am Kanalabhang eine bedeutende Dampfmeierei, die mit den dazu gehörigen Stallungen für Schweine und den Wohnhäusern für die Bediensteten einen großen Bezirk einnimmt, alles neuere Anlagen. Bald darauf sind wir am eigentlichen Gute angelangt. Die Chaussee führt direkt auf das Wohnhaus zu, das aber nach dieser Seite hin nur einen Flügel erstreckt. Aber schon von hier macht es im strahlenden Weiß leuchtend einen imposanten Eindruck, und noch vielmehr sticht sein säulengeschmückter Eingang von den schweren und derben Bauten der Industrie ab. Von der Frontseite aus macht es den Eindruck eines Schlosses. Vor dem Gutshause mündet die vom Bahnhof kommende Chaussee, auf der wir gewandert sind, im rechten Winkel in die alte Hauptstraße Elbing-Osterode ein, nach rechts geht sie durch den „Schloßwald" am Seeufer entlang (cf. Generalstabskarte Bl. Christburg), nach links wird sie von dem weit ausgedehnten Komplex der Gebäude des Rittergutes auf der Kanalseite begrenzt. Gegenüber liegt das „Amt Maldeuten", die Wohnung des Gemeindevorstehers und zugleich Standesamt und weiterhin das alte, nur modern angestrichene Gasthaus, an sehr günstiger Stelle, da hier die Chaussee, ehedem Landweg, nach Saalfeld einbiegt und die von Mohrungen einmündet. Hinter ihm an der Chaussee nach Saalfeld, am Rande eines kleinen Wäldchens, das schon vom Gutshaus her den Hintergrund auf dieser Seite bildet, schließt eine halbversteckte Villa, die von Angestellten Hildebrandts bewohnt wird, die Siedelung ab.

Ihr landschaftlicher Reiz ist selbst im Winter bei der reichen Abwechselung des Bildes, der Mannigfaltigkeit des Terrains, dem engen Zusammenliegen und Ineinandergreifen von Landwirtschaft und Industrie, von Landstraße, Eisenbahn und Wasserstraße ein außerordentlich großer. Läge eine bedeutende Stadt näher, so

könnte Maldeuten Ort für Sommerfrischler werden. Ein Aufenthalt bei der Durchfahrt wird niemand gereuen.

Die Bedeutung der Station möge noch an einigen Zahlen des Personen- und Güterverkehrs erläutert werden, wobei für den Güterverkehr die Konkurrenz des Kanals wohl zu beachten ist.

Personen ab:

1885	=	16196
1890	=	17989
1895	=	20729
1900	=	23638

Güter:

1883	=	4642 t an;	3121 t ab,
1884	=	9942 =	4369 =
1891	=	12256 =	7009 =
1892	=	16133 =	9771 =
1898	=	22298 =	12342 =

3. Eydtkuhnen.

Nachdem die Fortführung der Ostbahnlinie in der geraden Richtung des Pregeltales weiter bis zur russischen Grenze beschlossen war, konnte für den Grenzübergangspunkt nur der Grenzort Eydtkuhnen gegenüber der russischen Stadt Wirballen in Betracht kommen. Örtlich günstige Umstände konnten diese Wahl nur bestätigen. Eydtkuhnen lag an einem kleinen, die Grenze äußerlich bezeichnenden, aber doch nicht gerade schwierig zu überbrückenden Wasserlaufe, der Lipone; außerdem war das Terrain ringsum flach und eben, so daß es einer bequemen Entwickelung großer Bahnhofsanlagen kein Hindernis entgegenstellte. Am 15. August 1860 wurde die Strecke von Stallupönen bis zur Landesgrenze eröffnet. Es war ein bedeutender Moment, als zum ersten Male ein Schienenstrang die Grenze des russischen Reiches berührte und bald darauf die Verbindung mit diesem hergestellt sein sollte. Es ist daher wohl nicht unangebracht, diese Eröff-

nungsfeier etwas eingehender zu behandeln, zumal uns in neuester Zeit in den Memoiren Sebastian Hensels eine anziehende Schilderung gegeben ist. Hensel gehörte zu den Großgrundbesitzern der Provinz und obendrein zu den besonderen Interessenten, da sein umfangreicher Landbesitz Gr. Barthen in der Nähe der Bahnstation Löwenhagen lag. Mit von uns angebrachten Kürzungen schildert er folgendermaßen (Seb. Hensel; Ein Lebensbild aus Deutschlands Lehrjahren. Berlin 1903 pag. 259 ff.):

„Im Jahre 1860 fand ein schönes Fest statt; die Königsberg-Eydtkuhner Bahn war fertig gebaut, und zu ihrer Eröffnung kamen der damalige Prinzregent und sein Sohn nach Ostpreußen. Die größten Grundbesitzer, deren Güter die Bahn durchschnitten und die Terrain dazu abgetreten hatten, waren zu der Eröffnungsfahrt eingeladen und so beteiligte ich mich auch dabei. Es war ein unvergeßliches Fest. Eine reich mit Blumengewinden geschmückte Lokomotive führte uns bis Eydtkuhnen nach der russischen Grenze. Auf allen Stationen waren die Menschen in hellen Haufen in festlichem Putz zusammengeströmt und begrüßten jubelnd den Zug.

Groteske Deputationen, in alten, nicht mehr passenden Landstanduniformen hielten Ansprachen und blieben darin stecken, weißgekleidete Jungfrauen brachten Blumen und versenkten ihre Ansprachen neben denen ihrer Landstands- und Anstandsväter. Endlich war die Grenzstation Eydtkuhnen erreicht. Die Wagen wurden verlassen, man ging auf dem geschütteten, hier ziemlich hohen Bahndamme bis ans Ende. Hier endete er plötzlich, tief unten floß das Grenzflüßchen zwischen Preußen und Rußland. Auf russischer Seite war noch nichts von der Bahn zu sehen; ein weites Terrain war mit einem hohen Bretterzaun umgeben zum Aufstapeln der Materialien für den Brückenbau, der von Preußen ausgeführt werden sollte, im eigentlichen Sinne des Wortes war die Welt mit Brettern vernagelt. Auf preußischer Seite wimmelte es von Tausenden und aber Tausenden jubelnder Menschen, auf russischer herrschte tiefes Schweigen in der absoluten Einsamkeit und Leere. „Das ist ein Kosak“, und wir zeigten uns einen

einzelnen Reiter, das einzige lebende Wesen, das drüben sichtbar war. Mit einem Gefühl der Erleichterung wandte man Rußland den Rücken wieder zu — nie ist mir der Begriff der Grenze so drastisch erkennbar geworden."

Soweit Sebastian Hensel. Der hervorstehendste Zug seiner Schilderung ist die Öde, die an der russischen Grenze herrschte, als Eydtkuhnen Station wurde. Zweck berichtet, daß 1860 nur zwei elende Häuser dort gestanden hätten (Zweck, Lit. p. 293 ff.), Massow in seinem Handbuch von 1846, nach amtlichem Material zusammengestellt, gibt an: Dorf mit 113 Einwohnern und acht Häusern.

Vom Bahnhof selbst mußte die Entwickelung ausgehen. Er nimmt daher auch heute noch die erste Stelle in Eydtkuhnen ein. Die umfassendsten Bauten wurden dort ausgeführt. Außer dem großen Empfangsgebäude wurden Güterschuppen, Lokomotivschuppen etc. angelegt und mit dem Wachsen des Verkehrs stetig vergrößert. Dazu kamen Wohnhäuser für die Eisenbahnbeamten, hier am Ende einer großen Strecke an und für sich schon in größerer Anzahl, dann Werkstätten, Zoll- und Postabfertigungsgebäude, Revisionsschuppen, Beamtenwohnhäuser für die Post- und Steuerbeamten etc. etc. Alle diese Gebäude gaben schon einen stattlichen Komplex ab, in dessen Mitte das Empfangsgebäude lag. Da es in seiner Zeit als ein Muster von Eleganz und Schönheit angestaunt ist, mögen auch ihm einige Worte gewidmet sein.

Wenn man den Zug verläßt, gelangt man in der Mitte des Gebäudes von beiden bedeckten Perrons aus mittelst zweier kleiner Vorräume in ein achteckiges, durch beide Stockwerke durchgehendes Vestibül, das durch Oberlicht erleuchtet ist. In den Seiten des Achtecks, die geneigt zur Längsmittelaxe liegen, befinden sich die Schalterräume. In der Axe selbst liegt ein Korridor, welcher vom Vestibül aus einerseits zu der Gepäckrevisionshalle, andererseits zu den Wartesälen führt. Das obere Stockwerk des Gebäudes enthält Wohnungen. 1860 war es bereits vollendet, äußerlich ist es gelber Ziegelrohbau.

Auf jeder Seite des Gebäudes läuft ein Perron entlang, hier kommen die russischen, dort die preußischen Züge an. Da die Spurweite der Bahnen verschieden war, mußte ein Betriebswechsel stattfinden. Darüber waren Bestimmungen zur Regelung des Verkehrs in den Staatsvertrag aufgenommen worden.

Artikel 7 bestimmte: „Der Betriebswechsel soll an der Grenze stattfinden in der Weise, daß die preußische und russische Eisenbahnverwaltung jede für sich einen besonderen Endbahnhof in unmittelbarer Nähe der Grenze auf ihrem Gebiete anlegen und die preußischen Bahnzüge auf dem schmäleren preußischen Gleise in den russischen Bahnhof, die russischen Züge auf dem breiteren russischen Gleise in den preußischen Bahnhof einfahren". Und Artikel 9 besagte: „Die hohen kontrahierenden Teile werden dafür sorgen, daß in den Endbahnhöfen die erforderlichen Einrichtungen getroffen werden, um mit dem möglichst geringsten Zeit- und Kostenaufwande die durch den Unterschied der Spurenweite bedingten Umladungen der Güterwagen bewirken zu können".

Dieser letzte Punkt war für die Entwickelung Eydtkuhnens ausschlaggebend. Eine Umladung mußte stattfinden. Damit war Eydtkuhnen Speditionsort geworden. Und je größer der Umsatz, je stärker der Verkehr, um so blühender der Speditionshandel, um so rascher die Entwickelung des Ortes.

Noch während der Erdarbeiten siedelten sich Kaufleute zur Spedition an, mit ihnen Handwerker, Gastwirte, Krämer und Arbeiter. Wir haben schon die Klagen der Tilsiter und Schirwindter, aber auch der Königsberger Kaufleute kennen gelernt. In allen diesen Plätzen ging die Spedition zugunsten Eydtkuhnens herunter oder ganz zugrunde. Einige Jahre später schien nach Vollendung der russischen Strecke der direkte Eisenbahnverkehr mit Rußland der Eydtkuhner Spedition noch größeren Aufschwung bringen zu wollen. In Königsberg hatte sich eine gewisse Summe von Speditionsgütern noch immer erhalten; namentlich die von Hamburg kommenden Güter waren erst hierher spediert, um dann über Eydtkuhnen zu gehen. Jetzt, nun

die Eisenbahn selbst die zollamtliche Expedition an der Grenze vermittelte, wurde Königsberg zum größten Teile ausgeschaltet, weil viele Güter direkt von Hamburg nach Eydtkuhnen gingen. Dieser Ort bekam dadurch den größten Teil der Spedition von Deutschland, Frankreich, der Schweiz und Italien nach Rußland. Die Entwickelung nahm unter diesen Umständen einen stürmischen Charakter an, der dem Gedeihen des Ortes nur äußerlich förderlich war. Gewissenlose, verkommene Subjekte, die hier den letzten Versuch machten, sich aus ihrer Dürftigkeit herauszureißen, siedelten sich in Eydtkuhnen an. „Schwelgerei und Liederlichkeit feierten vielfach Orgien. Kurz, eine Zeit lang herrschten hier Zustände, die, um Kleines mit Großem zu vergleichen, an San Franzisko in Kalifornien gemahnten.“ (Bilder aus d. deutsch. Küstenländ. O. Ostsee 490/1.) Mag dabei auch vieles übertrieben sein: Große Schattenseiten mußte das rapide Anwachsen des Verkehrs bei dem einträglichen, und so wenig mühsamen Geschäfte zur Folge haben. War doch nichts bequemer, als sich die Güter per Bahn kommen zu lassen, ihre Umladung zu besorgen, um sie per Bahn weiter zu schicken. Gleichwohl war diese Vermittelung unentbehrlich und warf hohen Gewinn ab. Allein die Einrichtung des direkten Eisenbahnverbandsverkehrs zwischen Deutschland und Rußland wandte sich bald auch gegen Eydtkuhnen selbst. Er bezweckte, Zwischenorte möglichst zu vermeiden; und darum wurde auch Eydtkuhnen aus der Zahl der direkten Verbandstationen ausgeschieden. Fortan wurde also in vielen Fällen die Vermittelung Eydtkuhnens nicht mehr in Anspruch genommen, sondern die Firmen trafen z. B. in Berlin oder Hamburg selbst schon die Vorbereitungen für die russische Zollabfertigung der Güter.

Natürlich ließ sich das je nach den Waren immer nur bis zu einem bestimmten Grade tun. Der Geschäftsverkehr blieb nach wie vor ein äußerst lebendiger. Im großen und ganzen hat er sich mit fortschreitender Kultur der beiden austauschenden Reiche bedeutend gehoben, ist aber Schwankungen unterworfen gewesen, die auf politische und wirtschaftliche Verhältnisse

allgemeiner Art zurückzuführen sind. Das wichtigste Ereignis neuerer Zeit ist der deutsch-russische Handelsvertrag von 1893 gewesen. Der zu Gunsten der russischen Häfen gelähmte Grenzhandel hat seitdem eine enorme Ausdehnung erfahren.

Schon 1877 stand unter allen Staatsbahnstationen in Ostpreußen Eydtkuhnen an achter Stelle, was Masse des Güterverkehrs anlangt, den daraus und aus dem Viehtransport erzielten Einnahmen nach aber an vierter Stelle mit 1287216 Mark über Thorn, Bromberg, Dirschau, nur von Königsberg, Berlin, Danzig übertroffen.

Allein die Durchschnittssummen von 40—50000 t an und 30—40000 t ab für die Zeit von 1870 an sind seit 1893 bedeutend überschritten.

Es kamen an		Es gingen ab	
1892:	55 291 t	1892:	44 879 t
1893:	64 382 „	1893:	49 919 „
1894:	86 228 „	1894:	60 427 „
1895:	114 044 „	1895:	77 288 „
1896:	146 485 „	1896:	116 538 „
1897:	127 983 „	1897:	104 945 „
1898:	139 165 „	1898:	113 822 „
1899:	150 188 „	1899:	117 412 „
1900:	170 099 „	1900:	119 849 „

Und reden diese Zahlen durch ihre gewichtige Größe von dem Umfang des Verkehrs, der über Eydtkuhnen seinen Weg nimmt, so mögen uns einige herausgegriffene Beispiele im einzelnen zeigen, was Eydtkuhnen für den Handel bedeutet. In fünf Oktobertagen des Jahres 1897 wurden 3 114 500 kg Frachten von Rußland über die Grenze befördert, dazu eine große Masse lebendes Vieh; im Herbste 1897 wurden 23 000 Gänse an einem Tage auf dem Bahnhof verladen; am 12. September 1898 gar 42000 dieser Tiere (cf. Zweck, Lit. pag. 240).

In der Zeit vom 2. bis 7. Januar 1899 kamen von Rußland:

Hanf	150 000 kg	Bauholz . .	125 000 kg
Flachs . . .	380 000 „	Därme . .	30 300 „
Heede . . .	70 000 „	Kartoffeln .	12 500 „
Getreide . .	109 200 „	Hanfgarn .	10 000 „
Hülsenfrüchte .	71 700 „	Federn . .	6 000 „
Ölkuchen . .	284 100 „	Eichenstäbe	61 600 „
Ölsamen . . .	201 000 „	Mehl . . .	12 300 „
Kleie	220 000 „	Zwiebeln .	10 000 „
Teer	30 000 „	Lumpen .	10 000 „

Brennholz 20 000 kg

Es gingen nach Rußland:

Maschinenteile	290 420 kg	Degras . .	5 000 kg
Tonwaren . .	12 480 „	Häute . . .	18 550 „
Eisenwaren .	76 000 „	Samen . . .	8 000 „
Heringe . . .	50 900 „	Umzugsgut .	8 760 „
Getreide . .	22 250 „	Hopfen . .	2 670 „
leere Fässer .	4 260 „	Gummiharz .	7 000 „

Unter den Einflüssen eines solchen Handelstreibens konnte sich am Bahnhofe ein bedeutender Marktflecken entwickeln, der etwa 3 km lang sich an der einzigen Straße des Ortes hinzieht.

Und doch, so bedeutungsvoll Eydtkuhnen als Grenzübergang ist, die Siedelung macht keinen freundlichen, keinen anheimelnden Eindruck. Es ist so, als ob etwas von dem Toten, Lähmenden des ungeheueren Landkolosses jenseits der Lipone auf dem Orte lastete, etwas Gedrücktes, und bei aller Ausdehnung ein Vorherrschen des Kleinen, Unbedeutenden. Maldeuten erscheint zum Beispiel den Besuchern unendlich großartiger. Das hat seinen Grund in der Art des Handels, der hier blüht. Der Speditionshandel entfaltet seine ausübende Tätigkeit auf dem Bahnhof selbst und in enger, dunstiger Schreibstube; andere imponierende Anlagen braucht er nicht. Was im Orte selbst dagegen in die Augen fällt, ist der Kleinhandel, und ausschließlich der Kleinhandel, dazu meist in jüdischen Händen, entweder

dürftig, schmutzig und klein oder neuerdings in einigen Geschäftsläden geschmacklos aufdringlich. Die Bahnhofsanlagen selbst haben eine imponierende Ausdehnung, sie erstrecken sich ebenso lang fast wie die Siedelung, d. h. mehrere Kilometer. Aber das Empfangsgebäude kann uns heute höchstens noch groß, nicht mehr großartig, keinesfalls aber stattlich und schön erscheinen. Unser heutiges Empfinden ist auf einen anderen Ton gestimmt. Der Eydtkuhner Bahnhof erscheint uns mit seinen übermäßig hohen, kahlen Räumen öde und dabei düster; er gemahnt uns wiederum an unsere östlichen Nachbarn. Die gedeckte Halle erscheint uns um so gedrückter, wenn man aus dem Innern heraustritt. Das viel gepriesene Vestibül erscheint uns heute eng und ebenfalls geradezu unfreundlich mit dem mangelhaften Oberlicht. Eydtkuhnen ist, wie schon angedeutet, seiner Anlage nach Inselstation. Das Gebäude steht mitten zwischen den Gleisen. Der Eingang vom Marktflecken her führt im Niveau des Planums über die russischen Gleise, die auf dieser Seite liegen. Den Breitenunterschied merkt man mit bloßem Auge kaum, obwohl er genügend ist, um nach dem Urteile von Fachleuten eine gegenseitige Benutzung auszuschließen. Der Personenverkehr in Eydtkuhnen beschränkt sich auf die Ankunft derjenigen preußischen Züge, die hier enden, und der russischen, die dreimal am Tage ankommen. Für unsere Züge, die nach Wirballen weitergehen, hat der Bahnhof Eydtkuhnen keine Bedeutung, da dort erst die Zollrevision und das Umsteigen stattfindet.

Die Siedelung hat sich bequem neben den Bahnhof legen können; hier folgt sie der parallel der Bahn laufenden Chaussee von Stallupönen her. Nahe der Grenze mündet eine Zweigchaussee vom Kirchdorf Bilderweitschen her ein; die vereinigte Strecke geht dann bis zur Lipone. Die Brücke über den Fluß bildet die Landesgrenze, auf der anderen Seite liegt das russische Zollamt und stehen die Grenzpfähle.

Der Anblick der Siedelung läßt Rückschlüsse auf die Entstehungszeit zu und zugleich den innigen Zusammenhang mit der schaffenden Bahn erkennen.

Zunächst fällt die langgezogene Gestalt auf. Sie war bedingt durch die Parallellage von Bahn und Chaussee. Es wäre unnatürlich gewesen, wenn sich die Siedelung erst unter neuen Straßenanlagen quadratisch gebildet hätte, sie hält sich vielmehr immer am Bahngleise fest, indem sie Haus an Haus auf der Chaussee reiht, von wo man jederzeit bequem zum Bahnhofe gelangen konnte und zugleich unmittelbar an der Hauptverkehrsader wohnte. So ist es gekommen, daß Eydtkuhnen vom ersten Hause von Richtung Stallupönen her bis zur Grenzbrücke sich lang hinzieht in einer Straße, die entlang zu gehen man gut eine halbe Stunde Zeit braucht. Die ältesten Teile sind die unscheinbarsten; die ländlichsten, ganz am Ende nach Stallupönen zu und an der Bilderweitscher Chaussee, liegen vom Bahnhofe am weitesten entfernt.

Je näher wir demselben kommen, um so städtischer wird Eydtkuhnen, und es ist kein Zufall, daß die einzige Stelle, wo die Siedelung sich weiter ausgebreitet hat, wo die neue Kirche, wo die stattlichsten Zivilwohnzwecken dienenden Gebäude sich befinden, ziemlich genau dem Personenbahnhof gegenüber liegt. Dieser Platz um die schöne Kirche macht den Eindruck einer Mittelstadt, wenn auch die Entwickelung hier noch nicht abgeschlossen ist. Gehen wir am Bahnhof die Chausseestraße nach Stallupönen entlang, so liegen rechter Hand zwischen Gleisen und Straße in langer Linie die ausnahmslos im Ziegelrohbau gehaltenen, sehr zahlreichen Häuser der Eisenbahnbeamten. Es gibt wohl keine Siedelung in Ostpreußen, wo sie einen so großen Prozentsatz ausmachen als in Eydtkuhnen. Die Gebäude an der Chausseestraße sind meist einstöckig, aber städtischen Charakters, doch ausnahmslos unschön und enthalten fast alle Geschäftsräume. Restaurationen sind nicht selten, die Hotels liegen aber alle im älteren Teile, nahe der Bahn und nach der Grenze zu. Sie zeichnen sich in keiner Weise aus und entsprechen höheren Anforderungen weder durch ihr Äußeres, noch durch die dürftige, fast gewöhnliche Ausstattung Anforderungen an Reinlichkeit. Eydtkuhnen hat z. B. nicht ein Hotel wie

das Korschener aufzuweisen. Wer nicht Geschäftsmann oder Handwerker ist, ist Eisenbahner oder Steuerbeamter. Alles andere verschwindet daneben.

Die Besiedelung wird wohl an der Chaussee nicht weiter gehen. Die Entfernung ihres Endes vom Bahnhof macht sich doch schon unbequem geltend. Sie dürfte die Hinterstraßen vom Kirchenplatz aus erweitern und zunächst den noch fehlenden Zusammenhang mit den Häusern an der Bilderweitscher Straße herstellen. Hier sind in neuester Zeit fast außerhalb und mitten im Felde eine Anzahl Neubauten entstanden im modernsten Stile.

Von Komforteinrichtungen ist die elektrische Beleuchtung zu erwähnen. Das Pflaster ist dörflich, aber ganz gut. Der Gesamteindruck gegenüber dem russischen Grenzorte ist ein für Eydtkuhnen entschieden günstiger.

Großartig und behaglich ist es nicht, bietet auch gar keine landschaftlichen Reize, ist eher öde zu nennen. Nur wenn die Petersburger Züge ankommen, oder wenn man auf dem Güterbahnhofe entlang geht, merkt man, welch reges Leben hier pulsieren kann.

Die Einwohnerzahl ist gewaltig gestiegen.

1867:	1996	Einwohner
1871:	2465	=
1885:	3281	=
1895:	3368	=

In diesem Jahre war Eydtkuhnen also ebenso groß als Johannisburg und hätte als Stadt an 39. Stelle unter 67 rangiert.

Emil Arnoldt.

Von

Otto Schöndörffer.

Um wenige Monate nur ist dem Herausgeber der Altpr. Monatsschrift sein langjähriger Mitarbeiter Emil Arnoldt im Tode vorangegangen. Er hat fast alle seine Arbeiten in dieser Zeitschrift zuerst veröffentlicht.

Friedrich Traugott Emil Arnoldt wurde am 6. Februar 1828 in Plibischken, einem Dorfe in der Nähe von Wehlau, wo sein Vater Pfarrer war, geboren. Er war der drittjüngste von neun Geschwistern, unter denen sich nur eine Schwester befand. Die liebevolle, durch und durch ehrliche, wahrhaft fromme Natur seines Vaters, an dem er mit inniger Liebe hing, rühmte er oft. An seiner Mutter schätzte er besonders ihren scharfen Verstand, ihr treffendes Urteil und ihre Aufrichtigkeit.

Von Sekunda an besuchte Arnoldt das Gymnasium in Gumbinnen, das damals unter der Leitung des Direktors Prang stand. Michaelis 1846 bezog er die Universität Königsberg, um Geschichte und Philosophie zu studieren. Er hörte hier Vorlesungen hauptsächlich bei Rosenkranz, Schubert, Drumann und Lobeck. Als Philosophen hat er Rosenkranz nie besonders hoch geschätzt: Hegel wirklich zu erklären, so zu erklären, daß er eine ihm vorgelegte Stelle einer Hegelschen Schrift Wort für Wort interpretierte, dazu sei er nicht imstande gewesen. Aber anregend auf allen Gebieten, besonders auf dem der deutschen Literatur, hat Rosenkranz auch auf Arnoldt gewirkt, der ihn nach seiner

Erblindung regelmäßig einmal in der Woche besuchte. Lobeck vollends, dessen Arbeiten freilich Arnoldts Studien ferner lagen, konnte er nicht genug rühmen, sowohl als den einzigen wahrhaft genialen als auch als einen der gütigsten und liebenswürdigsten Menschen, die er je kennen gelernt. Doch den nachhaltigsten Einfluß auf Arnoldts ganzes Leben hatte der Gründer der Königsberger freien Gemeinde, Julius Rupp. Tiefe Religiosität ist Arnoldt immer eigen gewesen, und so ist es kein Wunder, daß dieser Mann gerade auf seine ganze Lebensrichtung bestimmend eingewirkt hat. Noch näher vielleicht stand Arnoldt damals die genial veranlagte Ernestine Castell, die in der freien Gemeinde in jenen Jahren eine große Rolle spielte.

Zwei Dokumente aus dieser Zeit sind erhalten, welche den jungen Studenten aufs trefflichste charakterisieren. Es sind beides Reden, mit denen sich Arnoldt vor Gericht verteidigte.

In jugendlichem Übermut, der auch als solcher nur verständlich wird, wenn man die ganze Stimmung jener politischen Sturm- und Drang-Periode um 1848 herum mit in Anschlag bringt, hatte Arnoldt in die Hartungsche Zeitung (Königl. Preuß. Staats-, Kriegs- und Friedens-Zeitung. Nr. 33. Beilage. Mittwoch den 7. Februar 1749) ein Inserat einsetzen lassen, in dem er mit provozierenden Worten einen Major v. Rosenberg angriff, weil dieser seinen Bruder, den Einjährig-Freiwilligen Gustav Arnoldt, der unrasiert zur Wache gekommen war, mit Arrest bestraft hatte. Arnoldt wurde deshalb wegen Beleidigung der Kommandantur verklagt und verteidigte sich selbst.

Seine Rede zeigt zwar auch ein gut Teil jugendlichen Übermuts, daneben aber einen Scharfsinn, einen logisch geschulten Verstand und eine Gewandtheit in der Wahl der treffendsten und prägnantesten Ausdrücke, wie sie sich bei einem jungen Menschen von 20 Jahren gewiß nur selten finden. „Der Staatsanwalt", so heißt es an einer Stelle, „meint, daß der Begriff Gewaltsamkeit den Begriff Gesetzwidrigkeit in sich schließe, und stellt damit der Gewalt das Gesetz gegenüber. Diese Meinung ist falsch. Der Gewalt steht nicht das Gesetz gegenüber, sondern

das Recht. Was ist die Gewalt? Was ist das Recht? Die Gewalt ist die Manifestation der Willkür, das Recht ist die Manifestation der Freiheit, welche ebensoviel ist als die Vernunft. Was ist das Gesetz? Das Gesetz ist die Regel, nach welcher das Verhalten des Individuums dem allgemeinen Ganzen gegenüber bestimmt wird oder sich selbst bestimmt. Ist das Wesen des allgemeinen Ganzen Willkür, ist der Vertreter des allgemeinen Ganzen, der König, Willkürherr, so ist jedes Gesetz, welches auf sein Geheiß und unter seiner Autorität erlassen wird, nichts weiter als eine Regel, nach welcher die Gewalt das Verhalten des Individuums zwingend bestimmt. . . . . . . Sie müssen zugeben, daß bis zum März vorigen Jahres der preußische König absoluter Herrscher gewesen ist. Absoluter, unumschränkter Herrscher heißt Willkürherr. Daher sind alle Zivil- und Militärgesetze, welche von den preußischen Königen erlassen sind, Regeln, nach welchen die Gewalt der preußischen Könige das Verhalten der preußischen Untertanen bestimmt. Diese Gesetze sind also gewaltsam. Diese Gesetzlichkeit ist Gewaltsamkeit. Ein Verfahren, welches auf Grund dieser Gesetze und mit der genauesten Beobachtung derselben in Ausübung gebracht wird, ist ein gewaltsames." Zum Schluß führt Arnoldt noch aus, daß er, wie er nun einmal gesinnt sei, einem Militär eine Gesetzesverletzung gar nicht zutrauen k ö n n e. „Ist es anzunehmen", so wagte er zu sagen, „daß ich solchen Wesen, die meiner Ansicht nach nur scheinbar in die Kategorie selbstbewußter, vernünftiger Menschen gehören, die Ehre antun werde, zu behaupten, sie hätten als freie Männer, eignem Urteil und eignem Ermessen vertrauend, im Widerspruch mit dem Buchstaben des Gesetzes selbständig eine Maßregel für zweckmäßig erachtet und in Ausübung gebracht? Das sei ferne von mir!" — Und der Erfolg dieser Rede? Arnoldt wurde — man denke — freigesprochen, von seinen anwesenden Kommilitonen jubelnd auf die Schultern genommen und auf die Straße getragen. Der Vorsitzende aber der Burschenschaft Lithuania, der Arnoldt als Student angehörte, hielt eine Ansprache, in der er ihm den

Dank der Studentenschaft ausdrückte dafür, daß er sie so würdig vertreten hatte. Tempora mutantur!

Und nun die zweite Verteidigungsrede! Sie fällt nur ein Jahr später. Und doch welch andern Eindruck macht sie! Arnoldt ist inzwischen Rupp näher getreten, und aus dem übermütigen, für Freiheit leidenschaftlich erglühenden Jüngling ist ein ernster, gefaßter, auf Gott hinblickender Mann geworden. In einem Aufsatz, der im August 1850 in dem von Rupp redigierten „Volksboten" erschienen war — er ist betitelt: „Die freien Gemeinden und die Regierungen" — hatte er unter anderm gesagt: „Die freien Gemeinden haben nichts weiter zu vollbringen, als das, was sie für wahr und recht erkannt, durch die Tat mit unerschütterlicher Standhaftigkeit ins Leben zu führen, das Gesetz der Regierung, wenn es der Verwirklichung der von ihnen erkannten Wahrheit Hindernisse entgegenstellt, im Bewußtsein, daß man Gott mehr gehorchen solle als den Menschen, offenkundig zu übertreten; ohne Verdruß und Schmähung aber die Strafen auf sich zu nehmen, welche die Zwangsgewalt, gestützt auf die Urteilssprüche ihrer Gerichte, zu verhängen nicht anstehen wird und von ihrem Standpunkte aus zu verhängen berechtigt ist." Dieser Stelle wegen wurde Arnoldt von dem im Dienste der Reaktion tätigen Staatsanwalt Meus wegen Aufreizung zur Übertretung der Staatsgesetze angeklagt.

Der Schwerpunkt der inkriminierten Worte liegt in dem Satze „Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen." In ruhiger durch und durch sachlicher, von tiefernstem Pflichtgefühl durchglühter und getragener Sprache führte Arnoldt nun in seiner Verteidigungsrede aus, daß die Verkündigung dieses Satzes unmöglich ein Verbrechen sein könne. Denn erstens entspreche seine Beobachtung durchaus der allgemeinen Menschenpflicht. Hervorzuheben sei nur, „daß derjenige, der das Gesetz des Staates übertritt, wenn er auch noch so gewissenhaft handelt, verpflichtet ist, die Strafe zu leiden, welche die Obrigkeit über ihn verhängt. Durch Unterwerfung unter die Strafe beweist er

seine Achtung vor der Obrigkeit. Er hebt die Ordnung des Staates nicht auf, sondern trägt, soviel in seiner Macht liegt, dazu bei, dieselbe zu erhalten. . . . Wenn aber überhaupt für Pflicht des Menschen gilt, jede Forderung, die an ihn gestellt wird, dem Gewissen zur Prüfung vorzulegen, um wieviel gesteigert wird diese Pflicht, wenn das höchste Interesse des Menschen ins Spiel kommt, die religiöse Überzeugung! Je heiliger ihm die Religion ist, desto rücksichtsloser wird er prüfen; je gottesfürchtiger er ist, desto freier von Menschenfurcht." Zweitens aber erkläre jener Satz nichts Anderes für Pflicht, „als das zu tun, was allen Christen durch das Beispiel Jesu und der Apostel geboten ist. . . . . . Wie verhielt sich Jesus dem Gesetze des Staates gegenüber? Sie wissen, daß das mosaische Gesetz, auf welchem der israelitische Staat aufgebaut war, befahl, der Sabbat solle von jeder Leibesarbeit frei sein. Jesus hat sich nie gescheut, das Gesetz des Staates zu übertreten, wenn es galt die Herrlichkeit Gottes zu offenbaren und zu vollenden sein Werk. . . . . Doch als die Häscher, gesandt von den Hütern des Gesetzes, heranzogen, den Schuldlosen bei nächtlicher Weile zu ergreifen, stellte er ihnen sich dar, furchtlos bekennend: „Ich bins", und von dem jüdischen Gericht und dem römischen Landpfleger verurteilt, erlitt er bereitwillig den Kreuzestod. So handelte Jesus dem Gesetze des Staates gegenüber." Ebenso handelten die Apostel.

Drittens beruft sich Arnoldt darauf, daß anerkannt rechtgläubige Kirchenlehrer offen und frei dieselbe Ansicht bekannt haben. Er zitiert dahin zielende Stellen aus den Büchern des Oberkonsistorialrats Neander, des Badischen Kirchenrats Röthe und des orthodoxen Pfarrers Rudolph Stier und schließt mit den Worten: „Witzblätter haben in unseren Tagen spottend bemerkt, daß es ratsam sei, die Werke unserer klassischen Schriftsteller zu säubern, damit nicht ein Unkundiger, der mit der Fürsorge unserer Polizei wenig vertraut, durch Anführung von Stellen, welche in jenen enthalten, Gefahr laufe, wegen Anreizung zum Aufruhr belangt zu werden. Ich aber sage

Ihnen im vollen Ernst die bittere Wahrheit: Vertilgen Sie vor allem das Evangelium, vertilgen Sie vor allem die Zeugnisse der Männer, welche als Lehrer und Prediger im Dienste des Staates mit Ruhm und Ansehen gekrönt werden, wenn Sie wünschen, daß nie und nirgends eine Stimme sich erhebe, die der Wahrheit ihr Recht gibt!"

Arnoldt wurde von den Geschworenen für schuldig befunden und zu vier Wochen Gefängnis verurteilt. — Uns interessieren die beiden Dokumente, die auch auf die damalige Zeitgeschichte bedeutungsvolles Licht werfen, hier nur insofern, als sie für Arnoldt selbst charakteristisch sind. Jeder wird zugeben, daß er im ersten Falle nicht nur fehlgegriffen, sondern auch stark übertrieben hat, mag man der ihm eignen Denkweise auch noch so weitgehende Konzessionen machen. Und doch, wer möchte nicht seine Freude haben an diesem einerseits für Freiheit schwärmenden und andrerseits so scharfsinnig definierenden Jüngling, der im kecken Übermut seine Haut zu Markte trägt und dann der unnütz heraufbeschworenen Gefahr glücklich entkommt! Und außerdem, mochten ruhige Überlegung, mit dem Alter gereifte Erfahrungen den überschäumenden Jüngling auch allmählich zum reifen Mann und abgeklärten Greis machen, das jugendliche Feuer, der für alles Ideale begeisterte und begeisternde Sinn, sie blieben Arnoldt bis zu seinem letzten Atemzuge und konnten gelegentlich, besonders bei Gesprächen über politische Themata, mit eruptiver Gewalt hervorbrechen.

Doch die geschilderten Eigenschaften treten wohl bei manchem Jüngling hervor, um dann später, wenn praktische Rücksichten und materielle Interessen ihre Rechte fordern, gänzlich zu verschwinden oder gar in die schlimmsten Fehler umzuschlagen. Bei Arnoldt aber verbanden sie sich mit einem tiefernsten und stets nach der Wahrheit, nach dem Wesen der Dinge hindrängenden Gemüt, an dem alle Lockungen der Welt, Ehre, Ruhm oder gar Geld und Vergnügungen zerschellten, wie flüssige Wogen an einem starren Felsen, ja in dessen Nähe sie kaum hinfluteten. Freiheit, Wahrheit und Pflicht, sie bildeten das im Grunde ein-

heitliche und sich gegenseitig fordernde und bedingende Dreigestirn, das Arnoldts Lebensweg von Anfang bis zu Ende die Richtung gab. Und ebenso offensichtlich und klar wie aus jener zweiten Rede leuchtete es sein ganzes Leben hindurch aus jedem seiner Worte, aus allem seinem Tun, ja aus jedem Blicke hervor.

So lassen sich aus diesen beiden Reden die Grundzüge von Arnoldts Charakter erkennen. Und ist es nicht hier schon wahrscheinlich, daß einem so gearteten Manne, in dem sich scharfes Denken und frommer Glaube einten, die Kantische Philosophie der Quell werden mußte, in dem er Nahrung fand, und daß ihm, dem Kampfesfreudigen, Lessings Lebensführung am höchsten stehen mußte? Freilich, um das erstere recht zu verstehen, müssen wir Arnoldts intellektuelle Begabung erst genauer kennen lernen, zu deren Schilderung wir später kommen. Und ein anderes integrierendes und sehr wichtiges Element in Arnoldts Wesen ist bisher auch noch unberührt geblieben, da von ihm jene beiden Verteidigungsreden nichts erkennen lassen, nichts erkennen lassen können. Das ist die Tiefe, Liebenswürdigkeit und Innigkeit seines Gemüts. Dieses offenbart sich, wenn es auch jeden, der ihm näher trat, erquickte und erfreute, am herrlichsten in seiner Ehe. Der kennt Arnoldt nicht, der ihn nie mit seiner Frau zusammen in seiner eignen Häuslichkeit gesehen hat. Vielleicht läßt uns ihr Briefwechsel später noch einen tieferen Blick in dieses einzig dastehende Verhältnis tun. Aber auch wer die beiden nur einmal zusammen in vertrauterem Verkehr zu sehen das Glück hatte, mußte eigenartig und tief davon berührt werden. Trefflich stimmte zu ihnen auch die ganze sie umgebende Häuslichkeit, die einfache, schlichtbürgerliche, nur auf die Gesundheit berechnete Einrichtung der Zimmer, in denen die hohen Bücherregale fast den einzigen Schmuck bildeten. Seiner Frau wegen, die immer von zarter Gesundheit war, gab Arnoldt ganz seine Beteiligung am öffentlichen Leben auf, zu dem sein Enthusiasmus für Recht und Gerechtigkeit ihn drängte, da er sich sagte, daß er bei seiner Richtung und bei seinem Temperament sonst gewiß einen großen Teil seines Lebens im Gefängnis zubringen

würde. Er war eben stets der Mann des Entweder — oder. Gab er einmal einen Teil seiner Freiheit für die Ehe hin, so zog er auch unerbittlich alle Konsequenzen: fortan galt es für ihn, die schwache Gesundheit seiner Frau vor allen Aufregungen möglichst zu bewahren und für ihrer beider Leben den nötigen Unterhalt zu schaffen.

Damit komme ich auf Arnoldts äußeren Lebensgang zurück. Bis zum Jahre 1850 hörte er Collegia an der Albertina. Nach Verbüßung seiner Gefängnisstrafe blieb er auf den Wunsch seines Vaters längere Zeit in Plibischken, um sich zum Doktorexamen vorzubereiten. Damals begann er auch das Studium des Englischen, das von da an neben der Philosophie und Literatur einen Hauptteil seiner Beschäftigung ausmachte. 1852 kehrte er nach Königsberg zurück und beteiligte sich lebhaft an den Zusammenkünften der freien Gemeinde, die damals stets, auch wenn nur wenige Mitglieder irgendwo sich zusammenfanden, von einem Polizeikommissar überwacht wurden. Da erhielt er urplötzlich von dem damaligen Polizeipräsidenten Peters einen Ausweisungsbefehl. Während er sich anfangs energisch weigerte diesem nachzukommen, fügte er sich später auf Johann Jacoby's Rat. Bis Michaelis 1852 weilte er also als Hauslehrer (bei Bender-Catharinenhof) fern von Königberg und benutzte die freie Zeit nun besonders zum Studium der Philosophie.

Im Juli 1853 wurde er zum Doktor promoviert auf Grund seiner Dissertation „Über die Prinzipien von Herders Philosophie der Geschichte“. Sie ist zum Teil abgedruckt in Prutz' „Deutschem Museum“ 1856. (Sie führt hier den Titel „Herder und der Begriff des Fortschritts“ Deutsches Mus. hersg. von R. Prutz 6. Jahrg. 1856 Bd. I. S. 601—614 u. S. 652—662.) Die Behörde hatte inzwischen seine Ausweisung vergessen. 1855 verlor Arnoldt seinen Vater, die Mutter war schon 1849 gestorben. Damit aber brauchte er nun auf niemand mehr Rücksicht zu nehmen. Er besuchte daher fortan wieder die Versammlungen der freien Gemeinde, die er seit seiner Rückkehr nach Königsberg seinem Vater zuliebe gemieden hatte, und

hielt dort gelegentlich auch einen kleineren Vortrag. Einige Tage später wurde er von der Polizei vorgeladen, um wieder einen Ausweisungsbefehl zu unterschreiben. Doch wurde dieses Mal die Sache nach längerm Hin- und Herverhandeln, bei dem Arnoldt schließlich ans Ministerium appellierte, gütlich beigelegt, und ihm gestattet, in Königsberg zu bleiben, falls er nicht öfters Vorträge in der freien Gemeinde hielte.

Übrigens ist Arnoldt zwar aus der Landeskirche ausgetreten und zwar hauptsächlich deshalb, weil er von Rupp getraut werden wollte, aber nie Mitglied der freien Gemeinde geworden.

Während dieser ganzen Zeit verdiente er sich die Mittel zur Befriedigung seiner allerdings sehr geringen Bedürfnisse durch Stundengeben. Als er im Jahre 1860 heiratete, mußte er beinahe seine ganze Zeit darauf verwenden. Wie gewaltige Hindernisse er dabei in sich überwand, wenn er sich dieser Pflicht willig und ohne je zu murren bis zum Jahre 1887, in dem ihn eine Augenkrankheit befiel, unterzog, kann nur der ganz ermessen, der Arnoldt näher kannte. 1859 hatte er, um des Englischen völlig mächtig zu werden, eine Reise nach England unternommen, wobei er beinahe sechs Monate in London weilte. Er gab auch später englischen Unterricht an den hiesigen Gymnasien und mehreren Mädchenschulen. Die englische Literatur aber und das englische Volk mit allen seinen Einrichtungen hatte er seitdem besonders in sein Herz geschlossen.

Der erste Aufsatz, den Arnoldt zur Erläuterung eines Begriffes aus der Kantischen Philosophie veröffentlichte, erschien 1858 in der Königsberger Sonntagspost. (Band III, Nr. 44, den 31. Oktober 1858.) Er führt den Titel „Ein Moment der Geschmacksurteile." Die erste bedeutendere Abhandlung aber aus diesem Gebiet erschien erst 1870. Sie handelt von „Kants transscendentaler Idealität des Raumes und der Zeit, Für Kant gegen Trendelenburg" und erschien in dieser Zeitschrift.

Die Vorzüge Arnoldts als philosophischen Schriftstellers treten gleich bei dieser Arbeit klar hervor. Am auffallendsten

ist an ihr auf den ersten Blick die Gründlichkeit. Diese hängt mit seinem ganzen Wesen aufs engste zusammen. Wahrheitsstreben und Pflichtgefühl hießen ihn nicht eher ruhen, als bis er das Thema, das er gerade vorhatte, den Gedanken, den er sich oder andern klar machen wollte, ganz und gar in allen seinen Tiefen und in seiner ganzen Breite völlig erschöpft hatte. Man hat stets den Eindruck, wenn man eine Arnoldtsche Schrift gelesen hat: die Sache ist jetzt abgetan, mag es sich um eine spekulative Untersuchung oder eine historische Darstellung handeln; sollte nicht der Zufall noch ganz neue Quellen ans Tageslicht fördern, so sind die Akten hierüber geschlossen, und da kann man sich auf jedes Wort, auf jedes Datum, auf jede angegebene Seitenzahl aufs genauste verlassen. Auch in der logischen Schlußkette fehlt kein Glied, jeder Ausdruck ist genau überlegt, jede einmal gegebene Definition aufs strengste festgehalten. Daß diese Genauigkeit ab und zu vielleicht zu weit getrieben ist und daß die Furcht, nur ja nichts auszulassen, nichts zu übergehen hier und dort dahin gewirkt hat, daß ein Satz oder auch eine ganze Arbeit etwas Formloses erhalten hat, ist um so natürlicher, als Arnoldt eigentlich ästhetischen Sinn, den Sinn für die schöne Form als solche und damit Interesse für die bildenden Künste und auch Freude an schöner Natur in hohem Maße nicht besaß. Das Moralische und Intellektuelle hatten bei ihm durchaus das Übergewicht.

Hand in Hand mit seiner Gründlichkeit geht sein Scharfsinn. Beide fördern einander: die Gründlichkeit treibt ihn zur Vollständigkeit in seinem Denken, und der Scharfsinn hilft ihm darin, zeigt ihm die Wege und läßt ihn alle Lücken entdecken. Beweis genug für die eminente intellektuelle Begabung Arnoldts wäre schon seine genaue, alle kleinen und kleinsten Details ebenso, wie das Ganze umfassende Kenntnis von Kants System. Für diese legt jede seiner Arbeiten ein geradezu glänzendes Zeugnis ab. Und es war damals nicht so leicht, zum Verständnis Kants zu kommen, wie es heute ist. Kann auch heute der geradezu ekelhafte Wirrwarr der Ansichten über Kants Lehre

bei jedem, der sich mit ihm zu beschäftigen beginnt, die größte Verwirrung hervorrufen, so gibt es doch heute immerhin einige gute Bücher, die einen gar sehr beim Studium Kants unterstützen — die Schriften Arnoldts selbst gehören zu den besten. Zu Arnoldts Zeiten aber gab es die nicht, oder wenigstens die, die es schon gab, hatte man vergessen. Und so mußte er sich ganz allein helfen.

Arnoldt ist kein produktiver Philosoph, er ist überhaupt nicht eigentlich produktiv. Daß er sich freilich in der Philosophie so ganz an Kant anschloß, ist wohl weniger ein Zeichen von Unproduktivität als von Ehrlichkeit: nach Arnoldts Meinung wenigstens war bei allen Nachkantischen Philosophen doch immer etwas Eitelkeit, etwas Unehrlichkeit mit im Spiele, wenn sie über Kant hinausgingen: sie wollten selbständig sein, sich als selbständig beweisen. Arnoldt dagegen, skeptisch veranlagt wie er war, blieb stets des großen Philosophen eigenen Ausspruchs eingedenk, daß „die Besorgung“ der Philosophie „mehr im Beschneiden als Treiben üppiger Sprößlinge besteht.“ (Ros. VII, 1. Abt. S. 352). Arnoldt hatte jedoch die ganz eigene Gabe, sich völlig in die Gedanken und Empfindungen unserer großen Denker und Dichter zu versenken, sich so in sie zu versenken, so in ihnen zu leben, alles, was sie nur angedeutet oder ganz unausgesprochen gelassen hatten, alles, was mit ihren Gedanken in Zusammenhang stand, so herauszuarbeiten, daß er aus ihnen Schätze hervorbrachte, die ein anderer nie in ihnen gefunden hätte. Und da wurde ihm nun die Kantische Philosophie zu einer wahren Wünschelrute, sie machte ihn doch nach mancher Richtung hin produktiv. Denn nicht nur, daß er ihre eignen Gedanken nach allen Seiten hin und her wandte, prüfte, ergänzte, sie sich für sein Denken, Handeln und Leben ganz und gar zu eigen machte, sondern, mit ihnen ausgerüstet, stieg er auch hinab in die Schachte, die von andern Philosophen, von Fichte, Herbart, Hegel und Lotze gegraben waren, begab sich mit ihnen in das Wunderland der Poesie, besonders Lessings, Schillers, Goethes und Shakespeares, und kehrte auch von hier,

mit Schätzen reich beladen, wieder heim. Dafür soll vor allem sein literarischer Nachlaß Zeugnis ablegen.

Alle die bisher genannten Eigenschaften prädestinierten Arnoldt geradezu zum Lehrer, zum akademischen Lehrer und zwar besonders zum Lehrer der Philosophie; und es ist aufs tiefste zu beklagen, daß die preußische Regierung Arnoldt seine Jugendtaten nicht verzeihen konnte, gegen ihn „mit dem Schwerte dareinschlug" und ihre „Scharwachen aufbot", und die „Jugend, welche dem akademischen Unterricht anvertraut ist, von der frühen Kenntnis so gefährlicher Lehren fernhielt." (Kant. Kr. d. r. V. Recl. S. 571 ff.) Ein glänzender Redner war Arnoldt freilich nicht. Er sprach oft höchst eindrucksvoll und gewandt, so wie ich es von keinem andern Menschen, mit Ausnahme Kuno Fischers, gehört habe. Besonders gut, mit geradezu dramatischer Lebendigkeit verstand er zu erzählen. Aber ihm fehlte doch im allgemeinen die Leichtigkeit und Flüssigkeit des Ausdrucks, die dazu befähigt, in schöner Sprache über jeden Gegenstand aus dem Stegreif zu reden, die freilich auch gar zu leicht mit einer gewissen Oberflächlichkeit Hand in Hand geht. Die Klarheit aber und Bestimmtheit seines Denkens, die Gründlichkeit und Tiefe seines Wissens und vor allem seine Persönlichkeit, die Tatsache, daß er alles, was er lehrte, auch vertrat, vertrat mit allem, was in ihm lebte, das jugendliche Feuer seiner Begeisterung und nicht zum mindesten die Liebenswürdigkeit seines Wesens, die ihn sich nie über den Schüler stellen, auf alle dessen Fragen und Zweifel, mochten sie auch ganz ungerechtfertigt und töricht sein, eingehen ließ — alle diese Eigenschaften hätten sich sicher, wie jetzt im kleinen Kreise, so noch erfolgreicher unter einer großen Zahl von Hörern bewährt, da Arnoldt eben nicht nur belehrte und anregte, sondern auch jeden empfänglichen Menschen im tiefsten Innern ergriff und zur Tugend und Frömmigkeit hinwies. Denn ihm war die Philosophie „die Wissenschaft von der Beziehung aller Erkenntnis auf die wesentlichen Zwecke der menschlichen Vernunft" (Kr. d. r. V.

Recl. S. 683), d. h. aufs Moralische. Und wenn er auch den herrlichen Titel „eines Lehrers im Ideal", der alle Erkenntnisse „des Mathematikers, Naturkündigers und Logikers" als „Werkzeuge" nützt, um die wesentlichen Zwecke der menschlichen Vernunft zu befördern" (ebendas.), weit von sich gewiesen hätte, so verdiente er ihn doch sicher so sehr, wie nur wenige seiner Zeitgenossen.

Endlich möchte ich noch zwei Eigenschaften Arnoldts, die sich gleich aus dieser seiner ersten bedeutenderen Abhandlung „Über die transscendentale Idealität des Raumes und der Zeit", die wir inzwischen ganz aus den Augen verloren haben, ergeben, hervorheben: es sind sein Freimut und seine Unerschrockenheit, Eigenschaften, die sich allerdings nach dem vorher Gesagten bei ihm von selbst verstehen. Er, der unbekannte, jüngere Gelehrte, trat offen und frei ohne Höflichkeitsfloskeln, nicht auf den berühmten Namen des Angegriffenen, sondern nur auf die Sache sehend, Trendelenburg gegenüber. Denn auch er „stand in der Einbildung, es sei zuweilen nicht unnütze, ein gewisses edles Vertrauen in seine eignen Kräfte zu setzen. Eine Zuversicht von der Art belebt alle unsere Bemühungen und erteilt ihnen einen gewissen Schwung, der der Untersuchung der Wahrheit sehr beförderlich ist." (Kant Akademieausg. Werke I S. 10.)

Im Jahre 1874 habilitierte sich Arnoldt auf den Wunsch seiner literarischen Freunde an der Königsberger Universität als Privatdozent für Philosophie. Er hatte stets einen großen Zuhörerkreis um sich — ihre Zahl belief sich auf 50—60 — und wurde auch von der dortigen philosophischen Fakultät dreimal zur Professur vorgeschlagen, aber immer von der Regierung abgelehnt. Und als er sich persönlich in Berlin dem Ministerialrat Goeppert (unter dem Kultusministerium Falk) vorstellte, gab ihm dieser den Bescheid, daß er in Preußen niemals würde angestellt werden. Er gab daher 1879 seine Vorlesungen auf. Etwa dreißig Jahre später aber bot dieselbe preußische Regierung gelegentlich des Kantjubiläums im Jahre

1904 demselben Manne den Professortitel an. Sie hatte offenbar diese früheren Ereignisse ganz vergessen. Arnoldt aber kam dies wie eine Verhöhnung vor, und der Überbringer dieses Titels soll von dem jugendlichen Feuer und dem sittlichen Pathos, das unsere Zeit kaum mehr kennt, das aber in diesem Greise noch in voller Frische lebte, betroffen genug gewesen sein. Arnoldt wies den Titel zurück.

Die Habilitationsvorlesung, gehalten den 13. März 1874, handelt von „Kants Idee vom höchsten Gut" und ist besonders insofern wichtig, als in ihr Arnoldt einen für Kants System wichtigen Begriff, nämlich den vom höchsten Gut, samt den aus ihm gezogenen Schlüssen auf die Unsterblichkeit der Seele und das Dasein Gottes verwirft. Hier zeigt sich seine skeptische Richtung, die natürlich ganz verschieden ist vom „Skeptizismus, einem Grundsatze einer kunstmäßigen und scientifischen Unwissenheit, welcher die Grundlagen aller Erkenntnis untergräbt" (Kr. d. r. V. Recl. S. 351 f.), und die vielmehr nur „von Vorsichtigkeit der durch Erfahrung gewitzigten Urteilskraft" zeugt. (Ebendas. S. 580).

Arnoldt bringt gegen Kant dreierlei zur Geltung (S. 3): „1. der Begriff des höchsten Guts empfängt bei Kant nicht stets die gleiche Bestimmung; 2. keine von den beiden Bestimmungen, die er empfangen hat, liefert zur Begründung des Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele, noch die von Kant durchweg erwählte zur Begründung des Glaubens an das Dasein Gottes einen ausreichenden Halt; 3. nicht die Idee des höchsten Guts, sondern das Bewußtsein des moralischen Gesetzes im Zusammenhang mit sittlichen Gefühlen und Stimmungen begründet in Wahrheit den Gottesglauben, und nicht die vorzugsweise den drei Kritiken eigene Idee des höchsten Guts gibt Kants persönlichem Religionsbekenntnis ein hervorstechend charakteristisches Gepräge, sondern die Idee von einem Reiche Gottes unter ethischen Gesetzen, welche der Religion innerh. der Gr. der bl. Vern. ist einverleibt worden."

In der nun folgenden Schrift „Kants Prolegomena nicht

doppelt redigirt" (Berlin Liepmanssohn 1879) widerlegte Arnoldt B. Erdmanns Hypothese, daß Kants Prolegomena aus einer doppelten Redaktion entstanden seien. In dieser Arbeit tritt seine Lessingsche Kampfesnatur scharf hervor. Man höre nur den Anfang: „Benno Erdmann, der neue Herausgeber der Kant'schen Prolegomena, hat für seine Einleitung zu diesem Werke, welche dessen historische Erklärung enthalten soll, folgenden Ausspruch Kants zum Motto gewählt: „Es ist gar nichts Ungewöhnliches . . . ., durch die Vergleichung der Gedanken, welche ein Verfasser über seinen Gegenstand äußert, ihn sogar besser zu verstehen, als er sich selbst verstand, indem er seinen Begriff nicht genugsam bestimmte und dadurch bisweilen seiner eigenen Ansicht entgegen redete oder auch dachte." Ist die Wahl dieses Mottos ein Anzeichen von Eigendünkel, oder von Bescheidenheit? Vielleicht das letztere! Vielleicht soll der Leser sich bemühen, den Verfasser der Einleitung besser zu verstehen, als er sich selbst verstand. Wenigstens hat dieser seine Begriffe oft nicht genugsam bestimmt, und sich selbst genugsam oft zitiert, daß beide Umstände die ihm günstige Auslegung unterstützen."

Daß B. Erdmann sich über Arnoldts Angriff und Sieg gar sehr ärgerte, ist menschlich wohl begreiflich, auch ist es verständlich, daß er nun seinerseits nach einer Blöße ausspähte, die sich etwa sein Gegner irgendwo geben könnte. Nur hätte er sicherlich, auch nur bei der oberflächlichsten Kenntnis von Arnoldts Art und Charakter, sie da nicht gesucht, wo er sie schließlich gefunden zu haben glaubte. Drei Jahre später nämlich gab Arnoldt eine auf peinlich genaues Quellenstudium gestützte Untersuchung „Kants Jugend und die fünf ersten Jahre seiner Privatdocentur" (Königsberg, Ferd. Beyer 1882) heraus. In dieser wies er unter anderm nach, daß Kant sich nicht, wie man bisher allgemein angenommen hatte, in der theologischen Fakultät hat inskribieren lassen, also nie Theologie studiert hat in der Absicht, Geistlicher zu werden. (Vgl. J. Jacobson. Herrn Prof. Benno Erdmanns Polemik gegen Emil Arnoldt.

Altpreuß. Monatsschr. Bd. XIX. 1882. S. 313 ff.) Dasselbe glaubte B. Erdmann in seinem Buch „Martin Knutzen und seine Zeit" Leipz. Voss. 1876. dargetan zu haben und beschuldigte daher Arnoldt in ziemlich unzweideutigen Worten des Plagiats. (In der dtsch. Literatur-Zeitung vom 18. Febr. 1882. Nr. 7. S. 244.) Dagegen veröffentlichte Arnoldt in der Vossischen Zeitung (vom 5. März 1882) eine geharnischte Erklärung (Abgedruckt in der Altpreuß. Monatsschr. Band XIX. S. 176.), und auch in den Abhandlungen, die später in den „Kritischen Exkursen im Gebiete der Kant-Forschung" (Königsberg, Ferd. Beyer 1894) zusammengefaßt wurden, bricht sein Zorn gegen B. Erdmann noch hier und da durch.

Alle diese Arbeiten, wie die von mir noch nicht erwähnten: „Metaphysik, die Schutzwehr der Religion" (1873), „Kant nach Kuno Fischers neuer Darstellung" (1882), „Beiträge zu dem Material der Geschichte von Kants Leben und Schriftstellerthätigkeit in bezug auf seine Religionslehre und seinen Konflikt mit der preußischen Regierung" (1898) und endlich „Über den ersten Teil der ersten Antinomie der spekulativen Vernunft" (1904) — alle diese Arbeiten verfolgen teils das Bestreben, „die skeptische Methode des Kritizismus auf den Kritizismus selbst und die Darstellungen desselben anzuwenden", teils bringen sie neues Material zu Kants Leben und dessen schriftstellerischer und akademischer Wirksamkeit.

Als Arnoldt im Jahre 1887 von einer Augenkrankheit befallen wurde und infolgedessen seine Augen bis zu seinem Tode außerordentlich schonen mußte, sah er sich genötigt, seine ganze Tätigkeit als Lehrer des Englischen und Deutschen an Schulen oder in Privatstunden aufzugeben. Nur die ihm lieb gewordenen Vorträge über literarische und philosophische Themata vor kleineren Kreisen behielt er bei. So lebte er diese 18 Jahre bis zu seinem Tode in stiller Zurückgezogenheit, von seiner Frau behütet und sie behütend, in regem Verkehr mit einigen wenigen meist jüngeren Freunden, ganz hingegeben dem Studium seines geliebten und über alles verehrten Kant und seiner Nach-

folger, Hegel, Herbart und besonders Fichte und Lotze, sowie auch der klassischen deutschen Literatur und Shakespeares, den lebhaftesten Anteil nehmend an dem Schicksal aller ihm befreundeten oder bekannten Menschen und an allen Ereignissen der Welt, von allen, die ihn kannten, aufs höchste verehrt und geliebt. Und so, in völliger Geistesfrische, nach wie vor in jugendlicher Begeisterung erglühend für alles Gute und Große, von wärmster Dankbarkeit erfüllt für alle Liebe, die ihm entgegengebracht wurde, auch körperlich im ganzen rüstig und gesund, schied er nach kaum siebentägiger Krankheit am 31. Mai 1905 von uns.

Wir aber, seine Schüler und Freunde, danken ihm für alles, was er uns getan, und danken Gott, der es uns vergönnte, einen solchen Menschen kennen zu lernen, aus dem das Übersinnliche so hell und herrlich und dabei doch so milde und freundlich, Licht und Wärme spendend, hervorstrahlte. Denn Arnoldt hat jene Hypothese, welche die theoretische Philosophie Kants zur Abwehr gegen den Skeptizismus an die Hand gibt, die freilich kein Mensch als richtig beweisen, die aber jeder als wahr bezeugen sollte, — nicht als eine Wahrheit, die er hat, sondern als die Wahrheit, die er sein soll — er hat sie durch sein Leben bezeugt die Hypothese: Alles Leben ist intelligibel, den Veränderungen in Raum und Zeit nicht unterworfen, weder mit der Geburt begonnen noch mit dem Tode beendigt, und das räumliche, zeitliche Dasein ist nichts als Erscheinung, die ganze Sinnenwelt ein bloßes Bild, das unserer jetzigen Erkenntnisart vorschwebt. (Vgl. E. Arnoldt. Kants transscendentale Ideal. des R. Schluß. S. 131.)

Adel und Bürgerstand in und um Memel. II.

Genealogische Nachrichten
auf Grund der Kirchenbücher-Forschung,
(cf. Altpr. Monatsschr. XXXVIII, pg. 250—289).

Von

Johannes Sembritzki, Memel.

Wenn ich meiner im Jahre 1901 unter obigem Titel in dieser Zeitschrift erschienenen Arbeit jetzt eine Fortsetzung folgen lasse, so geschieht dies, weil die der ersteren erfreulicher Weise zu Theil gewordene Aufmerksamkeit mich noch mehr von der Nützlichkeit solcher Veröffentlichungen, zuvörderst für die Familien-, sodann aber auch für die Provinzial- und Kultur-Geschichte, überzeugt hat. Die vorliegende zweite Zusammenstellung stützt sich als Nachlese fast nur auf die Kirchenbücher der Johanniskirche zu Memel; einiges, mit „*Prk.*" bezeichnet, stammt aus den Kirchenbüchern aus Prökuls (das älteste davon ist ein 1732 beginnendes Taufbuch). Von Herrn Geh. Archivrat v. Mülverstedt zu Magdeburg mir freundlichst mitgeteilte Ergänzungen sind durch „*v. M.*" kenntlich gemacht. Ein den betreffenden Namen vorgesetztes „(I)" bedeutet, daß über diese Familie schon im ersten Teile meiner Arbeit Nachrichten gegeben sind, die hier ergänzt werden.

Agilis. 1663, 31. Aug. läßt Jonas Agilis, *Suecus,* ein fremder Schulmeister, eine Tochter tfn.

Beerbohm siehe Roerdansz.

v. Baehr, v. Behr. 1700, 13. Septbr. „durch expresse Post nach Lithauisch Crotingen [jetzt Russ. Crottingen, Kretynga] abgeholet und getauft des Herrn Werner von Bähren T.

Dorothea. Tfzgn. Erzpriester Concius, Fr. Landrath v. Baehr, Frau Großmutter Fr. v. Wetterhorst. — 1702 d. 1. Mai get. Sohn Dietrich des Hauptm. v. Behr, Erbherr auf Schl ... [unleserlich] in Curland [die Taufe ist im Juni nachgetragen]. — 1767, d. 20. Octbr. Hedwig Eleonora von Baehr „der Frau Obristen von Puttkammer Fräulein Schwester" 67 J. alt gestorben u. den 26. October in dem v. Rummelschen Gewölbe vor dem Altare der Stadtkirche begr.

v. Bergen, Carl Ludwig, Hptm. beim Füs.-Btl. v. Eichler, heir. Dom. Sexag. 1797 Frln. Sophia v. Beyer, älteste Tochter des Ober-Cons.-Rth v. Beyer.

Berger, George Friedrich, aus Magdeburg, reformirt, Lieutenant, wird, 38 Jahre alt, am 30. Januar 1810 Bürger in Memel (Bürgerbuch).

v. Berrenhauer. 1802, 26. Januar † die Wittwe des gewesenen Generals Sigismund August v. B., Susanne Elisabeth geb. v. Briesen, 74 J. alt, ohne Kinder. — v. Bernhauer war Generalmajor u. Chef des Garnison-Regts. in Heiligenbeil, Heilsberg, Allenstein etc. Er starb 24. März 1798. *v. M.*

v. Billerbeck, Fähnrich, 1724 und 1727 Vater unehelicher Kinder von der Cath. Elis. Petersen.

(I) v. Blomberg, Frln. 1756 (Nr. 167) Pathin bei einem Bauern. *Prk.* Siehe: de la Bretonnière.

v. Blumenthal, Capitain, Pathe 1743 (Nr. 48). *Prk.*

v. Bondeli, siehe v. Rummel. (Friedrich Julius Freiherr v. Bondeli war 1740 Amtsverweser in Memel.)

Botha. 1736, 16. Novbr. Lieut. Joach. Botha aus Magdeburg 73jährig gestorben u. am 19. begr.

(I) v. Borck. 1727, 1. April, des Hr. Major v. Borck Söhnl. v. 5½ J. in der Kirche im Gewölbe vor dem Altar begr.
1735, 15. Novbr. Major Joh. Henr. Borck gest., den 23. in der Stadtkirche begr.

1741, 12. April Frln. v. Borck im Gewölbe der Stadtkirche beigesetzt.

(I) v. Brabänder. 1772, 21. Juni † Christina Wilhelmina v. B., älteste Tochter des Obristwachtmstr. v. B. vom Rgt. v. Hallmann, 22 J. 7 Mon. 7 Tage alt. „Den 26. im Gewölbe der Stadtkirche unter Geläut begraben.“

(I) v. Bragge wol zu lesen v. Bagge. *v. M.*

v. Brauchitsch, Kriegsrath, 1769 (Nr. 85) Pathe bei Amtmann Franz Jakob Possern. *Prk.*

de la Bretonnière. 1753 (Nr. 207) Frau Majorin d. l. B. Pathin bei Pfarrer Jakob Wessel. — 1753 (Nr. 226) Herr Major Pathe bei Präcentor Jakob Tranz. — 1754 (Nr. 224) Obristwachtmstr. d. l. B. Pathe, 1754 (Nr. 232) Major d. l. B. Pathe (bei einem Unteroffizier aus Memel). 1756 (Nr. 167) Frau Majorin, Pathin bei einem Bauern. *Prk.*

de la B. war aus Frankreich gebürtig, hatte vom Lieutenant bis zum Major in russischen Diensten gestanden und ein Frln. v. Blomberg aus Kurland geheirathet. Er war dann bei Prökuls angesessen, brannte (ob infolge der russischen Invasion?) völlig ab und wohnte 1760 in Tilsit. Zwei Söhne von ihm standen in preußischen Militärdiensten. *v. M.*

„Es hat der Herr Major Jean de la Bretonnière sein im Amte Prökuls gelegenes Cöllm. aus 7 Huben 1 Morg. 5 Rut. bestehendes Guth nebst 6 Huben Chatoul-Land bei Klischen, cum att- & pertinentiis vor eine Summa von 4250 fl. pr. c. an den Herrn Johann Georg Gleich verkauffet.“ Kgsbg. Frag- u. Anzeig.-Nachr. 1759, Nr. 44 v. 3. Novbr.

v. Briesen cf. v. Berrenhauer.

(I) v. den Brincken. 1702 am Schlusse des Jahres steht im Taufregister: „Hr. Obrister Bringk aus Curland hat mich nach Baugscorallen gefordert und daselbst einen Sohn tauffen lassen, wobey Zeugen gewesen Hr. Hauptmann Ambach, Hr. v. Blumberg u. Fr. Oberhauptmann Kayserlingen alle aus Curland.“ Der Taufname des Sohnes ist nicht angegeben. — 1710, 17. Decbr. „Hrn. von den Brincken Kindchen [Leiche] ist nach Bezahlung der Schule und

Glocken nach Dtsch. Crottingen geführet." Vergl. v. Schlippenbach.

(I) de Brion. 1752, 20. April † des Hrn. Hptm. de B. Söhnlein [wol der 1751 geborene]. — 1756, 1. Decbr. „starb in partu" Frau Hptm. Maria Amalia v. Brion, geb. v. Grotthus, begraben auf d. Kirchhof des Guts Götzhöfen. — Sie war geb. 27. Febr. 1722 und heirathete den Friedr. Wilh. de Brion 27. Nov. 1743. — In I, pg. 261, Z. 16 v. u. heißt der Taufzeuge nicht „Schrebenski", wie im Kirchenbuche steht, sondern Skrbenski. *v. M.*

Jacob de Brion stammte aus Frankreich, stand anfänglich beim Regt. des Marquis de Varenne und wurde 1691 als Stabscapitain zum Dönhoff'schen Regt. versetzt. Er † 13. Novbr. 1717. — Charles de Brion hatte noch einen Sohn Charles, Lieutenant im Rgt. de l'Hospital. Er trat Decbr. 1709 in das Dönhoff'sche Regt., wurde 1711 Faehnrich, 1715 Secondelieutenant u. als Cornet versetzt zum Kronprinzl. Regt. zu Pferde (v. d. Oelsnitz, Gesch. d. 1. Regt.).

Adam Joh. Jacob de Brion war 1769 Fähnrich im Regt. Bevern, wurde wegen schlechter Conduite zu vier Jahren Festung (in Pillau) verurtheilt und ging nach überstandener Strafe 1773 ohne Abschied außer Landes. Dadurch erlosch wol das Geschlecht. Ein Frln. de Br. lebte 1788 unvermählt in Festenberg in Schlesien. Im Wappen der Brion ist der Schrägbalken in 3. nicht mit drei Löwenköpfen, sondern schreitenden Löwen belegt. *v. M.*

Hauptmann v. Brion auf Götzhöfen hat mit Concession der Kgl. Lithauischen Kammer seinen Adligen Krug nebst Wiesen in Ruß an Amtmann Kuwert verkauft (Kgbg. Frag- u. Anzeig.-Nachr. 1755, Nr. 8). Das heutige Adl. Brionischken bei Ruß, Gut mit Krug und Fähre, groß 96,61 Hektar.

In Tilsit gab es ein, 1838 dem Domainen-Fiscus gehöriges Brion'sches Erbpachtsgrundstück, belegen an der Schleusenbrücke und bestehend aus Wohnhaus, Hof u. 1/2 Morgen

Land. (Amtsblatt Gumb., 1838, pg. 561.) Leider war in den Grundbuchakten nichts über die ehemaligen Besitzer Brion zu ermitteln.

v. Brumsee. Am 1. Febr. 1756 ein unehel. Kind getauft des Lieut. Ludwig Wilhelm v. B. beim Regt. v. Luck.

v. Buchenau, George, Obristwachtmstr. beim Rgt. Puttkammer, heir. 1771, 23. Juli, Susanna Sophia v. Hallmann, älteste Tochter des Oberstlieut. u. Commandeurs des genannten Regts., Friedrich Sylvius v. H.

v. Buchholz.

1. Christian v. B., in Windenburg geboren, wurde 1742, 29 J. alt, Großbürger in Memel, † 1758 d. 6./17. April. Mit Barbara Catharina, geb. Kundt, hatte er zwei Söhne:
   a) 1747, geb. 6. Juni, get. 9. Juni, Christian. Er wurde 1768, 21 J. alt, Großbürger u. heir. 7. Septbr. 1769 Anna Catharina, Tochter des verstorb. Rathsverw. Wilhelm Tranz. Sohn:
      1786, 29. Mai geb., 6. Juni get. Christian.
   b) 1749, geb. 12. April, get. 15. April, Joh. Friedrich. Er heir. als Negotiant im Juni 1777 Maria Juliana Dorsch, Tochter des verstorb. Kaufm. u. Großbürger Carl Dorsch zu Kgsbg. Dort copulirt. Kinder:
      aa) 1778, 12. Juli geb., 17. Juli get. Joh. Ferdinand.
      bb) 1780, 20. Febr. geb., 25. Febr. get. Wilhelm Friedrich.
2. Friedrich v. B., in Kinten geb., wurde 1746, 28 J. alt, Großbürger u. heir. 16. Nov. 1758 Maria Louise, jüngste Tochter des Kaufm. Alexander Lehmann. Er starb 2. Mai 1762 als Aeltermann der Kaufmannszunft und wurde am 6. in der lithauischen Kirche begraben. Er hatte zwei Söhne:
   a) 1760, geb. 11. Decbr. get. 16. Decbr. Friedrich. Dieser „ein zur See Handelnder“, heir. im Febr. 1786 Christina Dorothea, Tochter des verstorb. Kaufm. u. Brau-Assessor Friedrich Wenk zu Kgsbg. Dort copuliert.

b) 1761, geb. 19. Octbr., get. 22. Octbr. Christian.

Ein Friedrich v. B. aus Memel studiert seit Winter 1807—8 in Königsberg Cameralia u. ist später Pächter der Bosembschen Güter.

Ein Lieutenant und Agent Johann v. Buchholz, aus Kurland gebürtig, saß ca. 1750 auf Kl. Przelenk im Kreise Neidenburg. 1755 soll das Testament seiner Wittwe, Anna Catharina, geb. Steinhöbel, publicirt werden (Kgsbg. Frag- u. Anzeig.-Nachr. 1755, Nr. 20).

(I) v. Budda, Buddae [nach dem Kirchenbuche *nicht* Budda*u*] 1766. Friedr. Wilhelm v. B. heir. Frau Anna Dorothea, Wittwe des Kölm. Erbsassen auf Janischken Daniel Gottschalck. Copul. 11. Febr. im Hause. — 1771. Des Lieut. Friedr. Wilh. „v. Buddà" Stief- u. Pflegetochter, Maria Juliana Gottschalck, älteste Tochter des verst. Cölm. Erbs. auf Janischken, wie auch Großbürgers, Kauf- u. Handelsmanns allhier, Daniel Gottschalck, heir. den Apotheker Joh. George Blümel 7. Novbr. — 1783, 1. Febr. † Anna Dorothea, Tochter des Erzpriesters Pauli, 65 J. alt, zuerst verheir. mit Daniel Gottschalck, dann mit Lieut. Friedr. Wilh. „v. Budd oder Buddae". 1786, 8. Februar heirathet Friedr. Wilh. v. B., gewesener Lieut., Anna Dorothea, Tochter des Kaufm. u. Großbürgers Adam Zippel. — Bei s. Tode 28. Mai 1787 (siehe I) hinterläßt er außer der Wittwe eine Schwester in Rußland.

v. Bülau siehe v. Mirbach.

Cannot, Alexander Philipp, Kaufmann, aus Königsberg, wird Großbürger in Memel 12. Januar 1764. — 1756 heirathet Dr. med. u. Stadtphysicus Joh. Friedr. Schroeder in Memel die jüngste Tochter Barbara Charlotte des „Ersten Kgl. Hofpredigers, Predigers der reformirten Pfarrkirche zu Königsberg, Consistorialraths und Inspectoris der reform. Kirchen und Schulen in Preußen wie auch des Kgl. Waisenhauses" Claudius Cannot. Copul. in Kgsbg.

(I) de Chapelle. 1673, XII p. Trinit., heirathet Capitain-Lieutenant Thomas Ch. die Tochter Eleonore des verstorbenen Hrn. Wolff von Löthen. Dieser war 1668 als Letzter seines Stammes gestorben. *v. M.*

1675, 21. Octbr. getauft Tochter Dorothea Juliane.

Capitän Thomas de Chapelle stand 1661 beim Inf.-Regt. Schwerin (dann in Colberg). *v. M.*

(I) v. Chlebowski. Seine Vornamen sind: Christian Wilhelm. *v. M.*

v. Ecksparre, Peter, Russ. Oberst, 1813, 8. Febr. am Nervenfieber verst. 52 J. alt. Hinterl. 3 Tchtr. in Riga.

(I) v. Ellert, Major, 1752, 22. Decbr. plötzlich verstorben und auf dem Soldaten-Kirchhoff more milit. beerdigt.

Encquist. 1670, 7. Septbr. getauft Friedrich Encquist, posthumer Sohn des schwedischen Majors Friedrich Encquist und seiner Wittwe Anna Margaretha.

Frank, Franck, Francke.

1701, 19. Juni getauft Christoph, Sohn des „Arrendator vom Neuen Vorwerck“. 1741, 19. Novbr. † Christoph Francke, Erbherr auf Eckitten etc.; 29. Novbr. auf dem Szabernschen Kirchhof begr.

1. Maria Dorothea, Tochter des verstorbenen Christoph Franck, Erbherrn von Tauerlauken und Eckitten, und jetzige Pflegetochter des Joh. Gabriel Kolb, nunmehrigen Erbherrn von Tauerlauken, wie auch von Rumpischken und Daupern, heirathet 29. Mai 1753 den Kgl. Preuß. Amtmann zu Budwethen, Gebhard Christian Hasfort.
2. Joh. Ernst Franck, Kölm. Erbsasse des Gutes Kriszullen, heir. 17. I. 1766 die Juliana Louisa Kraus, Tochter des Amtsraths von Clemmenhof u. Erbherrn von Adl. Crottingen, Georg Albrecht Kraus (Crause).

(I) v. Fresin. Es waren Caspar v. F. u. s. Gemahlin Barbara Christiana geb. v. Kerben.

v. Fürstenberg, Christian Ewald, Hauptm. d. Inf., heir. Frau Sophia Dorothea geb. Hechel, Wwe. des Großbürgers, Kauf-

u. Handelsmannes Johann Friedrich Schwarz, 4. Mai 1775. — 1788, 7. Aug. † Dorothea Sophia v. Fürstenberg, geb. Hechel, 71 J. alt; hinterließ den Wittwer, keine Kinder.

v. Gattenhöfen. 1734 (Nr. 72) Frln. Wilhelmine Charlotte v. G. Pathin, ebenso 1735 (Nr. 96). — 1736 (Nr. 122, 166) Frln. Henriette v. G. Pathin. *Prk.*

Eine einst wohlbegüterte, namentlich in Norkitten angesessene, aus Franken stammende Adelsfamilie. Sie erlosch 1785 durch den Tod des Preuß. Rittmeisters Leopold Wilhelm v. G. auf Pistken bei Lyck. *v. M.*

(I) Glaeser. Es ist Perkoden, eine Ortschaft jenseits der Grenze an der Dange.

v. Goes, siehe v. Koschkull und v. Tiesenhausen.

(I) v. Gohr. 1769, 25. Juli † Johann Christoph v. Gohr, Capitain beim Rgt. v. Puttkammer, 50 J. 6 Mon. alt; „den 27. in der teutschen Stadtkirche funere gen. u. mit einer Leichen-Predigt beerdigt". — Er war geb. 30. Januar 1718, kam nach den schles. Feldzügen an das Rgt. v. Puttkammer in Memel u. wurde hier 1755 Prem.-Lieut., 1759 Stabs-, 1767 wirkl. Capitain. *v. M.* — Ein Herr v. Gohr war 1813 Bezirks-Commandant des Landsturms im Intendanturamt Memel; Lieut. a. D. Ludwig v. Gohr auf Kischken-Gerge starb 14. Januar 1848, 63 J. alt. Hinterl. 2 Stiefschwestern, wovon eine die Majorin v. Hofen in Tilsit, und 1 Stiefbruder Rhenius.

Gorraiski. 1709, 12. Febr. getauft Johann Bartholomäus, Sohn des „mercator" Christoph G. Dieser war auch Gerichts-Verwandter.

Joh. Bartholomäus, war 1726 stud. phil., 1731—1766 Kgl. Unter-Bibliothekar zu Königsberg, Hofrath und Hofgerichts-Advokat. Sein Sohn Abraham Esdras Johannes, getauft 13. Septbr. 1744 in der Schloßkirche zu Kgsbg.

Stammvater der Familie: Barthel Goresky von Schwerin i. d. Mark, als Soldat getraut mit Regina Tauber 1621,

Dom. XIII p. Trinit. — 1627 ist er Kürschner (also ausgedient) u. wird ihm 23. Febr. ein Sohn Christoph geb.

v. Grahn. 1738, 13. Juni „ein Schwedischer Regiments-Quartiermeister Christoph v. G., der hier als ein Bettler krank hergekommen und in Armuth gestorben, still begraben."

Gregorovius. Johannes G. aus Benkheim, „Hrn. Johann Daublers Churf. Ambts Schreibers alhier Handschreiber" heirathet 1669 Dom. XVI Trinitatis die Wittwe Elisabeth des Fouriers Michael Kläge von Major Carlings Compagnie; 1670, 7. Febr. läßt er einen Sohn Raphael taufen.

(I) v. Gregorski war Königl. Polnischer Kammerherr.

(I) v. Grothusen, v. Grotthus. Ernst Johann v. G. war Capitain-Lieutenant und Erbherr auf Sattycken (Kr. Oletzko) und Tauerlauken. Er ist der Großvater der Maria Amalia, verehel. de Brion (s. d.).

Gurioff, Lieutenant, 1760 Pathe bei einem Bauern (Nr. 175). *Prk.*

v. Haehne. 1787, 15. Septbr. † Hermann Christoph Leonhard, Sohn des Majors Daniel Gottfried v. H. u. s. Gem. Anna Elise geb. v. H., 5/4 J, alt, in Salanten (jenseits der Grenze) begraben.

(I) von Hagen. 1750, 21. Decbr. † der Kleinschmidt Mstr. Baltasar von Hagen u. den 29. mit der halben Schule begr.

v. Hallmann. 1768, 28. April, † Louisa Friederica Henrietta v. H., jüngste Tochter, welche nur 14 Tage alt wurde, des Majors u. Commandeurs des Regt. v. Puttkamer, Friedrich Sylvius v. H. und dessen Gemahlin Carolina Ernestina Christina geb. Baronesse v. Bobenhausen. — 1769, 1. März † Charlotta Sophia Friedericia Anna v. H., älteste Tochter der vorigen, im 17. Jahre und wurde am 8. in der lithau. Kirche begraben. — 1771 heirathete die nunmehr älteste Tochter, Susanna Sophia, den Obristwachtmstr. v. Buchenau (siehe d.). — 1771, 20. Octbr. † Sophia Carolina, 6 Stunden alt.

(I) Hamilton. 1663, 23. Juni getauft Sohn Adam Friedrich des Capitains Patrick Hammelthon und Frau Elisabeth geb. Krohn. — 1741, 9. Mai ist der Major Johann Hamilton auf dem reformirten Kirchhof begraben.

(I) v. Harten. Es lebten damals noch ein Wilhelm v. H. (Frau Elisabeth Wulfen; läßt 17. Novbr. 1665 Sohn Reinhold Heinrich tfn.) und ein Christian v. H., Zeugwärter (läßt 16. Aug. 1666 Tochter Maria tfn.) Der Feuerwerker Michael v. H. ließ schon 24. Aug. 1685 Tochter Sophie tfn.

Hasfort (Hasford) siehe Frank.

v. Haubitz. 1761, 29. März † der ehemal. Kgl. Preuß. Wallmstr. Hr. v. H.

(I) v. Heidebreck, v. Heydebrecht. 1748, 17. Octbr. „des Hptm. v. Heydebrecht eintziges Söhnlein v. 10 Jahren Namens Leopold Otto Philipp David gest. u. den 21. in der teutsch. Kirche beerd."

v. Hjelmburg. 1748, 8. Mai „ist des Hrn. Major v. Schechta Secretarius und wie einige wollen dessen naher Anverwandter Hr. v. Hjelmburg, ein Schwede von Geburt, in seinen besten Jahren gestorben u. den 10. ej. beerdigt."

v. Hirschfeldt. 1781, 18. Novbr. † Wilhelmina Sophia Concordia, Töchterlein des Accise-Inspectors Johannes Theophilus v. Hirschfeldt u. seiner Gemahlin Juliana Charlotta geb. Wiegandt, 5 Mon. alt. — 1782, 6. Septbr. † der Accise-Inspector v. Hirschfeldt, 43 J. alt. Hinterließ 1 Mutter, 1 Bruder, 1 Schwester, die Wittwe u. 5 Kinder. Eins davon starb bald und 1790, 4. Febr. auch die Wittwe, 45 J. alt, an der Schwindsucht.

v. Hörner. 1700, 2. Juli getauft „Hrn. Major von Hörner, dessen Gemahl. aus Curland hierher geflüchtet und entbunden worden, Tochter Anna Elisabeth. Testes: Frau v. Reck aus Curland, Frau v. Kaiserling, Frau Baron Knigge, Frau Maria Dorothea Concius, Frau Anna Issert, Hr. Obrist Crüger, Hr. Rector Michael Geisler.

v. Holster. 1784, 13. Juni † Thomas Bogdan v. H., ca. 30 J. alt „ein Bedienter aus der Suite der hier durchgegangenen [durchgereisten] Frau Generalin v. Bauer am hitzigen Fieber. Er soll aus Finnland gebürtig seyn."

(I) v. Hülsen. Anna Margaretha v. H. war 1663 verheirathet mit Capitain-Lieutenant Antonius Schröter. 18. April 1663 beider Sohn Johannes Gotthard getauft. Taufzeugin: Jungfrau Marth. v. Hülsen. 1671, 13. April Sohn Antonius getauft. — Die Frau des Rhenius (siehe I) war Besitzerin von Rydzewen (Kr. Oletzko), welches sie 1792 verkaufte.

Jagenteufel, von Windenburg, Pathe, 1734 (Nr. 215). *Prk.*

v. Katerszinsky, Lieutenant, Pathe 1737 (Nr. 189; Plikurren). *Prk.*

(I) Kleist. Der Lieut. Kleist ist 5. Mai 1733 nicht gestorben, sondern begraben.

(I) Klingbeil. Charlotte, älteste Tochter des Kgl. Land-Kammer-Raths Gottfried K., heirathet 1. Juli 1766 den Arrendator von Eckitten, Johann Jacob Sartorius.

(I) v. Kniazewitz, Friederike, heirathet 1. Juni 1826 den Leihbibliothekar Wilh. Steinbrecher. — Controlleur Otto Johann v. K. starb 16. Juli 1816, 55 J. alt, in Memel.

v. Knigge. 1700 Frau Baronesse v. K. Tfzgn. (siehe v. Wobeser). — 1700, 3. Novbr. Tfzgn. Frln. Baronesse Maria Loysa de Kniggin.

Kolbe, Kolb. 1736, 13. Decbr. Herr Gabriel Kolbe von Rumpischken, 73 J. alt, in der Litth. Kirche begr. Vergl. Franck.

(I) v. Koschkull. Die Wittwe v. K. heirathete 6. Oktobr. 1785 den Peter Johann Ernst v. Goes, welcher Landrath des Kgl. Poln. Piltenschen Kreises u. Erbherr der in demselben belegenen Waynodischen Güter war.

v. Kröchern. 1628, 19. Octbr. Leutnant Daniel v. K. als Pathe erwähnt.

v. Kruse. 1761, 10. Juni „ist des Hrn. Obristen Jürgen v. Kruse, Schiffs Capit. vom 1sten Range von d. Russ. Kays. Flotte,

Söhnlein v. 3½ Jahr an den Pocken gestorben u. den 12. ej. im Gewölbe der hies. teutschen Kirche begr."

v. Linden, gen. Rechenberg. 1786, 5. Febr. † Friedrich Casimir v. L., gen. R., gewesener Kgl. Preuss. Lieut, der sich seit 13 Jahren im Hofe Bachmann aufgehalten, 61 J. alt; auf dem Eckitter Kirchhof begr. Hinterläßt ein Frl. Schwester in Curland.

Lion. 1712, 24. Decbr. † der fremde Obristlieutenant Lion aus Livland; d. 28. interimistisch im Koschkull'schen Gewölbe beigesetzt.

v. Löthen siehe de Chapelle.

Mädersen. 1755. Christoph Ernst M., Prem. Lieut. bei dem Corps Artillerie, heir. Christiana Lovisa, älteste Tochter des Ingenieur Major Christian Rücker. Copul. 5. Febr.

v. Manstein, Major u. Commandant von Memel, reformirt, † 29. Octbr. 1790 am Schlage, 47 J. alt.

v. Manteuffel. 1675, 17. Juli ließ taufen „Hr. Zöge genannt Manteuffel aus Churland eine Tochter Anna Sybyllia [sic] Taufzeugen: Hr. Oberst v. Löbel, Rath, Gericht, Kaufmannszunft, Frau Oberstin v. Nolde.

v. May, 1760 Pathe bei einem Bauern (Nr. 175). *Prk.* (Wol vom russischen Militär.)

v. Mertens. 1739, 20. April Frau Lieut. v. M., geb. Rentel, in der Litth. Kirche begr.

1748, 8. Januar, heir. Lovisa Charlotta, einzige Tochter des Hrn. Gustav Ernst v. Mertens, den Joh. Heinr. Hoffmann, Bürger, Kauf- und Handelsmann.

v. Meyrentz. 1790, 6. Febr. † Frln. Sophia Charlotta v. M., beim Major v. Manstein, 49 J. alt.

v. Miltitz. 1763, 23. April † Hauptm. v. Miltiz an einer hartnäck. Obstruction u. den 26. auf dem Soldaten Kirchhoff more militari begraben. — Seine Wittwe heir. 1764 den Hptm. v. Wobeser (siehe d.)

(I) v. Mirbach. 1705, 28. April getraut Emmerich Johann v. M., Herr in Pusseneken u. Amlen [?] in Kurland, und Frln.

Juliana Eleonora, nachgelassene Tochter des Kgl. Obristen und Herrn auf Bassen u. Abaurhoff [?], David v. Bülau.

1769, 12. Juli „hor. 8 vesp. sind Sr. Excellence der Kgl. Poln. Würkl. Geheimde Rath, des Johanniter und St. Andreas Ordens Ritter Starost von Polangen Erbherr v. Laukozem und Lepaizen, Hr. Eberhard Christoph v. Mirbach, nachdem sie sich wegen der jetzig. Polnisch. Unruhen seit 9 Monath hieselbst aufgehalten, im 60. Jahre Ihres Alters, welches d. 17. Januar 1770 würde beschlossen worden seyn, mit Tode abgegangen u. den 17. ejusd. Abends still in dem Gewölbe der Stadt-Kirche bis zur weiteren Abführung nach Curland in dero Erb Begräbniß, beygesetzt worden".

(I) v. Morstein. 1774, 11. Juli † Louisa Albertina, Töchterlein des Hrn. Reinhold Heinrich v. M., p. t. Arrendatoris in Miszeiken, und seiner Ehegattin Maria Elisabeth, im 14. Jahr u. auf dem Miszeiker Kirchhof begr. — 1810, 8. März lassen tfn. Christoph Hagen, Stadtchirurgus, und Anna Regina, geb. v. Morstein.

(I) v. Müllenheim. 1766, 28. März † der Sohn Friedrich Arnold Carl des Hauptm. im Rgt. Puttkammer Carl Philipp v. M. und seiner Gemahlin Henriette Regina geb. v. Flörcke, 4 Mon. 22 Tage alt.

Mülverstädt, Joh. Carl, gewesener Lieutenant beim v. Rembowschen Füsil. Batl., heir. 31. Juli 1794 Wittwe Maria Elisabeth Schulz, geb. Gronau.

(I) Muttray. Maria, Tochter des Aeltermanns der Kaufmannschaft Mertin Mutteray, heirathet 29. Octbr. 1711 den Bürger, Kauf- und Handelsmann Christoph Kollack. Aber schon 15. Octbr. 1713 heirathet dieser wieder die Tochter Anna Catharina des verstorbenen Constantin v. Boemmeln. — In Thl. I, pg. 275, Zeile 15 von oben soll es statt „unvermählt" heißen: vermählt, ein Sohn.

(I) Nicastre. 1666, 11. Aug. getauft Tochter Agatha Henriette, 1670, 20. Febr. Tochter Maria Eleonora.

(I) v. Oginski. 1751. Samuel Christian v. O., Obristlieut. beim Rgt. l'Hospital, heir. Charlotte Dorothea v. Ostau, nachgelassene Tochter des Obristlieut. Fabian Albrecht v. Ostau. Procl. „ein vor allemahl" Dom. 4 p. Epiph. 1751. Copulirt in Königsberg. — 1752, 20. Decbr. Samuel Christoph [sic!] v. O., Kgl. Preuß. Obristlieut. „nach gehaltener Standrede in hies. Gewölbe beygesetzet".

(I) v. Orlietz fraglich, vielleicht v. Orlick. *v. M.*

v. Ostau, cf. v. Oginski.

Pascha. 1735, 10. Mai Frau Lieut. Pascha geb. Wessel more mil. auf dem Soldatenkirchhof begr. — 1739, 28. April Lieut. u. Platzmajor Caspar Adam Pascha, 72 J. alt, begr.

v. Penzig, Joh., Hptm., u. Ehefrau Albertine Charl. v. Losch, 4. Octbr. 1811 † Töchterchen Johanne Natalie, 10 Mon.

(I) v. Peirille. Der Lieutenant hieß Johann Carl Leopold Wilhelm v. P. (Poerille) u. stand beim v. Hausenschen Inf.-Reg.; er heirathete im März 1793 Anna Wilhelmine Caroline Bernis, Tochter des Kgl. Licent-Inspector Bernis. Reform. copul.

(I) Persode. André Persode de Domangeville, aus Lothringen, war 1724 Oberstleutnant, 1735 Oberst. (v. d. Oelsnitz.)

(I) v. Puttkammer. 1771 3. Juni „hies. Commandant, Obrister der Inf. u. Chef des hies. Regts, ein Freund Gottes und seiner Diener, 75 Jahr weniger 21 Tage alt, sanft und selig entschlafen u. den 11. in der Stadt Kirche im v. Rummelschen Erbbegr. begraben".

v. Puttlitz (Pudliz) Lieut., 1628 Pathe.

v. Rhaden, Cornet, 1685 Taufzeuge.

v. Rahn 1758, 13./24. Febr. † Lieut. v. Rahn „des hier in Garnison stehenden Permischen Regiments".

Reitenbach. 1735, 26. April, ist der Amtmann R. begraben [wo? ist nicht angegeben; eine dafür gelassene Lücke blieb unausgefüllt].

v. Retzdorf, Kriegsrath, 1751, (Nr. 186) Pathe bei Amtmann Friedrich Arnold. *Prk.*

(I) v. Roenne. im Taufbuch 1703, 25. Juni: Hrn. von Rönne T. Eleonora Gottliebe.

(I) Roerdansz. Ernst Joachim Beerbohm heir. 28. Juni 1759 die Tochter Anna Dorothea des verstorb. Rathsverwandten Heinr. Roerdansz. — 1773, 25. Febr. heirathet er zum zweiten Male u. zwar die Wittwe des Negotianten Gottlieb John in Kowno, Christina Gottliebe, geb. Frenzel. — 1774, 15. Juni, heir. Lorenz Lorck, „vornehmer Negotiant". Catharina Elisabeth, jüngste Tochter des [unlängst] verstorb. Negotianten Heinr. Roerdansz.

(I) v. Rosenberg. 1790, 1. Febr. † Wilhelm Heinrich Johann, Sohn des Hauptmanns u. Besitzers von Raddeilen, Sigismund Gustav v. R., 1½ J. alt. — Otto v. R. hatte Maria Wilhelmina v. Stempel, älteste Tochter des Gotthard v. Stempel auf Eckitten, am 20. Octbr. 1791 geheir. — Peter Carl Johann v. R. heir. 2. Juni 1819 Johanna Dorothea, Tochter des verstorb. Pfarrers in Tilsit Christoph Fröhlich.

v. Roth, Anton Christian, Capit. im 3. Kaiserl. russ. Jäger-Rgt., 30. Juli 1807 ertrunken im Hafen, 28 J. alt.

Rücker, Rückert, Christian, beim Ingenieur-Corps, siehe: Mädersen und v. Wedelstädt.

(I) v. Rummel. 1738, 13. Juli Frau Amalia Lovisa Baronesse Bondeli, Gemahlin des Lieut. Ewald v. R., mit 2 todtgeborenen Söhnen in der Stadtkiche begraben erster Classe. — 1766, 5. Juni, Abends 10 Uhr † „Hr. Ernst Christoph Hartwich v. Rummel, gewes. Kgl. Preuß. Obristlieut. bei dem v. Canitzisch. Rgt., auch ehemalig. Interims-Commendant de 1757, u. den 9. im v. Rummelschen Erbbegräbniß vor dem Altar beerdigt. Er war gebohren d. 7. Octbr. 1698 u. ist also alt worden 67 Jahre 7 Mon. 29 Tage. Er lebte in den letzten Jahren hier als ein Privater ordentlich und christl."

v. Rungen. 1761, 25. Aug. † Corporal v. R. „von der Russ. Garnison, ein Bruder des jetzigen Hrn. Platz Major".

v. Sacken, Ewald, verabschiedeter Lieut. v. Rgt. Bosniaken, 7. Febr. 1801 gest., 66 J. alt; den 14. begr. Hinterl. 1 Bruder.

v. Salmanow. 1762, 17. Febr. „die Frau Capitainin v. Salmanow, von hies. Russ. Kayserl. Garnison gestorben, welche sich durch tägl. Besuchen und Pflege der Preuß. krancken Kriegsgefangenen gleichfalls den Tod geholet, war Evangel. luther. Religion, den 19. ej. fun. gener. in der teutschen Stadt Kirche begraben. eine wahre Jüngerin Jesu".

v. Schaffstaedt. 1756, 27. Febr. † des Hrn. Obristlieut. v. Sch. Tochter, 1 Jahr weniger 17 Tage alt.

v. Schechta, Obristwachtmstr. beim Regt de l'Hospital 1750, siehe v. Hjelmburg.

Schleicher, Baron. 1722, 23. Novbr. „Ein fremder Schwed. Obrister still und gratis Armuths wegen begraben. *Nomen* Baron Ulrich Albrecht Schleicher."

v. Schlichting, Friedrich, † 13. Decbr. 1806 am Nervenfieber. Hinterl. Eltern in Heilsberg. 13 J. alt.

(I) v. Schlippenbach, Carl Ernst, Kgl. Preuß. Capitain v. d. Inf., heir. 1768, 8. Septbr., Anna Margaretha von den Brincken, des Friedr. Heinr. v. d. B. hinterlassene eheleibliche und des Otto Ernst v. d. B., Erbherrn des Guts Bangskorallen Pflegetochter. Copul. im Hofe Bangskorallen.

(I) Schlüter. 1738, 20. Juni, Obristlieut. Henrich Schlieter, 68 J. 8 Mon. alt, plötzlich gestorben u. am 24. solutis solvendis in Crottingen begraben.

v. Schmidtkow, Joh. Carl Aug. Wilh., Hptm. im Füs. Btl. 1807 vacant v. Wakenitz, 1809 v. Hamberger, u. Ehefrau Anna Charlotte Stoddert. 30. Septbr. 1807 † Söhnl. Friedr. Paul, 1 J.; 8. Jan. 1809 † Töchterl. Alexandrine Jeanette, 2 Mon.

Sennert. 1750, 27. April „ist Hr. Sennert ein Curländischer Prediger von beinahe 80 Jahren, welcher sich hieselbst als emeritus einige Jahre bey seinem Bruder aufgehalten, ge-

storben u. in der Litth. Kirche begraben worden, nachdem demselben eine Leichenrede gehalten worden".

Zur Berichtigung des v. Recke und Napiersky'schen Lexikons, wo 1749 als Todesjahr angegeben ist. S. war ein geborener Memeler, seit 1711 Prediger in Pilten.

(I) v. Springenfeld (nicht: Springerfeld) wurde 1785 Secondelieut. beim Hallmannschen Rgt. u. 1788 als Premier-Lieut. zum Depot-Batl. des Inf. Rgts. v. Wildau versetzt. *v. M.*

(I) v. Stempel. 1769, 12. Octbr. † George Wilhelm v. St., Schwiegervater des Hrn. v. Stempel auf Jacken, Kgl. Lieutenant, 73 J. alt, in Jacken und daselbst begraben. — 1821, 4. Aug. † Peter v. Stempel, 56 J., coelebs.

v. Tieffenbach. Carl Friedrich v. T., Dr. med. „und des Memelschen Creyses designirter Stadt- und Land-Physicus" heir. 18. Octbr. 1779 Carolina Amalia Sommer. Copul. in Pillau. — Er † 1800, d. 27. Febr., 56 J. alt, am Schlagfluß. Bei dieser Eintragung heißt er nur „Tieffenbach".

(I) v. Tiesenhausen. 1749, 22. März † Frau v. T. auf ihrem Gut Miszeiken u. ist den 10. April daselbst in ihrem Gewölbe begraben. — 1757, 28. Juli geb. Carl Gustav, Sohn des George Carl v. T. auf Miszeiken und 1. Gemahlin Anna Elisabeth geb. v. Goes. — v. T., Herr von Miszeiken, † 26. Decbr. 1757 in Garsden, wohin er wegen der Kriegsunruhen in Preußen geflüchtet war. — 1786, d. 4. Mai † Frln. Johanna Charlotta v. T., 40 J. alt; auf dem Goetzhöfer Kirchhof begraben. — 1786, d. 27. Juli † Frln. Hedwig Juliana v. T., 46 J. alt; auf dem Kirchhof vor dem Brückenthor begraben. Hinterläßt 2 verheirathete Schwestern. — Dorothea Eva v. T. war Gemahlin des am 28. Febr. 1782 verstorbenen Bürgermeisters von Memel Gottfried Meyer.

v. Trützschler, Major, Taufzeuge 7. Novbr. 1683.

Unger, Christian Gottlieb, geb. 26. März, getft. 30. März 1762, Sohn des Schneiders Joh. Andreas Unger, gest. 1838 als

Bürgermeister von Libau. Der Vater, Andreas U., stammte aus Goldap und wurde, 24 J. alt, 1757 in Memel Bürger.

v. Ustarbowski, Ernst Heinrich, Lieut. im Füs. Btl. v. Bergen, endet 13. Januar 1809 durch Selbstmord. Mutter in Pommern. 28 J.

Vater, Christoph, Lieutenant. Frau Maria N. N.; 1643 Sohn Christoph getauft. Tfzge. Major Jochim v. Möhlen. — 1692 Christoph V. Stadt-Messer.

(I) v. Vietinghof, Frau Anna Martha, Tfzgin. bei Wagenseil 1714. — 1719 wird das Gut Jacken „alias Vietinghofenhof" genannt.

v. Vogt. 1743 d. 14. April Capit. v. V. gest., den 16. begr.

Wagenseil. Gabriel W., 1674 oder 1675 zu Altorf geb., wol ein Sohn des Polyhistors und Professors Johann Christoph W. an der damaligen dortigen Univ., ist zu Königsberg am 26. October 1697 als „Gabriel Wagenseilius Altorffinus J. U. Licenciatus" inscribirt, wurde 8. Juni 1700 Mitglied der Kaufmannszunft zu Memel und Stadtsecretär zu Memel. 1723 war er außerdem auch Actuarius, Advocatus ordinarius und Präses vom Tranksteuer-Collegium. Ueber seine erste Ehe ist nur bekannt, daß derselben zwei Töchter: Barbara Elisabeth (geb. 9. Octbr. 1706) und Dorothea Charlotte (geb. 24. Mai 1708) entsprossen, und daß die Frau am 7. Juni 1711 begraben wurde. 1712, 24. Januar wurde er in Memel „auff Kgl. allergnädigsten Befehl einmahl vor allemahl im nahmen Gottes proclamiret" und am 4. Februar in Königsberg getraut mit Maria Dorothea, ältesten Tochter des verstorbenen Dr. med. und Prof. public. ordin. Philipp Jakob Hartmann in Königsberg. Kinder:

1712, 8. Decbr. Philipp Jakob (Septbr. 1728 zu Königsberg immatriculirt),

1714, 31. Jan. Maria Sophia,

1714, 30. Decbr. Johann Christoph (Pathen: Martin Sylvester Grabe, Kgl. Rath, Leibmedicus u. Bibliothekar; Capitän-Lieut. v. Grothusen; Frau Anna Martha v. Vietinghof),

1717, 1. Januar Helena Dorothea,

1718, 28. Aug. Benigna,

1719, 7. Septbr. Joh. Wilhelm,

1721, 8. März Carl Friedrich (2. Mai 1741 zu Königsberg immatriculirt) und 28. Decbr. eine Tochter Theodora, welche am selben Tage starb,

1723, 12. Octbr. Barbara Dorothea.

Außerdem ist Octbr. 1722 Daniel Wilhelm W. zu Königsberg immatriculirt, wol ein Sohn erster Ehe; als jur. cand. repet. 7. Aug. 1738 (Matrikel).

Ueber den Tod des Gabriel W. sagt das Kirchenbuch: „3. Juli 1731 Post-Secretär Gabriel Wagenseil in der litth. Kirche still begraben“. Danach hätte er seine 1723 genannten Aemter in späterer Zeit aufgegeben.

v. Walter. 1790, 16. April † Aurelia Justina, Tochter des Hauptmanns Carl Anton v. W. und seiner Gemahlin Charlotta geb. Wahn, $^{3}/_{4}$ J. alt.

(I) v. Wangenheim. Die 1791 geb. Tochter Friderike heirathete den kathol. Matrosen Stanislaus Aranowitz; 5. Juni 1814 wurde ihnen e. Sohn Wilh. August geb. Sie wird dabei nur „Wangenheim“ genannt.

v. Wedell, George Wilhelm, Hptm. a. D., starb, 55 J. alt, 15. März 1827.

v. Wedelstaedt. 1768, 30. Aug., heirathet Georg Anton v. W., Lieut. im Rgt. Puttkammer, Charlotte Johanna Sophia, jüngste Tochter des Obristwachtmstr. beim Ingenieur-Corps Christian Rückert.

Wessel, Daniel, 1665 Wybranzen-Capitain.

v. Wismann, Georg Wilhelm Ferdinand, ertrank, 17 J. alt, am 4. Juli 1799.

v. Wittke. 1776, 10. Juni † das 1 Jahr alte Söhnchen Joh. Wilhelm Ferdinand des Capitains im Rgt. v. Hallmann Franz Mathes v. W. und seiner Gemahlin Albertina Lovisa geb. v. Grabowski.

v. Wobersnow. 1770, 2. März „ist der Obristlieut. Georg Joachim v. W., welcher vormahls bey hiesig. Rgt. gestanden, 74 J. alt am Schlagfluß gestorben u. den 6. auf dem Soldatenkirchhof still begraben". Er stand 1750 als Hauptmann beim Rgt. de l'Hospital.

(I) v. Wobeser. 1700, 14. Novbr. get. des Hptm. v. W. Sohn Carl Ludwig. Tfzgn. Gouverneur, Commandant, Obristwachtmstr. v. Rommel [Rummel], Frau Baronessin v. Knigge. — 1764. Johann Nicolaus v. W., Capitain beim Rgt. v. Puttkammer, heir. Frau Louisa Christiana geb. v. Schivelstein, des Capitains bei genanntem Rgt. August Leberecht v. Miltiz Wittwe. Copul. 5. Juli im Hause.

v. Wrancke. 1784, 14. Mai † Carl Otto Friedrich, Sohn des früheren Lieut., jetzigen Licent-Controlleurs Otto Ludwig v. W. und s. Gemahlin Sophia Dorothea geb. Poltzien, $1^1/_4$ J. alt. (Bekanntes westpreuß. Adelsgeschlecht.)

(I) Zedmer. 1749, 3. Octbr. starb Frau Juliane, geb. v. Bömmel, Wittwe des Hptm. Zedmer, im 69 Jahre; am 13. im Gewölbe der Stadtkirche beerdigt.

v. Ziegler. Kriegsrath, 1760 (Nr. 153) Pathe bei Amtmann Friedrich Arnold. *Prk.*

v. Zollen. 1617 Wilhelm von (van?) Zollen Taufzeuge am 22. Aug.; 1618, 12. März Wilhelm von Zollen jun. Tfzge. Ob identisch mit Wilhelm v. Zellen, auf dessen Hochzeit 1619 ein Lied gedruckt ist? (cf. Altpr. Monatsschr. IV, pg. 433, Anm.); oder ist dort „Zellen" ein Druckfehler für „Zollen"?

(I) v. Vogel. 1781 d. 20. Juli † Frau Juliana Friderica Carolina de Vernon, geb. de Vogel, uxor des hies. Stadt-Inspectoris Hrn. Peter de Vernon [Verf. e. französ. Grammatik], 44 J. alt an der Schwindsucht und den 23. ejusd. in poln. Crottingen begraben [also katholisch]. Hinterl. den Hrn. Witwer, 1 Tochter u. 3 Söhne.

Kants gesammelte Schriften.

Akademieausgabe.

Band II.

Von

Otto Schöndörffer.

Der zweite Band der Werke enthält die zweite Hälfte der vorkritischen Schriften aus den Jahren 1757—1777. Es sind 17 Abhandlungen, die von vier Herausgebern ediert sind, und zwar: 1. Entwurf und Ankündigung eines Collegii der physischen Geographie. 1757, herausgegeben von Paul Gedan. 2. Neuer Lehrbegriff der Bewegung und Ruhe. 1758. 3. Versuch einiger Betrachtungen über den Optimismus. 1759, beides herausgegeben von Kurd Lasswitz. 4. Gedanken bei dem frühzeitigen Ableben des Herrn Johann Friedrich von Funk. 1760, herausgegeben von Paul Menzer. 5. Die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren. 1762, herausgegeben von Kurd Lasswitz, mit einer Einleitung von P. Menzer. 6. Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes. 1763 von P. Menzer. 7. Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen. 1763 von K. Lasswitz. 8. Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. 1764 von P. Menzer. 9. Versuch über die Krankheiten des Kopfes. 1764 von Max Köhler. 10. Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und der Moral. 1764, herausgegeben von K. Lasswitz, mit einer Einleitung von P. Menzer. 11. M. Immanuel Kants Nachricht von der Einrichtung seiner Vorlesungen in dem Winterhalbenjahre von 1765—1766, herausgegeben von K. Lasswitz. 12. Träume eines Geistersehers,

erläutert durch Träume der Metaphysik. 1766, herausgegeben von P. Menzer. 13. Von dem ersten Grunde des Unterschiedes der Gegenden im Raume. 1768, herausgegeben von K. Lasswitz. 14. De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis. 1770, herausgegeben von Erich Adickes, (das Lesartenverzeichnis ist von Emil Thomas). 15. Recension von Moscatis Schrift. 1771, herausgegeben von K. Lasswitz. 16. Von den verschiedenen Racen der Menschen. 1775, herausgegeben von M. Köhler und endlich 17. Zwei Aufsätze, das Philanthropin betreffend. 1776 bis 1777, herausgegeben von P. Menzer.

Die erste Schrift, Entwurf und Ankündigung eines Collegii der physischen Geographie etc., deren Datierung durch den von E. Arnoldt (Kritische Exkurse im Gebiete der Kantforschung. 1894. S. 285) mitgeteilten Zensurvermerk vom 13. April 1757 sichergestellt ist, ist zum ersten Male nach einem Originaldruck, aus dem Paulus-Museum in Worms, ediert. Dieser enthält auch die Kolleganzeige, die in den früheren Ausgaben fehlte, und durch diese wird das Verzeichnis der uns bisher bekannt gewordenen Vorlesungen Kants vervollständigt.

Interessant ist die Briefstelle, die bei Gelegenheit der Abhandlung „Versuch einiger Betrachtungen über den Optimismus" neu veröffentlicht wird. Sie ist einem Briefe Kants an Lindner vom 28. Oktober 1759 entnommen, der der Redaktion der Akademieausgabe erst jetzt zugegangen ist. Kant äußert sich hier in äußerst charakteristischer Weise über den Herrn Magister Weymann, den Verfasser der Dissertation „De mundo non optimo". Die bekannte Parallelstelle dazu aus dem Briefe Hamanns an Lindner vom 12. Oktober 1759 (vgl. Hamanns Schriften und Briefe herausgegeben von M. Petri. 1872. Band I, S. 257) hätte in der Einleitung wohl auch wenigstens zitiert werden können.

Bei dem Trostschreiben gelegentlich des frühzeitigen Ablebens des Herrn J. F. v. Funk, von dem es noch in der Einleitung in die Abteilung der Werke der Akademieausgabe, Band I, S. 508, heißt, daß es die einzige Schrift Kants sei, bei

der man den Originaldruck nicht habe auffinden können, ist es in letzter Stunde doch noch gelungen, einen solchen zu benutzen. Er stammt aus dem Besitz des Kurländischen Provinzial-Museums in Mitau und A. Warda hat den Herausgeber auf ihn hingewiesen. — Zu dem in der Einleitung angegebenen Neudruck hätte der in der Beilage zu Nr. 280 der Königsberger Zeitung vom 28. November 1832 noch hinzugefügt werden können, der allerdings nicht ganz vollständig ist.

Bei den folgenden sechs Schriften war es schwierig, eine genaue Datierung zu geben. Ist doch ihre chronologische Reihenfolge heftig umstritten worden. Sie scheint mir in der vorliegenden Ausgabe ziemlich sicher klargelegt zu sein und ist folgende:

1. Die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren, Beginn des Wintersemesters 1762/63.

2. „Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes" erschien in der zweiten Hälfte des Dezember 1762.

3. Versuch den Begriff der negativen Größen etc. Der Zensurvermerk datiert vom 3. Juni 1763.

4. Betrachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. Zensurvermerk vom 8. Oktober 1763.

5. „Versuch über die Krankheiten des Kopfes" in den Königsbergschen Gelehrten und Politischen Zeitungen vom 13.—27. Februar 1764 erschienen.

6. „Untersuchungen über die Deutlichkeit der Grundsätze etc." Als Preisschrift eingereicht am 31. Dezember 1762. Am 2. Juni 1763 war die Preisverteilung, und erst am 16. Mai 1764 berichtete Hamann an Lindner: „Die akademischen Preis- und Wettschriften . . . . sind angekommen. (Vgl. Hamanns Schriften und Briefe. 1872. Band II, S. 309).

Die letztgenannte Schrift gehört also ihrer Fertigstellung nach gleich hinter „Den einzig möglichen Beweisgrund etc." Schade ist es, daß in die Ausgabe die von A. Warda, dem wir schon so manche wertvolle Entdeckung auf diesem Gebiete ver-

danken, erst vor kurzem gefundene Rezension Kants „von Silberschlags Erklärung der vor einigen Jahren erschienenen Sonnenkugel“ (vgl. Königsberger Hartungsche Zeitung 5. September 1905. Beilage zu Nr. 416 der Abendausgabe) nicht mehr aufgenommen werden konnte. Sie erschien im 15. Stück der „Königsbergschen Gelehrten und Politischen Zeitungen“ am 23. März 1764, gehört also der Zeit nach hinter den „Versuch über die Krankheiten des Kopfes.“

Von der Abhandlung „Versuch, den Begriff der negativen Größen etc.“ lagen mir zufällig zwei Originaldrucke vor, beide in Königsberg bei Johann Jacob Kanter 1763 erschienen. Bei genauerer Vergleichung ergaben sie sich jedoch als verschieden. Auch Titel- und Schlußvignette weichen von einander ab. Der eine, nennen wir ihn A^1, zeigt auf dem Titel in der Mitte der Vignette ein Pack Bücher, vorn bezeichnet mit den Buchstaben: J. J. K. und darunter Libri. Auf diesen Büchern liegt ein Merkursstab und über ihnen schweben zwei Füllhörner, aus denen Segen auf sie herabträufelt. Links davon befinden sich ein Baum, ragendes Gemäuer und eine strahlende Sonne, rechts mehrere Säulen usw. Die andere Ausgabe A^2 dagegen hat auf dem Titel in der Mitte einer blumenbewachsenen Flur einen Baum, der von Bienen umschwirrt wird. Diesem Titelblatt ist noch vorgeheftet ein Brustbild des großen Kurfürsten, das nach der Umschrift von F. C. Krüger im Jahre 1795 (!) verfertigt ist. Die Seitenzahlen beider Ausgaben stimmen überein; nur ein paar Anmerkungen verteilen sich in den beiden Ausgaben verschieden auf die einzelnen Seiten. Die mit A^2 bezeichnete Ausgabe halte ich für die spätere. Das Bild des großen Kurfürsten aus dem Jahre 1795 läßt schon darauf schließen. Außerdem fehlt auf S. 3 eine ganze Reihe, was den Sinn des betreffenden Satzes natürlich erheblich stört. Auf eine weitere Vergleichung lasse ich mich hier nicht ein. Merkwürdigerweise scheint nun aber der Herausgeber dieser Schrift in der Akademieausgabe noch eine dritte Ausgabe als Vorlage benutzt zu haben, denn einige Fehler, die die mir vorliegenden Drucke gemeinsam haben,

werden in dem Lesartenverzeichnis nicht vermerkt. Ich notiere nur folgendes:

177,15 haben A[1] und A[2]: „im" statt: „ihm".
183,3 „ „ „ „ „Beziehungsfehler" statt: „Begehungsfehler".
183,12 „ „ „ „ „denjenigen" statt: „demjenigen".

So existieren also wohl von dieser Schrift drei verschiedene Drucke, die alle dieselbe Jahreszahl tragen.

Kants Raisonnement über den sogenannten Ziegenpropheten in die Anmerkungen zu verweisen, scheint mir nicht richtig. Es bleibt doch immer, so kurz und unwesentlich es auch sein mag, von Kant verfaßt. Mindestens aber hätte man es im Inhaltsverzeichnis mitvermerken sollen. Ohne das kann jemand, der die Ausgabe nicht genau kennt, lange danach suchen.

Daß der dritte der das Philanthropin betreffenden Aufsätze, den R. Reicke in seinen Kantiana (Königsberg 1860) S. 76—81 als von Kant herrührend hat abdrucken lassen, nicht von Kant verfaßt ist, habe ich schon in meinem Referat über den ersten Band von Kants Briefwechsel (Altpr. Monatsschr. Bd. 37. S. 461 f.) wahrscheinlich gemacht. Inbetreff des zweiten hat auch mich der Augenschein — Herr Prof. R. Reicke war so freundlich, mir das Manuskript zu zeigen — an Kants Autorschaft nicht länger zweifeln lassen.

Was endlich die Druckfehler und Textveränderungen in dem vorliegenden zweiten Bande der Akademieausgabe betrifft, so habe ich verhältnismäßig außerordentlich wenig zu bemerken. Der Band ist mit ganz besonderer, höchst anzuerkennender Sorgfalt gedruckt, wie denn überhaupt alles in ihm mit peinlicher Akribie durchgearbeitet ist.

Von Druckfehlern sind mir nur die folgenden, ganz unwesentlichen aufgefallen:

101,22: Ubereinstimmung statt: Übereinstimmung.
103,16: bewunderswürdig „ bewundernswürdig.
140,11: dageegn „ dagegen.
382,24: Anwenduug „ Anwendung.

395,$_{9}$: autor statt: autem.
484: 249,$_{12}$ Vorzügeu " Vorzügen.
493: out balancé " ont balancé.

In bezug auf den Text mache ich folgende Notizen:

59,$_{21}$ f. Ist die Lesart: „Die Verabsäumung solcher Betrachtungen hat einen berühmten Gelehrten veranlaßt, den Thieren deutliche Begriffe zuzustehn" haltbar?

173,$_{2}$ ff. „Ein Schiff reise von Portugal aus nach Brasilien. Man bezeichne alle die Strecken, die es mit dem Morgenwinde thut, mit + und die, so es durch den Abendwind zurücklegt, mit —. Die Zahlen selbst sollen Meilen bedeuten. So ist die Fahrt in sieben Tagen + 12 + 7 — 3 — 5 + 8 = 19 Meilen, die es nach Westen gekommen ist." Hier scheint mir mit Rücksicht auf die 5 Zahlenangaben nicht in 7 Tagen, sondern in 5 Tagen gelesen werden zu müssen.

177,$_{30}$. „Man könnte hier auf die Gedanken kommen, daß o—A noch ein Fall sei, der hier ausgelassen worden." Ich würde verändern: auf den Gedanken.

235,$_{1}$ ff. „Die edle Eigenschaften dieses Geschlechts . . . . kündigen sich durch nichts deutlicher und sicherer an als durch die Bescheidenheit einer Art von edler Einfalt und Naivetät bei großen Vorzügen." Ich verbessere: Bescheidenheit, eine Art etc.

313,$_{18}$. „Zum wenigsten kann es einem Gelehrten nicht angenehm sein, sich öfters in der Verlegenheit zu sehen, worin sich der Redner Isokrates befand, welcher, als man ihn in einer Gesellschaft aufmunterte, doch auch etwas zu sprechen, sagen mußte: Was ich weiß, schickt sich nicht, und was sich schickt, weiß ich nicht." Da in diesem Bande, im Gegensatz zu den früheren, dankenswerter Weise die Herkunft der Zitate aus den alten Klassikern angegeben ist, so hätte man das auch hier tun können, zumal E. Arnoldt in den Kritischen Exkursen (1894) S. 326 die Quelle zitiert hat: Plutarch (Stereot. Ausg. Leipz. Tauchnitz 1829. Tom. V. Moralia. p. 144. Orator. Vit.): *ἑστιώμενος δέ ποτε παρὰ Νικοκρέοντι, τῷ Κύπρου τυράννῳ, προτρε-*

πομένων αὐτὸν τῶν παρόντων διαλεχθῆναι, ἔφη· Οἷς μὲν ἐγὼ δεινός, οὐχ ὁ νῦν καιρός, οἷς δὲ ὁ νῦν καιρός, οὐκ ἐγὼ δεινός.

337,10 ff. „. . . Da des Menschen Obliegenheit nur ist, von dem göttlichen Willen zu urtheilen aus der Wohlgereimtheit, die er wirklich in der Welt wahrnimmt, oder welche er nach der Regel der Analogie gemäß der Naturordnung darin vermuthen kann, nicht aber nach dem Entwurfe seiner eigenen Weisheit .... befugt ist, neue und willkürliche Anordnungen . . . zu ersinnen." Nach der Konstruktion des Satzes muß hier hinter „vermuthen kann", ein „er" eingeschoben werden. Freilich wird Kant das wohl selbst ausgelassen haben.

344,18 ff. „Hierbei wird es sehr wahrscheinlich, daß unsere Seele das empfundene Objekt dahin in ihrer Vorstellung versetze, wo die verschiedene Richtungslinien des Eindrucks, die dasselbe gemacht hat, wenn sie fortgezogen werden, zusammenstoßen." Besser ist: des Eindrucks, den dasselbe gemacht hat.

Die Trennung der Präposition gegenüber in ihre beiden Bestandteile ist uns aus Goethe geläufig (z. B. Ital. Reise S. 118 „Gegen uns über im Palast Rondanini steht eine Medusenmaske"; oder W. u. D. S. 154. „Der jüngere Vetter, gegen uns über am Schiefertische sitzend." Stuttg. Cotta 1876.), daher hätte 382,7 der überlieferte Text „auf eine gegen ihr übergestellte Tafel" nicht verändert werden sollen.

Das ist alles, was ich zu notieren habe. Man sieht, es ist wenig und unbedeutend genug. Die Herausgeber haben alle, was durchaus anzuerkennen ist, den überlieferten Text möglichst wenig geändert und sind in vielen Fällen der bewährten philologischen Regel: von zwei verschiedenen Lesarten pflegt die ungewöhnlichere die richtige zu sein, gefolgt. Ob das freilich auch in dem Satze: 242,12 „Was man aber wider den Dank der Natur macht, das macht man jederzeit schlecht", wo die zweite Lesart „Gang" statt „Dank" ist, angänglich war, ist mir doch zweifelhaft.

Mitteilungen und Anhang.

Universitäts-Chronik 1905.

26. Mai. Med. I.-D. von **Hugo Zade** (aus Berlin): Aus d. Kgl. Chirurg. Universitätsklinik zu Königsberg i. Pr. Ueber postoperativen Arterio-Mesenterialen Darmverschluß an der Duodeno-Jejunalgrenze und seinen Zusammenhang mit akuter Magendilatation. Tübingen, Laupp jr. [S.-Abdr. aus Beitr. zur klinisch. Chirurgie. XLVI. Bd. 2. Hft.] (2 Bl. 19 S. 8⁰.)

25. Juli. Phil. I.-D. von **Eva Johnston,** Americana: De Sermone Terentiano quaestiones duae. Regimonti. Hartung. (1 Bl. 74 S. 8⁰.)

27. Juli. Jur. I.-D. von **Siegfried von der Trenck,** Referendar a. Kgl. Landgericht zu Insterburg (aus Königsberg): Die naturalis obligatio im B. G. B. Kgsbg. Herrmann. (112 S. 8⁰.)

29. Juli. Mit Genehmig. der med. Fak. . . . wird . . . Dr. med. **Otto Voss,** Stabsarzt . . . seine öffentl. Antrittsvorlesung üb. „Die functionelle Prüfung des Gehörorgans" halten . . . Kgsbg. Kümmel. (2 Bl. 4⁰.)

31. Juli. Med. I.-D. von **Arthur Titius**, Anstaltsarzt a. d. Provinz-Irren-, Heil- u. Pflegeanstalt Allenberg (aus Neumark i. Westpr.): Aus d. Kgl. Univ. Irrenklinik u. d. Prov.-Irren-Heil- u. Pflegeanst. Allenberg. Ueber eine eigenartige Form der jugendlichen Paralyse. Kgsbg. Kümmel (27 S. 8⁰.)

2. Aug. Phil. I.-D. von **Uri Urinsohn** aus Dubrowno (Rußland): Ueber die Einwirkung von Brom auf Paraoxybenzoesäure. Kgsbg. Leupold. (2 Bl. 40 S. 8⁰.)

3. Aug. Phil. I.-D. von **Franz Schwarz** aus Schlawe i. Pomm.: Cynewulfs Anteil am Christ. Eine metrische Untersuchung. Kgsbg. Hartung. (2 Bl. 107 S. 8⁰.)

— — Med. I.-D. von **Hubert Schlesiger**, prakt. Arzt in Mehlsack (aus Hermsdorf, Kr. Allenstein.): Aus d. Kgl. Univ.-Frauenklinik in Königsberg i. Pr. Zur Statistik der Eklampsie. Kgsbg. Kümmel. (59 S. 8⁰.)

4. Aug. Phil. I.-D. von **Jozef Edmund von Wolosewicz** (aus Radziwilow, Rußl.): Die quantitative Bestimmung des Stickstoffs der Eiweißstoffe und deren Trennung von anderen stickstoffhaltigen Verbindungen der Nahrungs- und Futtermittel. Kgsbg. Jaeger. (57 S. 8⁰.)

7. Aug. Med. I.-D. von **Max Meyer Karlin** aus Dwinsk (Dünaburg i. Rußl.): Aus d. Kgl. anatom. Institut zu Königsberg i. Pr. Die geschichtliche Entwicklung unserer Kenntnisse vom Baue des Gehörorganes. Kgsbg. L. Beerwald. (75 S. 8⁰.)

— — Med. I.-D. von **E. Lack**, Assistenzarzt d. Kgl. Poliklinik f. Hautkrankheiten (aus Sdorren, Ostpr.): Aus d. Kgl. Poliklinik f. Hautkrankheiten in Königsberg i. Pr. Beitrag zur Lehre von der Hautdiphtherie. Kgsbg. (47 S. 8⁰.)

7. Aug. Med. I.-D. von **Wilhelm Klein**, Arzt (aus Zempelburg, Westpr.): Aus d. Klinik u. Poliklinik für Hals-, Nasen- u. Ohrenkranke d. Hrn. Prof. Gerber-Königsberg i. Pr. Die Operationsmethoden der Stirnhöhlenentzündungen nebst Mitteilung von 13 nach Killian operierten Fällen. Kgsbg. Karg & Manneck. (67 S. 8⁰.)

8. Aug. Phil. I.-D. von **Willy Kaminski** (aus Waltersdorf, Kr. Heiligenbeil): Ueber Immanuel Kants Schriften zur physischen Geographie. Ein Beitrag zur Methodik der Erdkunde. Kgsbg. Jaeger. (79 S. 8⁰.)

14. Aug. Med. I.-D. von **Gerhart Tiesler**, Assistenzarzt der äußeren Abteilung d. städt. Krankenanstalt zu Kgsbg. i. Pr. (aus Nikolaiken, Kr. Sensburg): Tuberkulose und Schwangerschaft. Kgsbg. Kümmel. (80 S. 8⁰.)

15. Aug. Phil. I.-D. von **Walter Bergau**, Hilfsassistenten am chem. Laborat. d. Kgl. Albert.-Univ. (aus Elbing): Ueber Acetylendicarbonsäure u. Tribrombernsteinsäure. Kgsbg. Leupold. (1 Bl. 49 S. 8⁰.)

— — Phil. I.-D. von **Fritz Schultze**, Oberleut. a. D. aus Berlin. Ueber die Einwirkung von Halogenen auf Salicylsäure in alkalischer Lösung. Kgsbg. ebd. (2 Bl. 59 S. 8⁰.)

— — Phil. I.-D. von **Paul Ulrich**, Assistent am landwirtschaftlichen Institut d. Universität (aus Gallehnen, Kr. Pr. Eylau): Ueber die Durchführung und den Wert der agronomischen Bodenuntersuchung und -Kartierung. Kgsbg. ebd. (2 Bl. 31 S. m. 3 Bodenkarten. 8⁰.)

4. Sept. Med. I.-D. von **Paul Kahlweiss**, prakt. Arzt aus Braunsberg Ostpr.: Zur Casuistik der Bindehautverwertung. Kgsbg. Kümmel. (73 S. 8⁰.)

24. Sept. Q. D. O. M. F. F. E. J. . . . viro doctissimo et clarissimo **Ernesto Neumann** Regim. **Honoris Causa** Doctori scientiae naturalis anatomiae pathologicae in Acad. Albert. Prof. P. O. nunc a legendi officio liberato summorum ordinum complurium equiti qui in Acad. Albert. per multa lustra egregia discipulorum instructione theoretica et practica eorum gratiam amoremque collegarum reverentiam et admirationem nactus et vitam normalem aegrotamque assidue investigans eximiis inventionibus de scientia medica optime meritus est summos in medicina chirurgia et arte obstetricia honores ante hos quinquaginta annos die XXIV. Mensis Septembris in eum collatos gratulabundus renovavit Herm. Kuhnt Med. Dr. Prof. P. O. ord. med. h. t. Decanus. Reg. Pruss. ibid. (Diplom.)

21. Okt. Med. I.-D. von **Kurt Pietsch**, Oberarzt (aus Groß-Hartmannsdorf. Kr. Bunzlau): Die moderne Narkose. Kgsbg. ebd. (87 S. 8⁰.)

25. Okt. Q. D. O. M. F. F. E. J. . . . ordo medic. viro illustrissimo **Carolo Menzel** Silesio a consiliis medicis qui per decem lustra artis medicae decus fuit summos in medicina chirurgia et arte obstetricia honores cum iuribus et privilegiis Doctorum medicinae et chirurgiae ante hos quinquaginta annos d. XIII. M. Martii a MDCCCLV instaurat atque confirmat in cuius rei fidem solemne hoc Diploma ei datum et sigillo ordinis med. maior munitum est a Hermanno Kuhnt med. Dr. Prof. P. Ord. med. h. t. Decanus. Regim. Pruss. ibid. (Diplom.)

27. Okt. Phil. I.-D. von **Max Dannenberg** aus Ludwigswalde: Die Verwendung des biblischen Stoffes von David und Bathseba im englischen Drama. (G. Peele: David and Bethsabe; Ch. W. Wynne: David and Bathshua; St. Phillips: The sin of David.) Kgsbg. Hartung. (2 Bl. 71 S. 8⁰.)

16. Nov. Med. I.-D. von **Georg Schlomann** Arzt (aus Schirwindt, Ostpr.): Ueber paraureterale Lymphcysten. Mit einer Tafel. Kgsbg. Karg & Manneck. (31 S. 8⁰.)

25. Nov. Med. I.-D. von **Willibald Lösener**, Oberstabsarzt u. Regimentsarzt (aus Potsdam): Ueber Trinkwasser und Wasserversorgungsanlagen. Kgsbg. Kümmel. (63 S. 8⁰.)

6. Dez. Med. I.-D. von **Paul Mulzer** (aus Ludwigstadt in Oberfranken): Aus d. Laborat. d. Kgl. Universitätsklinik f. Haut- u. Geschlechtskrankheiten zu Berlin (Prof. Dr. E. Lesser). Ueber das Vorkommen von Spirochaeten bei syphilitischen u. anderen Krankheitsprodukten. Kgsbg. ebd. (27 S. 8°.)

21. Dez. Mit Genehmig. d. philos. Fak. . . . wird . . . Dr. phil. **Wilh. Stolze** . . . seine öffentl. Antrittsvorl. üb. „Die Entstehung des deutschen Bauernkrieges" halten. Kgsbg. Hartung. (2 Bl. 4°.)
Phil. I.-D. von **Georg Siebert** aus Coepenik (Kr. Teltow): Untersuchungen über An Apology for Lollard Doctrines, einen Wycliffe zugeschriebenen Traktat. Charlottenburg, Broditz. (2 Bl. 51 S. 8°.)

Nr. 153. Amtliches Verzeichnis des Personals und der Studierenden d. Kgl. Albertus-Univ. . . . für d. Winter-Semester 1905/6. Königsberg. Hartung. (50 S. 8°). 146 (13 theol., 11 jur., 51 med., 71 phil.) Dozenten, 6 sonst. akad. Lehrer; 1004 (62 theol., 365 jur., 167 med., 410 phil.) Studierende und 85 nicht immatrikulationsfähige zum Hören berechtigte Pers. einschl. 101 Hörerinnen, zus. 186 Berechtigte.
Chronik der Königl. Albertus-Univ. . . . f. d. Studienjahr 1904/05. Kgsbg. ebd. (64 S. 8°.)

Lyceum Hosianum in Braunsberg 1905 und 1906.

Verzeichnis der Vorlesungen am Königl. Lyceum Hosianum zu Braunsberg im Winter-Semester 1905/6. [Rektor vom 15. X. 1905 bis 15. X. 1908: Dr. Anton Kranich o. ö. Prof.]. Inhalt: Ein aegyptischer christlicher Grabstein mit Inschrift aus der griechischen Liturgie im Königl. Lyceum Hosianum zu Braunsberg u. ähnliche Denkmäler in auswärtigen Museen. I. Teil. Von Prof. Dr. **W. Weissbrodt.** (S. 3—26 m. Lichtdruck). II. Verzeich. d. Vorles. (S. 27—28). III. Institute. (S. 28). Braunsberg. Heyne's Bchdr. (G. Riebensahm). (28 S. 4°.)

Autoren-Register.

Sach-Register.

Buchdruckerei R. Leupold, Königsberg i. Pr.



Heft 1 und 2 des neuen Jahrgangs erscheinen als Doppelheft im April.

Der Herausgeber.

